

**Walther Lund.**  
**Erinnerungen aus dem**  
**Leben**  
**eines Schriftstellers.**

Von

**Philipp Galen.**

Verlag von Christian Ernst Kollmann.  
Leipzig 1858.

## EINLEITUNG.

Der freundliche Leser, der uns schon an so manchen Ort dieser schönen Gotteserde willig und aufmerksam begleitet hat, folge uns diesmal in eine Gegend, die wir ihm treuer und genauer bezeichnen können, als irgend eine andere zuvor; denn wir müssen ihm vertraulich eröffnen, daß unser Fuß unzählige Male die Stätten selbst betrat, zu denen wir ihn sogleich führen werden, und daß unser Herz noch heute von den wonnevollen Eindrücken einer strebsamen Jugend überfällt ist, die wie daselbst zu verleben und genießen so glücklich waren. –

Wie eine grüne Vase in der sandigen Wüste, prangt das reizende Havelland mit seinen Inseln, Seen und Hügeln aus den öden Steppen der Mark uns entgegen; weit hinaus lächelt jener sanft fließende und ewig blau schimmernde Fluß dem von irgend einer Höhe herniederschauenden Auge zu. Da liegt die schöne Havelresidenz, ruhig und sicher auf ihrer festgegründeten Insel, die Wohnung und der Stolz so vieler ruhmreicher Könige, die in ihren Mauern zurückgezogen, aber umso weiser und glücklicher lebten, da liegt sie mit ihren breiten, geraden und wohlgebauten Straßen, ihren herrlichen Thürmen, Kuppeln und Schlössern und dehnt weit nach allen Seiten ihren Glanz und ihren Reichthum in unabsehbarer Fülle aus.

Freilich – denn warum sollten wir die Wahrheit verschweigen, die längst und allgemein anerkannt ist – über

die Bewohner dieser Stadt, ihren wandelbaren Geist, ihre Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, über ihre eigenthümliche Geselligkeit und die Sonderung ihrer Interessen und Genüsse ließe sich Manches sagen, was auf das Leben darin einen trübenden Schatten zu werfen vermöchte; aber wir haben es hier nicht mit den künstlich verzärtelten Menschen der Stadt, sondern nur mit der unverfälschten, makellosen Natur in ihren Umgebungen zu thun, und gegen diese ist wahrlich Nichts zu sagen. Ueber sie hat das Füllhorn göttlicher Segnung einen Glanz und einen Liebreiz ausgegossen, den die Götter dieser Erde, eine Reihe kunstsinniger und wohlwollender Fürsten, durch zahllose Schöpfungen zu vervollkommen, ein ganzes Jahrhundert lang sich nicht vergebens bemüht haben. Und so sehen wir dort in jetzigen Tagen ein fast vollendetes Ganzes vor unseren Augen, dem schwerlich etwas Aehnliches an die Seite zu setzen sein dürfte. Denn weit vor allen Thoren dehnen sich die blühenden Gärten, auf allen Hügeln prangen die Denkmäler irdischer Macht und Größe, und was kunstverständige Menschen Schönes erdenken und geschickte Hände vollführen können, das leuchtet in königlicher Pracht und künstlerischer Vollendung uns von allen Ecken und Enden entgegen.

Wenn wir in unserer anspruchslosen Stellung und in unserem einfachen Urtheile entscheiden sollten, was uns mehr entzückte in diesem paradisischem Garten, das Künstliche oder das Natürliche – in der That, wir würden uns zu Gunsten des letzteren erklären müsset; denn es

läßt sich nicht längnen, so viel die Kunst des Neuren geschaffen und gezaubert hat, die Natur hat das Meiste und Wichtigste zuvor gethan. Wohl kann ein reicher Mann mit einer Fülle von Mitteln einen perlenden Springbrunnen erzeugen, wohl kann er köstliche Gebilde von Stein und Holz verfertigen, aber welche Hand auf Erden kann eine meilenlange Kette malerischer Berge mit Millionen grünender Wipfel, einen unabsehbaren, rastlos fluthenden See schaffen und den reinen Athem Gottes darin hervorzaubern, der das Blatt und die Welle kräuselt, oder den Duft erzeugen, den die zahllosen Blüthen und Kräuter inmitten derselben aushauchen!

Zu verschiedenen Zeiten, als Knabe, Jüngling und Mann haben wir jene eben genannten Umgebungen unserer Vaterstadt hundertfältig durchstreift und durchmessen, an sonnigen Tagen und in nächtlicher Stille haben wir träumerisch auf den Gipfeln der Berge geruht und unsere forschenden Augen rings in die Fluren und Gärten gesenkt – *eine* Betrachtung vor allen aber ist uns dabei schwer auf's Herz gefallen, obwohl unsere geheime Neigung darunter nicht gerade gelitten hat. Wir gewahrten an den meisten Orten dieser unaussprechlich schönen Landschaft, fast zu jeder Zeit, eine Menschenöde, die eben so seltsam wie räthselhaft erschien. Einsam, beinahe traurig einsam standen die herrlichsten Plätze in ihrer blüthenreichsten Pracht da, vergebens hauchten die Blumen ihre balsamischen Düfte aus, ungehört rauschten die Blätter in den klagend dahinfahrenden Winden, nur den Vögeln und dem stummen Erdboden ihre lieblichen

Schatten spendend. Von 40,000 Menschen, die in der Königsstadt leben, begegneten wir selten einem einsamen Wanderer, wo Raum und Genuß für Tausende war, und auch dieser eine ging oft rasch und anscheinend theilnahmslos an den köstlichsten Aussichtspunkten vorüber. Wohl sahen wir an besonders schönen und warmen Tagen eine meist aus weiblichen Personen bestehende Gesellschaft hie und da im Grünen sich mit Strickstrumpf und Stadtgeklätsch eine Weile ergötzen, oder an einem bevorzugten Ruheplatze eine Tasse Kaffee oder ein Glas Milch genießen; aber sobald dieser kurze materielle Genuß beendet war, eilten Mann und Frauen beflügelten Schrittes heimwärts, um sich wieder in ihre steinernen Häuser zu verbergen, erstere aber vor allen Dingen in einer qualmenden Trinkstube mit einem Glase Bier, bei einer gemüthlichen Parthie Domino sich die langweilige Zeit zu vertreiben. Wenige von diesen Wenigen sahen wir bewundernd stillstehen, wo eine glänzende Fernsicht ihren Zauber vor ihnen öffnete, noch Wenigere tauchten einen sehnsuchtsvollen Blick in diese halb leuchtende, halb neblichte Ferne, die Allerwenigsten aber hatten eine Ahnung davon, wie süß er sei, am geheimnißvoll duftenden Abende, in der Nähe der spielenden Welle eine kurze Stunde zu verträumen und die himmelwärts schweifenden Gedanken in das unermesslich reiche Leben und Weben der Natur zu versenken.

Ach! und noch eine Anklage müssen wir über unsere Landsleute fallen lassen, so lieb sie uns auch als solche sind – sie nahmen von jeher geringen, viel zu geringen Antheil an dem, was neben ihnen und rings um sie her geschah und geschieht. Wohl reden sie gegen Fremde prahlerisch von den Verschönerungen, die ihr kunstsinniger König verschwenderisch um sie her verbreitet, wohl zeigen sie dann und wann mit den Fingern auf ein neu erstandenes Prachtwerk, was dieser und jener Prinz zu allgemeiner und eigenem Genusse mit wahrhaft künstlerischer Begabung hergestellt, aber was in dem Schicksale ihrer unmittelbaren Nebenmenschen Bedeutendes, Glückliches oder Schmerzliches sich bewegt, das scheinen sie selten zu wissen, viel seltener zu empfinden, und fast niemals mit zu erleben und zu theilen. –

Wem diese Einleitung mißfiel oder wem sie zu lang und zu wahr erschien, der überschlage oder vergesse sie, unsere Erzählung beginnt ja erst auf der folgenden Seite und bedarf eigentlich dieser Einleitung nicht. Nur für den in jener Residenz nicht Wohnenden und in ihre Eigenthümlichkeiten Uneingeweihten schrieben wir sie, damit er sich nicht wundere, wenn wir ihm zunächst von Dingen erzählen, die in unmittelbarer Nähe jener Stadt sich begaben und von denen eben die Bewohner dieser Stadt selbst weder eine Ahnung hatten, noch, wenn sie sie hatten, bis auf den heutigen Tag kaum ein Angedenken daran bewahrt haben.

Dem Eingeweihten jedoch, dem freundlich sich unserer Jugendzeit Erinnernden, vor Allen aber den einstigen Mitgliedern des zu früh verblichenen Sängerbundes: *Aoedia*, denen wir in herzlicher Liebe und Erinnerung die folgenden Blätter weihen, unseren tiefgefühltesten, brüderlichsten, innigsten Gruß!

### ERSTES KAPITEL. DIE EINSIEDELEI AM SEE.

Selten hatte eine brennende Juniussonne glühendere Strahlen auf die durstige Erde herabgesandt, als am Johannistage des Jahres 1846; goldrein blitzte der krySTALLENE Sommerhimmel und kein fliegendes Wölkchen zeigte sich am ganzen Horizonte. Fast sämmtliche Straßen der Stadt waren menschenleer, denn wer nicht ein nothwendiges Geschäft im Freien zu verrichten hatte, hielt sich im kühleren Zimmer des vorsorglich beschatteten Hauses auf. Der langsam und träg dahinschleichende Tag war allmählig in den Abend übergegangen und noch regte sich kein erquickendes Lüftchen im ganzen Umkreise der todesmatt schlummernden Natur; selbst die Blätter der Bäume in den schattenreichen Gängen des Neuen-Gartens, in der Nähe der luftigen Seen, wo Abends fast immer eine erfrischende Luftströmung weht, hingen schlaff und trocken an ihren Stielen herab und erwarteten sehnsüchtig, wie Mensch und Thier, einen lebhafteren Schwung der Atmosphäre oder wohl gar ein

vom Norden heranziehendes Gewitter, wo allein das blinkende Himmelszelt in einen dichten und undurchdringlichen, aber dennoch düster leuchtenden Nebel eingehüllt war.

Treten wir heraus aus der langen Platanenallee, die vom Hofgärtnerhause durch den Neuen-Garten nach der königlichen Meierei führt, so erfrischt unser trockenes Auge ein lebhafter und hoffnungsvoller Anblick, denn weithin im gewaltigen und beinahe unabsehbaren Bogen dehnt sich hier der blaue Fluß zu einem meilenlangen, ovalgeschnittenen See aus, lieblich umkränzt von grünen Gestaden und luftig bewaldeten Hügeln. Man nennt diesen schönen und in seiner fleckenlosen Unschuld lachenden See mit vollem Recht den Jungfernsee.

Ein unbeschreiblich milder Frieden breitet seine Schwingen wohlthuend weithin über die schweigende Landschaft. Lautlos stehen die alten und jungen Wälder ohne sichtbare Bewegung rollt der sanfte Strom seine durchsichtigen Gewässer ihrem Ziele entgegen, aber drückend schwer wie ein lästiger Gesellschafter ruht die schwüle Luft auf Nähe und Ferne.

Von unserem Gange erhitzt und dennoch im Gefühle unserer Gesundheit und Kraft nicht erschöpft, stehen wir lauschend unter den duftenden Lindenbäumen, oberhalb der Meierei, wo Bänke und Stühle gastlich zur Ruhe einladen; aber wir setzen uns dennoch nicht. Unser Auge zieht mit unaussprechlichem Wohlbehagen der weite blinkende Wasserspiegel an und wir harren auf irgend

ein Zeichen der im Abendwinde wieder erwachenden Natur.

Und er dämmt langsam herauf, dieser Abend, in feierlicher, majestätischer Stille. Siehe, da fängt es an sich zu regen in der Ferne und eine allmählig wachsende Bewegung fluthet auf und nieder in den bisher wie gefesselt daliegenden Gewässern. Drüben, ein gutes Auge gewahrt es deutlich, an den reizenden Ufern des Glienicker Parks entlang, bewegt sich träg ein schwer beladenes Schiff seine blendend weißen Segel hängen zwar noch schlaff am Maste herab, aber leise und unvermerkt haucht sie ein kühlender Luftzug auf, und plötzlich fangen sie an sichtbar zu schwellen, da dieser zum leichten Winde sich steigert. Auch inmitten der großen Wasserfläche, gerade vor unseren Augen, giebt sich eine sanfte Bewegung kund. Ein müder Schwan rudert langsam und unhörbar, aber immer stolz und gemessen, über das blaue Element, um in frischer Abendkühle mit dem reisenden Gefährten, der drüben am Schilfufer segelt, geheime und vertrauliche Zwiesprache zu halten. Dann und wann springt vor und hinter ihm, gleichsam neckisch im Gefühle der sichernden Schnelligkeit, ein silbernes Fischchen aus der ruhenden Welle empor, um sich noch einmal am abnehmenden Lichte des Tages zu freuen. Ein einsamer Vogel endlich, der lange schweigsam über unserm Haupte auf seinem Zweige gesessen und sich wundern mochte, daß wir unberufen seine Einsamkeit störten, regt die kleinen Schwingen und unternimmt den kühnen Flug über den breiten Flußarm, mit seinem hoffenden Weibchen drüben

im Walde sich zur Nacht zu betten. Aber alles Das dauert nur einen kurzen Augenblick; bald ist alle Bewegung vorüber, und Land, Wasser und Luft liegen wieder im vorigen Schweigen, in althergebrachter Einsamkeit und Oede da.

Unserer harmlosen Beobachtung uns freuend, wollen wir unseren Fuß eben dem stattlichen Wohnhause entgegensetzen, die träge Meierfrau um einen kühlen Trunk frischer Milch zu bitten, siehe, da hören wir von der Seite der Muschelgrotte her langsam sich nähernde Menschentritte; das knurrende Rad eines kleinen Wagens, den ein reich gekleideter Diener keuchend vor sich herschiebt, ist es zuerst, was unsere Aufmerksamkeit in diese Richtung zieht. Hinter dem Wagen aber wandeln im stillen Gespräche zwei in vornehmer Würde ruhig daher schreitende Damen. Auch wenn wir nicht das Rauschen ihrer seidenen Kleider vernähmen, nicht ihres un noch entzogenen Gesichtszüge erkennen, so wissen wir doch auf den ersten Blick, daß es vornehme Leute sind, die sich in unserer Nähe befinden. Denn ihr ruhig edler Gang, ihre natürlich stolze Haltung und gemessen fortschreitende Bewegung bei unhörbarem Gespräche, endlich die Begleitung eines zweiten Dieners der Tücher und Schirme trägt, beweisen uns das deutlich genug.

Jetzt sind sie ganz in unsere Nähe gelangt und wir können aus dem Gebüsche hervor, hinter welches wir unwillkürlich getreten sind, ihr auffallendes Thun und Treiben beobachten. Aber wunderbar! sie sprechen nicht, daß es hören könnten, obgleich wir bemerken, daß die

beiden Damen wenigstens, die, nach ihrer äußeren Erscheinung zu urtheilen, noch nicht über die Jahre der Jugend und Schönheit hinaus sind, leise mit einander flüstern. Der arme kranke, ältliche Herr aber, der auf dem niedrigen Wagen ruht, den der Diener herangerollt hat, spricht ganz gewiß nicht. Bleichen und abgezehrten Angesichts, in zusammengesunkener Haltung, trotz der Hitze von einem faltenreichen Mantel bedeckt, sitzt er, wie es scheint, mit trüben Gedanken beschäftigt, beinahe leblos in seinem Sessel und läßt dann und wann einen traurigen Blick über das Wasser nach dem jenseitigen grünen Ufer schweifen. Bisweilen hüstelt er krankhaft auf und der aufmerksam hinter ihm stehende Diener hüllt ihn fester in seine schützende Bekleidung ein.

Jetzt steht die fremde Gruppe unter den Linden still und richtet spähend ihre Blicke über den Fluß hin. Plötzlich trennen sich die beiden Damen von dem kranken Manne und schreiten, beinahe hastig, den Hügel hinab an den Rand des Wassers, wo die steinerne Treppe, in der Nähe des kleinen Leuchthturms, das feste vom flüssigen Elemente trennt.

Beide stehen eine Weile schweigend neben einander, ihre Blicke unausgesetzt auf das jenseitige Ufer gerichtet.

Die Eine, die Größere von ihnen, erhebt ihren schönen rechten Arm, um dessen Gelenke leuchtende Juwelen funkeln und, westwärts deutend, flüstert sie ihrer Gefährtin uns unverständliche Worte zu. Nicht neugierig zwar, aber dennoch aufmerksam auf das anmuthige

Paar, deren Gesichter uns immer noch ein neidischer Zufall verbirgt, stehen wir einige Schritte hinter ihnen und halten, wie sie, in unbewußter Erwartung, die Augen auf das Wasser gewandt. Es scheint kein heiteres Gespräch zu sein, welches sie leise mit einander führen, denn deutlich hören wir den Lippen der größeren Dame einen Seufzer entschlüpfen, und bald gewahren wir, daß sie ihr Tuch an die Augen führt, um vielleicht eine stille Thräne zu trocknen.

Ach! Wir haben es also mit Unglücklichen zu thun, denn Freudenthränen äußern sich wohl lauter und verständlicher.

Jetzt unsre Annäherung bereuend, ziehen wir uns bescheiden noch weiter von ihnen zurück und vermeiden es, durch unsere unberufene Gegenwart ihr vertrauliches Zwiegespräch zu stören.

Als wir uns aber eben seitwärts wenden, eilt raschen Schrittes der eine Diener den Hügel herunter, nimmt ehrerbietig den Hut in die Hand und sagt laut, daß wir es deutlich hören:

»Erlaucht! Verzeihung, daß ich störe! Aber der Herr Graf wünschen die Rückkehr, es schein ein Gewitter da drüben heraufzuziehen.«

»Wir kommen sogleich,« erwidert mit sanfter Stimme die vorher bezeichnete Dame. »Fahren Sie den Herrn Grafen langsam jenen Weg zurück, wir holen ihn bald ein.«

Der Diener geht und die Damen sind wieder mit uns allein. Aber eine andere und von der ersten sehr verschiedene Erscheinung nimmt in diesem Augenblicke unsere

Aufmerksamkeit in Anspruch, denn wie die Damen, so gewahren auch wir den harmlosen Vorgang, der uns sogleich länger beschäftigen wird.

Vor einigen Augenblicken nämlich erscholl die wohlbekannte Schelle des Thorweges, der oberhalb des Meierhauses den königlichen Garten verschließt. Heitere und kräftige Stimmen, mit stark ländlichem Accente, machen sich vernehmbar, sobald die Pforte geöffnet ist. Im Innern des offen stehenden Hauses hören wir sodann ein kurzes Zwiegespräch zweier Frauenstimmen, die sich nach schneller Begrüßung hastig Lebewohl sagen. Aus der Thür des königlichen Kuhstalls tritt eine halb städtisch, halb ländlich gekleidete Frau mittleren Alters von kleiner und wohlbeleibter Gestalt, mit gemüthlichen, freundlichen Zügen, der das um den Kopf gewundene schwarzseidene Tuch, mit den großen Schleifen und Zipfeln über dem Scheitel, wohl und behaglich kleidet. Gefolgt wird sie von einem kräftigen jungen Bauernburschen, der, in jeder Hand ein Ruder tragend, rasch in einen bereitstehenden Nachen springt und dieselben kunstverständlich in ihre Gabeln steckt. Die Frau folgt ihm rüstigen Fußes, an jedem Arme, wie es scheint, einen schwer belasteten Korb tragend; vorsichtig legt sie ihre Bürde an einen trockenen Ort nieder und steigt dann selbst in den Kahn, nachdem sie der begleitenden Meierfrau noch einen letzten Scheidegruß zugerufen. Das leichte Fahrzeug, von zwei Menschen und Körben gehörig belastet, und von

zwei kräftigen Armen in Bewegung gesetzt, gehorcht willig dem kunstverständigen Zuge und fliegt geraden Laufes mitten in die silberne Fluth.

Die spielenden Wellen tanzen lustig hinter den auf- und eintauchenden Rudern her, zwei glänzende, weit auseinandergehende Strahlen bildend, die ihre kleinen Schaumkronen in leisem Gemurmel bis an das eben verlassene Ufer tragen, während das leichte Gefährt, allmählig dem nachschauenden Auge verschwindend, der schmalen Landspitze entgegen tanzt, die westwärts von der Meierei den breiteren See vom engeren Flußbett trennt.

»Bald werden sie um die Ecke sein!« flüstert die Dame, die schon vorher gesprochen; »so lange wollen wir noch verweilen; sie fahren vielleicht nach Nedlitz – weg sind sie! Adieu glückliche Reise!«

Und mit ihrem Tuche unwillkürlich wie zum Abschiede winkend, steht die Dame, die wir uns unmöglich anders als schön vorstellen können, unverrückt auf derselben Stelle und schaut immer noch die glänzenden Wasserstreifen an, die der Nachen verursacht, nachdem er selbst schon längst hinter der vorspringenden Landzunge verschwunden ist.

Noch einmal, zum letzten Male, daß wir es hören, aufseufzend und noch einen Blick dem jenseitigen Ufer schenkend, dreht sie sich dann rasch herum und, von ihrer stillen Begleiterin gefolgt, rauscht sie den Hügel hinauf, von dessen Spitze der kranke Herr mit seinem Diener sich bereits weit entfernt hat. Kaum sind sie hinter dem

nächsten Gebüsch verborgen, so huscht ein Eichhörnchen munter und neugierig vom nächsten Baume herab, und mit den glatten Pfötchen die kleinen Augen wischend, raschelt es schnell in den vertrockneten Blättern des vorigen Jahres über den Rasen hin, um spurlos in seiner versteckten Mooshütte zu verschwinden, als wolle es dem unbekanntem Lauscher zeigen, daß es eben so rauschen und rascheln könne, wie jene Damen, obgleich es nur ein härenes und kein seidenes Gewand auf dem gelenken Körper trägt.

Wir aber wenden unseren Blick von den stadtwärts eilenden Damen, die am grünen Gitter ihren bereitgehaltenen Wagen besteigen und folgen den beiden Landleuten, die wir so eben in dem kleinen Nachen die Meierei verlassen sahen.



Als Peter Wolter, der Neffe der Frau Wolter – denn so wollen wir unsere neuen Bekannten nennen – jene Landspitze, die zum Hiller'schen Grundstücke gehört, mit seinem Kahne umfahren hatte, und nun gegen den zwar milden, aber doch immer fühlbaren Strom rasch und kräftig mit seinen beiden Rudern zu arbeiten fortfuhr, merkte er sehr bald, was er einstweilen vergessen zu haben schien, daß es ein heißer Tag und einsame Arbeit

war, die er aus kindlicher Neigung für seine Base unter-  
nommen. Wenigstens legte er, als er vor der sogenann-  
ten Zuckerburg angekommen war, beide Rudergriffe un-  
ter sein rechtes Knie, zog ein rothbaumwollenes Taschen-  
tuch aus seiner leichten Kattunjacke und wischte sich den  
reichlich herab rinnenden Schweiß von der frischen Stirn,  
wobei er sein Strohkäppchen abnahm und ein mehr rei-  
ches, als schönes blondes Haupthaar sehen ließ.

»Aha!« sagte Frau Wolter lächelnd, indem auch sie ihr  
von der Sonne gebräuntes Gesicht abtrocknete und ihre  
gemüthlichen Augen fest auf den Neffen richtete. Merkst  
Du nun, daß es warm ist? Ich habe Dir schon einmal ge-  
sagt, Du sollest nicht wie ein Pferd in der Mühle arbei-  
ten.«

»Es ist nicht warm, Base, es ist sogar heiß, gewitter-  
heiß, und wir werden Blitz und Donner früher sehen und  
hören, als wir zu Hause angekommen sind.«

»Das will ich nicht hoffen, mein Junge; ich liebe den  
Donner eben so wenig wie den Blitz. Noch mehr aber  
fürchte ich den Regen, denn meine Sachen hier in den  
Körben dürfen nicht naß werden.«

»Was ist denn darin?«

»Allerlei, mein Jung, Eßbares und Nichteßbares – das  
Papier und die Bücher aber sind mir von Herrn Brand auf  
die Seele gebunden.«

»Schon wieder Papier?« rief Peter verwundert und  
steckte sein Tuch ein, worauf er sogleich wieder zu den

Rudern griff, nachdem er sich den Himmel ringsum angeschaut und allerdings eine bedrohliche plötzliche Veränderung desselben wahrgenommen hatte. Und alsbald senkte er seine breiten Hölzer tief in das Wasser und zog sie mit allen Kräften an sich, worauf der leichte Kahn sich wieder in raschere Bewegung setzte und Haus um Haus an den malerischen Ufern hinter sich ließ.

Entweder hatte Frau Wolter die letzte Frage des Nefen keiner Beantwortung werth gehalten, oder sie war zu ämsig mit der Sorge beschäftigt, ihre Körbe vor einem möglichen Regengusse sicher zu stellen. Als sie dies Geschäft aber zu ihrer vorläufigen Zufriedenheit zu Stande gebracht, hörte sie den neugierigen Peter noch einmal und mit mehr Nachdruck fragen.

»Was macht er denn mit dem vielen Papier, he?«

»Was soll er damit machen?« lautete die langsam gesprochene Antwort. »Was macht man überhaupt mit Papier, wenn es weiß und rein ist, wie gefallener Schnee?«

»Man schreibt darauf; ich weiß es wohl; aber mir scheint, Herr Brand verschreibt sehr viel Papier, nach den Einkäufen zu urtheilen, die Du so oft für ihn in der Stadt machst.«

»Das geht uns Beide Nichts an, mein Junge, jeder lebt nach seinem Geschmacke. Ich besorge seine kleine Wirthschaft, Du dienst als Fischer und Wildtreiber auf der Krampnitz, und er – nun, er schreibt!«

»Ja freilich! Aber was schreibt er denn so ungeheuer viel?«

Frau Wolter starrte ihren fragesüchtigen Neffen immer verwunderter an; die letzte Frage war ihr neu, sie hatte sie sich wahrscheinlich selber noch nicht vorgelegt. Endlich sagte sie gutmüthig genug, aber etwas derb:

»Laß es gut sein, Peter; bekümmere Dich um Deinen Fischfang und Dein Wild – *wir* werden für das Uebrige sorgen. Mein guter Herr Brand sieht nicht gern, daß man viel nach seinem Thon und Lassen forscht, am wenigsten aber duldet er, daß ich sehe, was er in seinem Zimmer treibt, worin er sich eigentlich nur früh Morgens und spät Abends aufhält. Aber hurtig, mein Junge, fahr' zu, ich glaube wahrhaftig, da kommt etwas Ernstliches hinter uns her.«

Peter legte sich sogleich wieder kräftiger in seine Ruder und der Nachen schoß rasch durch die allmählig spitzer auftanzenden Wellen; als aber keine augenblickliche Verschlimmerung des Wetters eintrat, fing er nach kurzer Weile wieder zu reden an.

»Na, was er im Zimmer treibt, das, dünkte ich, könnte ein Jeder wissen, so gut, wie man weiß, was er außerhalb desselben thut.«

»Und was thut er denn außerhalb, Du Naseweis?«

»Nichts, nicht die Probe! Er geht spazieren im Walde, setzt sich auf die Spitze der Römerschanze und schaut in das Blaue oder in's Wasser, was weiß ich! Das scheint mir sehr langweilig zu sein.«

»Langweilig! Was weißt Du davon, was der arme Mann zu thun hat! Laß ihn gehen und sitzen, wohin und wo er Lust hat.«

»Nun, ich will ihn nicht daran hindern – aber Du weißt doch gewiß, was er im Zimmer macht?«

»Nun ja, ja, ja! Damit Du vor Neugierde nicht stirbst, so will ich Dir sagen, was ich gesehen oder wenigstens gehört habe, da meine Kammer gerade unter der sei-nigen liegt. Er geht auch im Zimmer spazieren, und wenn er lange genug spazieren gegangen ist, setzt er sich auf seinen ledernen Stuhl.«

»Hahaha! Ist das Alles, was Du weißt?«

»Es ist genug, Peter, und mehr will ich nicht wissen. Aber fahr' zu, fahr' zu, Junge, da kommt schon die Windsbraut und schüttelt das Wasser mehr aus, als gut ist.«

»Wenn der Wind nicht stärker wird, ziehe ich das Segel in die Höhe –«

»Bei Leibe nicht, Junge! Wenn Du allein wärest, könntest Du thun, was Dir beliebt, aber so lange *ich* lebendig in diesem Kahne sitze – ha! da haben wir's!«

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, so fegte ein heulender Windstoß über das immer höher sich wälzende Wasser. Glücklicherweise kam er von Nordost und so half er das Fahrzeug vorwärts treiben, ohne ihm Gefahr zu drohen. Um dem heftigsten Stoße auszuweichen, hatte es Peter dem Ufer näher gebracht, und hier, unter dem Schutze der ansteigenden Hügelkette, die zu der sogenannten Römerschanze führt, drängte er es unaufhaltsam vorwärts. Als er aber um die vorspringende Landspitze daselbst bog, auf deren Kamm mächtige Eichen und Tannen schon Jahrhunderte lang dem Orkane trotzten, fuhr der zum Sturme gesteigerte Wind heulend durch

die ächzenden Aeste, und zugleich kräuselten große und kalte Tropfen, die aus den düsteren Wolken hernieder rieselten, ringsum das mit Schaumkronen bedeckte Wasser. Frau Wolter, nachdem sie rasch ein großes Tuch um den Kopf gewunden, war ängstlich mit dem Schutze ihrer Körbe beschäftigt, und Peter lag mit wachsender Anstrengung seinem sauren Geschäfte ob. So kamen sie um die Spitze herum und bogen flugs in den Krampnitzsee ein, die Nedlitzer Fähre zu ihrer Linken lassend. Hier waren sie von den bewaldeten Höhen geschützt und der aufgeregte Fluß selbst, weniger vom Sturme gepeitscht, rollte verhältnißmäßig ruhig hinter den Bergen seine nasse Bahn entlang. Jetzt wurde kein Wort mehr von unseren Reisenden gesprochen, was selbst der redselige Peter beim besten Willen nicht vermocht hätte, da ihm der Wind, dem er das Gesicht zukehren mußte, die stürzenden Regentropfen in Augen und Mund fegte. Beide dagegen schützten sich, so gut sie es konnten, gegen Regen und Sturm, betrachteten zumeist den schwer umwölkten Himmel, der seine tiefste Abendfarbe angenommen hatte, und sehnten sich im Stillen nach ihrer gemüthlichen trockenen Heimat.

So gelangten sie endlich an das einsame, traulich romantisch gelegene Forsthaus, die Krampnitz, dessen Schornstein wirthlich dampfte und seinen dicken Rauch, den der Wind auf der Höhe erfaßte, bis dicht über das Wasser herunterwirbelte. Noch beinahe eine Viertelstunde weiter aber mußte der müde gewordene Peter seinen Nachen treiben, bevor er seine heutige Arbeit beendet

hatte, und das geschah nicht eher, als bis der Blitz, gefolgt von seinem treuesten Gefährten, dem Donner, sie Beide herzlich geängstigt und ein zwar kurzer, aber um so heftigerer Gewitterregen, sie bis auf die Haut durchnäßt hatte.

Endlich war das längst ersehnte Ziel erreicht. Einige achtzig Fuß hoch auf einer keck in den Fluß vorspringenden Bergplatte stand zwischen zwei riesigen, sich selbst jetzt im Sturme kaum beugenden Tannen, ein einsames Häuschen, das um so malerischer über den See hinauslugte, als es das einzige war, welches sich in der beinahe wilden Umgebung in unerwartet zierlicher Form darstellte und dadurch einen ungewöhnlich gemüthlichen Eindruck auf den Beschauer hervorbrachte. Und eben weil es so weit von allen seinen Gefährten entfernt und nur seine schmale Giebelfläche dem Lichte und dem Wasser zeigend, so tief im dunklen Walde versteckt lag, nannte es die Nachbarschaft die Einsiedelei am See, und wahrlich! auch aus einem anderen Grunde noch, den wir sogleich erfahren werden, hatte die gewöhnlich treffende Bezeichnung des Volkes auch diesmal den richtigen Namen gefunden.

Was seine Entstehung anbetrifft, so war es erst vor wenigen Jahren auf den Trümmern einer uralten Forsthütte und auf den Wunsch und theilweise mit den Mitteln

des jetzt darin hausenden Bewohners im Schweizerstyle aufgebaut. Zwei kleine Stockwerke, das obere um einige Fuße das untere überragend und durch eine Gallerie, die dem südlichen Altane glich, von ihm geschieden, bildeten die nach dem See gelegene Giebelfront und zeigten ein jedes zwei mäßig große Fenster neben einander, von denen namentlich die oberen durch üppig wuchernde Schlinggewächse hinreichend gegen den brennenden Sonnenstrahl geschützt lagen. Das flach gelegte Dach sprang über seinen Grundmauern, wie es gewöhnlich bei Schweizerhäusern ist, weit vor, dem darunter Stehenden freundlichen Schutz gegen das Ungestüm der Witterung bietend. Das äußere Gewand zeigte zierlich gefugte und braun gebeizte Balkenlagen, deren Zwischenraum mit roth gestrichenen Backsteinen dauerhaft genug ausgefüllt waren.

Vor diesem freundlichen und doch von aller Welt so abgeschiedenen Häuschen lag der große, weite Krampnitzsee, dessen mit düsteren Baumgruppen bewaldete Uferhöhen gewöhnlich einen schwermüthigen Schatten auf das sonst so klare Wasser warfen; hinter und neben ihm aber breitete sich weit und unabsehbar der dunkle, tiefe Forst aus, in welchem schon Friedrich Wilhelm I., wie wir lesen, dem kühnen Vergnügen der Jagd meisterlich oblag.

Eben, als unsere von Angst, Sturm und Regen hart mitgenommenen Reisenden die einsame Heimat erblickten und sich ihr allmähig mit frohem Herzen näherten, bot sich ihren Augen ein unerwarteter, aber dennoch höchst

befriedigender Anblick dar. Gleich ihnen war eine Frau, einer Fischerfamilie im Dorfe Nedlitz angehörig, zu einem Besuche der Einsiedelei in ihrem kleinen Boote auf dem Wasser gewesen und vom Gewittersturm überrascht worden. Es war dies Frau Grothe, die Gevatterin und beste Freundin unserer Frau Wolter. In augenblicklicher Abwesenheit der Bewohner des Schweizerhäuschens wollte sie, bei heftigem Winde und Regen glücklich dem Ufer nahe gekommen, ihren schlüpfrigen Kahn verlassen und unter dem Dache der Einsiedelei Schutz suchen, als sie der treue Hüter des Hauses, Sultan, ein großer, zottiger Schäferhund, gewahrte, von seiner Höhe herabeilte, sich vor den Kahn stellte und durch Bellen und wüthendes Hin- und Herspringen ihr das Betreten des ihm anvertrauten Ufers verwehrte. Vor einigen Minuten erst hatte dieser Vorfall stattgefunden und immer noch stand die arme Frau, triefend im kalten Regenschauer, in den Hindergrund ihres Kahns zurückgedrängt, voller Besorgniß, der böse Hund möchte in diesen hineinspringen und ihr ein Leid zufügen, wozu derselbe indessen nicht die geringste Lust bezeigte, denn er liebte das Wasser und das darauf schaukelnde Gefährt eben nicht sonderlich. Das Thier hatte, wie wir sehen, vollkommen seine Pflicht erfüllt und es bedurfte nur eines kurzen Zurufes der eben anlangenden Herrin, um es zum Schweigen und zur Rückkehr in seine bretterne Hütte, die oben am Hause stand, zu bewegen.

So schritten denn die Drei, nach kurzer Begrüßung und Erklärung, im heftigsten Regen den schmalen Sandweg zur Höhe der Wohnung hinan, vor welcher angelangt, Frau Wolter in ihrem wirthschaftlichen Sinne, noch rasch einige vor ihrer Abfahrt zum Trocknen ausgebreitete Stück Wäsche von der Leine riß, und mit sich in das schnell von Peter geöffnete Haus schleppte, um sie nicht dem Winde preiszugeben, der noch immer laut und heftig über den aufgewühlten See blies.



Es giebt Menschen auf der Welt, die nur dazu geboren scheinen, um für sich selbst Nichts, dagegen für Andere Alles zu sein. Tag und Nacht verrichten sie unverdrossen, ja mit der freudigsten Hingebung, die niedrigsten und schwierigsten Dienste, um Anderen gefällig zu sein, und erschweren sich allein das Leben, um es nur jenen bequemer und leichter zu machen. Wohlthuende aber wunderbare Einrichtung der Natur, die Jenen den Sinn endloser Dienstleistung, Diesen das Bedürfniß unaufhörlicher Befriedigung gab!

Zu dieser selten hinreichend gewürdigten und doch so brauchbaren Klasse von dienstfertigen, herzensguten und anspruchslosen Leuten gehörte auch unsere vortreffliche Frau Wolter. Als sie an diesem widerwärtigen Abende ihr trauliches Stübchen geöffnet sah und sich dann sogleich von dem unbeschädigten Inhalte ihrer Körbe

überzeugt hatte, dachte sie nicht im Entferntesten daran, für ihre eigene Behaglichkeit zu sorgen, sich der tiefenden Kleider zu entledigen und die überstandene Angst durch die wohlverdiente Ruhe vergessen zu machen. Nein! Kaum war sie in ihr Zimmer getreten, so verließ sie es schon wieder, sprang hurtig, wie ein junges Mädchen, die kleine Treppe zum Oberstock des Hauses hinauf und lauschte sorglich an der stets verschlossenen Thür ihres Herrn, ob er nicht etwa unvermutheter Weise zu Hause sei.

»Er ist fort,« flüsterte sie halblaut, wobei sie einen Seufzer innerer Beruhigung ausstieß; »er ist ganz gewiß fort und das ist beinahe eben so gut, wie es schlimm ist. Gut, weil ich ihm sein Abendbrod nicht zurecht gesetzt, schlimm, weil er gewiß durch und durch naß geworden ist und vielleicht im Dickicht des Waldes in der Irre umherschweift.«

Und rasch in die kleine Küche zurückeilend, die neben ihrem Stübchen im Untergeschosse des Hauses lag, nahm sie eine irdene Satte voll hinreichend geronnener Milch, was der goldgelbe Rahmüberzug bekundete, ein Stück wohlgeformter frischer Butter, die sie vorsichtig in kaltes Wasser gestellt, endlich ein knusperndes Brödchen aus dem mitgebrachten neuen Vorrathe. Alles dies trug sie eilfertig die Treppe hinauf und legte es wohlgeordnet auf einen kleinen, schnell mit weißem Linnen bedeckten Tisch, der an dem Vorsaale dicht neben der Thür des Herrnzimmers stand. Als sie dies wohlbedachte Geschäft mit innerer Genugthuung vollbracht, erschien sie wieder

in der Küche und zündete hurtig, wie ihr Alles von der Hand ging, mit trockenem Reisig ein bald lustig lodern-des Feuer an. Sodann in die Stube zu ihren Gästen eilend, holte sie aus einem alten Schranke trockne und warme Kleider hervor, die sie jenen dienstfertig zum Umkleiden bot, indem sie sagte:

»Schnell, Gevatterin, schnell aus den nassen Kleidern heraus und in die trocken hinein! Ihr könnt heute doch nicht acht nach Nedlitz, und so mögen Eure Kleider in der Küche Feuer trocknen. Peter, da, zieh die alte wolle-ne Jacke an, sie ist von meinem seligen Manne und hat ihm oft den Leib und die Brust warm gehalten. Du kannst erst essen und trinken, ehe Du nach der Krampnitz gehst, und unterdeß läuft das kalte Wasser aus Deinem leichten Kattun da. So – nun habt Ihr Alles, was ich vorrätzig habe; gehet da hinein in die Kammer, Gevatterin, und Du, Peter, mache es Dir hier bequem.«

Während die beiden so freundlich Besorgten nun an ihre Umkleidung gingen, lief sie schon wieder in den kühlen Keller hinab, holte eine tüchtige Wurst, ein Viert-großes graues, mit weißem Mehlstaub überzogenes Brod und einen Napf voll süßer Milch herauf, trug Alles in die Stube, setzte es mit Löffeln, Messern und Gabeln auf den Tisch, und als nun die Gevatterin im rothwollenen Bauschrocke und im blauen Flanellmieder erschien und Peter sich bereits ein Stück Brod, doppelt so lang wie seine Hand und dreimal so dick wie sein Finger abge-schnitten und mit leckerer Butter bestrichen hatte, da erst dachte sie an die eigene Umkleidung, die sie schnell

in der Kammer vornahm und dann eben so heiter, wie sie gegangen war, an den gemeinsamen Speisetisch zurückkehrte.

»Segne es Gott!« sagte sie feierlich. »Und nun laßt es Euch wohlschmecken!«

Es entstand jetzt eine Stille im Zimmer, wie man sie vorher in der Gegenwart des redseligen Peter's nicht hätte voraussehen können; alle Drei, hungrig und durstig, aßen und tranken, was auf dem Tische stand, ohne daß weder eine Nöthigung, noch ein bescheidenes Ablehnen stattgefunden hätte. Diese bedeutsame Stille wurde plötzlich durch das Schlagen der großen Standuhr im Flure, die die zehnte Stunde angab, und durch den stärker an das Fenster klatschenden Regen unterbrechen, während der Wind heftig wie zuvor in den nahe stehenden Bäumen und Büschen heulte. In diesem Augenblick, nachdem Beide eine Weile auf den Schlag der Uhr gehorcht, legten Frau Wolter und ihr Neffe zugleich ihre Messer auf den Tisch, obwohl aus einem ganz verschiedenen Grunde: Peter war vollauf gesättigt und vermochte nicht mehr zu leisten, so gern er auch gewollt – seiner Base aber war ein Gedanke durch den Kopf gefahren, der sie Essen und Trinken augenblicklich vergessen ließ.

»Mein armer Herr!« sagte sie mit leisem Kopfschütteln, »ich ängstige mich beinahe um ihn. Ich bin zwar gewohnt, ihn erst spät von seinen Gängen zurückkehren zu sehen, daß er aber auch bei diesem Wetter ausbleibt, ist mir nicht lieb.«

Die Gevatterin aus Nedlitz horchte neugierig auf bei diesen Worten, während Peter sich in den braunen Lehnstuhl am Ofen warf, daß sein altes Gestell zitterte und krachte, – und zwei Minuten später im tiefsten Schlafe lag.

»Warum ängstigt Ihr Euch denn so sehr, Gevatterin, um den sonderbaren Herrn? Er ist ja ein ausgewachsener Mann und kennt Weg und Steg. Ich dünkte, Ihr machtet Euch mehr Sorge um ihn, als nöthig wäre. Ist es nicht so?«

»Es ist nicht ganz so, meine liebe Frau Grothe. Freilich ist er ein Mann und ein gesunder, kräftiger und ziemlich junger dazu, aber das Thier sucht ein Unterkommen bei solchem Gewitter, und warum sollte ein Mensch ihm ausgesetzt sein?«

»Er wird längst im Trocknen sitzen, dafür stehe ich Euch.«

»Das glaube ich nicht, Ihr kennt ihn nicht so gut, wie ich; meine Sorge ist auch eigentlich nicht darauf gerichtet. Naß mag er werden und er ist es schon oft geworden, da er nie den Schirm nimmt, der oben im Schranke schimmelt, wenn er in den Wald geht, aber –«

»Nun, was denn aber?«

»Er schien heute Morgen so traurig, als er fortging und mir eine glückliche Reise in die Stadt wünschte und sagte, er würde vor spätem Abend nicht wiederkehren. Wie mag ihm nun in dem trüben Herzen zu Muthe sein, wenn die Blitze und der Donner um ihn toben und der kalte Regen seine Glieder näßt?«

»O, vielleicht ganz gut, beste Frau; wer weiß, wo er steckt und was er den ganzen lieben Tag in der Runde umher zu suchen hat!«

Frau Wolter warf einen verwunderungsvollen Blick auf die Gevatterin. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß ihr dieselbe nicht recht gefiel, da sie von ihrem lieben Herrn Etwas dachte und aussprach, was ihr selbst noch nie in den Sinn gekommen war.

»Wißt Ihr denn gar nicht, warum er eigentlich so traurig ist?« fragte die Grothe mit etwas leiserer Stimme als vorher, und richtete ihr neugierig vorspringendes Auge auf das sich senkende ihrer Gevatterin. »Mir schien er, so oft ich ihn sah, immer traurig zu sein, und da wird es am Ende nicht viel zu bedeuten haben; denn wie es Leute giebt die immer lachen, so giebt es auch welche, die immer greinen.«

»Da irrt Ihr Euch wieder. Mein Herr greint nie und ist sogar nicht einmal immer traurig, denn ich habe ihn oft heiter, obwohl gewöhnlich ernst gesehen.«

»Aber der Grund davon, der Grund, Gevatterin! Ist es Euch denn niemals eingefallen, das herauszubringen? Er hat doch etwas Geld, gute Kleider, ist ein hübscher Mann, oder sollte er vielleicht einmal etwas Böses gethan haben, was die Augen der Welt scheut?«

Dieses kecke Frage kam etwas langsam und in abgerissenen Worten über die spitzen Lippen. Auch schien sie die Fragende selbst gleich nach dem Aussprache zu bereuen, zumal Frau Wolter ein finsternes Gesicht machte und unwillig den Kopf schüttelte.

»Etwas Böses?« sprach sie mit Nachdruck. »Dann habe ich auch etwas Böses gethan, daß ich heute so viel von ihm mit Euch gesprochen habe. Nein, nein, Frau Grothe, mein Herr thut mehr Gutes im Stillen, als Ihr ihm öffentlich Böses zumuthet.«

»Aber, mein Gott, warum verbirgt er sich denn so hartnäckig vor den Menschen und geht von jeder Stelle fort, wo er einen Unbekannten gehen oder stehen sieht –«

»Wißt Ihr das so genau?«

»Das weiß jedes Kind, das in dieser Gegend wohnt. Warum hat er sich in dieser abgelegenen Wohnung niedergelassen und besucht so selten die Stadt; warum besucht ihn Niemand wieder – warum –«

»Warum, warum! Darum, Frau Grothe, weil es ihm also beliebt. Fragt den Herrn Landrath, der ihn kennt, ob er ein Verbrecher ist, und den Herrn Pfarrer in Glindow, den er bisweilen besucht, die werden gewiß seine Geschichte besser kennen, als Ihr und ich.«

Auf diesen etwas heftig gesprochenen Ausfall stockte das Gespräch, dessen Pause der schlafende Peter mit einem beinahe krachenden Schnarchen ausfüllte. Frau Wolter nahm ein Tuch hervor und trocknete sich die Augen, sie wußte selbst nicht warum, und Frau Grothe schaute verdutzt vor sich hin, im Stillen überlegend, wie dem Gespräche eine angenehmere Wendung zu geben sei.

»Nun, hat er denn niemals ein Gewehr mit sich,« fragte sie mit bedeutend sanfterem Tonfall, »oder wenigstens

ein gutes Jagdmesser, wenn er Nachts allein in dem Walde umherstreift?«

»Niemals, niemals, Frau Grothe, ganz gewiß nicht; die Waffen liebt er nicht, am wenigsten die blanken und schneidenden, die nur für den Fleischer sind, sagt er, und auch die Büchsen nicht, die nur dazu dienen, das fröhliche, unschuldige Wild blutig auf den Tod zu verwunden. Auch braucht er keine Waffen, hier thut ihm Niemand etwas zu Leide; denn seitdem vor soviel hundert Jahren die Räuber in jenem Versteck gelegen, den dir Leute aus der Stadt vornehin die Römerschanze nennen, ist hier niemals einem rechtlichen Menschen etwas Böses widerfahren. Uebrigens genug davon; mein Herr sieht es nicht gern, wenn man von ihm spricht oder gar neugierig nach seinen Geheimnissen forscht.«

»Alle doch – er hat Geheimnisse?«

»Habt Ihr die nicht auch? Macht Ihr nicht selbst eins daraus, warum Ihr Euch so genau nach ihm erkundigt?«

Frau Grothe sah die Frau Wolter erstaunt an; sie fühlte innerlich die brennende Röthe, die über ihr blasses Gesicht lief, suchte sich aber so gut sie vermochte, zu helfen.

»Nun ja, freilich,« fing sie wieder an, »Geheimnisse hat jeder Mensch und er wird die seinigen also auch haben.«

»Von mir aber würde sie kein Mensch erfahren, wenn ich sie auch wüßte, so gewiß ich sie nicht weiß. Und wenn Ihr deshalb hierher gekommen seid und den Gewitterregen und die Angst vor'm Ertrinken auf den Pelz gekriegt habt, so ist Euch vollkommen Euer Recht geschehen.«

Das Gespräch stockte noch einmal; Frau Wolter sah, was bei ihr ungewöhnlich war, entrüstet, Frau Grothe unbefriedigt aus. Die blecherne Lampe, die den kleinen Zimmerraum dürftig erleuchtet hatte, brannte noch trüber als zuvor und dennoch wurde es in der Stube nicht düsterer, denn die dunklen Regenwolken hatten sich draußen verzogen, der Mond hatte sie siegreich durchbrochen und streuete sein glänzendes Licht über den See und Wald aus, so daß die Frauen von ihrem Sitze aus durch das Fenster ihn am Himmelszelte dahin schweben sehen konnten.

»Wie lange wohnt Ihr jetzt schon mit ihm zusammen?« fragte Frau Grothe endlich, um nur etwas zu sagen.

»Beinahe drei Jahre und zwei Monate – es war Mai, als er hierher zog.«

»Und vierhundert Thaler hat er Euch gegeben, um Euer ererbtes Lehmhaus auszubauen?«

»Vierhundert Thaler, auf den Groschen! Das weiß jeder Mensch hier und Ihr könnt es also auch wissen.«

»Will er denn noch lange hier bleiben?«

»So lange es ihm gefällt und es Gottes Wille ist.«

Frau Grothe sah nun deutlich ein, daß mit der Gevatterin für heute nichts aufzustellen war, übrigens hatte sie keine besonderen Gründe, sie auszuforschen. Ihre meisten Fragen waren durch reine Neugierde veranlaßt, die sie mit vielen Bewohnern der Umgegend theilte. Als

das Gespräch nach den letzten Worten zum letzten Male stockte, wurde die Stille, außer durch Peter's Schnarchen, plötzlich noch durch einen anderen Laut unterbrochen, der von Außen hereindrang und die beiden Frauen sogleich von ihren Stühlen aufspringen, ja sogar den müden Peter aus seinem Schlafe erwachen ließ. Sultan, der draußen getreulich seine Wache fortsetzte, heulte laut auf und sprang mit einem großen Satze in die knisternen Gebüsche. Gleich darauf stieß er ein Freudengeheul aus, das sich allmählig dem einsamen Hause näherte.

»Ruhig, Sultan, ruhig!« sprach eine feste, kräftige Männerstimme. »Laß meinen Rock ganz – Du bist ein prächtiger Bursche, ich weiß es ja!«

Gleich darauf hörte man einen Menschenfuß auf den Steinen vor'm Hause knirrschen, die Hausthür ward gemächlich aufgeschlossen und ein wuchtiger Tritt stieg langsam und sicher die Treppe hinan, die in's Oberhaus führte. Einen Augenblick später ward auch die Thür des oberen Zimmers geöffnet und man hörte den Schritt seines zurückgekehrten Bewohners deutlich durch den dünnen Boden herunterschallen.

Beide Frauen hatten lautlos, und der erwachte Peter mit mühsam aufgerissenen Augen diesen wohlbekanntem Tönen gelauscht. »Da ist mein Herr!« sagte Frau Wolter freudig und schickte sich an, den Tisch vom Eßgeräthe zu säubern, während Frau Grothe und Peter, in der plötzlichen Meinung, daß das stille Wetter und der aufgegangene Mond ihre Rückkehr nach Hause begünstige, schnell in die Kammer gesprungen waren und sich so eilfertig

wie möglich bemühten, ihre noch nicht ganz getrockneten Kleider wieder anzulegen.

Kurze Zeit darauf öffnete sich ganz leise die Hausthür; Peter flüsterte der Base eine gute Nacht zu und schlug den Weg durch den Wald nach der Krampnitz ein; Frau Grothe aber, sachte hinter ihm her schleichend, band etwas verdutzt und eilfertig ihren Kahn von der knorrigen Weide los, an der er festlag, stieg hinein und ruderte so leise wie möglich über den flimmernden See, dessen Wogen sich beruhigt hatten und von den silbernen Strahlen des Mondes feenhaft erleuchtet waren. Als sie aber mitten im See angekommen war, hielt sie einen Augenblick mit ihrer Arbeit inne, hob die Augen empor und schaute nach der Einsiedelei hinauf, aus deren oberen Fenstern ein matteres Licht, als des Mondes Strahl, auf das schlummernde Wasser fiel.

»Ja,« sagte sie zu sich selber, »der Herr ist zu Hause, ich sehe es. Ich möchte wohl auch wünschen, daß er mir vierhundert Thaler gäbe, um mein altes Haus drüben in Nedlitz wie dieses neu aufzubauen, sonst ist er mir ziemlich gleichgültig.«

Darauf griff sie wieder zu den Rudern und langte bald nachher in ihrer Wohnung an.

## ZWEITES KAPITEL. DER EINSIEDLER.

Nachdem wir das einsame Haus am See und seine wohlwollende Bewohnerin kennen gelernt, liegt es uns ob, den Leser auch mit seinem uns viel wichtigeren männlichen Insassen, den man in der Umgegend wegen

seiner abgeschiedenen Lebensweise nicht ganz mit Unrecht den Einsiedler nannte, bekannt zu machen und dabei zugleich zu erfahren, wo er den letzten Abend zugebracht und ob er wirklich, wie Frau Wolter besorgte, schutzlos dem Unwetter ausgesetzt gewesen war. Doch, um ein möglichst vollständiges Bild dieses seltsamen Mannes gleich von Anfang an zu erhalten, ist es nothwendig, einige Stunden vor den Beginn unserer Erzählung zurückzugehen und sein Thun und Treiben den Nachmittag über bis zu dem Augenblicke zu beobachten, wo wir ihn spät Abends nach Hause zurückkehren sahen.

Es war drei Uhr Nachmittags, die Sonne brannte glühend über dem ermatteten Walde, und rings in der ganzen Natur gab sich nicht die mindeste Bewegung kund – sie feierte ihren süßesten Mittagstraum. Wir schreiten langsam aus der Thür der Einsiedelei, die auf der Waldseite gelegen ist, durchschneiden zuerst einen weiten und dichten Kreis hochwipfeliger alter Tannen, und durch ein Birkenwäldchen jüngeren Ursprungs einem leicht gewundenen Fußpfade folgend, gerathen wir mitten in die graugrünen Kiefern, die schon seit Jahrhunderten das ganze umliegende Land bedecken. Der ursprüngliche Boden, in dem sie wurzeln, war sandig und dürr, aber mit der Zeit hatten die alljährlich herabfallenden Nadeln sich immer mehr gehäuft und verdichtet, um endlich in Folge der Verwitterung und des befruchtenden Regens einen festeren Grund zu bilden, der nahrungsreicher und fetter, wenigstens dem kriechenden Moose und mancherlei kleinem Gesträuche Speise und Anhalt bot.

Bald werden die Sohlen unserer Schuhe glatt von den harzigen Bestandtheilen, auf die wir treten, und mühsamer steigen wir bergauf und bergab durch die üppig wuchernden Farnkräuter, zumal uns kein deutlich ausgetretener Steg in gerader Richtung führt und die brennende Sonne unseren Pfad noch länger erscheinen läßt, als er wirklich ist. Endlich nähern wir uns wieder dem nördlichen Havelufer und sehen schon von Weitem die alten Eichen und Tannen ragen, die auf dem steil nach dem Wasser absteigenden Gipfel der Römerschanze wurzeln. Da halten wir plötzlich an, denn unerwartet bemerken wir einen Menschen im Moose halb liegen, halb sitzen, der mit seinen weit geöffneten Augen durch die Zwischenräume der verschlungenen Baumäste in den blauen Himmel dringen zu wollen scheint. Es ist eine kräftige Mannesgestalt in den besten Jahren des Lebens, von mittlerer Größe, breiter Brust und angenehm in die Augen fallenden Verhältnissen in allen seinen Körpertheilen. Neben ihm, nachlässig hingeworfen, liegt ein leichter Strohhut und, eine wuchtige Stütze auf dem glatten Waldpfade, ein knorriger Eichenstock. Seine Kleidung, der Jahreszeit angemessen, ist leicht und luftig; um den vollen Hals trägt er ein hellfarbiges Seidentuch, das sich lose um den emporstehenden Hemdekragen schlingt. Flüchtig aber nur lassen wir unsern Blick über diese seine äußere Erscheinung gleiten, ungleich mächtiger zieht uns sein charakteristischer Kopf und der scharf ausgeprägte

Ausdruck seines wohlgebildeten Gesichtes an. Von diesem Gesichte ist nur der obere Theil genauer zu entziffern, denn die untere Hälfte bedeckt von der Höhe der Wangen an ein dunkelbrauner, etwa zwei Zoll über das Kinn herabreichender und sorgfältig gehaltener Bart, den zwei frische Lippen in zwei ungleiche Hälften theilen. Von dem edel gebildeten Haupte ringeln sich dicke und nachlässiger als der Bart gepflegte dunkelbraune Locken um Schläfe und Wangen, vermischen sich an letzteren mit dem Barte, und bedecken fast ganz den kühn und stolz gebogenen Nacken. Nußbraune, ernst blickende und tief dringende Augen funkeln unter seiner männlich gewölbten und festen Stirn, aber diese Stirn ist es, die unsern Blick unbewußt etwas länger aufhält. Denn sie ist durch eine breite, schräg vom Scheitel nach der Nasenwurzel laufende Narbe in zwei Theile getheilt, die wir besonders heute, wo Sonne und Schweiß die Haut dunkler gefärbt haben, deutlicher als gewöhnlich gesondert sehen. Ueber den ganzen erkennbaren Theil dieses Gesichtes aber ist eine tief innerliche, wehmüthige Färbung ausgegossen, die wohl das Gepräge schmerzlicher Erfahrungen, aber keine Spur von Krankheit und Erschöpfung zeigt. Langsam athmend, wie ein Mensch, der, tief in Gedanken versunken, nur ein geistiges Leben führt, hebt sich dann und wann seine Brust auf, uns das ist die einzige Bewegung, die wir an dem äußerlich sonst leblos erscheinenden Menschen wahrnehmen. Aber wenn er auch in diesem Augenblicke Nichts zu thun scheint, so erkennen wir bei genauerem Hinblicke doch sogleich, daß er,

je regungsloser, um so tiefer im Nachdenken begriffen ist, was auch eine Arbeit und für viele Menschen eine recht mühsame ist. Bevor wir aber einigermaßen in den geheimen Gedankengang dieses einsamen Menschen dringen, müssen wir eines kleinen eigenthümlichen Vorgangs gedenken, der uns seine Anschauungen und seine Geistesrichtung besser als viele Worte erläutern wird.

Eben als wir uns unbemerkt dem Unbekannten nähern, richtet er seinen dunkelen Kopf seitwärts und seine Nasenlöcher erweitern sich, als zöge plötzlich ein auffallender Geruch in dieses empfindsame Organ ein. Und in der That, der ruhende Mann riecht in diesem Augenblick Etwas, was auch uns wegen seines spezifischen Duftes bemerkbar werden muß. Er richtet sich sogleich etwas auf und blickt schärfer zur Seite hin, woher der eigenthümliche Duft zu kommen scheint. Da sieht er denn einen in seiner Art wunderbaren Vorgang, den vielleicht wenige Menschen gesehen, aber doch einige mit der Wissenschaft vertraute Männer lehrreich und interessant genug schon beschrieben haben.

Am Fuße eines hochwüchsigen Föhrenstammes, auf dem mit braunen Nadeln reichlich besäeten Boden, erhebt sich ein anderthalb Fuß breiter und beinahe einen halben Fuß hoher Hügel, anscheinend aus vertrockneter Erde bestehend. Aber genauer betrachtet, besteht er aus Millionen einzelner Stückchen Erde, Holz, Harz und zersplittertem Laubwerk. Mit einem Wort, es ist ein Ameisenhaufen, wie wir ihm in dichten Kieferwäldern auf

unseren Spaziergängen bisweilen begegnen, gleichgültig aber, wie wir so oft sind, daran vorüber gehen. Und was geschieht in der Nähe dieses Ameisenhaufens, den die kleinen arbeitsamen Thiere mit unendlicher Geduld und unnachahmlicher Kunst heimlich ausgeführt? Drei Schritte davon befinden sich zwei Ameisenheere auf einer etwa drei Fuß im Geviert haltenden sandigen Grundfläche und liefern sich eine Schlacht, wie sie selten heißer und leidenschaftlicher von Menschen, obwohl in größerem Maaßstabe und mit künstlicheren Mitteln, ausgeführt ward. In dichtesten Gedränge kämpfen die kaum sichtbaren Thiere um Leben und Heimat, um Eigenthum und Besitz; Leichen und Verwundete bedecken das kleine Gefild; eine fremde, beutelustige Schaar, von einem zweiten unweit gelegenen Haufen ausgehend, will den oben beschriebenen künstlichen Bau erobern, und die Insassen dieses vertheidigen sich vor den Thoren ihrer Burg wie Helden und wahrhafte Patrioten. Im bunten Gemenge, wüthend und todesverächtlich über einander herfallend, beißen und zerren sie sich und bespritzen den Feind mit dem ihnen von der Natur verliehenen Saft, um sich zu schaden zu tödten, wie die Menschen mit Eisen und Blei sich überschütten, und davon eben rührt der durchdringende Geruch her, dessen wir oben Erwähnung thaten.

Der einsame Wanderer war von seinem Sitze aufgestanden und beugte seinen Kopf zur Erde, um das nie gesehene Schauspiel genauer zu betrachten. Er war erstaunter als je, und um so mehr, je tieferen Einblick er

in den regelrechten Vorgang der kleinen Schlacht gewann. Die aus der Ferne herangezogenen Schaaren aber schienen die schwächeren oder die ungeschickteren zu sein, die Belagerten hatten einen kühnen Ausfall gemacht und wurden allmählig ihrer Feinde Herr, deren zerstückelte und sich krümmende Leichen zahllos das Schlachtfeld bedeckten. Immer tiefer hinab beugte der stille Beobachter sein Haupt, um Alles und Jedes verwunderungsvoll zu betrachten, bis er endlich, sich hoch aufrichtend und einen Blick in den wolkenlosen Himmel werfend, beide Arme in die Seite stemmte und ausrief:

»Wunderbar, höchst wunderbar! Diese unbegreifliche und bis an das Sandkorn hinein Leben und Tod gebende Gottesnatur! Im Kleinen wiederholt sich wie im Großen Deine unergründliche Allmacht und Weisheit! Selbst diese kleinen Thiere machen es wie die großen, sind blutgierig und beutelustig wie die Menschen, die Tiger und die Wölfe! Dumme, engherzige Thiere ihr – was vergeudet ihr eure Kräfte und Säfte an unfruchtbarem Kampfe – die Welt ist so weit und so groß und hat Raum für noch zahllos ungeborene Millionen – ihr habt Nahrung und Licht, Frieden und Einigkeit, könnt glücklich und zufrieden sein, wenn ihr nur wollt – aber Das ist es – ihr wollt nicht – und darum, eben darum seid ihr so thöricht, seid ihr beklagenswerth und verächtlich! Ha! ich will euch Frieden und Glück geben, indem ich euch Arbeit und Sorge gebe, denn Arbeit und Sorge macht gut, macht vernünftig und heilt die Thorheit der Welt – da – da – da –«

Und mit seinem Fuße unter die immer noch Kämpfenden fahrend, brachte er sie gewaltsam aus einander, wobei er freilich hunderte zertrat, und wühlte mit der Spitze seines Stockes den Ameisenhügel auf, der seine kleinen Säle, Zellen und Gallerien zum ersten Male dem Tageslichte öffnete, das aber nur Zerstörung, Verfall und Ruinen erleuchtete. Und als hätten die kleinen vom Tode verschonten Thiere den Willen des mächtigen Menschen, der wieder nur ein Sandkorn im Willen des Allmächtigen ist, und die Richtigkeit seiner Absicht erkannt, so schienen sie auch schon zu gehorchen, denn die Kämpfenden trennten sich gänzlich, die Angreifenden zogen ab und die Angegriffenen kamen in ihr zerrissenes Eigenthum zurück, um ohne Aufenthalt es von Neuem zur vorigen Vollendung auszubauen.

Als der Mann, der dieses Thun bewirkt, noch eine Viertelstunde dem neuen Treiben zugeschaut, lächelte er still in sich hinein, warf noch einen Blick auf die Stelle, wo er gesessen, um sie künftig wiederzuerkennen, nahm seinen Hut von der Erde und schritt langsam, die Hände auf den Rücken gelegt, in stillem Nachdenken weiter in den Wald hinein.

Plötzlich hielt sein Fuß vor einer etwa fünfzig Fuß hohen grünen Rasenumwallung an, in deren Nähe die Waldung lichter geworden war und deren regelmäßiger Bau ein von Menschenhänden gemachtes Werk verrieth. Er war, ohne darauf zu achten, wohin er ging, an die nördliche Seite der Römerschanze gelangt. Mit einigen kräftigen Sprüngen war er auf der Höhe, stand er innerhalb

des alten Erdwerks und schritt, wie es schien, unwillkürlich der südlichen Wasserseite zu. Hier blieb er eine Weile auf der höchsten Spitze stehen und senkte sein Auge in das weit geöffnete, schöne Land, den Wassergürtel überspringend, bis es sich zuletzt am fernsten Horizonte im Dunste des Himmels verlor. Noch einige Schritte weiter wandernd und keinen zufälligen Lauscher gewahrend, fand er eine Stelle, die auch im Liegen eine freie Aussicht über die Ferne zuließ, und abermals Hut und Stock auf den Boden werfend, streckte er sich selbst gemächlich im Schatten einer alten Buche auf den Rasen nieder.

Sein Kopf stützte sich auf die rechte Hand und sein Ellbogen legte sich wie ein Anker im aufquellenden Moose fest. So, meilenweit Himmel, Erde und Fluß mit dem Blicke überfliegend, blieb er lange Zeit unbeweglich sitzen. Aber wenn er auch ohne Bewegung war, unthätig war er gewiß nicht. Sein Gehirn arbeitete in kühnen Gedanken und Bildern, und seine Phantasie schwang sich weit, weit über die sichtbaren Grenzen der irdischen Welt hinaus.

Wer mit einer solchen Seele, die Schwingen hat, wie sie kein Vogel besitzt, in das unbegrenzte Reich der Träume fliegen, wer gleich ihm die Wollust fühlen könnte, die ein solcher Gedankenflug dem Begabten und nicht umsonst Beneideten verleiht! O, es liegt ein unaussprechlicher Zauber in dem Bewußtsein: denken zu können, was ich will, und mit diesen Gedanken fliegen zu können wohin ich will! Meilen sind es nicht, die ein solcher

beschwingter Geist überspringt, es sind Welten, Zeitalter und alle Geschlechter, die bisher gelebt haben. Was wollen ihm die kleinlichen, erbärmlichen Menschen mit ihren Kummernissen, Eitelkeiten und Verlegenheiten sagen; was nützen ihm hier Bekanntschaften, Genüsse, Vergnügungen, Spiel und Tanz; was fragt ein solcher Mensch nach dem Tand und dem Gelüste der selbstquälerischen Pygmäenwelt! O, wem es wie diesem Geiste gegeben ist, im weit geöffneten Himmel die Zukunft, die unbekanntesten Welten und Lauf ihnen die werdenden Geschöpfe zu errathen, dem scheint die sichtbare Welt, und brennt auch eine so leuchtende Sonne wie heute über ihr, düster, nächtig, ein in den Sumpf führendes neckisches Irrlicht zu sein.

Und in der That, diesem einsamen Betrachter war von der Natur die köstliche Gabe der Dichtung, wenigstens in Gedanken, verliehen. Es lebte und webte in ihm die tiefe und unaussprechliche Poesie, die schrankenlos vom Sonnenaufgang zum Untergang schweift und in das geheimnißvolle Herz der Natur und ihre unergründliche Zeugungskammer dringt. Für ihn hatte Alles, was um ihn war, eine Stimme, ein sicht- und hörbares Leben. Im Wehen des Windes hörte er das Rauschen der dröhnenden Weltenbewegung im Lichte des Himmels sah er das weithinschauende Auge des allmächtigen Gottes; im Gemurmeln der Quelle lauschte er dem Entstehungsakte der Millionen noch nie gesehener und doch vorhandener Geschöpfe.

Doch, begnügen wir uns, das innere Treiben des eben geschilderten Mannes mit diesen Worten wenigstens angedeutet zu haben, erschöpfen konnten wir es damit nicht. Ueber eine Stunde mochte verflossen sein, als er von seinen geheimsten Gedanken durch Außendinge abgezogen und dadurch von der Betrachtung seiner inneren zu der äußeren Welt gedrängt wurde. Die unablässig ihren regelrechten Weg verfolgende Sonne hatte nämlich ihren Standpunkt allmählig geändert und zog, da sie dadurch in seinen Gesichtskreis kam, den Blick des Mannes wie mit magnetischer Gewalt an sich, von wo aus er mit ihren Strahlen zur Erde hinabstieg, und so auf dem vom hellsten Glanze vergoldeten See haften blieb. Der Reiz, den eine große, wie im Schlummer ruhende, Wasserfläche auf ein empfängliches Gemüth in der Regel ausübt, fesselte auch heute seinen Geist, wie es ihn schon so oft gefesselt hatte. Das langsam strömende, breite Flußbett lockte sein Auge unwiderstehlich an, als wollte es ihn einladen, in seinen kühlen Busen das heiße Weh der wunden Seele nieder zu senken; das ruhige Athmen der flüsternden Welle, die so stetig scheint und doch so beweglich ist, ließ ihn das unruhige Pochen seiner eigenen Brust vergessen. Ja, dieser große Spiegel, in dem sich der reine keusche Himmel malt und die Bäume und Berge kopfüber stürzen, als wollten sie ihn mit überdurstiger Seele austrinken, erinnerte ihn an den kleinen Spiegel seines Lebens, der in ihm lag und in den er so

eben mit immer wiederholter Schmerzeseerneuerung, innerlich schaudernd, hineingeblickt hatte. Sein ganzes Leben durchflog er so noch einmal in gewaltigen Sprüngen, und von der frühesten Jugend beginnend, führte er diese traurige Selbstschau bis auf den heutigen Tag fort.

»O, wenn die Menschen,« so schloß er seine letzte Betrachtung, »doch öfter ihre Blicke in diesen großen Himmel und in die ungehemmte Fluth des anderen klaren Elementes, des Wassers, schauen und sich an der heiligen Ordnung und Regelmäßigkeit, die da oben und da unten waltet, ein Beispiel nehmen wollten! Was giebt es doch für unglaublich närrische, ja wahnsinnige Dinge auf dieser Erde! Welche Unordnung, welcher Unfug, welcher Widerspruch in allem ihren Thun und Treiben! Wenn es nun einmal einem Weltkörper da oben einfallen wollte, aus seiner vorgezeichneten Bahn zu lenken und sich auf uns herabzustürzen, oder diesem Wasser, aus seinen ihm angewiesenen Ufern zu treten und die ganze Erde zu überschwemmen – was würde daraus entstehen? Und die Menschen treten doch täglich aus ihren kleinen Bahnen, sie stürzen sich täglich wie blutgierige Tiger auf ihre Mitmenschen, begehren und erdrücken sie und niemals werden sie klug und verständig, niemals lernen sie von erhabenen Beispielen und Vorbildern, immer bleiben sie dumme, thörichte, eingebildete Menschen. O! – Doch warum denke ich immer an sie und rege mich wieder von Neuem auf, da ich doch weiter Nichts als Ruhe und Frieden suche. Ruhe und Frieden! Ja wohl! Ich bedarf ihrer und es giebt nur einen Ort, wo ich sie finden

kann. Gehen wir dahin und trotzen männlich und kühn den heißen Strahlen der Sonne!«

Und abermals erhob er sich und schritt beinahe auf entgegengesetztem Wege, als auf welchen er gekommen war, wieder in den Wald hinein.

---

Es mochte ungefähr dieselbe Zeit sein, in welcher wir Frau Wolter und ihren Neffen von der Meierei des königlichen Gartens nach der Krampnitz abfahren sahen, als unser einsamer Wanderer seinen Lagerplatz auf der Schanze verließ und auf dem beabsichtigten Wege fortschritt. Dieser führte ihn aber nicht auf geraden und bequemen Pfaden, denn solche gab es damals noch nicht in dem bezeichneten Reviere, wie ihrer auch heute nur wenige den Forst in verschiedenen Richtungen durchkreuzen; vielmehr drängte er sich bald durch ein dichtes Gestrüpp wuchernder Farrnkräuter, bald überschritt er einen niedrig gelegenen, nur mit dürrem Haidekraut bewachsenen Moorgrund, bald vertiefte er sich, nie um die Richtung seines Weges besorgt, in das stickend heiße Dickicht des kaum merklich gerodeten Kiefernwaldes. Bergauf, bergab setzte er ruhig seinen Weg fort und es schien, als wäre ihm jeder Baum bekannt, oder als leite ein geheimnißvoller und doch klarer Herzenszug seinen gleichmäßig vorwärts schreitenden Fuß. Obgleich er aber langsam wandelte und sein Gemüth, wenn auch häufig heftiger Aufwallungen fähig, doch durch die Kraft seines

Geistes und den erfahrungsmäßig siegreichen Willen seiner Seele augenblicklich ohne stürmische Bewegung war, so litt er doch sehr bald unter der Einwirkung der sengenden Strahlen der bereits stark sich abwärts neigenden Sonne. Oftmals stand er daher still, trocknete sich Stirn und Hals und sehnte sich innerlich, wie die umgebenden schweigsamen Wälder, nach der Erquickung eines frischen Regenschauers. Aber der Anblick des Himmels, von dem er diese Erleichterung hoffte, war ihm in dem dichten Baumgewirre, welches er eben durchschritt, entzogen und nur an dem dumpfen Drucke der schwülen Atmosphäre fing er an, das nahende Gewitter voraus zu fühlen. Jetzt aber wurden die Baumreihen lichter, die Gebüsche theilten sich allmählig und er trat endlich ganz aus der Waldung heraus auf eine Anhöhe, von der herabblickend ihm eine neue, wenn gleich weniger glanzvolle, doch gewiß eben so liebliche Ansicht als vorher zu Theil wurde.

Eine Viertelstunde etwa von ihm entfernt, aber weit tiefer als er augenblicklich stand, breitete sich eine lachende Landschaft aus. Zwischen üppig grünendem Laubholze, einer natürlichen Schlucht folgend, lagerte ein freundliches Dörfchen, dessen Häuser sich theilweise an den grünen Abhang eines ihm gegenüber liegenden Bergrückens lehnten. An dem einen Ende des Dörfchens, fast abgesondert von den übrigen Gebäuden, lag ein ziemlich neues und stattliches Haus, und dicht daneben die Kirche mit dem schlanken Spitzthurm, auf welchen beiden Punkten sein blitzendes Auge längere Zeit

zuerst haften blieb. Jenes Haus war die Pfarrei, die im Laufe von zehn Jahren zweimal hinter einander das Unglück betroffen, bis auf die Grundmauern niederzubrennen, weshalb sie sich auch jetzt in so zierlich frischem Kleide den Augen des Beschauers offenbarte. Wir wollen das Dorf, worin diese Pfarrei lag, Glindow nennen, obgleich es in der That einen anderen Namen führt. Nicht unwichtige Gründe aber hindern uns, diesmal die richtige Bezeichnung anzunehmen, was wir, so oft es geht, von Grund des Herzens gerne thun, denn wir zählen uns auch in solchen Kleinigkeiten zu den Freunden und Verehrern der Wahrheit. Als nun aber die Blicke des Wanderers längere Zeit auf dem Pfarrhause und der Kirche gehaftet hatten, wurden sie durch die drohende Bewölkung des bisher so klaren Himmels plötzlich davon abgelenket. Zwar nicht für ihn war sie drohend, denn er fürchtete weniger den Blitz und den Donner, als Frau Wolter, aber drohend für das harmlose Dorf, welches schon zweimal durch das Feuer des Himmels verheert worden war. Mit nicht geringer Verwunderung aber erkannte er die blitzschnelle Veränderung des eben noch durchsichtigen Horizontes, und ein dumpfes Grollen in unabsehbarer Ferne verkündete schon von Weitem das nahende Ungestüm. Dieser Umstand aber versprach dem die Erscheinungen der Natur in ihrer Macht und Fülle über Alles liebenden Wanderer einen neuen Genuß, und er stellte sich erwartungsvoll unter eine alte Eiche, die einsam auf dem höchsten Punkte des Berges stand und mit ihrer prächtigen Krone dankbar und furchtlos ihrem Schöpfer in's feierliche Angesicht

sah. Namentlich aber liebte er den eilenden Wolkenzug bei herannahendem Gewitter, das wechselnde Farbenspiel, die Gluth und Nächtigkeit des grollenden Himmels. Daher ließ er einen beinahe fröhlichen Blick von einem Ende des Horizontes zum anderen schweifen und verglich mit kundigem Auge die noch heitere Nähe mit der düsteren Ferne. Und rasch, wie im Wettrennen begriffen, sagten die sich bei folgenden Wolkengebirge heran, als peitschte eine unsichtbare dämonische Gewalt sie nach vorne. Herrliche Farbenspiele und wunderbar gespenstische Gestaltungen kamen dabei in raschester Folge zum Vorschein. Glühendes Roth, funkelndes Gold mischte sich mit abendlichem Grau und blendendem Weiß, welche alle wieder zuletzt das nächtliche Schwarz in seinen verhüllenden Mantel schloß. Gebirge mit eisigen Gletschern, sprühende Wasserfälle, Thiergestalten allerlei Art wechselten in bunter Folge, und Alles das taumelte und jagte so chaotisch durcheinander, daß jeder Augenblick ein neues Schauspiel gebar. Plötzlich aber wälzte sich das Wolkengebirge näher, auf den Flügeln des Windes sauste es heran, und aus einer düsteren Nebelschicht zuckte ein wetterleuchtender Strahl mitten in die angstvoll schweigende Landschaft herab. Dem Blitze folgte auch hier der Donner mit so vollen und feierlich hinsterbenden Cadenzen, daß der letzte vernehmbare Widerhall wie das Stöhnen eines abscheidenden Geistes erklang. Und endlich, um das himmlische Concert vollständig zu machen,

braus'te heulend der Sturm dazwischen, Bäume und Gebüsche beugend, als wären sie Halme und nur zum Spiele des Allmächtigen geschaffen.

Lange Zeit in diesen unvergleichlichen und vielen Menschen so grausenhaften Anblick versunken, stand der einsame Wanderer unter der Eiche, über deren Haupte noch ein Stückchen Himmelsblau lächelte. Ihm war der Donner Musik, der Blitz ein Strahl des großen Gottesauges, und der Sturm das Wiegenlied losgelassener überirdischer Geister. Ihn kümmerte der Regen nicht, der kalt auf seinen Scheitel fiel und seine leichten Gewänder durchnäßte; er sah, er hörte, er genoß nur, was zu sehen, zu hören und zu genießen war.

Da aber saus'te der Alles beugende Windstoß näher heran, die dunkelsten Wolken sammelten sich haufenweis gerade über dem Platze, wo er stand, und die Blitze schienen beinahe allein auf ihn herabzufahren. Die alte Eiche dünkte, ihm kein Schutz mehr zu sein und er verließ sie im strömenden Regen, eilig den schlüpfrigen Abhang hinab schreitend. In etwa fünf Minuten erreichte er eine verlassene Hütte, welche nicht weit vom Pfarrhause entfernt lag, die er aber diesem vorzog, weil sie einsam war wie er selber. Er trat in die offene, nur an einer Angel hängende Thür, blieb zwischen ihren morschen Pfosten stehen und fuhr fort, die Wirkungen des Unwetters zu verfolgen, das sich allmählig gegen Westen wandte, um auch dorthin Angst und Schrecken, aber auch Segen und Gedeihen zu tragen.

Wohl eine Stunde verweilte er schon in der kleinen Hütte, und immer noch strömte der Regen auf die Erde herab, die durstig mit unzählig geöffneten Poren die köstliche Flüssigkeit einsog. Noch immer wollte sich das Gewölk nicht ganz theilen und von Zeit zu Zeit rollte ein sanfterer Donner drüben an den Bergen entlang. Endlich hatten die Wolken ihren ganzen Reichthum herabgeschüttet und besaßen nichts mehr, was sie der geliebten Erde, von der sie stammten, geben konnten, ja, sie hatten sich gänzlich erschöpft, oder waren in dem unendlichen Raume verflattert, so daß der Himmel wieder frei und fröhlich über den Gefilden zu lächeln begann.

Unser Wanderer hatte dies Bild zu Ende gedacht und schaute sich schweigend in der dampfenden Natur um. Jener wollüstig balsamische Duft, der den Kräutern und Gräsern entsteigt, wenn nach langer Dürre ein frischer Regen sie benetzt, erfüllte rings die gereinigte Luft, und es war in der That ein belebender Genuß, die aufathmenden Lungen mit dem würzigen Lebensstoffe zu füllen. Das Gewitter und seine Begleiter hatten die Ruhe und den Frieden, nach denen er kurz vorher so sehnlich verlangte, wieder in weitere Ferne gerückt, sein leicht bewegliches Blut, den stürmenden Elementen folgend, war in fieberische Wallung gerathen und seine sprühenden Augen blitzten unverkennbar das innere Feuer heraus.

Aber da sorgte eine andere, der vorangegangenen unmittelbar folgende Erscheinung dafür, die Spannung seiner Empfindungen zu sänftigen und das Bedürfnis seiner Seele nach dem so köstlichen Frieden vollauf zu stillen. Kaum nämlich war das Gewitter vorübergerauscht, so begann das zurückgedrängte Leben in der Umgebung des Wanderers wieder munter aufzutauchen. Arbeiter, Menschen und Thiere, kamen aus ihren Verstecken hervor und schritten an ihr letztes Tagewerk. Eine Heerde brauner Rinder, fröhlich und zufrieden brüllend, wankte mit ihrem harmonischen Geläute über das dampfende Gefild seiner Heimat zu. Die Vögel in den Bäumen zwitscherten, die Insekten in den Gräsern summten, im Großen und Kleinen belebte sich die vor Schreck und Erwartung verstummte Natur. Das Alles ging so allmähig, so feierlich, so natürlich von Statten und so übereinstimmend folgte Eins dem Anderen, daß es den Frieden der Seele in derselben Stufenreihe, wie er verschwunden war, wieder hervorrief. Und um die abendliche Stille noch feierlicher zu machen und das Herz ganz mit den Gefühlen der Ergebung zu füllen, begann die nahe Kirchenglocke in langgezogenen Tönen ihre Stimme über Wald und Flur wehklagend auszugießen.

Der immer noch auf dem Flecke, wo wir ihn verlassen, weilende Mann lauschte mit allen seinen Sinnen auf die Vorgänge, die wir hier mit unserer matten Feder zu schildern versucht, die Erregung seiner leidenschaftlichen Natur schmolz und die milde Gottesnatur, die neben jener

in seinem Herzen schlummerte, war erwacht. Namentlich die wehklagenden Klänge aus der Dorfkirche schienen ihn weich und feierlich zu stimmen; er senkte seinen Kopf andächtig und griff mit der Rechten nach dem Orte, wo es in seiner Brust wie Orgelton bebte und schwoll. Langsam trat er aus der Hütte in's Freie und schauete sich um, ob er allein oder in Gesellschaft von Menschen sei, von denen er in diesem Augenblicke nicht gestört sein mochte, aber er erblickte kein lebendes Wesen in seiner nächsten Nähe, außer etwa einen kleinen Vogel, der zwei oder drei Mal vor seinen Füßen, wie um ihn zu necken, hin und her flog.

Endlich entschloß er sich, dem Dorfe näher zu gehen, aber nicht seinem nächsten Ende wandte er sich zu, sondern dem ihm gerade am fernsten liegenden. Es war ihm noch zu hell, um in dasselbe einzutreten, er wollte aus Gründen, die wir noch nicht kennen, von Niemandem auf seinem Wege gesehen werden. So wandte er sich im großen Bogen um das ganze Dorf herum und gerade, als er den Eingang von Weitem vor sich liegen sah, blinkte der erste Stern ihm von dem abendlichen Himmel entgegen. Ihn aber begrüßte er herzlich, dankbar aufschauend, wie man einen lieben und lange abwesenden Freund begrüßt.

Dicht vor dem Dorfe begegnete ihm ein Mann mit einem Gebetbuche unter dem Arme. Auf seine Frage, was das Geläute bedeutet habe, antwortete der Bauer, indem er einen Augenblick stehen blieb:

»Wir haben Stromer's jüngstes Kind begraben. Guten Abend!«

»Ich dachte es mir,« flüsterte der Andere halblaut und ließ den in entgegengesetzter Richtung schreitenden Landmann hinter sich. Mitten im Dorfe, wo es schon dunkler und schattiger als im Freien war, kam ein etwa siebenjähriges Mädchen heran, das, selbst noch ein Kind, ein nur wenig kleineres mühsam auf dem Arme trug. Beide weinten.

»Warum weinst Du?« fragte der Fremde.

»Meine kleine Schwester ist gestorben und sie haben sie eben begraben,« erwiderte das ältere Kind schluchzend.

»Sind Deine Eltern arm?«

»Ach ja, mein Herr!«

»Hier hast Du Etwas gieb es Deiner Mutter.«

»Ach, die ist seit vier Wochen auch todt.«

»So! Du Arme! So gieb es Deinem Vater.«

»Ich danke. Gute Nacht!«

Er war wieder allein. Niemandem mehr beegend, Niemandes mehr begehend, setzte er seinen Weg fort und näherte sich am Ende des Dorfes der Kirche, welcher gegenüber, nur durch die Straße getrennt, wie man jetzt sah, das Pfarrhaus lag. Die Kirche zur Rechten lassend, ging er hinter der Kirchhofsmauer her, schaute sich rings um, ob irgend Jemand ihn vielleicht beobachte und, da er keinen Menschen bemerkte, stieg er auf einen ihm bekannten großen Stein, sprang von da auf die Mauer und mit einem zweiten Sprunge befand er sich innerhalb des

Kirchhofes, der einzige Lebende jetzt unter so vielen Todten.

Wenn die Unterhaltung mit Lebendigen uns keinen Reiz mehr verleiht so lieben wir es wohl, zu den Todtenhügeln zu gehen, und mit Denen, die unter dem grünen Rasen schlummern, ein trauliches Zwiegespräch zu halten. Ihnen können wir Alles sagen, was uns preßt und quält, denn sie verstehen uns immer; sie haben auch Vertrauen zu uns, wie wir zu ihnen, und verrathen uns nicht; und wenn wir wieder von ihnen gehen, so haben sie unsere Seele beruhigt, und wir nehmen einen Theil ihres Friedens mit in unser heimatliches Haus zurück.

Mit ähnlichen Gefühlen mochte der einsame Mann das stille Feld des Todes betreten. Nicht lange, und er fand die zunächst gesuchten frischen Gräber der Mutter und Schwester des armen Mädchens, mit dem er so eben gesprochen. Einige stille Worte murmelnd ging er an ihnen vorüber und näherte sich einer Trauerbirke, die klagend und doch so rührend schön ihre hängenden Zweige tief auf zwei mit herrlichem Rasen bewachsene Hügel, einen großen und einen etwas kleineren, senkte. Vor ihnen angekommen, stand er eine Weile still und betrachtete sie wehmüthig. Seine Miene dabei können wir nicht beschreiben, denn wir sehen sie im Abenddunkel nicht mehr, wohl aber können wir sie uns denken. Ueber das größere Grab fortschreitend, stand er zur Seite des kleineren. Hier schlug er die Hände zusammen und betete

still. Dann setzte er sich darauf, legte seinen Kopf in beide Hände, beugte sich vorn über und blieb, ungestört seinen schmerzlichen Gedanken überlassen, lange Zeit ohne Bewegung sitzen.

Es mußte eine süße, aber auch zugleich bittere Erinnerung sein, die den einsamen Wanderer mit dem unter dem Rasen schlummernden Geschöpfe verband, denn seine Empfindungen waren heftig und seine Schmerzen namenlos tief. Das sehen wir an seiner lange unverändert gebeugten Stellung und das hören wir an den wehklagenden Seufzern, die von Zeit zu Zeit seinen geschlossenen und wie im Gebete murmelnden Lippen entschlüpfen.

Endlich schien er fertig zu sein. Er erhob den Kopf gegen den wolkenlosen Himmel, von dem herab der unterdeß aufgegangene Mond sein glänzendes Licht auf das schmerzlich bewegte Gesicht fallen ließ. Und da bemerken wir deutlich die Spuren zweier reichen Thränenströme, die aus den Augen über die Wangen gelaufen waren und sich in dem üppigen Barthaar verloren hatten. Sonst aber war es ruhig und mild, wie das eines Kindes, und wenn eine nicht unedle Mischung von geistigem Stolze und physischer Ueberlegenheit vorher vielleicht darauf gelegen hatte, jetzt war auch diese davon verschwunden. So hatte er die gewünschte Ruhe auch für heute gefunden, er war mit sich, mit der Welt wieder ausgesöhnt, und die rings um ihn her in sanften Schlummer sinkende Erde, von dem milden Nachtlichte freundlich beschienen,

konnte mit Recht das Spiegelbild seiner eigenen befriedigten Seele genannt werden. Leichterem Sinnes und mit hastigerer Bewegung, als er sich vorher niedergelassen, erhob er sich, sprach einen halblauten Abschiedsgruß zu den beiden Gräbern und stieg auf dieselbe Weise, wie er gekommen war, über die Kirchhofsmauer zurück.

Geraden Weges nun, nicht eilig, nicht zögernd, begab er sich jetzt nach der Einsiedelei; und daß er daselbst wohlbehalten und zuerst und allein von dem treuen Hunde begrüßt anlangte, haben wir schon im vorigen Kapitel erfahren.

### DRITTES KAPITEL. DER GEHEIMNISSVOLLE BESUCH.

Kaum hatte die nächste Morgensonne ihr perlendes Licht über die Umgebung der Einsiedelei ausgegossen, so vernehmen wir auch schon in ihrem Innern, im oberen wie im unteren Raume, eine lebhafte Bewegung. Aber wir wissen nicht, wer zuerst bei der Arbeit war, der im Denken fortschreitende Mann oder das in der Wirthschaft thätige Weib. Während Letztere in ihrer kleinen Küche nun das einfache Frühstück besorgt und sonstige häusliche Verrichtungen erfüllt, wollen wir uns in das bisher noch unbetretene Gemach des Einsiedlers begeben.

Er selbst steht am Fenster und dreht uns den Rücken zu; wir können uns also Alles gemüthlich beschauen. Aber da ist nicht viel zu schauen, als eben eine gewisse unbeschreibliche Gemüthlichkeit selber. Höchst einfache Möbel, die nur dem nothwendigsten Bedürfnisse dienen, füllen das mäßig geräumige Gemach, sonst sind die

zahlreichsten Bewohner desselben die unsterblich gewordenen Zeugen sterblicher Erdengröße, Bücher, sehr viele Bücher, die in allen möglichen Formen und Größen nicht allein ein großes offenes Gestell füllen, sondern auch auf den Tischen, je nach beliebigem Gebrauche dem Leser überall zur Hand liegen. Auch etwas Staub ist darauf; wie auf alles Uebrige im Zimmer gestreut, und das ist sehr natürlich. Denn in dieses stets verschlossene Heiligthum darf Niemand dringen, selbst Frau Wolter darf nur selten mit geschäftiger Hand hier säubern und putzen, oder wohl gar scheuern und einen schäumenden Fluß in die trockene Stube versetzen, bewahre! Das lieben gewisse Männer sehr wenig – und dieser Mann, den wir so eben besuchen, ganz gewiß nicht. Auch in manchen anderen Dingen vermissen wir hier die sorgliche weibliche Hand, die in der Regel unsere Zimmer zu schmücken beliebt; so zum Beispiel fällt es uns auf, daß kein Vorhang, welcherlei Art er auch sei, die beiden Fenster verschließt oder wenigstens verhüllt. Das ist aber wiederum nicht Frau Wolter's Schuld, auch diesen kleinen Luxus hat der stille Miethsmanu untersagt, denn er liebt es durchaus nicht, das Fenster, welches, wie er sagt, wegen des Lichtes gemacht ist, durch Dinge zu verhüllen, die das Licht eben ausschließen. Er sucht das Licht, immer, überall, am Himmel, auf der Erde, in Menschen, Büchern oder wo es nur sonst noch zu finden ist.

Nachdem wir also noch einen kurzen Blick auf den reichlich mit Schreibmaterialien versehenen Tisch geworfen haben, die Frau Wolter schon am frühesten Morgen wohlerhalten überliefert hat, treten wir neben den schweigsamen Mann, der am geöffneten Fenster steht und das sinnige Auge mit heiterem Ernste auf den glänzenden See gerichtet hält. Was sieht er, was beobachtet er schon wieder? Er sieht wiederum Alles und Nichts; vielleicht sieht er, was auch wir sehen, die spielende Welle und drüben den grünen Wald, die in ihrem Elemente lustig sich tummelnden Wasservögel und den Fischer, der mit seinem von Netzen strotzenden Kahne nach den fischreichsten Stellen des See's treibt. Vielleicht aber sieht er etwas ganz Anderes, als wir sehen, und das freilich können wir nicht sogleich erreichen. Als er aber eine Weile diese einfachen und natürlichen, und doch so malerischen Dinge, welche wir eben bezeichnet, wenigstens oberflächlich betrachtet zu haben scheint, wendet er sich ernster nach seinem Schreibtische um, blättert in einigen neu mitgebrachten Büchern und legt sie endlich müßmuthig den Kopf schüttelnd, bei Seite. Dann setzt er sich nieder und schreibt ununterbrochen drei Stunden lang auf sehr schönem, weißem Papier, was den guten Peter, wenn er es gesehen hätte, gewiß mit frischer Neugierde erfüllt haben würde. Als aber auch diese drei Stunden verlaufen waren und die Hitze des heraufsteigendem Tages sich bis in das kühle Stübchen hinein fühlbar zu machen anfang, stand der Schreibende auf, nahm aus einem alten Eichenschranke feine städtische Kleider und zog sie

schnell, aber doch mit einer ihm natürlichen Sorgfalt auf seinen wohlgebildeten Körper. Gleich darauf wurde Frau Wolter durch den bestiefelten Schritt ihres Herrn belehrt, daß derselbe die Treppe herabstieg, um einen Ausgang zu machen.

»Guten Morgen, Frau Wolter,« rief seine freundliche und tönende Stimme. »Das war gestern ein tüchtiges Gewitter.«

»Herrlich – aber auch schrecklich, Herr Brand; ich habe mich recht auf dem Wasser geängstigt. Sind Sie sehr naß geworden?«

»Es ging noch; Sie können aber meine Kleider waschen, sie sind etwas beschmutzt.«

»Gern, Herr Brand, sehr gern. Aber Sie haben ja die Stadtkleider an und den schwarzen Hut auf dem Kopfe; wollen Sie einen Besuch da drüben machen?«

»Ich muß leider, ja, leider *muß* ich. Sie haben mir nicht die richtigen Bücher gebracht und nun will ich sie mir selbst aussuchen oder bestellen.«

»Das thut mir leid. Es ist aber bald Mittag, wollen Sie nicht erst ein Wenig essen?«

»Nein, ich werde in der Stadt frühstücken und Abends nach meiner Rückkehr zu Hause speisen. Ich denke, spätestens bis sechs Uhr zurück zu sein. Guten Morgen, Frau Wolter!«

»Guten Morgen, Herr Brand!«

Und sie sowohl, wie der getreue Sultan, der bellend und wedelnd herbeigesprungen kam, begleitete ihn an's

Ufer, wo der kleine Kahn, den Peter gestern gerudert, an der Weide lag.

»Soll ich Sie vielleicht nach Nedlitz übersetzen, Herr Brand? Ich fahre dann wieder zurück und Sie können mir die Stunde bestimmen, wann Sie den Kahn drüben finden wollen –«

»Nein, Frau, ich will mein eigener Fährmann sein, bleiben Sie bei der Arbeit. Der Wind ist günstig, ich segle hinüber.«

»Ich sehe es schon – glückliche Reise!«

Während diese Worte gesprochen wurden, hatte Herr Brand – so können wir ihn ja jetzt auch nennen – mit kundiger Hand das Segel an dem kleinen Maste entfaltet. Der leichte Morgenwind füllte es bald und in wenigen Minuten schwebte das winzige Fahrzeug dem Ufer von Nedlitz zu. Dort angelangt, übergab unser Bekannter die Sorge für dasselbe einer Frau in dem kleinen Fischerhause am Strande des See's, wechselte einige begrüßende Worte mit ihr und machte sich dann gemäßigten Schrittes auf den Weg nach der Residenz, wohin ihn zu begleiten wir aber durchaus keine Neigung verspüren.

---

Der Tag war beinahe vergangen – unruhiger, als die Tage in der Einsiedelei zu vergehen pflegten, wie wir so gleich hören werden. Es war längst sechs Uhr Abends vorüber, um welche Zeit, wie wir wissen, Herr Brand

von seinem Ausfluge zurückzukehren versprochen hatte. Aber er war noch nicht wieder heimgekommen. Das Essen war längst fertig, und Frau Wolter, wenn auch gewöhnt an ein längeres Ausbleiben ihres Herrn, hätte ihn doch heute aus vielen Gründen schneller herbeigewünscht. Sie stand am Ufer neben der Weide, an welcher der kleine Kahn noch immer fehlte, hielt die Hand vor den von der Abendsonne geblendeten Augen und schaute sehnsüchtig über den See nach dem jenseitigen Ufer hinüber. Aber sie mußte noch lange vergeblich warten. Es schlug sieben Uhr und endlich acht. Da kam etwas über den See gerudert. Der Wind hatte sich gänzlich gelegt und der Fahrende konnte sich nicht mehr des Segels bedienen. Es war Herr Brand, das sagte ihr nicht allein ihr fürsorgendes Herz, sondern auch der bekannte, langsam gemessene Schlag seiner ruhig geführten Ruder. Schon von Weitem rief er ihr einen guten Abend zu, und auch dem niemals fehlenden Sultan, der erwartungsvoll wie die Frau an der Landungstelle stand.

»Guten Abend, Herr Brand!« rief sie ihm entgegen. »Es ist gut, daß Sie endlich kommen; es ist lange sechs Uhr vorüber.«

»Freilich, Frau Wolter – guten Abend! – Aber es ging nicht anders. Ich habe einen weiten Spaziergang in eine lange nicht besuchte Gegend unternommen und das hat mich aufgehalten. Ich habe Hunger – ist das Essen fertig?«

»Gewiß, schon lange – aber –«

»Was aber?« Herr Brand war gewohnt, Frau Wolfter, wenn er von Hunger sprach, gleich davontrippeln zu sehen, heute aber blieb sie gegen seine Erwartung und noch dazu verlegen vor ihm stehen. Sie schien die Worte nicht finden zu können, die sie offenbar sprechen wollte. Anfangs glaubte der hungrige Mann, sie habe einen Unfall mit dem Essen gehabt, wie er wohl zuweilen in jeder Wirthschaft sich ereignet; als er aber genauer in ihr Antlitz blickte, fand er es zu seinem Erstaunen ernster und bewegter als gewöhnlich.

»Ist Etwas in meiner Abwesenheit geschehen, Frau Wolter?«

»Ach ja; Herr Brand, aber ich kann nicht dafür –«

»Nun was denn?« Und Beide blieben auf dem schmalen Fußsteige, der nach der Einsiedelei hinausführt, athemlos stehen; sie, weil sie nicht wußte, wie sie beginnen solle, er, weil er nicht ersinnen konnte, was vorgefallen sei. Endlich brachte sie mit sichtbarer Anstrengung die Worte hervor:

»Es ist Besuch hier gewesen, Herr Brand, viel Besuch und recht unerwarteter.«

»Besuch – bei mir?« fragte des Mannes Auge und Lippe gleich beredt.

Besuch – Besuch! Wenn mancher Gast wüßte, wie unbequem er dem Besuchten bisweilen ist, wie ungesellig dieser gestimmt und wie oft er geneigt ist, den Besucher tausend Meilen weit weg zu wünschen, wir würden gewiß manchmal von dem unwillkommenen Gaste befreit bleiben. Denn man ist nicht jederzeit – manche Menschen

sogar sehr selten, dazu geneigt, einen Bekannten, oder gar einen Fremden, freundlich zu empfangen. Er stört uns nicht allein in unseren Geschäften, und viel häufiger noch in unseren Betrachtungen, sondern er reißt uns auch aus einer wohlthätigen Stimmung heraus und in das gleichgültige Alltagsleben hinein, dem wir gerade glücklich entflohen waren.

Auch Herr Brand liebte sehr selten Besuch, er war am liebsten allein, ungestört, unbelästigt, selbst wenn er keine nothwendige sichtbare Arbeit zu vollbringen hatte, denn innerlich war dieser seltene Mann immer beschäftigt.

Also: »Besuch bei mir?« fragte er verwundert. »Wer war es, der mich besuchen wollte?«

»Zwei Damen, Herr, waren hier gleich nach Mittag, und es waren vornehme Damen, denn sie hatten einen reich gekleideten Diener bei sich.«

»Zwei Damen?« fragte Herr Brand mit langgezogenem Tone und etwas finster blickendem Auge. »Wie kamen die hierher und was wollten sie?«

»Der Meier Thiele aus dem Neuen-Garten hatte sie mit seinem Knechte selbst bis zur Krampnitz gerudert und sie hatten ihm schon vor der Abfahrt einen Thaler für die Mühe gegeben, erzählte er mir.«

»Gut, gut, und was wollten sie?«

»Ja, das weiß ich eigentlich selbst nicht. Ich war ganz verwundert, wie ich sie aus dem Walde so plötzlich daher kommen sah. Aber es waren zwei schöne Damen, Herr

Brand, sehr schöne – und reich gekleidet und so freundlich dabei –«

»Alles sehr gut – aber was wollten sie?«

»Ja, eben das weiß ich nicht. Sie fragten nach Allem, was nur denkbar ist, wer hier wohne, wie lange das neue Haus stehe, wem es gehöre?«

»Ist das Alles, was Ihr mir zu sagen habt?« fragte er endlich und hatte schon einen Fuß auf die Treppe gesetzt. Frau Wolter besann sich und erzählte dann im Zusammenhange, daß die Damen von der Krampnitz mit Diener in den Wald gegangen und nach mehreren Stunden auf dem Fußsteige vom Dorfe Glindow her nach der Einsiedelei gekommen wären. Ob sie wirklich in Glindow gewesen, wisse sie freilich nicht; sie seien aber, von dem langen Spaziergange sichtbar ermüdet, ganz erhitzt vor der Einsiedelei angelangt, hätten dankbar ein Glas Milch angenommen, noch einmal die Gegend betrachtet, in einer fremden Sprache einige Worte gewechselt und seien dann, herzlich für Alles dankend, mit dem Meier wieder davon gefahren, der unterdessen den Kahn von der Krampnitz nach der Einsiedelei gerudert.

»So!« murmelte Herr Brand. »Neugierige Städter – Reisende – Vergnügungssüchtige – es ist gut. Nun bringt mir das Essen herauf.«

»Sogleich, Herr. Aber ich bin noch nicht fertig.«

»Mit dem Essen?«

»Nein, mit dem Erzählen. Eine Stunde später, nachdem die Damen abgefahren, kam noch ein Besuch.«

»Noch einer? Das ist ja seltsam. Das ist allerdings ein unruhiger Tag. Wer war es nun schon wieder?«

»Der junge Herr Pfarrer aus Glindow.«

»Der Prediger? Was wollte denn der?«

»Er fragte, wo Sie wären, er hätte mit Ihnen zu reden. Und als ich sagte, Sie seien nach der Stadt gegangen und kämen um sechs Uhr wieder, da hinterließ er die Bitte, Sie möchten doch noch heute Abend zu ihm in's Dorf kommen, weil er nothwendig mit Ihnen zu sprechen hätte, da er morgen mit dem Frühesten auf einige Wochen in's Bad reise.«

»Da wird er mir haben Lebewohl sagen wollen –«

»Das kann wohl sein – ich weiß es nicht –«

»War vielleicht sonst noch Jemand da – der Teufel liebt es ja, wie man sagt, sich in drei Gestalten zu zeigen –« und er lächelte freundlich ironisch, als er dies mehr murmelte als sprach.

»Nein, das ist Alles, was vorgefallen.«

Der Bewohner der Einsiedelei ging langsamer, als es seine Gewohnheit war, die Treppe hinauf und schritt mit gesenktem Kopfe längere Zeit im Zimmer auf und nieder, aß nur wenig von der vorgesetzten Speise, obwohl er vorher von seinem Hunger gesprochen. Offenbar war er in ungewöhnliches Nachdenken versunken, denn sonst war er dabei ruhig, jetzt aber sprach eine seltne Unruhe aus allen seinen Blicken und Bewegungen. Er ging mit sich zu Rathe, ob er der Einladung Folge leisten und die Pfarre noch heute besuchen solle oder nichts. Er fühlte sich ermüdet als je und begehrte der leiblichen Ruhe.

»Was kann er mir zu sagen haben?« rief er endlich laut. »Ich wüßte nicht, was wichtig oder nothwendig für mich wäre. Ich habe mit aller Welt abgeschlossen, ah! es *kann* nichts Wichtiges sein. Aber er will einige Wochen verreisen! Nun, wenn es dennoch wichtig ist – dann wird er wohl schreiben. Ich habe keine Lust, noch heute den weiten Weg nach Glindow zu machen. Morgen früh thue ich es vielleicht.«

Und dennoch kämpfte er einige Male, ob er gehen solle oder nicht. Endlich entschied er sich zu bleiben, und bei diesem Entschluß hatte es für heute sein Bewenden. Aber trotz dieses festen Entschlusses fand er nicht den gewöhnlichen süßen Schlaf in der folgenden Nacht. Es trieb ihn im Traume eine unbekannte, geheime Macht nach dem Dorfe, tausend Male setzte er den Fuß zum Gehen an, und immer wieder blieb er an Ort und Stelle. Aber mit dem frühesten Morgenlicht erhob er sich; er hatte den Entschluß gefaßt, das Dorf augenblicklich zu besuchen. Rasch kleidete er sich an, genoß hastig sein Frühstück und schlug den Weg nach Glindow ein. Als er aber daselbst ankam, war der kränkliche Pfarrer mit seiner jungen Frau schon abgereis't und hatte keine Bestellung für ihn hinterlassen.

»Es ist also doch nichts Wichtiges gewesen!« Das war der Hauptgedanke des Wanderers, als er wieder langsamen Schrittes auf dem Heimwege war. Zuletzt sagte er sich: »Er hat vielleicht einen lobenden oder tadelnden Artikel über mich gelesen und den hat er mir mittheilen wollen – ja – das wird es sein. O, wenn es weiter nichts

ist, so wollen wir uns den Tag mit Grübeln nicht verderben. Es ist ein so schöner Tag zum Arbeiten, wir wollen ihn benutzen, ich bin genug in der letzten Zeit umhergeschweift.«

Als er darauf zu Hause angekommen war und sein friedliches Stübchen erreicht hatte, schloß er wie gewöhnlich seine Thür und war für Niemanden zu Hause, als für sich selbst – das behaglichste Gefühl, welches ein einsamer Mann und Denker, wie er, empfinden konnte. Und ein großes frisch geschriebenes Heft aus seinem Pulte ziehend, legte er es vor sich auf den Tisch, schlug die Blätter aus einander und fing mit auf die Hand gestütztem Kopfe an zu lesen. Bisweilen hielt er, die Augen gegen die Decke gerichtet, inne, bisweilen auch ergriff er eine Feder und änderte an dem Geschriebenen. Sein Mittagessen wurde heute schnell beendet, denn wieder saß er vor dem Hefte. Der Abend kam lautlos und friedlich heran, und er war noch nicht von dem Platze gewichen. Ja, selbst als die Nacht endlich ihre dunkelen Schwingen über Fluren und Wälder breitete, hätte ein heimlicher Beobachter noch lange nach Mitternacht können die matt glänzende Flamme seiner kleinen Lampe über den See schimmern sehen.

#### VIERTES KAPITEL. DER SÄNGERBUND AEODIA.

Und was las, was schrieb der einsame Mann? Welche Empfindungen wogten dabei in seinem unruhigen Herzen, welche Gedanken sprangen aus seinem Geiste hervor? Wir müssen es aufrichtig bekennen: was er las,

schrieb, fühlte und dachte – es ist das Wichtigste, was wir diesmal unseren Lesern mittheilen können, denn es giebt zu dem Räthsel, welches wir mit dieser Erzählung zu lösen begonnen, den einzig passenden Schlüssel. Mit einem Worte also sei es gesagt: er las seine eigene Lebensbeschreibung, die bis zu dem Punkte reichte, wo wir ihn kennen gelernt; ein Werk, welches er mehr zu seiner eigenen Beruhigung, als zur Unterhaltung Fremder in der letzten Zeit seiner Muße zu schreiben unternommen hatte. Denn es war in der That nicht für die Welt und das gewöhnliche lesende Publicum bestimmt. Wir aber, die wir des Guten so Manches, des Heiteren freilich Wenig, des Ernstern und Anregenden aber so Vieles darin gefunden zu haben glauben, daß es wohl der Veröffentlichung würdig erscheint, wollen den Leser bitten, sich mit uns in die Seele des Einsiedlers zu versetzen und mit dessen eigenen Augen die folgenden Blätter zu überlaufen, wonach er sich selber sagen mag, was jener bei seiner stillen Arbeit wenigstens *empfunden* habe.

Ob sie auch im größeren Kreise Antheil und Beifall erwecke? – wir wissen es freilich nicht, jedoch hoffen und also glauben wir es.

Die Geschichte des Einsiedlers aber ist folgende:

Ich gehöre leider zu den Menschen, denen eine eben so seltsame wie traurige Mitgift auf ihre Lebensreise zuertheilt worden ist. Ich bin nie ein Hypochonder und körperlich wie geistig stets gesund gewesen; aber dennoch habe ich nie die Fähigkeit besessen, eine heitere oder gar

glückliche Stunde vollkommen ungetrübt und ruhig genießen zu können. Bei äußerem Glücke war ich innerlich oft zerknirscht, und bei innerlichem Wohlbehagen wandte mir jenes gewöhnlich den Rücken zu. So war mir in den süßesten Freudenbecher meiner Tage stets ein Tropfen bittersten Wermuths gemischt. An diesem nicht geringen Leide war zumeist, glaube ich, meine rege Phantasie schuld, der ich andererseits doch so unermeßlich viel Seligkeit verdanke. Fühlte ich mich zum Beispiel in einem Augenblicke einmal recht glücklich, ruhig und zufrieden, so mußte ich im nächsten schon an eine mögliche Wandelung dieses Zustandes denken. Daher lebte ich auch immer mehr in der Zukunft als in der Gegenwart und stellte mir dieselbe, gleichsam aus innerer Nothwendigkeit, stets düster und unheilschwanger vor. Wenn die Sonne schien, dachte ich an Regen, wenn ich lachte, fiel mir das Weinen ein. Saß ich mit den Lebendigen fröhlich bei Tische, so kamen mir unwillkürlich die Begrabenen in's Gedächtniß; in der Schwelgerei fiel mir die Pein des Hungers auf's Herz; ja, sah ich in einem glänzenden Ballsaale die glücklichen Menschen tanzen und hüpfen, so stellte sich augenblicklich meine Phantasie einen Krankensaal mit Aechzenden und Todesmatten vor. Unglückseligen Gegensatz meiner Gefühle und Anschauungen zu den oft so freundlichen Gaben der Wirklichkeit!

Nachdem ich dem Leser dieses Geständniß abgelegt, beginne meinen Lebenslauf selber im Fluge zu erzählen; ich weiß ja nun, daß er, wenn ich in den folgenden Blättern vielleicht unzufrieden im Glücke und kalt in der

Freude gefunden werde, diesen Fehler nicht einem künstlichen Eigensinne oder einem krankhaften Willen, sondern allein meinem unglücklichen Naturell zuschreiben wird. Schon meine Geburt, sonst der freudige Lebensquell alles Erschaffenen, war mit einem, für mich und meine arme Mutter schrecklichen Ereignisse verbunden, was ich freilich damals nicht empfand, denn an demselben Tage, wo ich geboren ward, vielleicht in derselben Stunde, wurde mein tapferer Vater in der Schlacht bei Leipzig erschossen, wo er heldenmüthig für Freiheit und Vaterland focht.

Er hieß Walther Lund, und diesen Namen, welchen auch ich führe, das einzige äußerliche Erbtheil, was mir von ihm übrig geblieben, darf ich jetzt nicht einmal der Welt zeigen, aus Gründen, die sich später von selbst ergeben werden. Mein Vater stammte aus einer alten, hoch angesehenen, aber verarmten Familie in Schleswig ab; er trat, weil er dem Waffenhandwerke gleich seinen Vorfahren ergeben war, schon in früher Jugend in die preussische Armee, wurde nach der Schlacht bei Auerstädt Offizier; kam verwundet in jene schöne Stadt, die hier in meiner Nähe liegt, lernte daselbst meine Mutter kennen und heirathete sie, was ihm ihr kleines Vermögen erleichterte, da er selbst arm geblieben war. Erst 1813 ward ich unter Verhältnissen geboren, die ich schon oben erwähnt. Meine Mutter, die ihren Mann fast abgöttisch geliebt hatte, ertrug die irdische Trennung nicht lange. Sie starb und hinterließ mich armes Kind als eine vollkommene Waise. Aber sie hatte mir ein kleines Vermögen und eine

ältere Freundin vererbt, der sie vor ihrem Tode, das Vermächtniß meines Vaters in das eigene, mich selbst zur Erziehung anvertraut. Mein Vater hatte nämlich bestimmt, daß, falls er und seine Gattin frühzeitig stürben, mein Vermögen ganz und gar zu meiner Erziehung und vollen geistigen Ausbildung verwandt werden solle, da ich, wenn jenes aufgezehrt, nach seiner Berechnung gerade in dem Alter sein würde, mir selbst durch eigene Kraft forthelfen zu können. Dies ward von der guten Frau, die mich zu sich nahm treulich befolgt und ich habe mich in diesem Punkte über nichts zu beklagen. Als ich älter wurde und an den Begriffen und Ideen der Menschen Theils zu nehmen anfang, erfuhr ich, daß mir auch ein Freund meines verstorbenen Vaters zum Vormunde, gestellt sei, der damals Professor und Lehrer an der dortigen großen Schule war. O dieser theure und unvergeßliche Mann! Er war ein Gelehrter und ein Lebemann im besten Sinne zugleich, was man so selten vereinigt findet. Noch immer sehe ich ihn in seiner lächelnden, unnachahmlich liebevollen Weise auf dem Katheder sitzen und höre ihn uns den Livius und Horaz commentiren. Aber obwohl er sich gewöhnlich mild und gütig zeigte, so war er doch auch streng und consequent; wenn es nöthig wurde, und habe ich selbst einmal gelegentlich die Schwere seines Arms und die Trefffähigkeit seines schwarzen Kantschuhs gefühlt. Von allen seinen wiederholt der Jugend eingepägten Grundsätzen ist mir der folgende vorzugsweise im Gedächtniß geblieben, der Grundsatz nämlich, daß der Mensch zwar zur Arbeit an seiner eigenen Besserung und

Vervollkommnung von Gott an die Erde gesetzt sei, daß er aber, sobald er diese Pflicht vollbracht, nicht allein ruhen; sondern sich auch an den mannigfachen Gaben des gütigen Schöpfers erfreuen dürfe. Dieser mir so theure Mann hieß Faber. Er hatte eine Tochter, die er zärtlich liebte und die nicht allein noch jetzt lebt, sondern auch die Einzige ist, die in dieser Welt mein ganzes Vertrauen besitzt und weiß, daß ich, der Einsiedler vom See, der Walther Lund jener vergangenen Tage bin. Wie oft habe ich meine Freistunden, namentlich in den ersten Jahren meines Schulbesuchs, in dem Hause, an dem gastfreien Tische dieser liebenswürdigen Personen verbracht, denn ich aß in der Regel Sonntags bei ihnen und wandelte in ihrer Gesellschaft am schönen Sommernachmittage gewöhnlich in den prachtvollen Umgebungen der Stadt umher.

An Gen Wochentagen dagegen aß ich bei meiner Pflegemutter; als sie jedoch älter und kränklicher wurde, zog ich es, um ihr nicht mehr so viele Mühe zu machen, vor, an den Tischen mehrerer bekannten Familien zu speisen, welchen Vortheil mir mein treuer Vormund, in seiner steten Sorgfalt für mich, freundlich verschafft hatte.

Die vielen kleinen Ereignisse freudiger und kummervoller Art in meiner ersten Jugend kann ich füglich übergehen; sie weichen nicht allzu sehr von denen anderer Kinder ab, die vater- und mütterlos, früh zur nothwendigen Selbständigkeit reifen und auf die eigene Triebkraft angewiesen werden. Der Professor Faber hatte mir oft gesagt, meine Mutter habe immer gewünscht, mich einst als

Prediger wirken zu sehen. Und wenn meine eigene Neigung mit diesem Wunsche übereinstimme, so wolle er mir in meinem Vorhaben auf jede Weise behülflich und förderlich sein. Das war mir so früh und so oft mitgetheilt, daß ich es endlich für ausgemacht hielt, und alsbald meinen ganzen Gedankengang auf diese meine künftige Lebensstellung richtete. Und dennoch lebte ein anderer Gedanke, eine viel größere Neigung in mir, die ich aber damals selbst noch nicht kannte und erst allmählig durch äußere Anregung in mir entwickelt werden sollte, eine Neigung, deren Ziel jenem Berufe gerade nicht entgegenstrebte, jedoch auch nicht ganz mit ihm übereinstimmte, was ich eben erst durch den Umgang mit anderen Knaben, wie sogleich klar werden wird, erkennen und begreifen sollte.

Ich komme also auf meinen nächsten Umgang zu sprechen. O! auf diesen gründet sich nach dem vielleicht weisen Willen des allgütigen Schöpfers meine ganze künftige Lebensgestaltung, mein kurzes Glück und mein darauf folgendes endloses Elend. Kaum sollte man es denken, und doch war ein Knabe fast ganz allein die Veranlassung, daß ich erlebt und erlitten habe, was ich als mein mir vom Schöpfer zugewiesenes Schicksal betrachtet muß.

Ich habe es nie in meinem Leben vermocht, mich schnell und vertraulich an Jedermann anzuschließen. Ich pflegte immer erst sorgfältig zu beobachten und zu untersuchen, ob mir einer Annäherung wünschenswerth

und ersprießlich schien, denn unter zehn Bekanntschaften, die man im Leben macht, haben neun keinen oder einen nur sehr geringen Werth! Die Hälfte davon ist sicher schädlich oder in der Folge lästig, und die Erfahrung belehrt einen Jeden, daß eine schlimme Bekanntschaft weit schwerer abgebrochen als eingegangen ist. Ich war also wählerisch in meinem Verkehre gewesen, und das war mir ziemlich leicht geworden, denn meine erste und beinahe einzige Neigung wurzelte auf einem talentvollen Knaben meines Alters, der, wie ich, ein Priester zu werden sich in den Kopf gesetzt hatte, obwohl er größere Fähigkeiten und vollkommeneren Gaben zu dem Joche besaß, welches ich selbst später wider Erwarten ergriff. Ich will diesen herzswarmen Knaben Gustav nennen. Er ist in der That ein Priester geworden und lebt geachtet und geliebt, still und ungefährdet, in seinem segensreichen Berufe fort, obwohl er von mir und meinem Treiben keine Kunde zu beben scheint. Er war der älteste Sohn eines sehr gebildeten Schulmannes, der viele Kinder besaß und, in Folge seines mit geringen Einkünften ausgestatteten Amtes, diese mit Mühe und häufiger eigener Aufopferung ernährte und erzog. Ich sehe meinen damaligen Freund, der mir noch jetzt so lieb und werth wie früher ist, noch immer wie in meiner Jugend vor mir stehen; seine blitzenden Augen bohren sich noch in der Erinnerung tief in mein Herz, um niemals, niemals wieder daraus zu verschwinden. Er war von bleicher Gesichtsfarbe, dunkelen Haaren und Augen und ziemlich

unbedeutender Gestalt. Aber ein klarer, poetischer, produktiver Geist arbeitete früh im seinem fähigen Kopfe. Von Quarta, wo wir dicht neben einandersaßen, schreibt sich unsere Bekanntschaft her. Vom ersten Augenblicke an, da wir uns sahen, waren wir ein Herz und eine Seele, obgleich oft von edelem Neide gequält, wenn ein Dritter sich an den Einen oder Anderen von uns zufällig schloß. Wir gingen einen geheimen Bund ein: Niemand, sei es wer es sei, dürfe, solle und könne unserer Freundschaft zerstören, unsere gegenseitige Neigung erkälten, wir wollten uns für das ganze Leben angehören und kein künftiges Schicksal sollte Macht über uns haben. Phantastische Täuschung der Jugend! Als wenn man das vielgestaltige Schicksal erkannt hätte, bevor man es lebendig und allmächtig mit eherner Hand das auserwählte Herz ergreifen und zermalmen sieht! O ja – meine Neigung wenigstens ist die in der Jugend verheißene geblieben, die Sterne aber haben uns aus einander gerissen; und ob wir auf Erden noch einmal Hand in Hand legen werden, das wissen allein die himmlischen Mächte! –

Wenn die Schule geschlossen war und die Schüler in ihr elterliches Haus zurückkehrten, blieben wir Beide gewöhnlich zusammen. Wir arbeiteten gemeinschaftlich, wir spielten, wir gingen miteinander. Und diese Gänge, in die weitesten Umkreise unserer schönen Vaterstadt sich ausdehnend, welche reiche Ausbeute für Gegenwart und Zukunft boten sie uns! Bei gleicher Neigung, Berge und Wälder zu durchstreifen, liefen wir oft meilenweit im

Kreise herum, suchten zumeist die heimlichsten, einsamsten Plätze auf und hatten gar bald gewisse Lieblingsorte gefunden, in denen wir, namentlich an freien Nachmittagen, oft bis an den späten Abend umherschwärmten. Und was für sonderbare und doch so trauliche Gespräche führten wir da! Unsere ganze Zukunft malten wir uns aus, nicht wie sie geworden ist, aber doch wie sie hätte werden können. Natürlich sollte sie, unserer Verabredung gemäß, eine ungetrübte, sonnenhelle, glückliche werden. Unsere ganze innere Natur schütteten wir so im Laufe der Zeiten vor einander aus, tauschten und ergänzten sie, und keine Falte verbarg der Eine dem Andern, kein Geheimniß schloß den Wunsch oder die Neigung des Einen vor den Augen der Seele des Andern zu.

Zwei Richtungen aber waren es besonders, in welchen wir unsere meisten Spaziergänge unternahmen; anfangs stets nur zu Zweien, später in größerer Gesellschaft, die wir, wie man sogleich sehen wird, unserer Ansicht vom Leben und unserer Neigung gemäß auszuwählen wußten. Ein sehr beliebter Ausflug führte uns oft nach den sogenannten Ravensbergen, jener abgelegenen, wild romantischen Gegend, wo der unergründliche Teufelssee und die abentheuerliche Wolfsschlucht uns mit ihren mehr eingebildeten als wirklichen Schauern fesselten und unsere Phantasie frühzeitig mit malerischen Bildern erfüllten. Aber nur einige Jahre dauerte die Vorliebe für diese wilde und etwas zu weit entfernte Waldöde. Mochten wir im Geiste vorgeschritten sein und die Gaben jener

Wildniß erschöpft haben, oder andere Neigungen in unseren Gemüthern auftauchen, genug, wir kehrten immer seltener dahin zurück, um uns dafür desto häufiger an einer anderen Lieblingsstelle zu laben. Diese war die königliche, damals noch sehr einfache, holländische Meierei im Neuen-Garten, der spiegelnde Jungfernsee mit seinen stillen und klaren Fluthen und die mit natürlichen und künstlichen Wundern rings erfüllte Umgegend, wozu namentlich das jenseitige Ufer der Havel mit seinen tiefen Waldungen, seinen selten betretenen Geheimplätzen, seiner Römerschanze und seiner fast nie gestörten Einsamkeit gehörte. Hier, nachdem wir reichlich Milch und Brod genossen, durchwanderten wir Berge und Wälder, tauchten tief in den reinen Fluß und schwammen auf leichtem Kahne, voll von träumerischen Jugendschwärmerei, stundenlang, oft bis zum Einbruch der Nacht herum.

So werde ich nie den Tag eines schönen Maies vergessen, an welchem ich mit meinem jungen Freunde einen Spaziergang in die Gegend unternahm, wo ich gegenwärtig selbst meine Heimat habe. Ich weiß nicht, ob mir an diesem Tage etwas besonders Glückliches begegnet, oder ob es die rings um uns sprossende Natur war, die thätendurstig in meinen Adern glühte und kochte. Und in der That, ich habe oft im Leben Augenblicke gehabt, wo ich gleichsam durch unwiderstehlich innerliche Gewalt gezwungen war, etwas meinen schwachen Kräften entsprechendes Gutes oder Großes zu vollbringen. Am häufigsten kam dieses siegesgleiche Gefühl über mich, wenn

ich einsam im duftigen Walde ging, die munteren Vögelchen lustig um mich zwitscherten und die Millionen kleiner Thierchen, die sich ungesehen im Schöpfungsrade schwingen und kreisen, ihr unbeschreiblich wonnevolles Geschrei zirpend und klagend von sich gaben. Dann dachte ich oft: Alles um Dich her ist thätig, lobt den Schöpfer und arbeitet an der Vollendung seines Daseins, und Du solltest nicht an der Deinigen arbeiten? Auf und ermanne Dich, rüste Dich wohlgemuth zu Thaten, die Deiner und des Schöpfers würdig sind, der Dich so empfänglich und thatkräftig geschaffen hat.

An diesem Tage also, wo eine ähnliche Stimmung zu ungewöhnlichen Schwunge mich erhob, ging ich neben Gustav durch den knospenden Wald. Endlich setzten wir uns auf der Römerschanze nieder und blickten über den See in der Richtung der Stadt, was ich noch heute so gern und so häufig thue.

»Mir ist heute sehr feierlich zu Muthe,« sagte ich, »und es kocht ein unbestimmtes Gefühl in mir, als müßte ich bis in Wolken springen können, die lichtvoll über uns schweben, oder über den Fluß laufen, ohne in seine kalte Tiefe zu sinken. Und doch kann ich beides nicht, denn ich habe weder Flügel noch Flossen.«

»Vielleicht kann ich Dir eine Erklärung dieses sonderbaren Zustandes geben,« erwiderte der verständigere und schon über selbst klarere Freund, »die überdieß mit einem Wunsche in Einklang steht, den ich schon lange unausgesprochen in meinem Herzen trage.«

»Sprich beides aus, Du erfreust und belehrst mich und ich werde Dir aufmerksam zuhören.«

»Du bist unbewußt produktiv, mein Lieber; da Du so viel schön Erschaffenes um Dich her siehst, wandelt Dich die unklare Lust an, auch etwas zu schaffen –«

»Wie meinst Du das?«

»Nun, ich meine in Gedanken und Worten natürlich, wie sie ein Dichter oder Schriftsteller zusammensetzt, um ein hübsches Gedicht oder einen klaren Aufsatz zu schreiben.«

»Ha! das wäre keine üble Entdeckung, die mir schon lange allmähig keimend in der Seele vorgeschwebt hat.«

»Wie und wo hat Dir das zuerst vorgeschwebt?«

»Wenn ich ein gutes Buch las und darin schöne Gedanken und wahre Empfindungen verzeichnet fand, regte und bewegte es sich wunderbar in mir. Ich fühlte, daß ich, wenn auch nicht Dasselbe, doch Aehnliches sagen und schreiben könnte. Ich mußte dabei oft das Buch aus der Hand legen, denn mein eigener Geist entfaltete sich unwiderstehlich und meine Einbildungskraft verdoppelte sich gegen meinen Willen. Es war, mit einem Worte, wie ein geheimes Fieber, welches mein Blut heftiger pochen ließ und die aufgespannten Saiten meiner Brust in Anspannung und schwirrende Bewegung setzte. Hast Du auch schon dieses seltsame oder wohlthuende Fieber empfunden?«

»Ja, mein Freund, ich kenne es und das ist das Einzige, was ich Dir, so lange ich Dich liebe, verschwiegen habe; aber ich wollte es erst prüfen, und an mir selber

versuchen; damit Du nicht lachtest, wenn ich Dir meine dichterischen Träumereien zeigte.«

»Lachen? Ueber etwas so Heiliges und Wichtiges? Freund, wie verkanntest Du mich! O, und Du hättest schon selbst gedichtet! Und was, wenn ich Dich fragen darf?«

»O, viel – Sonette und Stanzen, Balladen und Romanzen – jetzt arbeite ich sogar an einem Drama.«

Ich riß bei diesem Geständnisse weit die Augen auf und schaute meinen Freund mit der höchsten Verwunderung und Ehrerbietung an, denn ich glaubte im ersten Augenblicke einen jungen Goethe oder Schiller, die wir anbeteten, an meiner Seite zu haben. Der Gedanke an meine Geringfügigkeit und daß ich nie dergleichen versucht, erdrückte mich fast. »Und davon hast Du mir nie gesagt?« fragte ich mit heftigem Tone, wobei mir unwillkürlich die Thränen über die Wangen liefen.

»Nein, ich schwieg aus Bescheidenheit, wenn Du willst, denn ich weiß nicht, warum ich mich vor mir und meinen Produktionen selber schämte. Jetzt aber sage ich es Dir, ja, ich fordere Dich sogar auf, Deine Kräfte wie ich zu versuchen, wir können uns ja dann über unsere Arbeiten aussprechen und gegenseitig fördern.«

Bei diesen liebevollen Worten schwindelte es mir vor Wonne im Kopfe, vor Wonne, wie ich sie nie bis dahin gefühlt. Die Bäume tanzten wie jubelnd um mich her und ich schloß meinen Freund innig an die klopfende Brust. »Das wollen wir,« rief ich laut, »wir wollen es redlich versuchen und erforschen, was wir vermögen. Der lähmende

Gedanke dabei, ob wir mit unserm Bestreben Großes erreichen oder nur an Unbedeutendem haften bleiben, soll uns nicht bestimmen, voraus zu verzagen oder lieber gar nicht zu beginnen. Jeder in dieser Welt muß nun einmal mit seinem Schicksale zufrieden sein, dem Einen ist ein großes, dem Andern ein kleines Loos beschieden. Werden wir kein Goethe und kein Schiller – nun, so werden wir doch etwas Geringeres und haben unsre Pflicht gethan, indem wir unsre kleinen Schwingen der Sonne entgegen flattern ließen.«

»So denke ich auch, wir können nicht Alle Heroen werden wie nicht jeder Soldat ein General wird; aber wir können nicht allein – wir *müssen* das Unsrige thun, und wenn wir auch damit äußerlich nichts Besonderes erlangen, wie Du ganz richtig behauptest, so werden wir doch innerlichen Vortheil haben, denn wir üben unsre Gedanken und die richtige Wortbildung und lernen auch vielleicht aus dem Stegreife reden; was Professor H. uns stets als ein nothwendiges Bedingniß der jetzigenZeit hinstellt und dabei immer auf den druckfertigen Geist der Engländer hinweist.«

»Du hast sehr Recht. Der Professor H. versteht es so recht aus dem Grunde, ein junges Gemüth mit Feuer und Flamme für ein edles Beginnen zu erfüllen. Laß uns seinem Rathe folgen und uns üben – Du zeigst mir aber doch heute Deine Gedichte?«

»Nein, das thue ich nicht. Sei nicht böse und höre mich ruhig an. Ich habe Dir einen Vorschlag zu machen. Wenn

Du ihn billigst, soll er ausgeführt werden, sonst stehe ich davon ab.«

Ich öffnete meine Ohren, so weit ich vermocht, denn ich konnte mir durchaus nicht denken, welcher Vorschlag jetzt mein Herz erweitern sollte. Vielleicht war es eine Ahnung, daß dieser noch ungeborene Vorschlag der erste Grundstein war, auf welchem ursprünglich die Idee fußte, die meinem ganzem Leben und Streben späterhin eine eigentümliche Richtung gab.

»Wir wollen einen Dichterverein gründen,« fuhr mein Freund fort, »ein Blatt wöchentlich herausgeben, was wir selbst schreiben und worin wir uns gegenseitig aufklären, beurtheilen und auf jede Weise fördern –«

»Wie? Ein gedrucktes Blatt?«

»O nicht doch! Ein geschriebenes. Vielleicht lassen wir künftig Etwas daraus drucken, denn ich hoffe, wir werden bald wachsen an Kräften und – aus Schülern kleine Meister werden.«

Ich war entzückt, – o, wir sind in unserem siebzehnten Jahre so leicht entzückt! Es tanzte mir die ganze Natur vor den Augen, ich suchte schon den Stoff, den ich bearbeiten, die Worte, mit denen ich Gott, die Natur und mich selbst besingen wollte. Den ganzen Abend blieb ich mit meinem Freunde zusammen, wir sprachen das neue Unternehmen nach allen Richtungen durch und kamen endlich überein, noch einige unserer näheren Bekannten dafür zu gewinnen, die wir für hinreichend fähig und willig dazu erachteten, um auch ihnen das erwartete Vergnügen und den nöthigen Vortheil davon zu gönnen.

Am nächsten Tage waren mein Freund und ich sehr zerstreut in den Lehnstunden, trotzdem die Versetzung von Secunda nach Prima sehr nahe bevorstand. Wir bekamen Beide Verweise von unserem Director, der, als Stoickphilologe, kein Freund der Poesie war und uns wiederholt fragte, ob wir uns einbildeten, junge Horaze werden zu können? Schon an diesem Abende hatte ich mein erstes Gedicht entworfen. Es war an den Mond gerichtet und, aufrichtig gesagt, recht kläglich. Denn es fehlte mir an der technischen Gewandtheit, der Uebung, dem Zusammenhalten der nach Himmel und Hölle herumflatternden Gedanken. Statt einfache Muster zu wählen, wollte ich gleich Oden, Sonette und Dithyramben dichten, und das ging so leicht nicht, zumal ich von mir verlangte, meine erste Arbeit sollte zugleich eine Meisterarbeit sein, während ich doch nur ein mehr als schülerhafter Stümper war. Meine Pflegemutter, erstaunt, daß ich so viel zu arbeiten hätte und eine unglaubliche Menge Oel verbrannte, denn ich blieb zwei Stunden nach Mitternacht noch ein Dichter, zürnte mit den Lehrern, die die arme Jugend mit Gelehrsamkeit überschütteten, krank und hypochondrisch machten. Letzteres glaubte sie nämlich, weil ich wiederholt mit der Hand meine Stirn rieb, um einen in den Vers passenden Reim zu finden. Selbst als ich endlich im Bette lag, konnte ich die ganze Nacht kein Auge vor Aufregung und Freude schließen.

Am nächsten Abende hatten wir drei oder vier Jugendbekannte zu uns eingeladen; um sieben Uhr waren wir in

meinem Zimmer versammelt. Hier wurde unser Plan bekannt gemacht und natürlich – gebilligt, denn es giebt nichts Neues, Abenteuerliches und Gewagtes in der Welt, was die liebe Jugend nicht mit allen Sinnen und Fingern ergriffe, falls es ihr appetitlich dargeboten wird. Aber nun stellte sich sogleich etwas sehr Lächerliches heraus. Der Prosaischeste von uns, obgleich sonst ein sehr schlauer Kopf, ein gewisser Max Pfeil, wollte durchaus unsere Arbeiten sogleich gedruckt sehen. Alsobald forderte er milde Beiträge ein, um eine kleine Handdruckerei zu kaufen, die zufällig an dem Schaufenster eines Kaufladens in der Naunerstraße ausgestellt war. Wir, ohne rechte Ueberlegung, in Begeisterung gesetzt durch den kühnen Vorschlag und rathlos zur That geneigt, leerten sämmtlich unsere mageren Beutel und – noch an demselben Abende klopfen wir den alten Krämer aus dem Bette und kauften ihm für drei Thaler die ganze Presse ab, worüber er eben so erstaunt und erfreut war wie wir. Acht Tage brachten wir nun damit zu, das Druckergewerbe zu erlernen; aber obgleich wir uns alle erdenkliche Mühe damit gaben, sahen wir es endlich ein, daß unser Geld verloren war und der große Zweck durch die kleine Maschine nicht würde erreicht werden können. Alles, was in unserer Druckerei zu Stande gebracht wurde, belief sich auf ein handgroßes Blatt, worauf wir mit unendlicher Mühe einen Goethe'schen Vers in Bogenlinien abgebildet hatten, und dennoch hatte Satz und Druck drei volle Tage

in Anspruch genommen. Praktisch genug, um das Unpraktische unsers kindischen Versuchs einzusehen, legten wir Typen und Schwärze bei Seite und griffen zu Feder und Tinte. Wöchentlich wurden von jedem monatlich fünf Silbergroschen zahlenden Mitgliede des neuen Bundes einige beschriebene Blätter eingereicht, von dem Director der Gesellschaft, zu welchem gewählt zu werden ich zuerst die Ehre hatte, geheftet und in der beigefügten Beilage, die aus unschuldigem Papier bestand, die eingesandten Artikel der Reihe nach an ein oder das andere Mitglied zur Beurtheilung vertheilt, worüber jedoch mit rother Tinte geschrieben stand: Persönlichkeiten sind bei einem Silbergroschen Strafe verboten.

Indem ich jetzt in vorgerückten Jahren und bei sehr ernster Beschäftigung auf jene kindischen Anfänge zurückblicke, kommen mir unsere damaligen Bemühungen so kleinlich und theilweise lächerlich vor, daß ich kaum weiß, ob sich die Mittheilung des bereits Besprochenen und noch zu Entwickelnden wird rechtfertigen lassen. Damals indessen erschien uns alles Das ungeheuer groß und wir glaubten auf dem geraden Wege nach einem modernen Parnasse zu sein. Aber so ist es ja stets; die Gegenwart wird immer bedeutender scheinen als die Vergangenheit, weil unsere Maaße wachsen und selbst wenn wir alt und vernünftig geworden zu sein glauben, belächeln wir das gestern Gethane, als wäre es von einem Kinde gemacht. So ist es mir heute auch bei Betrachtung meiner frühesten schriftstellerischen Arbeiten ergangen; ich habe

einen dreisten Blick in meine damaligen Schriften geworfen und ich bin davor zurück geschaudert, als hätte mich ein Gorgonenhaupt daraus angeblickt. Aber was war es, wovor ich mich am meisten dabei entsetzte? Es war nicht die kindische und klar daraus hervorleuchtende Bemühung, Etwas zu vollbringen, wozu ich damals noch nicht reif genug war – nein, es war das zweite Gesicht meines Ichs, welches mir in grausiger Wirklichkeit entgegenstarrte, denn wir können den Gedanken nicht ertragen, das schon einmal mühsam Durchlebte noch einmal in demselben Leben durchzuleben. Es ist also gut und weise von der Vorsehung eingerichtet, daß wir vergessen, daß wir alle Tage anders werden, ja, daß wir sterben.

Aber trotz eines gewissen inneren Widerstrebens muß ich in der Schilderung unserer damaligen Thätigkeit fortfahren, denn, wie gesagt, der gemachte Anfang war ein Uranfang meiner künftigen Bestrebungen, und ich wäre ohne jene jugendlichen Uebungen vielleicht nie auf den Gedanken gerathen, daß es einem Menschen möglich sei, durch das geschriebene und verkaufte Wort sich das armselige Leben zu fristen.

Unsere dichterische Verbindung, der wie nach vielem Hin- und Herreden den Namen Aoedia, nach dem griechischen Worte *αοιδοζ*, der Sänger, beilegte, wurde ungeachtet aller Geheimnißgelübde bald in der Schule und bei unsern Lehrern bekannt. Von jenem mir unvergeßlichen Professor H., der alle geistigen Bestrebungen der ihm anvertrauten Jugend beschützte und anfeuerte, auch in diesem Punkte ermuntert, wurden wir jedoch bald

dreister und kühner. Wir fingen an, größere Werke, Novellen, Dramen und vor allen Dingen schreckliche Trauerspiele zu schreiben, und Einige von uns verloren sich so ganz in diese Nebenarbeit, daß sie ihnen für Hauptarbeit wurde, was gerade nicht sehr großen Beifall bei unseren Lehrern, namentlich nicht bei dem philologischen Director fand. Nach und nach waren auch mehrere talentvolle Knaben unserm Vereine beigetreten, und die höchste Zahl, deren ich mich erinnere, hatte er nach einem Jahre seines Bestehens erreicht, und zwar die Zahl zwölf, die jedoch nach unserm Abgange von der Schule, wie ich einst hörte, noch überschritten worden sein soll. Zuletzt wurde zu unserer Zeit ein Primaner aufgenommen; der an praktischer Lebenserfahrung und poetischer Durchbildung uns Allen voraus war, obwohl er an produktivem Talente Vielen nach stand. Er war ein von Liebe zur Dichtung durchglühter Kunstenthusiast. Ich sehe in immer noch bei den Deklamirübungen in Prima vor uns stehen, mit von Begeisterung bleichem Gesichte, funkeln- den rollenden Augen und heftig gestikulirenden Händen. Er trug gewöhnlich Balladen und Romanzen von Schiller oder Bürger vor und gleich ihm war keiner von uns in solchen Schöpfungen bewandert und belesen. Er hieß Adolf und führte den Beinamen: Der Barde. Dieser also war Derjenige, den wir zuletzt zum Mitgliede unseres Vereins beförderten, und ich erinnere mich deutlich des Abends, wo dieser feierliche Akt in meinem kleinen Zimmer vor sich ging. Alle Sonnabende um sieben Uhr

nämlich kamen wir sämmtlich zusammen, und es wurde dann das Gedeihen unseres Bundes nach allen Richtungen hin besprochen, etwaige Streitigkeiten geschlichtet und zum Schlusse gemeinschaftlich ein Schiller'sches Drama laut vorgelesen. Alle vier Wochen, wenn von den gesetzlichen Beiträgen, wovon wir Papier und sonstige Bedürfnisse kauften, kleine Reste übrig geblieben waren, wurden nach Schiller's Vorschrift die vier Elemente: Wasser, Zucker, Rum und Citrone, in unsern Kreis beschieden, eine Bowle verzweifelt wässerigen Punsches gebraut und unter hochtrabenden Reden geleert. Zuweilen stieg uns dann das dritte Element in den Kopf und wir fühlten uns aufgelegt, raubrittermäßig die Straßen zu durchziehen und hie und da kleine Streiche auszuüben, wie sie der lieben Jugend so natürlich und kaum zu verargen sind.

#### FÜNFTES KAPITEL. DAS BELEBENDE AGENS.

Dieser eben bezeichnete Abend, auf den ich hier nothwendig noch einmal zurückkommen muß, verdient schon wegen einer sonderbaren Mittheilung oder Erklärung, die uns an demselben zu Theil wurde, einer genaueren Erwähnung, denn es entwickelten sich demzufolge für Manchen von uns frühere und spätere Ereignisse, die ohne dieselbe wahrscheinlich niemals in's Leben getreten wären. Es war nämlich bei uns Gebrauch geworden, daß jedes neu in den Bund aufzunehmende Mitglied am Abende seiner Einführung eine freie Rede hielt, in welcher er seinen guten Willen darlegte, dem Bunde mit allen seinen Kräften zu nützen und an dem eigenen

wie fremden Fortschritte mit voller Hingebung zu arbeiten. Es hatte sich nun schon einige Tage vor dem verhängnißvollen Abende das Gerücht unter uns verbreitet, das neue Mitglied werde eine für uns sehr bedeutungsvolle und bei Weitem mehr tadelnde als lobende Rede halten. Mit großer Spannung und Sorge daher – denn wir glaubten uns Alle auf dem einzig möglichen Wege nach einem außerordentlichen Erfolge – sahen wir der feierlichen Stunde entgegen, und endlich kam sie heran. Ernster als gewöhnlich waren wir diesmal bei meinem Freunde Gustav versammelt, der gerade zeitiger Director der Gesellschaft war. Alle waren früher gekommen, nur das heutige Hauptmitglied, Adolf, der Barde, fehlte noch. Endlich trat er herein. Unsere Augen wurzelten auf seinem trübleichen und starren Gesichte, unter dessen Oberfläche jedoch, wie wir wohl wußten, seine Nerven und Adern, von der inneren Begeisterung für die Kunst angeregt, fiebrisch zuckten und pochten. Nach kurzer Begrüßung setzten wir uns im Kreise um einen großen Tisch – nur das neue Mitglied blieb stehen, um seine Antrittsrede zu sprechen.

»Meine lieben Freunde,« sagte er, »ich hoffe, Ihr habt mir nicht darum die Ehre beschieden, hier in Eurer Mitte zu stehen, damit ich Euch in jeder Hinsicht loben und Eure kleine Thätigkeit wie die Leistung von außerordentlich begabten Menschen in das glänzendste Licht stellen soll. Nein, meine Freunde, das kann Eure Meinung nicht gewesen sein, und wenn sie es zufällig gewesen wäre, so muß ich Euch gleich von vorn herein erklären, daß

Ihr Euch vollständig in mir geirrt habt. Denn ich muß Euch aufrichtig zu erkennen geben, daß ich eigentlich nur sehr Weniges an Eurem Beginnen loben kann, die Eitelkeit und Einbildung aber, mit der Ihr schon Großes vollbracht zu haben glaubet, auf das Ernstlichste verdammen muß. Liebe Freunde! Ihr habt mir offenherzig, zur Befestigung meiner eigenen Ueberzeugung von dem Werthe Eurer Produktionen und demnächst von dem guten Zwecke Eurer Verbindung, Eure bisher gelieferten Arbeiten vorgelegt und ich habe sie aufmerksam und wiederholt durchgelesen, was mir, aufrichtig gesagt, manche Mühe verursacht hat. Wißt Ihr – damit ich es gleich auf einmal sage – was ich allein daran zu loben finde? Es ist die gute Absicht, die Ihr damit an den Tag gelegt habt, im Wortbau und in der Kenntniß Eurer Muttersprache fortzuschreiten. Was Ihr aber geschaffen habt, das ist nicht allein in literarischer Beziehung gar nicht der Rede werth und von sehr geringer Bedeutung, sondern oft sogar unter aller Kritik, mit einem Wort etwas ganz Gewöhnliches, Unbrauchbares, ja, oft Gemeines.«

Wir waren, aufmerksam jeder Sylbe lauschend, beinahe Alle zu Boden geschmettert von diesen heillos erschütternden und in solcher Strenge gewiß nicht erwarteten Worten, und wagten es kaum, in das flammende Auge und das immer bleicher werdende Gesicht des jungen Redners zu schauen, der uns schon in hohem Grade zu imponiren anfang. Er aber, nachdem er diesen allgemeinen Tadel uns in's Antlitz geschleudert, bekam neuen

Muth durch unsere sichtbare Demüthigung und verbreitete sich sogleich in's Einzelne, indem er fortfuhr:

»Ich will Euch,« sagte er, »den Beweis des Gesprochenen nur an einem einzigen Beispiele nachher zeigen. Zuerst aber gestattet mir nun, diesmal nicht bei'm Eie, sondern bei'm Apfel zu beginnen; laßt mich also zunächst von der Beilage sprechen, die Ihr jedem Hauptblatte beigefügt habt. Ihr habt das Papier derselben deshalb freigelassen, damit ein Jeder, wie ihn die Reihe trifft, über irgend eine Arbeit seine Meinung darauf schreibe, d. h. das Werk eines Anderen kritisire, recensire, wie es die Kunstsprache nennt. Das ist an und für sich recht gut, wenn es redlich geschieht, denn es bildet das Urtheil. Aber Ihr armen Freunde! Wozu benutzt Ihr das schöne unschuldige Papier? Sind das etwa Kritiken, die Ihr von und über Euch gegeben habt? Nein, sage ich, und hundertmal nein, das ist *unter* aller Kritik! Denn wollt Ihr den Inhalt, den Geist, den Styl und Stoff, oder die Erfindung eines Gedichtes oder einer Erzählung loben, so lobet Ihr nicht diese, sondern Euch selber, ja Ihr lobhudelt Euch, als ob der Verfertiger ein Prinz oder ein gewaltiger Künstler wäre; und wollt Ihre Eure entgegengesetzte Meinung ausdrücken, so weiset Ihr nicht auf den richtigen Weg, indem Ihr das fehlerhaft Gesagte ruhig und lehrreich bezeichnet, sondern Ihr schimpft Euch wie Gassenbuben und tretet Euch in den Koth, als wenn Ihr nicht gebildete Sekundaner und Primaner, vielleicht sogar bald Studenten, sondern Straßenjungen und Tagediebe wäret. Das muß anders werden, meine Freunde. Jedem – was Recht

ist, es kann nicht Alles übermäßig gelobt und darf nicht Alles herbe getadelt werden, aber Ihr müßt doch bedenken, daß Ihr Euch belehren wollt, daß man aus Eurer Kritik etwas lernen soll, und da darf sie ja nicht erbärmlicher und unwürdiger sein als das getadelte Werk selber. Wie diese Kritik aber in würdiger Weise belehren, ermuntern und aufmerksam machen soll, wollen wir nachher bei einem Glase Punsch redlich besprechen. Ich gehe jetzt vielmehr von Eurer Beilage zum Hauptwerke selbst über und komme also auf den literarischen Werth Eurer Produktionen zurück. Da will ich Euch denn vor allen Dingen nur Eins bemerklich machen, und – aufgepaßt! es ist dies der Kern meiner ganzen heutigen Rede: Ihr Alle, Keiner ausgenommen, schreibt mehr oder weniger Liebesgedichte; Eure Erzählungen schwellen von Liebesereignissen über, Liebe, Liebe steht vorn und hinten in allen Zeilen; aber, meine Freunde, wißt Ihr, wo sie nicht steht? Da, wo sie einzig und allein stehen, sitzen, wohnen sollte – in Eurem Herzen! Ja, Ihr seht mich auf das Höchste betroffen an – es ist so wahr, wie drei mal drei neun ist. Ich wette darauf, kein Einziger von Euch weiß, was Liebe wirklich ist, wie sie im Menschen wirkt, was für Gedanken, Vorsätze, Thaten sie erzeugt, denn Liebe, meine Freunde, ist, um es Euch mit einem Worte zu sagen, die unerläßliche Quintessenz aller Liebesgedichte, Liebe ist das einzig *belebende Agens* in Allem, was erschaffen ist und erschaffen wird. Da Ihr dieses belebende Agens aber nicht kennt, nicht in Euch habt, so ist Alles, was Ihr schaffet, eitel todt, kalt

und leer, also nicht werth, daß man davon spricht, noch viel weniger, daß man es lobt.

Und nun schließe ich meine Rede mit folgender Betrachtung und mit folgendem wohlgemeinten Rathe. Ihr habt mir gesagt, Eure Verbindung sei geschlossen, um Euch zu bessern, klüger, einsichtsreicher zu machen in der Erkenntniß Eurer Muttersprache, damit Ihr künftig, ein Jeder in seinem Fache, dem Staate, dem Vaterlande eine wohlerzogene, brauchbare Stütze werdet. Wohlan denn, das ist gut und richtig, sage ich Euch. Wenn Ihr aber einen so erhabenen Zweck vor Augen habt, so müsset Ihr schon um dieses Zweckes willen den Entschluß fassen, das einzige Mittel zu ergreifen, wodurch Ihr Eure Kraft verdoppelt und Euer Talent befeuert, Ihr müßt, mit einem Worte, jenes belebende Agens in Euch erwecken, damit es, wie das prometheische Feuer einstmals, der Welt und Euch Erleuchtung und Erwärmung gehe, Ihr müßt Euch also – *sit venia verbo* – *pro patria* verlieben, damit Eure Gedanken, Worte und Thaten nicht der göttlichsten und süßesten Leidenschaft entbehren, der Liebe, die der Sauerstoff aller Produktionskraft der nothwendigste Bestandtheil aller geistigen Leistungen ist. So habe ich es gesagt und Ihr möget thun, wie ich es gesagt habe.« –

Wir saßen äußerlich erstarrt, innerlich berauscht vor dem gewaltigen Redner, der die geheimste Tiefe unserer Seelen aufgewühlt, den verwundbarsten Fleck in unseren entzündbaren Herzen getroffen hatte. Wir erkannten für wahr an, was er gesprochen, und wir vergaßen über

diese Erkenntniß sogar, ihm den Zoll unseres Beifalls darzubringen. Schweigend blieben wir auf unseren Plätzen, ein Jeder den stillen Vorsatz fassend, die Worte Adolf's, des Barden, zu beherzigen, und, wenn nicht des persönlichen, doch des allgemeinen Zweckes wegen, also *pro patria*, sich zu verlieben.

»Ja,« rief endlich Max Pfeil mit Begeisterung aus, dem die heißen Thränen der Rührung über das Gesicht rollten, »ja, laßt uns den eben gehörten Gedanken festhalten und wo möglich zur That machen, denn was ist ein Gedanke, dem nicht die That folgt? Eine Schneeflocke, die im Sonnenstrahle zerschmilzt, – ein Windhauch, der ohne Wirkung in der Wüste zerstäubt!«

Nachdem diese Worte gesprochen und alle Anwesenden laut oder heimlich ihnen beigetreten waren, wurden die obgenannten vier Elemente in richtigem Verhältnisse gemischt und dann die Gläser gefüllt. Die vielen Trinksprüche aber, die diesen Abend von zwiefach begeisterten Lippen ertönten, hatten fast kein anderes Ziel, als das eben besprochene. Von der Literatur war heute keine Rede, nur von der Liebe wurde gehandelt, und wie es in solchem Zustande gewöhnlich ist, ein Jeder wunderte sich, daß Niemand vorher auf den göttlichen Gedanken gerathen sei, das oft gebrauchte Wort durch die That zu begreifen.

Daß wir bei diesem Thema heiter, glücklich und überlaut den Abend verbrachten, versteht sich von selbst. Es war beinahe Mitternacht, als wir uns zum Aufbruche rüsteten. Aber auch da noch konnten wir es nicht über uns

gewinnen, uns gänzlich zu trennen. Arm in Arm geschlossen zogen wir singend und jubelnd durch die allein vom Monde besuchten Straßen. Auf der offenen Plantage angelangt, stellten wir uns zu der beliebten Quadrille paarweise auf. Einige piffen, Andere sangen den munteren Takt, und das Glockenspiel der Garnisonkirche begleitete beistimmend den nächtlichen Reigen. So tanzten wir in der Stille der Mitternacht die Quadrille im Freien zu Ende, alle Freude dem zeugungsreichen Vorschlage verdankend, uns *pro patria*, zum Besten des Staats und der ganzen Menschheit, das belebende Agens der Welt, die Liebe, so bald wie möglich anzueignen.

Aber auch als der Tanz, der fügliche Schluß aller menschlichen Heiterkeit, endlich aufhörte, war unsere mehr geistige als leibliche Trunkenheit noch nicht gedämpft. Abermals zogen wir durch die schlafende Stadt, brachten einigen schönen Töchtern bekannter Familien eine etwas jammervolle Nachtmusk und schlossen das unvergeßliche Fest damit, unter dem Fenster eines beliebten Lehrers, den wir Prusias nannten, ein katzenartiges Gute-Nachtlied zu heulen.

So schloß dieser denkwürdige Abend, und wir werden bald sehen, welche tief schlummernden Leidenschaften der Trieb nach dem belebenden Agens in Einigen von uns entzündete.

Wir hatten uns das Wort gegeben, unsere Erfahrungen und Empfindungen nach Ablauf einiger Wochen ohne Hehl einander mitzutheilen und die Wirkungen jenes belebenden Agens offen darzulegen, wie und wo wir auch zur Erkenntniß derselben gelangt wären. Diese nun kurz zu schildern, ist meine jetzige Aufgabe, und wenn ihr Inhalt auch nicht recht in die ernste Strömung meines ferneren Lebens zu passen scheint, so bildet er dennoch einen Bestandtheil der künftigen Gestaltung desselben, denn in jedem menschlichen Dasein, und sei es auch noch so ernst und beschränkt, klingen derartige Zwischenstimmen, das irdische Bild zum harmonischen Ganzen vollendend, heiter und lehrreich hindurch.

Was jenes offene Geständniß der Bundesmitglieder betrifft, so waren wir überzeugt, daß Niemand sein Wort brechen und die Wahrheit verheimlichen würde. Aber auch ohnedieß wäre sie an den Tag gekommen, denn lange vor Ablauf jener bestimmten Frist waren die Meisten von uns von den wunderbaren Erlebnissen der liebessuchenden Jugend in Kenntniß gesetzt.

Schon wenige Tage nach dem geschilderten Feste trat Max Pfeil, ein goldhaariger und sehr kleiner munterer Bursche, mit geröthetem Gesichte in mein Zimmer und verkündete frohlockend, er verspüre bereits die zauberhaften Wirkungen einer nie gekannten Leidenschaft. Ueber diesen überaus schnellen Erfolg höchlichst erstaunt, fragte ich ihn, wie das in so kurzer Zeit möglich gewesen sei, da ich in mir selbst noch keine Ahnung von der Verzauberung hätte.

»Ja,« sagte er, »es lag Alles schon vorbereitet in meinem Busen, und nun hat des Barden stachelndes Wort den Funken in die Pulvertonne meines Innern geworfen und sie vollständig in die Luft gesprengt. O, ich Unglücklicher!«

Dabei schritt er händeringend vor meinen erstaunten Augen auf und ab.

»So erzähle mir denn die Geschichte Deiner unglücklichen Leidenschaft.«

»Sie ist so unglücklich eigentlich nicht, ich bin noch ganz gut dabei weggekommen, aber ich sehe kein Ziel, keinen vernünftigen Ausgang –«

»Wer ist der glückliche Gegenstand Deiner Herzensneigung?«

Er stockte und wollte mit der Sprache nicht recht heraus.

»Du wirst mich vielleicht tadeln, wenn ich es sage –«

»Heraus damit; in einem edlen Menschen kann keine unedle Neigung vorwalten –«

»Unedel ist sie auch nicht, das fühle ich wohl, aber der Gegenstand derselben ist –«

»Nun wer ist es –?«

»Die Schauspielerin Fröhlich!«

»Die Louise mit den blonden Haaren?«

»Ja, ja, in's Himmels Namen, die ist es.«

Um eine nothwendige Erklärung zu geben, muß ich erwähnen, daß in der Residenz eine herumziehende Truppe seit einigen Monaten theatralische Vorstellungen gab. Die meisten Mitspielenden waren jämmerlich, aber der

arme Bewohner der Residenz, das officiell verheißene Vergnügen<sup>1</sup> selten in höherem Grade genießend, war mit dem zufällig Gebotnen, da es doch mehr als gar Nichts war, stets zufrieden und besuchte fleißig »die Komödie in der Komödie«. Louise Fröhlich war noch die beste Darstellerin; als erste Liebhaberin war sie bemüht, ihrer Rolle auch außerhalb ihres Berufs Ehre zu machen und ihren zahlreichen Anbetern wenigstens ein freundliches Gesicht zu zeigen. Uebrigens war sie ein anständiges Mädchen von ziemlicher Bildung, leidlich hübsch, aber wenigstens acht Jahre älter als mein verblendeter Freund. Er, als Sohn eines städtischen Oberbeamten, hatte freien Eintritt in das Theater, besuchte es jeden Abend und war auf diese Weise sehr leicht auf den Gedanken gerathen, das belebende Agens in dem wohlwollenden Gefühle für die junge Schauspielerin zu suchen.

Nach seiner obigen Mittheilung blieb ich eine Weile still, weil ich nicht wußte, was ich ihm sagen sollte. Da fing er an aus seinem Traume zu erwachen und sprach offen:

»Ich will Dir nur Alles erzählen. Ich bin seit acht Tagen beinahe jeden Abend auf die Bühne gegangen und habe fast immer mit dem lieben Mädchen gesprochen. Sie ist von einer himmlischen Güte, hat mich jedesmal angelächelt und bei'm Abschiede gewöhnlich meine Hand gedrückt. Gestern nun war sie über alle Maaßen lieblich

---

<sup>1</sup>Bekanntlich prangen auf dem Giebelfelde des königlichen Schauspielhauses der Residenz die Worte: *dem Vergnügen der Einwohner.*

und freundlich und hat mir erlaubt, sie zu besuchen. Diesen Gang nun will ich heute oder morgen unternehmen.«

»Was? Einen Besuch bei einer Schauspielerin?« rief ich entsetzt.

»Du hast Recht zu erstaunen, ich fühle auch, was das heißt. Wenn mein Vater oder unser Director dahinter käme, würde es mir schlimm ergehen. Beide dürfen, wie überhaupt kein Mensch, nicht das Geringste davon erfahren, und damit ich weniger beobachtet bin, als wenn ich allein ginge, so mußt Du mir helfen –«

»Ich? Wie könnte ich das?«

»Du mußt mich begleiten, wenn ich den Besuch mache –«

Mir standen die Haare zu Berge – eine solche Kühnheit überstieg meine Begriffe. »Willst Du denn Abends zu ihr gehen?« fragte ich, um nur Etwas zu sagen.

»O, wie geht denn das, sie spielt ja alle Abende und über acht Tage reis't sie schon ab. Morgens und Nachmittags können wir nicht, da müssen wir in die Schule, also werden wir uns wohl Mittags zu ihr begeben –«

»Bei hellem lichten Tage? Bist Du von Sinnen? Max – Max! – Aber wo wohnt sie denn?«

»Ist der Charlottenstraße, unweit des Zuckerbäckers Mieleke. Da kaufe ich Kuchen und den schenken wir ihr.«

»Kuchen?« fragte ich verwundert. »Ist das wohl passend? Wären Blumen nicht entsprechender?«

»Blumen, ha! Das ist ein guter Gedanke. Aber der Kuchen kann, denke ich, auch nicht schaden. Du gehst also mit mir?«

Ich schwieg und dachte im Stillen eifrig nach. Halb war ich dazu geneigt – schon meinem armen Freunde zu Liebe. Aber es war mein erstes Abenteuer der Art. Es schien mir kühn, versprach aber auch angenehm zu werden. Meine Angst war jedoch groß, eben so groß wie meine Erwartung. Endlich siegte die letztere und ich versprach die Begleitung. Wer war froher als Max! Im Sturm Laufe begab er sich nach Vogt's Blumengarten und bestellte ein Bouquet für fünf Silbergroschen. Auch Kuchen oder eigentlich sogenannte überzuckerte Pfeffernüsse wurden in Menge gekauft. Einige Groschen trug ich selbst dazu bei. Die nächste Nacht konnte ich keinen Augenblick schlafen, mich regte die Neuheit der Sache auf und dennoch folterte mich die Sorge vor möglicher Entdeckung. Gegen Morgen schlief ich endlich ein, träumte aber, mich suchten Polizeidiener und mein guter Professor Faber machte ein schreckliches Gesicht.

Um sieben Uhr früh holte mich Max zur Schule ab. Eine Stunde lang vor Anfang der Lehrstunden liefen wir Straßen auf und ab und besprachen das bevorstehende Ereigniß hin und her. Während des Unterrichts waren wir Beide sehr unaufmerksam; ich übersetzte im Tacitus: Auctor mit Schauspieler, und erhielt gleich meinem Freunde ernstliche Zurechtweisungen. Endlich schlug es zwölf Uhr. Wir trabten nach Vogt's Blumengarten. Aber o Schrecken! Der Gärtner hatte uns aus Verehrung für Maxens Vater einen Strauß gewunden, den man kaum mit einer Hand regieren konnte. Wer sollte den ungesehen tragen? Wir überlegten, was zu thun sei. Endlich nahm

Max den Strauß und verbarg ihn, so gut es ging, unter dem Rocke. Ich trug die Nüsse in der Tasche, die einen Fuß breit von meinem Leibe abstand. Hinter der Stadtmauer herum, uns wie zwei geschickte Tirailleure wo möglich hinter jedem Baume verbergend, schlüpfen wir schweigend in der Mittagshitze unserm Ziele zu. Durch das Jägerthor, wo glücklicher Weise keiner unserer Bekannten wohnte, gelangten wir in die Linden- und endlich in die Charlottenstraße. Angstvoll schauten wir uns nach Nord und Süd um; es war, wie gewöhnlich Mittags, sehr still auf der Straße, denn alle Leute waren bei Tische. Endlich standen wir vor dem inhaltreichen Hause. Niemand schien uns zu bemerken. Ich war zuerst innerhalb der Thür, scheu wie ein Wild, welches sich vor dem furchtbaren Jäger verbirgt. Max folgte, hörbar ängstlich athmend. Auf den Zehen stiegen wir die Treppe hinauf. Max kannte oder glaubte die richtige Thür zu kennen, hinter der seine Sonne leuchtete. Kaum einer Bewegung mächtig vor innerer Aufregung, lauschte er am Schlüssel-loche. Endlich klopfte er leise wie ein Zephyr an. »Her-ein!« rief eine gewaltige Baßstimme. Erschrocken fuhren wir bis an die Treppe zurück; die Thür aber öffnete sich sogleich und ein bärtiger Feldwebel, der hier seine Wohnung hatte, starrte uns fragend an.

»Wohnt hier – wohnt hier –« stotterte Max.

»Ich heiße Medebach, mein Herr; was wollen Sie von mir?« schrie uns die Baßstimme an.

»Wohnt hier nicht der Schauspieler Fröhlich?« brachte endlich mein Freund mit halb erstickter Stimme hervor.

»Dort drüben – *die* Thür!«

Zitternd standen wir vor der bezeichneten Thür. Auf unser leises Klopfen rief eine zarte Stimme: »herein!« Ah, uns schwoll das Herz vor Freude, wir waren am Ziele, denn das war *ihre* Stimme. In einigen Minuten sahen wir uns im Zimmer – wie wir hineingekommen, ob wir geflogen oder gegangen waren, weiß ich heute noch nicht. Wir erblickten in der That die gesuchte Schauspielerin, die aber außerhalb der Bühne bei Weitem nicht so hübsch aussah, wie auf derselben. Neben ihr stand ihr alter Vater und ein jüngerer Kunstgenosse, der, wie wir später erfuhren, ihr wirklicher Liebhaber war.

»Ach, Herr Pfeil!« rief fröhlich die Tochter Fröhlichs und machte uns Beiden einen reizenden Knix. »Wollen Sie sich nicht gefälligst setzen?« Auf einen verstohlenen Wink ihres munteren Auges war ihr lächelnder Vater und der lachende Schauspieler verschwunden und wir Glückliche waren mit der Schönen allein. Ich stand an der Thür, denn ich konnte mich wegen meiner gefüllten Taschen nicht setzen; Max hatte sich seiner Geliebten einige Schritte genähert.

»Wollen Sie wirklich nicht Platz nehmen, meine Herren? Welchem glücklichen Umstande habe ich Ihren freundlichen Besuch zu danken?«

Max stotterte einige verlegene Worte, ich brummte etwas Unbestimmtes zwischen den Zähnen. Endlich hielt er ihr den Blumenstrauß entgegen und fragte, ob das nicht hübsche Blumen wären? Sie bejahte es, nahm den Strauß

und bedankte sich sehr freundlich. Max glühte vor Wonne. In diesem kritischen Augenblicke brachte eine Magd das dampfende Essen herein – das war für uns ein Wink, den Vorhang schon nach Beendigung der ersten Scene des Stücks fallen zu lassen. Einige Abschiedsworte wurden von allen Seiten mehr gemurmelt, als gesprochen. Sie gab uns Beiden lächelnd die Hand, die wir zitternd, Max zugleich wonneberauscht, erfaßten. Dann waren wir plötzlich, wieder wie im Fluge, auf der Treppe und zum Hause hinaus. Mir fiel es wie ein Alp von der Brust, als ich wieder frische Luft athmete und bemerkte, daß uns Niemand aus dem Hause schlüpfen gesehen.

Schweigend und Keiner dem Andern in's Gesicht blickend, gingen wir langsam die Charlottenstraße hinab, unserer Wohnung zu.

»Herr Jesus!« rief da mein Freund plötzlich – »die Nüsse! Du hast sie ihr ja nicht gegeben –«

»Ach, das habe ich in der Eile vergessen – hier sind sie in der Tasche. Jetzt können wir sie ihr doch nicht zurückbringen?«

»Nein, das können wir nicht; laß sie uns theilen und sie nachher zur Belohnung für die ausgestandene Angst verspeisen.«

Das thaten wir sogleich, indem ich meinem Freunde die Last der einen Tasche rasch in die Hand gab, und in der That, der nachfolgende Genuß war noch das Erfreulichste des ziemlich verfehlten Auftritts. Späterhin ward von der Schauspielerin nicht viel mehr unter uns gesprochen, denn wir mochten wohl im Stillen einsehen, daß

das Stück, welches sie mit uns aufgeführt, von keinem besonderen Belange war, und acht Tage nachher war sie auch abgereis't.

Das war *ein* Fall von dem gewaltsam herauf beschworenen belebenden Agens, und zwar der am mildesten verlaufende, und darum habe ich ihn zuerst erzählt. Der ihm als bald folgende sollte einige Wochen später beinahe einen traurigen Ausgang nehmen, denn er war in der That ein Wenig ernst. Ein anderes Mitglied der Aoedia nämlich, Karl mit Namen, der Sohn eines Arztes, verliebte sich plötzlich in die Tochter einer Wittwe, die im Hause seiner Eltern wohnte. Die Einzelheiten dieses kleinen Romans sind eigentlich nie recht bekannt geworden, wohl aber sein tragikomisches Ende. Karl hatte fleißig den Werther gelesen und war dadurch etwas verrückt geworden. Wenigstens soviel ist gewiß, er hörte mit einem Male auf, wie ein gesunder Mensch zu essen, zu trinken und zu schlafen und gab in der Schule die albernsten Antworten, obwohl er doch sonst nicht auf den Kopf gefallen war. Allmählig fing er an zu kränkeln und hütete sogar ein paar Tage das Bett. Eines Abends kam er auf den Gedanken, sich das Leben zu nehmen. Da aber eine Pistole zu sehr knallte und ein Dolch zu spitz war, so beschloß er, Gift zu verschlucken. Er kramte in dem von seinem Vater unvorsichtiger Weise offen gelassenen Arzeneischränke und entdeckte eine Kruke, auf deren Etikette das Wort ›Arsenik‹ stand. Die Eltern waren ausgegangen. Der schon in Gedanken Sterbende ließ sich von der Magd eine Tasse Kamillenthee bereiten, schüttete das

Gift hinein und rührte es zum Gebrauche um, nachdem er einen zärtlichen Brief an seine Geliebte geschrieben. Als er aber die Gifftasse an den Mund setzte, klingelte es heftig an der Zimmerglocke, die dicht über seinem Haupte hing, so daß er erschrak und einen Theil des Getränks auf den Boden schüttete. Den schrecklichen Voratz einen Augenblick verschiebend, geht er zur Thür, um sie zu öffnen. Zu seinem nicht geringen Schrecken tritt ein Freund seines Vaters, zufällig ein Apothekenbesitzer, in's Zimmer. Diesem fällt das sonderbare Benehmen und das bleiche Gesicht des Knaben auf, auch riecht er den Duft des Kamillenthee's. Er tritt an den Tisch und bemerkt sogleich die Kruke mit Gift. »Ich bin todt!« rast der verzweifelnde Liebende auf und sinkt vor Aufregung auf einen Stuhl. Der Apotheker, auf das Höchste erschreckt, glaubt an eine schon geschehene Vergiftung, springt im Fluge nach seiner Apotheke und holt das geeignetste Gegengift. Als er aber athemlos zurückkehrt, findet er den Knaben wohlauf, der ihm in der Angst Alles gesteht. Nun machen sich Beide daran, die Tasse auszuwaschen; der Apotheker nimmt das Gift zu sich, verschließt den Arzeneischrank und geht, nachdem Karl ihn gebeten, seinem strengen Vater den Vorfall zu verschweigen, und zugleich gelobt hat, niemals wieder an den Gifftod zu denken.

Am nächsten Tage wurde eine große Scene im ärztlichen Hause aufgeführt. Ein gewisses Instrument, auch ein belebendes Agens in seiner Art, welches geeignet ist, einen zu früh verliebten Knaben schnell zur Besinnung

zu bringen, tanzte wacker auf dem Rücken des Schuld-  
bewußten. Auch der Schuldirektor erfuhr die Geschichte,  
und die Folge davon war ein vierundzwanzigstündiger  
Ruhesitz im finsternen Carcer.

Als wir Aoedianer einige Tage später in Gustav's Zim-  
mer versammelt waren, fehlte Karl. Es war gerade der  
Tag seiner Einkerkierung. Wir hielten uns Alle sehr still  
und waren sichtbar verstimmt. Adolf, der Barde, kauete  
verlegen an den Nägeln, Max und ich blickten uns ge-  
heimnißvoll an, und ein zweiter Adolf, mit dem Bein-  
amen Sokrates, weil er, wie dieser, eine sehr hervor-  
ragende Stirn, wenn auch nicht den Geist seines Namens-  
vetters hatte, übrigens aber ein fleißiger und von Herzen  
braver Junge war, saß im tiefsten Schmerzgeföhle da, ei-  
ne sehr geschwollene Backe zeigend, die seine körperli-  
che Schönheit eben nicht hervorstechender machte. Das  
belebende Agens schien wenigstens diesmal nicht stark  
bei uns vertreten zu sein, wir glichen sämmtlich mehr  
einer eingeschüchterten Taubenfamilie, als jungen, auf  
Beute lauernden Falken.

»Wovon hast Du das dicke Gesicht?« fragte ich end-  
lich den jugendlichen Sokrates. Dieser senkte das auf-  
gelaufene Auge zu Boden. Gustav lächelte verstohlen.  
Er war durch Familienverbindungen von dem Grundübel  
der vorübergehenden Gesichtsfülle seines Freundes in  
Kenntniß gesetzt.

»Erzähle Deine Geschichte nur aufrichtig,« sagte er endlich zu dem Vollbäckigen, »Du darfst Deine Erfahrungen eben so wenig verschweigen, wie Max und Walther, es kommt doch Alles an den Tag.«

»Erzähle Du lieber selber,« fistelte der Verwundete, »mir fällt das Sprechen schwer.« Und da erfuhren wir denn zu unserm nicht geringen Erstaunen, daß Adolf, eines Abends die Nähmamsell seiner Mutter nach Hause begleitend, derselben einige Verdeutlichung des belebenden Agens wollte angedeihen lassen. Der unbeachtet hinter ihm herschleichende Liebhaber des Mädchens aber, ein Unteroffizier von den Gardes du Corps, hatte die Erklärung übel verstanden und dem gelehrten Stellvertreter einen verständlicheren Puff zukommen lassen, von welchem das geschwollene Gesicht die nächste Folge war.

Das also waren die einer Erwähnung werthen Wirkungen des von Adolf, dem Barden, so sehr gepriesenen belebenden Agens, obgleich ich hier schon im Voraus bemerken muß, daß in unseren Herzen der Gedanke an die Wirkungen desselben noch lange nicht ausgerottet war. Was im Augenblicke aber die traurigste Bemerkung für uns ausmachte, war: wir sahen ein, daß ein wirklich poetischer Erfolg, eine Steigerung unserer dichterischen Kräfte trotz unserer kühnen Erwartung nicht eingetreten war, denn Keiner fühlte sich aufgelegt, das Erlebte zu besingen oder die Empfindungen, die ihn dabei durchschauert, in klangreiche Worte zu kleiden. –

Die weiteren Ereignisse im Schooße des erwähnten Sängerbundes gehören nicht in unsere Erzählung, die sich von jetzt an in ernsteren Umrissen bewegen wird, obgleich die Folge lehren wird, daß die durch ihn ange-regte Thätigkeit in literarischer Bestrebung für mein Le-ben wenigstens von bedeutungsvollem Einflusse werden sollte. Der Bund selbst bestand freilich noch Jahre lang an dem Orte seines Entstehens, als die Gründer dessel-ben schon längst davon geschieden waren. Wir dürfen dabei annehmen, daß bei vorgerückteren Jahren und ge-wachsener Erkenntniß der einstigen Mitglieder die aus-gestreute Saat ihre Früchte getragen und jener erwähn-te Stachel, das belebende Agens, nicht allein in scherz-hafter Weise erprobt worden sei. Aber auch Das dürfen wir nicht verschweigen, daß das schöne Bündniß einer strebsamen Jugend sich von selbst innerlich lös'te, als kaum eine äußerliche Trennung die einzelnen Mitglieder heimgesucht hatte. Und Aehnliches ereignet sich leider im Leben alle Tage. Was die Knaben in der Schule trei-ben, treiben sie als Jünglinge selten auf der Universität. Das ernstere Leben erdrückt die kindlich genährten Trie-be. Ich bin nur selten in späteren Jahren einem früheren Bundesmitgliede begegnet und muß im Allgemeinen also hier von ihnen Abschied nehmen. Mit Gustav blieb ich im engeren Verkehr bis zum Abgange nach der Universität, während er nach Halle ging, studirte ich in Berlin. Das war ein großer Verlust für mich und niemals habe ich

wieder einen Genossen gefunden, der mir den Jugendfreund nur zur Hälfte ersetzt hätte. Die anderen Theilnehmer sind leider für mich so gut wie verschollen. In meine Einsamkeit herüber tönt kein Gruß aus ihrem brüderlich warmen Herzen. Einige von ihnen sind Pfarrer, Andere Aerzte, Wenige Beamte und Kaufleute geworden, und ich zweifle sehr, ob wir noch jetzt, wenn wir uns wiederfinden sollten, in ähnlich geistigem Einklange neben und mit einander leben könnten. Denn ich kann die betrübende Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir im späteren Lebensalter, wenn wir auf unsere Jugendzeit zurückblicken und die alten Freunde aufsuchen, selten befriedigt werden und bei diesem Blicke eine traurige Erfahrung machen. Wenige, häufig gar Keine, sind mit uns in geistiger Eintracht fortgeschritten. Was früher eine gemeinsame Lust war, ist oft unsere eigene allein geblieben. Die Meisten von ihnen sind, so poetischen und selbst romantischen Geistes sie in ihrer Jugend waren, mit dem Alter Stockphilister geworden. Sie lieben nicht mehr, wie sonst, die Bücher und ihre Studien, die Natur und ihre Bäume und Blumen, sie lieben vielmehr die Karten, den Wein oder das Bier, mit einem Worte, die reellen Genüsse und Vergnügungen des Lebens. Das höhere und höchste Element menschlichen Daseins, Sehnsucht nach geistigem Verkehr, existirt unter ihnen nicht mehr, sie leben nur, um zu essen, zu trinken, zu – schlafen. O wie traurig und öde macht diese Erfahrung unsern ewig jung bleibenden Geist; unser strebsames Gemüth, unsere immer nach Oben ringende Seele!

SECHSTES KAPITEL. DAS PFARRHAUS IN GLINDOW.

Aber die Erinnerung an jenes bedeutungsvolle, wie der Blitz in das Pulver geworfene, belebende Agens sollte nicht ganz aus allen unsern Gemüthern verschwunden sein, vielmehr zu späterer Zeit in ernsterer Gestaltung einen von uns ergreifen und völlig und unzerstörbar bis auf den heutigen Tag erfüllen. Wie und wodurch dies geschehen, wird die Folge meiner Mittheilung enthüllen.

Meinen freundschaftlichen Umgang mit Gustav setzte ich in hergebrachter Weise fort, und wenn wir bei vorgerückten Jahren auch nicht mehr zusammen arbeiteten, so gaben wir doch unsere Spaziergänge in unsere Lieblingsgegenden nicht auf. Bei Gelegenheit eines solchen, lange bevor der Entschluß zur Stiftung jenes Sängerbundes gefaßt war, hatte er mir unter Anderem von einem fernen Mitgliede seiner Familie erzählt, welches, als Pfarrer einer armseligen Gemeinde in der Nähe der polnischen Gränze angestellt, sich unaufhörlich nach der Gegend sehne, die uns selbst alle Tage entzückte. Endlich theilte er mir mit, daß dieser Oheim aus seiner entlegenen Heimat eingetroffen sei, um sich um eine vakante Pfarrei in der Nähe der Residenz zu bewerben. Wochen und Monate vergingen, ohne daß etwas Weiteres in der Sache geschah, endlich aber hörte ich, daß das Glück dem Oheime gelächelt und sein sehnsüchtigster Wunsch erfüllt sei. Die Pfarrei war ihm zu Theil geworden. Nächstens sollte er sogar mit Frau und Kind die

neue Heimat beziehen. Diese erfreuliche Neuigkeit hatte für mich kein größeres Interesse, als daß mein Freund Gustav der Neffe jenes Predigers war, und seine Familie also an dem Glücke desselben den innigsten verwandtschaftlichen Antheil nahm. Auch fielen zu gleicher Zeit manche andere Ereignisse vor, die meine Aufmerksamkeit wieder von der oft erwähnten Pfarrersfamilie ableiteten. Eines Tages aber, während eines Spazierganges im grünen Laubwalde, erzählte mir Gustav, er sei mit seinem Vater in dem Dorfe bei'm Oheime gewesen, um diesen zu besuchen und seine Frau kennen zu lernen. Jener habe ihn zur Wiederholung dieses Besuches aufgefordert und er werde in den kommenden Pfingsttagen die freundliche Einladung benutzen.

Das herrliche Fest des prangenden Lenzes kam und Gustav hatte seinen Vorsatz ausgeführt. Als er nach einigen Tagen zurückgekehrt war, berichtete er mir Wunderdinge von der heimgesuchten Familie, was er eigentlich, da es Familienverhältnisse betraf, nicht hätte thun sollen. Aber er hatte ja keine Geheimnisse vor mir – und so erfuhr ich Alles, was er selber wissen konnte. Da hörte ich denn, daß der Pfarrer, Arnold Rieding mit Namen, ein schon ziemlich in Jahren vorgerückter Mann, dennoch aber an eine viel jüngere Frau aus einer polnischen Familie verheirathet sei, die sich ursprünglich für fabelhaft reich und mit Grafen und Fürsten verwandt ausgegeben habe. Ihre Familie aber wäre durch politische Verhältnisse augenblicklich verarmt und sie hätte sich

dadurch genöthigt gesehen, nicht allein ihren alten Namen in den deutschen von Bilbeck umzuwandeln, sondern auch als Erzieherin in ein noch vornehmeres Haus zu gehen. Hier hatte sie ihr jetziger Mann kennen gelernt und geheirathet. Die noch jetzt jugendliche Frau sei sehr schön, aber von etwas hochmüthigem Wesen. Sie habe eigentlich sehr geringen Umgang mit ihrem Gatten, bleibe meist für sich mit Lesen und Schreiben beschäftigt und pflege fleißigen Verkehr mit der begüterten Nachbarschaft, während der Pfarrer, dem weltlichen Vergnügen weniger geneigt, zu Hause bei den Büchern sitze, fast nur seinem Berufe lebe und sich mit der Erziehung seiner beiden Töchter beschäftige, von denen die eine besser Polnisch als Deutsch spreche. Ueber diese Töchter selbst schwebe irgend ein Geheimniß, welches er, Gustav, noch nicht hinreichend ergründet, da sogar sein Vater mit dem Pfarrer nur einige Male flüsternd darüber gesprochen habe.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß alle diese Mittheilungen mich wunderbar ergriffen. Meine jugendliche Phantasie erhielt mit einem Male einen Antrieb, sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihr bisher noch nicht zugänglich gewesen waren. Der Antheil, den ich anfangs nur meinem Freunde zu Liebe an der fremden Familie genommen, wuchs plötzlich riesengroß auf und meine einmal aufgestachelte Neugierde konnte sich kaum bezähmen, nach tausend verschiedenen Einzelheiten zu forschen, die Gustav mir auch so vollständig beantwortete, wie er nur konnte. Nur um so lebhafter tummelte

sich meine erregbare Phantasie in dem mitgetheilten Geheimnisse, da dieses selbst unergründet war, und ich bemühte mich, aus dem bisher Erfahrenen die fabelhaftesten Begebenheiten zu folgern. Ohne meinem Freunde die Innigkeit und den Umfang meiner Theilnahme zu verrathen, schwärmte ich in Gedanken Monate lang um die Pfarrersfamilie herum und hatte mir im geheimsten Innern meiner Seele die einzelnen Mitglieder derselben nicht nach der entworfenen Schilderung, sondern nach ureigener, phantastischer Begabung ausgedacht. Je mehr ich aber auf diese Weise in meiner eingebildeten Bekanntschaft mit ihnen fortgeschritten war, um so beharrlicher schwieg ich darüber gegen meinen offeneren Freund, bis dieser mir endlich eines Tages eine Frage verlegte, die mir alles Blut aus dem übervollen Herzen in's Antlitz jagte. Diese Frage lautete nämlich, ob ich nicht Lust hätte, mit ihm einen Gang nach dem Dorfe zu machen, wo der besagte Oheim wohne?

Ein ahnungsvoller Fieberschauer lief durch meinen Körper; ich zitterte, obgleich ich nicht wußte warum, und die plötzliche Freude wirbelte so heftig in mir auf, daß ich Kopfschmerz davon bekam. Kaum konnte ich das unbegreifliche Wonnegefühl unterdrücken, welches mein ganzes Wesen der neuen Bekanntschaft entgegendrängte. Wenn ich mir alle diese mehr dunkel gefühlten als klar begriffenen Vorgänge in meinem Inneren redlich überlegte, so wollte es mich bedünken, als ob ich nicht ganz aufrichtig hierbei gegen meinen Freund verfuhr; eine unwiderstehliche Gewalt aber verschloß mir den Mund und

gab mir die Kraft und den Entschluß ein, meine geheimsten Wünsche für mich zu behalten.

Endlich, wir waren schon bis in den Herbst gelangt und die Blätter der Bäume färbten sich dunkler und verließen ihre luftige Sommerwohnung, kam mein Freund zu mir und lud mich im Namen seines Oheims ein, dem er von unserer Freundschaft erzählt, mit ihm einen kleinen Ausflug in das so heiß ersehnte Dorf zu machen. Meine Pflegemutter, die um diese Zeit schon kränklich war und bisweilen das Bett hüten mußte, gestattete mir gern die ländliche Erholung. Unsere Reise wurde auf einen Sonntag festgesetzt und der ganze Tag dazu bestimmt. Dieser Tag kam heran und mir glühte das Gesicht, widerstrahlend von dem inneren Verlangen, die unbekanntenen Personen von Angesicht zu Angesicht zu sehen und sie mit den Idealen in meiner Brust zu vergleichen. Gustav bemerkte nicht die Aufregung meiner Seele und schritt gemächlich erzählend neben mir her. Da wir einen weiten Weg vor uns hatten, waren wir schon Morgens um acht Uhr aufgebrochen.

Es war ein köstlicher Tag, heiter und sonnenhell, warm und doch frisch. Unser Weg führte zunächst nach der Nedlitzer Fähre, wo wir uns einige Augenblicke aufhielten, um einen Fischer zu dingen, der uns nach der Römerschanze übersetzte, denn Gustav hatte mir gesagt, daß dieser Weg der nächste und ihm bekannteste sei, obwohl er durch den dichten Wald, über Berg und Thal führe, während die gewöhnliche Fahrstraße, die zum Dorfe leitete, mehrere Meilen lang und sehr eintönig fortlaufe.

Ein Fischer setzte uns über und versprach, Abends um eine bestimmte Stunde wieder an Ort und Stelle zu sein, um uns zurückzuholen.

Von der Schanze aus, die wir erstiegen, betraten wir den Wald. Fröhlich zwitscherten in den Zweigen die Vögel und in den unter unsern Füßen rauschenden Blättern spielte ein leichter Morgenwind. Ich war feierlich gestimmt wie nie und hatte alle Lust zum Sprechen verloren, wofür mein Freund mir um so eifriger, ich weiß nicht mehr was erzählte. Rüstig schritten wir indessen vorwärts und, da wir den kürzesten Weg gewählt, gelangten wir nach einer guten Stunde an einen lichterem Waldsaum, von wo aus wir den ersten Blick auf das nicht mehr ferne Dorf gewannen.

Friedlich gelagert schien es nachdenklich in der Sonntag Morgensonne sich von den Mühen der Woche auszuruhen und auch nicht ein einziges Wölkchen schwebte spielend über seinen stillen Gärten und Strohdächern. Wie um uns einzuladen, wohlgemuth näher zu treten, erscholl ein sanftes Glockengeläute von ihm herüber und wir sahen deutlich in der Ferne einzelne Leute aus der Kirche her langsamen Schrittes in ihre Wohnungen heimkehren. Schweigend verharrten wir einen Augenblick, das in seiner Ruhe so reizende Bild anzuschauen, dann schritten wir lautlos den grünen Abhang hinab und gelangten bald in die Nähe des Dorfes. Auch Gustav war jetzt von ernsterer Stimmung ergriffen, das verrieth mir sein Schweigen und sein ausdrucksvolles, allen Regungen seiner Seele folgendes Auge. Immer näher kamen wir

dem Dorfe. O wie freundlich und friedlich lag es zwischen den goldfunkelnden Bäumen und seinen wohlbeschnittenen Hecken, aus denen die Häuserchen harmlos mit ihren hölzernen Giebeln hervorlauschten. Junge und alte Leute begegneten uns, ihr Gesangbuch in der Hand, und alle begrüßten uns, freundlich mit dem Kopfe nickend. Als wir endlich in die Hauptstraße einbogen, blieb zur Rechten die Kirche liegen, um sie herum ein mit grünen Rasenhügeln nicht allzu reich bedeckter Kirchhof, den eine steinerne Mauer umgab; zur Linken, dieser Mauer gegenüber, bezeichnete mir Gustav das Pfarrhaus. Es war ein großes, langes und ziemlich stattliches Gebäude, aber nur ein Stockwerk hoch. Die Thür, in der Mitte des Ganzen gelegen, führte in einen breiten und hellen Flur; zur Linken daran, so flüsterte mir Gustav leise zu, lagen die Zimmer der Pfarrerin, in denen er selbst noch nie gewesen war; zur Rechten aber führte eine kleine Stufe in das Studirzimmer des Pfarrers und dann weiter in das Speise- und Kinderzimmer. Also schon äußerlich durch die Wohnung von einander getrennt, führten die *beiden Gatten* ein abgesondertes Leben.

Mir bebte das Herz, als ich meinen Fuß auf dem Sande der Schwelle knirschen fühlte. Niemand kam uns entgegen, als ein alter Spitz, der noch vom vorigen Pfarrer herrührte, und, treuer als sein Herr, an der liebgewonnenen Wohnung hing. Mein Freund klopfte leise an die Studirstube des Oheims. »Herein!« rief eine milde und gütig lautende Stimme. Einen Augenblick später hatten wir Beide die Schwelle überschritten und standen dem

Pfarrer gegenüber, der uns freundlich willkommen hieß. Vergönne man mir das Vergnügen, die irdische Erscheinung dieses, redlichen und mir so unvergeßlich theuren Mannes mit wenigen Worten zu beschreiben.

Er saß, als wir eintraten, auf einem hölzernen Stuhle vor seinem Schreibtische, was er in der Regel that, wenn er, wie heute, von der Predigt aus der Kirche zurückgekehrt war.

Seine Ellbogen hatte er auf die Platte des Tisches gestützt und seinen Kopf darauf gelegt, wie um nachzudenken oder sich von einer überstandenen Anstrengung auszuruhen. Der schwarze Talar hing bereits an einem Thürriegel, aber die weißen Päckchen glänzten noch an seinem Halse. Als er sich erhob und uns entgegentrat, stand eine große hagere Figur vor mir, die aber etwas gebückt vornüber getragen wurde und dadurch kleiner erschien, als sie wirklich war. Sein Haar war frühzeitig ergraut und fiel schlicht an den eingefallenen Schläfen und etwas lang auf den gebeugten Nacken herab. Seine Hände schienen mir sehr abgemagert und entbehrten der wohlthuenden Wärme eines gesunden und lebenskräftigen Menschen. Aber sein Gesicht, wie soll ich das beschreiben, um den wehmüthig klagenden Ausdruck zu treffen, der mir nie wieder aus der Erinnerung kommen kann? Es war gelblich bleich und von krankhafter Milde; die Augen leuchteten zwar warm und klar wie zwei friedliche Sterne nebeneinander, aber sie hatten einen unendlich traurigen Blick. Um seinen Mund, in dem schon einige Zähne fehlten, spielte beständig ein nervöses Zucken, als wolle er

einen tief inneren Schmerz verrathen und halte doch immer noch, auf Linderung hoffend, damit zurück. In Ganzen lagerte auf diesem Gesichte der Ausdruck, als müsse es jeden Augenblick in Thränen ausbrechen und als trete gleich darauf immer wieder die Sonne des Lächelns wie aus einer Wolke hervor. Auf mich machte dieser Anblick einen gewaltigen Eindruck; so traurig, so leidend hatte ich mir meines Freundes Oheim nicht im Entferntesten gedacht. –

»Seid mir willkommen, Kinder,« sagte der freundliche Mann und reichte Jedem von uns eine Hand zum Gruß, »seid mir von Herzen willkommen. Wäret Ihr eine Stunde früher erschienen, hättet Ihr meine Predigt anhören können, sie war für Leute Eures Alters eingerichtet. Aber Euer Weg war weiter, als der meinige. Nun, Gustav, wie geht es dem Vater?«

Während mein Freund verschiedene Grüße und Bestellungen von Seite seiner Familie ausrichtete, blickte ich mich im Zimmer um. Es sah offenbar etwas ärmlich darin aus. Ein alter, vom langen Gebrauche abgenutzer Tisch stand in der Mitte, dahinter ein überaus hartes verblichenes Sopha. Außer beiden Möbeln bemerkte man nichts, als einige hölzerne Stühle und den Schreibtisch des Pfarrers, der zugleich sein Bücherschrank war.

»Ihr werdet hungrig sein,« sagte der Pfarrer, als Gustav seine Grüße ausgerichtet, »wartet einen Augenblick, sogleich soll das Frühstück bereit sein.« Darauf die Thür zum Flur öffnend, rief er mit lauter Stimme den Namen

Lisette. Aber er mußte noch einmal rufen, ehe Jemand erschien. Und selbst dann war es nicht die Gerufene.

»Was wünschen der Herr Prediger?« fragte die eintretende alte Bauersfrau.

»Lisette soll für meinen Besuch ein Butterbrod hereinbringen.«

»Lisette kleidet die *gnädige* Frau an,« lautete die Antwort, die mich in diesen Räumen und vor dem nicht besonders aufhorchenden Pfarrer in Verwunderung setzte.

»So,« sagte er ruhig. »Dann seid Ihr wohl so gut und bringt das Brod; die Knaben haben Hunger.« Wir wollten eine bescheidene Einwendung versuchen, aber er winkte beschwichtigend mit der Hand.

Nach ziemlich langer Zeit trat die Frau wieder mit Butter und Brod herein. Es war das wohlschmeckende sogenannte Hasenbrod, wie man es oft in dieser Gegend auf dem Lande ißt. Der Pfarrer schnitt die großen Scheiben des Brodes selbst ab und machte es uns zurecht. Wir langten wacker zu und erzählten unterdeß dem Pfarrer Manches aus der Stadt, wonach er fragte. Ich hatte dabei meine bisherige Aufregung niedergekämpft und fühlte mich bereits ganz heimisch in dem kleinen Zimmer, obgleich mir etwas weh um's Herz wurde, wenn ich dem armen Pfarrer in das traurige Antlitz sah.

Da fuhr rasch ein mit zwei kräftigen Pferden bespannter Wagen vor die Thür, der ziemlich anständig und durchaus nicht ländlich aussah. Gustav und ich glaubten anfangs, es komme ein neuer Besuch. Aber bald sahen wir, daß der Wagen leer war und Jemanden aus dem

Hause zum Einsteigen erwartete. Der Pfarrer warf einen kurzen, obwohl eigenthümlichen Blick darauf und drehte dann seinen Kopf sogleich vom Fenster ab. Einen Augenblick später ward die Thür unseres Zimmers rasch geöffnet und eine große, in rauschende bunte Seide gekleidete Dame schaute flüchtig herein. Dies war die Pfarrerin, das sagte mir sogleich eine bestimmte Ahnung. Aber wie ganz anders erschien sie mir, als ich sie mir gedacht. Freilich war sie schön, oder vielmehr *noch* schön, denn bereits hatte sie ein gewisses Alter erreicht, von welchem diese Art Damen nicht gern sprechen hört. Aber ihre Schönheit bestand blos in der glänzenden äußeren Erscheinung, der blühenden Farbe, der stolzen und vornehmen Haltung, denn einen inneren Ausdruck, Wärme und Leben, hatte sie nicht. Ach, diese Schönheit erreichte bei Weitem nicht mein Ideal, ja, sie berührte es nicht einmal. Sie gehörte zu jener harten und ausdruckslosen Art, die den Beschauer kalt läßt, niemals in die Seele dringt und das Vertrauen noch auf den Lippen zurückweichen macht.

»Guten Morgen, Rieding!« sagte sie mit einer harten und für eine Frau etwas zu lauten Stimme. »Ich sehe Du willst mich also nicht begleiten?«

»Nein, Katharina; Du weißt, ich esse Sonntags nicht gern außer dem Hause. Grüße den Herrn Baron und vergnüge Dich nach Belieben. Sieh, ich habe Unterhaltung mit diesem Besuche bekommen. Es ist Gustav, mein Nefte, und sein Freund.«

Die Dame, denn anders wagte ich damals kaum sie in meinem Innern zu bezeichnen, einen so bedeutenden, doch unangenehmen Eindruck machte sie auf mich, war schon halb aus der Thür. Eine geringe Bewegung nach vorn näherte sie uns wieder. Sie ließ einen kurzen und nicht gerade einladenden Blick auf uns fallen, nickte mit dem Kopfe und zog sich dann ganz zurück. Einen Augenblick später war sie in den Wagen, in *ihren* Wagen gestiegen und rollte davon. Der Pfarrer aber blieb unbeweglich auf seinem Stuhle, schaute sich nicht nach dem Fenster und der forteilenden Gattin um, sondern legte seine Hände gefaltet in seinen Schooß und seufzte leise auf.

Mir wurde so eng und so weh um's Herz bei diesem Anblick, daß ich mich, von ungewöhnlicher Neigung emporgeschnell, dem armen Manne näherte und ihn beinahe mit den Armen umschlungen hätte. Es war mir zu Muthe, als hätte ich sein geheimnißvollstes Leid, seine eigentliche Krankheit, die ihm tief in der Seele saß, auf einmal erschaut.

Eine ziemlich lange Zeit, die mir aber wegen der lebhaften Beschäftigung meiner Phantasie sehr kurz vorkam, mochte vergangen sein, als der Pfarrer, gleichsam aus tiefem Traume auffahrend, plötzlich zu erwachen schien. Er blickte sich mit suchendem Auge im Zimmer um und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Gleich darauf erhob er sich vom Stuhle, nickte uns freundlich zu

und fing wieder an zu sprechen, obgleich man ihm anmerkte, daß seine Gedanken nicht recht bei seinen Worten waren. Endlich hatte er sich ganz ermannt und mit einigermaßen erheitertem Gesicht sprach er die Hoffnung aus, wir würden uns nun einen recht frohen und behaglichen Tag machen können. Während ich auf alle diese flüchtigen und kaum bemerkbaren Vorgänge achtete, hatte Gustav irgend ein Buch ergriffen und darin geblättert, bis er etwas Anziehendes fand, sich nun auf einen Stuhl an's Fenster setzte und las. Unterdessen ging der Pfarrer, immer noch gedankenvoll den Kopf auf die Brust gesenkt und die Hände auf dem Rücken gekreuzt, vor mir auf und ab, von Zeit zu Zeit einige abgebrochene Worte an mich richtend. Plötzlich blieb er stehen, hob den Kopf empor und sagte halblaut: »Ja, die Kinder, die Kinder – die müssen wir haben. Wir wollen alle zusammen traulich mit und bei einander sein.« Und gleich darauf schritt er zur Thür, öffnete sie und rief wieder den Namen Lisette.

Die Gerufene, diesmal nicht mit dem Ankleiden der *gnädigen* Frau beschäftigt, kam sogleich. Es war ein ziemlich flinkes und etwas weniger bäuerisch aussehendes Mädchen, als die Bewohnerinnen der Umgegend, welches halb den Dienst in der Küche, halb bei der Pfarrerin versah, wozu sie von dieser eigens abgerichtet war.

»Wo sind die Kinder, Lisette?« fragte der Pfarrer.

»Ich denke, im Garten, Herr Prediger; doch will ich sogleich nachsehen – soll ich sie rufen?«

»Gewiß, sie sollen einmal hereinkommen.«

Lisette verschwand. Nach kurzer Zeit öffnete sich leise die Thür und ein etwa zehnjähriges Mädchen von schwächlichem Körperbau, mit hellblonden Haaren und etwas kränklicher Gesichtsfarbe kam lächelnd hereingehüpft, einem Jeden von uns der Reihe nach die Hand reichend und knixend, wobei sie einige freundliche Worte an ihren Vetter Gustav richtete.

»Aha, Marianne,« sagte der Pfarrer, »da bist Du ja. Du bist ein gutes Kind. – Hier, mein Sohn,« fuhr er zu mir gewendet fort, »ist mein Töchterchen, mein *jüngstes* Töchterchen,« setzte er mit starker Betonung hinzu. »Aber wo ist Anna, Marianne?«

»Ich weiß nicht, Papa, sie ist in's Dorf hinuntergegangen, als die Kirche aus war, und bis jetzt nicht wiedergekommen«

»Ist sie noch immer so wild und streift allein in den Gebüsch her?« fragte Gustav, der einen Augenblick sein Buch sinken ließ.

»Wilder und unstäter als je,« antwortete der Oheim, »und heute wird sie sich noch weniger als sonst blicken lassen, da ein Fremder zugegen ist.«

»Es sollte mir leid thun, wenn ich dem Kinde im Wege wäre,« warf ich hin, denn ich hatte schon längst durch Gustav von dem seltsamen kleinen Wesen gehört.

»Das laß Dich nicht kümmern, mein junger Freund. Wenn Du öfter kommst, wie ich hoffe, wirst Du ihr nicht lange fremd bleiben, sie ist eine kleine wilde Katze und liebt, wie diese, den Wald, die Einsamkeit und die Freiheit.«

»Das alles liebe ich auch,« sagte die innere Stimme in mir und ich mußte unwillkürlich über die zufällige Harmonie unserer Neigungen lächeln.

»Ja, sie geht stundenlang allein unter den Bäumen umher und pfeift den Vögeln nach, wobei sie das Wiederkommen vergißt,« bemerkte Marianne, indem sie sich an mich wendete.

»Sieh nach, wo sie ist, meine Tochter,« rief der Vater, »und Sorge dafür, daß sie zu Tische hier ist. Sage auch der Lisette, daß sie sich darum kümmert.«

Die Kleine sprang davon und wir blieben wieder allein.

Unterdessen war die Zeit vergangen und die Stunde des Mittagessens näherte sich. Im Nebenzimmer hörten wir deutlich genug die Vorkehrungen dazu treffen. Der Prediger band die Päckchen vom Halse ab, die er wahrscheinlich vergessen, und zog sich einen bequemeren Rock an. Sodann wurde die Thür zum Speisezimmer geöffnet und Lisette meldete, daß die Mahlzeit angerichtet sei.

»So kommt, meine jungen Freunde,« sagte der Pfarrer und nahm uns Beide an die Hand. Als wir in das sehr einfache Zimmer nebenan getreten, dampfte die Suppe auf dem Tische und fünf Stühle waren rings herum gestellt; außer uns Dreien aber befand sich Niemand darin.

»Nun, wo sind die Mädchen, Lisette?« fragte der Pfarrer.

Diese zuckte die Schultern und entgegnete: »Ich weiß es wahrlich nicht zu sagen, Herr Prediger. Wir haben die schwarze Anne überall gesucht, aber nirgends gefunden.

Nun ist die weiße hinter ihr hergelaufen und will sie herbeischaffen.«

»Das ist mir nicht lieb, mein Kind. Bei Tische wenigstens und heute am Sonntage, wo Besuch hier ist, hätte ich es am wenigsten gewünscht. Doch wir wollen uns dadurch nicht stören lassen.« Und er beugte sein Haupt, indem er an den Tisch trat, die Hände faltete und ein kurzes Tischgebet sprach. Darauf setzte er sich und wir folgten seinem Beispiele.

Kaum aber hatte er uns die Suppe auf den Teller gethan, so entstand ein kleiner Lärm im Nebenzimmer.

»Hier ist sie, hier ist sie!« schrie Marianne's kreisende Stimme, und sogleich erschien sie in der Thür, ein kleineres Mädchen mit Gewalt hinter sich herziehend. Letztere erschien gerade so lange Zeit vor unseren Augen, um ihre äußere Erscheinung flüchtig bemerken zu lassen. Um einen ovalen Kopf von klassischer Form flatterten lose und wild rabenschwarze Locken und bildeten in ihrer tiefen Farbe einen auffallenden Gegensatz zu dem bleichen aber beinahe durchsichtig klaren Gesichte, über welches jedoch in diesem leidenschaftlichen Augenblicke eine flammende Röthe blitzte. Kaum hatte dieser kleine Unhold einen scheuen Blick aus ihren großen, runden dunkelblauen Augen auf die speisende Gesellschaft geworfen, als sie dieselben funkelnd auf die Schwester fallen ließ, von der sie sich heftig losriß und, wie vom Winde verweht, über den Flur nach der Küche floh. Gleich

darauf kam Marianne keuchend herein und bat den Vater, den Lärm zu entschuldigen, Anna aber wolle nicht bei Tische erscheinen und äße bereits in der Küche.

Der Pfarrer schüttelte unwillig den Kopf, jedoch sah man ihm an, daß er sich mäßige, um in unserer Gegenwart nicht zu schelten und dadurch den Sonntag zu entheiligen.

»Es ist nicht meine Schuld,« sagte er sanft, »und liegt im Blute – vielleicht auch an der Erziehung. Wie Gott will! Laß sie draußen, Marianne; wenn sie so eigensinnig ist, soll sie auch nachher nicht mit in den Wald gehe.«

So saßen wir denn zu Vieren am Tische. Der Pfarrer hatte sich bald von dem Eindrucke des eben erwähnten Auftritts erholt. Er wurde sichtlich redseliger während des Essens und erzählte aus freien Stücken Mancherlei, da er sah, daß er aufmerksame und lernbegierige Zuhörer vor sich hatte. Auch wir fingen unbefangen zu plaudern an, als unser Wirth plötzlich die Frage an mich richtete: Ob meine Eltern in der Stadt lebten, wo ich die Schule besuchte?

Ich sah ihn verwundert an, da ich glaubte, er kenne bereits durch seinen Neffen meine vereinsamte Lebenslage.

»Nein, Herr Pfarrer,« sagte ich, »sie wohnen im Himmel.«

»Im Himmel? Wie? Beide? Sind sie todt?«

»Seit langen Jahren!« Und ich erzählte ihm kurz, was ich von meinen Eltern und mir selber wußte.

»O!« rief der Pfarrer und blickte mich mit leuchtender Innigkeit an. »Du bist also eine Waise? Das habe ich nicht gewußt, sonst hätte ich jene Frage nicht an Dich gerichtet. Armer Junge, jetzt bist Du mir doppelt willkommen – aber *einen* Trost hast Du –«

»Welchen?« fragte ich betrübt, da ich keinen sah.

»Wenn Deine Eltern im Himmel, das heißt, bei Gott sind, so ist ihnen wohler zu Muthe, als uns auf der Erde.« Und er seufzte laut auf. »Aber das laß Dich nicht anfechten, mein Sohn, Du mußt nicht traurig sein. Die ganze Welt liegt vor Dir mit ihrem Glücke, ihrem Segen. Gott, der Allmächtige, hat es so gewollt und Dir vielleicht so früh viel genommen, um Dir später noch weit mehr wieder zu geben. Es ist also gut so, wie es ist. *Wir* leben, so hat er es auch gewollt – und es muß daher auch gut sein.«

Es entstand eine augenblickliche Pause. »Marianne!« fuhr er fort, »geh hinaus und laß Lisette eine Flasche Wein aus dem Keller holen.«

Das Kind lief davon, Thränen in den Augen in Folge des ernstesten Gespräches. Einige Minuten später stand die Flasche mit einigen Gläsern auf dem Tische. Der Pfarrer entkorkte sie und schenkte uns und sich ein.

»Auf nähere Bekanntschaft!« rief er und hob das Glas, an welches wir die unsrigen stießen, so daß ein fröhliches Geklinge entstand. Dem guten Pfarrer schien das kräftige Getränk zu behagen und seine in Sorge untergetauchten Lebensgeister auf die Oberfläche seines Wesens zu heben. Er trank mit Vergnügen das erste Glas aus und goß sich

schnell das zweite ein, als wir noch nicht zur Hälfte das unsrige geleert. Darauf setzte er seine vorige Erzählung fort und sprach von dem unwirthlichen Lande Polen, in dessen Nähe er so lange gehaust, den sonderbaren Menschen und dem düsteren Leben daselbst. Wir hörten aufmerksam zu, denn er sprach gut und fließend und was er sagte, klang schon dem Tone nach wahr und lehrreich. So ging das Mittagsessen zu Ende und wir standen vollkommen gesättigt und gut unterhalten auf. Auch die Flasche war leer, und auf dem bleichen Antlitze unseres Wirthes spielte augenblicklich eine etwas belebtere Farbe.

»Mir ist jetzt recht wohl, Kinder,« sagte er, nachdem er das Gebet gesprochen, »und das verdanke ich Eurem Besuche. Kommt öfter zu mir, denn ich denke, wir werden gute Freunde werden. Du kannst jetzt hinausgehen, Marianne, und der bösen schwarzen Anna, wie Ihr sie nennt, erzählen, daß wir recht heiter gewesen sind – geh – wenn Kinder eigensinnig sind, verdanken sie sich selbst den verkümmerten Genuß – sag' ihr das von mir; heute Abend werde ich selber mit ihr reden.«

Das Mädchen sprang willig hinaus und ihr Vater schlug uns einen Spaziergang in den Wald vor, wenn wir nicht zu ermüdet wären. Zugleich stopfte er sich eine Pfeife, was er, wie ich später erfuhr, nur that, wenn er in behaglicher Stimmung sich befand, und das widerfuhr dem armen Manne sehr selten. Als er nun das duftende Kraut angezündet und ein paar tüchtige Wolken versuchsweise in die Stube gedampft, traten wir unsern Weg in's Freie an.

Nach einer Stunde Umherwandeln in den anmuthigen Umgebungen des Dörfchens, während welcher unser Führer im traulichen Gespräche unsere Kenntnisse geprüft und uns wiederholt seine Zufriedenheit über unser Wissen zu erkennen gegeben hatte, kehrten wir wieder in's Haus zurück, um den gemüthlichen Kaffee zu trinken. Nachdem auch hierbei wieder eine Stunde vergangen, fragte uns der Pfarrer, zu welcher Zeit wir den Fischer an's diesseitige Ufer bestellt hätten? Als wir die fünfte Stunde nannten, sah er nach der Uhr.

»Dann ist es Zeit, daß wir gehen,« sagte er. »Kommt Ihr zu spät, so würde Euch der Fährmann nicht mehr erwarten. Ich will Euch bis an das Wasser begleiten.« Und Hut und Stock, nehmend, schritt er uns voran zum Hause hinaus. –

Ich war der Letzte, der aus der Flurthür trat. Eben wollte ich diese schließen, als ich in der gegenüberliegenden Ecke die schwarze Anne stehen sah. Sie hielt sich im tiefsten Winkel und starrte mich mit ihren großen Augensternen an, deren dunkelblaue Farbe einen wunderbaren Glanz ausstrahlten.

»Willst Du mit uns gehen, kleine Anna?« fragte ich leise.

Sie schüttelte den Kopf, daß ihr die schwarzen Ringelhaare um Gesicht und Nacken flogen; dann mit einem hastigen Satze an mir vorbei springend, stürzte sie in das Hinterhaus und verschwand, während Marianne dem Vater nachlief, um seines Hand zu fassen und uns zu begleiten.

Langsam schritten wir die grüne Anhöhe hinauf und traten in den Wald, bald über diesen, bald über jenen Gegenstand uns unterhaltend. Als wir eine weite Strecke in demselben fortgewandelt waren, drehte ich mich zufällig um und sah, wie die schwarze Anne uns vorsichtig in der Ferne nachschlich, wie ein Hund, der, von seinem Herrn ernstlich zurechtgewiesen, ihm dennoch aus treuer Anhänglichkeit folgt. Dann aber hatte sie bemerkt, daß ich sie wahrgenommen, so sprang sie in das Gebüsch zur Seite und kam nicht wieder zum Vorschein. Als wir uns dem Wasser näherten, fanden wir, daß der Fischer sein Wort gehalten und in seinem kleinen Nachen bereits mitten auf dem Strome uns entgegenschwamm. Nach kurzer Zeit legte er an's Ufer und wir stiegen ein, nachdem wir dem Pfarrer herzlich für die gute Aufnahme gedankt und er zur baldigen Wiederholung unseres Besuches nochmals aufgefordert hatte. Er stand noch lange auf der Höhe des Ufers und sah uns beinahe unser Ziel erreichen. Dann schwenkte er zum Abschiede den Hut, ergriff die Hand seines Kindes und verschwand im Schatten des Waldes. –

Das war mein erster Besuch im Hause des Pfarrers zu Glindow. Ich habe mich etwas umständlich über mehrere Kleinigkeiten daselbst ausgelassen, aber ich konnte nicht gut anders. Denn wie ein Maler, der ein großes Bild mit vielen Figuren herstellen will, erst den Grund vorsichtig untermalt, um später die Farben des Lebens desto treffender aufzusetzen, so mußte auch ich erst einen allgemeinen Grundriß jener seltsamen Familie entwerfen, um

ihre einzelnen Charaktere später sicherer und genauer entwickeln zu können.

## SIEBENTES KAPITEL. DIE SCHWARZE ANNE.

Auf unserm Heimgange nach der Stadt verhielt sich Gustav, so gut wie ich, ungewöhnlich still. Ich erklärte mir das dadurch, daß wir Beide sehr verschiedene Bemerkungen an diesem Tage gemacht hatten, die so wenig erfreulicher Natur waren, daß wir sie einander nicht mitzuthemen wagten. Aber wie trübe der Blick auch war, den ich für meine Person in das Familienleben des armen Pfarrers gethan, so steht doch so viel fest, daß derselbe meinen Antheil an dem Schicksale des Verlassenen und mein Interesse an seiner Familie um ein Bedeutendes erhöht hatte. Eine zur Zeit noch unklare, aber mit vorschreitenden Jahren immer deutlicher in mir redende Stimme sprach schon jetzt zu mir und trieb meine Neigung mit Gewalt nach dem einsamen Dorfe, wo ich von einer Seite wenigstens so freundliche Aufnahme gefunden hatte, und wenn Gustav mir einige Tage später mittheilte, er fühle keine große Lust, den Oheim sobald wieder zu besuchen, so erwiderte ich ihm, bei mir fände das Gegentheil statt, ich würde mit Vergnügen den Prediger heimsuchen und mich nicht im Geringsten an die vornehme Dame des Hauses kehren.

»Das kannst Du auch leichter, als ich,« entgegnete mein Freund, »ich bin leider mit ihr verwandt und muß ihr schon als Neffe meine Achtung beweisen. Indeß will

ich Dir im Stillen vertrauen, daß mein Vater aus denselben Gründen auch die Pfarre vermeidet, denn die Frau seines Bruders, freilich nur eines Stiefbruders, hat ihn das erste Mal nicht verwandtschaftlich freundlich empfangen, vielmehr ihn bitter fühlen lassen, daß er nur ein einfacher Schulmann, sie aber eine geborene Katharina von Bilbeck sei.«

»Die Thörin! Wenn sie so stolz ist, warum hat sie denn aber einen Landpfarrer geheirathet?«

»Frage lieber, warum hat der arme Landpfarrer diese sich so vornehm dünkende Person geheirathet?«

»Ja, warum hat er das gethan? Er hat sie gewiß wegen ihrer Schönheit und Jugend sehr geliebt?«

»Nicht im Geringsten, darauf kannst Du Dich verlassen.«

»Mein Gott!« rief ich. »Wie kann man denn Jemanden heirathen, den man nicht liebt?«

»Ja, das ist mir auch im Allgemeinen unklar, aber in diesem Falle kenne ich den Grund, der ein sehr ehrenwerther ist, wie ihn mein Vater neulich meiner Mutter erzählt hat.«

Ich war sehr neugierig zu hören, warum dieser Mann diese Frau, wenn nicht aus Liebe, geheirathet.

»Aus reinem Mitleiden –« fuhr Gustav mit leiserem und ernsterem Tone fort – »hat er sie genommen, damit sie nicht von aller Welt verlassen und einsam im Leben stehe. Ich habe Dir schon gesagt, sie war Erzieherin in einem

gräflichen Hause und an allen Luxus und alle Bequemlichkeiten des Lebens in diesem Hause gewöhnt. Die gräfliche Familie aber hatte verschiedenes Unglück. Ein Mitglied starb, das andere wurde verbannt, ein drittes verarmte oder verschwand spurlos. Die wenigen Uebriggebliebenen hielten es für rathsam, sich zu trennen, und so lös'te sich die ganze Familie auf. Da blieb nun Katharina von Bilbeck in einer trostlosen Lage allein und härmte und beklagte sich bitter über ihr trauriges Schicksal. Sie hatte kein eigenes Vermögen mehr und war eine schöne, an vornehmes Leben gewöhnte und also verwöhnte Person, die außerdem die große Welt und ihre rauschenden Vergnügungen über Alles liebte. Nicht ihre Fehler, wohl aber ihr scheinbares Unglück sah das mitleidsvolle Herz meines Oheims. Er kannte die Familie der Grafen Valecki und war sogar häufig bei ihr zum Besuche gewesen, wo er natürlich die damals blendende Erzieherin gesehen. Als er nun um dieselbe Zeit eine kleine Pfarre an der Gränze erhielt, dachte er zunächst daran, nicht sich selbst glücklich zu machen, wohl aber einem armen Mädchen in trostloser Lage ein Rath und Helfer zu werden und er fragte sie, ob sie stark und Gott ergeben genug sei, das genügsame Leben eines Landpfarrers zu theilen, er wolle für sie sorgen, wie ein Vater oder Bruder. Katharina, augenblicklich von aller Welt verlassen und ohne jede Hülfe, besann sich nicht lange, nahm den guten Pfarrer zum Manne und zog mit ihm in sein kleines Dorf. Da aber widerfuhr der jungen Pfarrerin ein unerwartetes Glück. Als die übrig gebliebenen Mitglieder der gräflichen Familie,

meistentheils junge, umherirrende Leute, die frühere Erzieherin so wohl versorgt sahen, boten sie ihr das kleine Kind des verbannten Grafen zur Erziehung an, dafür eine Summe verheißend, die unverhältnißmäßig groß war. So kam die kleine schwarze Anne, die Du neulich so unartig gesehen hast, in das Haus meines Oheims.«

»Ah, das ist nicht des Pfarrers und der Pfarrerin Kind?«

»Gott behüte! Es ist beinahe eine Waise wie Du; aber sie ist reicher als Du. Denn von ihrem Erziehungsgelde, was jährlich pünktlich von einem Kaufmanne gezahlt wird, treibt meine Tante ihren jetzigen Luxus, während mein Oheim keinen Groschen davon nimmt. Nur Marianne ist der Beiden Kind. Wieviel die *gnädige* Frau sich nun um die beiden Töchter und ihren Gatten bekümmert, hast Du selbst gesehen, und wenn Du öfter hingehst, wirst Du noch viel mehr zu sehen Gelegenheit haben. So, nun weißt Du Alles, was ich selber weiß; sei aber vorsichtig und laß Deine Mitwissenschaft nicht unzeitig hervorbrechen.«

Betroffen schwieg ich; meine Neigung zu dem guten Pfarrer konnte kaum noch wachsen, aber meine Sympathie für das kleine, vernachlässigte Wesen, dem die gewesene Erzieherin so viel verdankte und doch so wenig zukommen ließ, war auf das Höchste erregt. Ich nahm mir vor, über das Kind mit dem Pfarrer selber zu sprechen und ihm meine Vorliebe für dasselbe zu erkennen zu geben, wobei ich übersah, daß ich noch ein junger Wicht und ein erbärmlicher Rathgeber war; aber wer wüßte nicht, daß die Träume der Jugend uns zu Ideen treiben

und zu Thaten veranlassen, die oft eben so überflüssig wie lächerlich sind. –

Acht Tage waren seit unserm Besuche auf dem Dorfe vergangen. Die Schule nahm alle meine Aufmerksamkeit und meine Thätigkeit in Anspruch; meine freien Stunden benutzte ich zum Umgange mit Gustav und zu den Ausarbeitungen für die Aoedia, deren Gründung bereits erfolgt war. So blieb mir wenige Zeit zu anderen Dingen übrig und, in der That, ich bedurfte auch weiter nichts; denn ein junges Gemüth ist genügsam; tägliche Arbeit, nächtliche Ruhe, Essen und Trinken, um Hunger und Durst zu stillen, und endlich zur Erholung ein vertrauter Freund, genügen ihm, um das Leben wünschenswerth und behaglich zu finden. Am zweiten Donnerstag oder Freitag nach dem Besuche, so erzählte mir Gustav, langte ein Brief von dem Oheim an. Die beiden Knaben, Gustav und Walter, schrieb er an seinen Bruder, hätten ihm viel Vergnügen gewährt und Beide sich als verständige junge Menschen gezeigt, von denen sich Erfreuliches hoffen ließe. Am nächsten Sonntage würde er wieder allein sein und er bäte sie, abermals seine Einsamkeit und seine frugale Mahlzeit zu theilen.

Bei Ueberbringung dieser Nachricht bebte mein Herz, denn mein sehnlichster Wunsch ward unerwartet schnell erfüllt. Gustav schien, äußerlich wenigstens, mit mir übereinzustimmen. Als ich aber am frühen Sonntagmorgen kam, um ihn abzuholen, klagte er über Zahnschmerzen und erklärte, zu Hause bleiben zu wollen, ich möge indessen getrost allein gehen. Das war mir nicht recht;

auch hatte ich es nicht erwartet. Aber der Vorsatz meines Besuchs war mir so fest in den Kopf geprägt, daß ich ihn auch allein auszuführen beschloß. Freilich war es kein so schöner Tag mehr, als vor zwei Wochen – denn die Jahreszeit war aus dem September in den Oktober gerückt, die Sonne schien matter und der schreitende Fuß rauschte schon in der Fülle abgewehrter Blätter dahin; aber was hindert das einen siebzehnjährigen Burschen, für den es eigentlich noch keine Hitze und Kälte giebt, da seine innere Herzenswärme eine ausgleichende Potenz für alle äußeren Temperaturgrade ist.

Um acht Uhr schon war ich am Naunerthore; gegen neun in Nedlitz und eine halbe Stunde später schwebte ich auf dem bekannten kleinen Kahne über die sanft bewegte Havel hin. Beim Ueberfahren hatte ich, in stille Betrachtung entsunken, allein auf die romantische Gegend ringsum geachtet und dabei meine Augen nur oberflächlich auf das jenseitige Ufer gerichtet. Als ich aber in die Nähe desselben gelangt war, fiel mir ein sonderbares Schauspiel auf, welches so unerwartet kam, daß es mich in das höchste Erstaunen versetzte.

Vom letzten Wintersturme entwurzelt, hatte sich eine stämmige Pappel kopfüber in den Ufersand und mit ihrer äußersten Spitze noch weiter vor, in das Wasser gesenkt. Aeste und Zweige waren theils von den in der Umgegend wohnenden Knaben entfernt, theils verwittert, und nur der übriggebliebene kahle Stamm, seiner Rinde beraubt und dem Tode des Verfaulens geweiht, lag leblos

wie ein getöteter Riese in dem halb trocknen, halb nas-  
sen Grabe da. Auf diesen glatten Stamm war, so weit es  
das herandrängende Wasser erlaubte, nicht ohne Gefahr  
ein Kind geklettert; fest an das Holz geschmiegt, ruhte es  
bewegungslos und den Kopf tief vornüber gebeugt, auf  
ihm und blickte unverwandt in die Tiefe des spiegelnden  
Flusses. Ich schaute genauer hin und ein jäher Schrecken  
rieselte mir kalt den Rücken herab. Es war, es konnte kei-  
ne Andere sein, als Anna, die, auf eigene Hand im Walde  
umherschweifend, bis an den Fluß gelangt war. Von ih-  
rem Gesichtchen sah ich indeß nichts, ihre langen Haare,  
vorn über fallend, beschatteten es gänzlich und berühr-  
ten mit der gelockten Spitze die vorbei tanzende Welle.  
So lag das kleine Wesen unbeweglich da, man hätte es  
für todt und erstarrt halten können.

»Anna!« rief ich voller Angst, als ich gelandet und  
schnell vom Lande her auf den Baum gestiegen war, in-  
dem ich ihr Kleid mit beiden Händen ergriff, damit sie  
nicht erschrecken und in's Wasser falle. Aber sie erschrak  
nicht im Geringsten, drehte sich kaum nach mir um; viel-  
mehr als sich sagte: »Was thust Du hier, Kind, Du wirst  
in's Wasser fallen,« schaute sie ruhig wieder in das Was-  
ser nieder und erwiderte einfach:

»Ich möchte ein Fisch sei.«

»Ein Fisch? Warum das?«

»Weil der schwimmen kann, wohin er will, und weil er  
immer lustig und glücklich ist.«

»Woher weißt Du das?«

»Ich sehe es. Sieh, da unten schwimmen sie – alle einen Finger groß und schon so klug und so schnell.«

»Liebe Anna,« bat ich und zog sie mit einiger Mühe empor, »komm mit mir, ich will Deinen Vater in Glindow besuchen und wir können zusammen dahin gehen.«

»Ja, das können wir, wenn Du mir so schöne Dinge erzählen willst, wie Du neulich Mariannen erzählt hast.«

»Das will ich sehr gern.« Und ohne sich weiter zu widersetzen, faßte sie, nachdem sie vom Baume heruntergehüpft, meine Hand und schritt langsam neben mir her in den Wald hinein. »Kennst Du mich denn noch?« fragte ich weiter.

Sie schaute mich blitzschnell mit ihren flammenden Augen an und lächelte. »O ja,« sagte sie, »Du hast mich neulich liebevoll angeredet.«

»Das thut der gute Pfarrer ja immer –«

»Du meinst Papa! O ja! Aber die Mama thut es nicht.«

»Du bist gewiß immer eigensinnig gegen sie und darum schilt sie Dich.«

»Ja, aber warum bin ich eigensinnig?«

»Nun, warum denn?«

»Weil sie mich *immer* schilt und *niemals* lobt.«

»Du wirst vielleicht auch nichts Lobenswerthes thun?«

»O gewiß, so gut wenigstens wie Marianne. Die aber lobt sie beständig.«

»Eben weil sie gehorsamer ist, als Du.«

»Nein, weil sie ihre Tochter ist und ich es nicht bin.«

»Wer hat Dir das gesagt? Du bist eben so gut ihr Kind.«

»Nein, sie ist weder meine Mutter, noch bin ich ihr Kind. Das weiß ich besser.«

»Wer hat Dir das gesagt, fragte ich.«

»Wenn sie böse ist, sagt sie es selber, und wenn sie einmal gut ist, was selten geschieht, so streitet sie es ab, daß sie es gesagt hat – Du hast aber auch keine Eltern –?«

»Woher weißt Du auch das?« fragte ich erstaunt.

»Die weiße Anne hat es mir gesagt. Ihr habt bei Tische davon gesprochen –«

»Warum nennt man sie die weiße Anne?«

Das Mädchen lächelte heiter, griff mit der kleinen Hand in die rabenschwarzen Locken und ließ sie langsam durch die Finger gleiten. »Sieh,« sagte sie, »das ist der Unterschied – sie ist blond und ich bin schwarz – schwarz wie die Nacht!« setzte sie hinzu.

»Wie die Nacht? Ja! Du meinst doch nur Dein schönes Haar – aber Dein Herz ist doch hell wie der Tag, nicht wahr?«

»O ja – ich liebe den Tag, – aber ich fürchte mich nicht vor der Nacht.«

»Da hast Du sehr Recht, Gottes Sterne erleuchten beide. Sage mir, lernst Du auch fleißig?«

»Nein, ich lerne nicht gern.«

»Das ist sehr aufrichtig von Dir –«

»Ich gehe weit lieber in den Wald und höre die Vögel singen – darum bin ich auch heut' nicht in die Kirche gegangen –«

»Das ist sehr unrecht von Dir – Papa wird böse darüber sein –«

»Ich werde ihn um Verzeihung bitten, dann ist er gleich wieder gut.«

»Papa ist überhaupt sehr gut, nicht wahr?«

»Sehr gut – aber Maria ist sehr böse, auch gegen ihn. Sie hätte mich in meiner Heimat lassen sollen, da wäre mir gewiß wohler gewesen.«

»Wie kannst Du das wissen?«

»Da hätte ich die fremde Sprache nicht zu lernen gebraucht, die mir so sauer geworden ist –«

»Welche Sprache ist Dir denn sauer geworden? Ich glaube, Du bildest Dir das nur ein, da dem Kinde jede Sprache gleich leicht wird, die es von Anfang an lernt.«

»Das ist möglich, aber ich hätte lieber Polnisch, als Deutsch gelernt – *ich bin eine Polin!*« Letzteres sprach sie mit starker Betonung und erhob dabei stolz und kühn den prachtvollen Kopf, wobei ihre voll aufgeschlagenen Augen lebhaft blickten. »Und mein Vater war ein Graf!« setzte sie hinzu, indem sie noch kühner den Nacken erhob.

Ich sah das Kind verwundert von der Seite an; ihr natürlicher Stolz gefiel mir nicht recht und ich bangte vor ihm. Dennoch war ihre Offenherzigkeit in einen edlen Ausdruck gekleidet und ihr Vertrauen zu mir hatte etwas Schmeichelhaftes für mich. »Bist Du auch von Adel?« fragte sie plötzlich.

»Von Adel sind alle Menschen, die ein edles Herz haben und Edeles thun. Das Herkommen ist in den Augen

eines gebildeten Menschen ziemlich gleichgültig. Du bist doch nicht etwa stolz auf Deinen Adel?»

Sie sah mich fragend an und schüttelte leise den Kopf. »Das würde mir auch leid thun Deinetwegen,« fuhr ich fort, »denn nur dumme Menschen sind eitel darauf, wenn sie weiter nichts, weder klug, noch gut, noch rechtschaffen sind, als eben von Adel.«

»Das sagt Papa auch – Mama aber sagt das Gegenteil.«

»Ist diesem Punkte hat Papa mehr Recht und auch mehr Einsehen, als Mama. Und selbst wenn Du als eine reiche und vornehme Gräfin ungehorsam, eigensinnig und böse wärest, so würde die Welt Dich nie Deines Standes würdig erachten.«

»Ich lebe jetzt nicht in der Welt und bin auch nicht reich – bist Du reich?«

»Nein, ich bin arm und in wenigen Jahren, wann mein kleines Vermögen aufgezehrt ist, werde ich an Geld ganz arm sein –«

»Das thut mir leid –«

»Warum? Ich werde mir Kenntnisse erwerben, und da ich auch fleißig und arbeitsam zu sein denke, so werde ich mir Geld genug erwerben, um anständig leben zu können.«

»Bist Du jetzt schon fleißig und arbeitsam?«

»Ich bestrebe mich, es zu sein, und das macht mir keine Mühe, denn Arbeit ist ein Genuß –«

»Das sagt auch Papa – es ist merkwürdig – wie ist Dein Name?«

»Ich heiße Walther Lund.«

»Walther! Der Name gefällt mir. Gefällt Dir mein Name auch?«

»Arma ist ein sehr schöner Name und würde noch schöner sein, wenn er *immer* ein sanftes und gehorsames Kind bezeichnete.«

»Wie meinst Du das?«

»Du bist neulich sehr ungehorsam gewesen –«

»Ja, man hatte mich am Morgen gescholten und ich hatte es nicht verdient –«

»Aber Du hast dem Papa wehe damit gethan und das hat ihn und auch mich recht betrübt.«

»Sei mir nicht böse – ich mag Dich gern leiden.«

»Wenn Du mir versprichst, Dich nie wieder seinem Wunsche zu widersetzen, wenn Du gern lernen und Alles thun willst, was Du als Kind thun mußt –«

»Ich verspreche es Dir – halt! Hier sind wir an der rechten Stelle; nun will ich Dir auch etwas recht Schönes zeigen.« Sie ließ hastig meine Hand los und sprang zur Seite in ein noch ziemlich grünes Haselnußgebüsch. Ich folgte ihr zwar, konnte aber nicht so geschwind wie sie, die gleich einem jungen Rehe sich bückte und kroch, durch das dichte Gestrüpp dringen. Endlich fand ich sie vor einem kleinen Baume mit drei gabelförmig aus einander laufenden Aesten stehen. Vorsichtig bog sie einige Zweige zurück und zeigte mir mit dem tippenden Finger ein Vogelnest. Es war jetzt zwar leer, aber es hatte doch einst ein Vögelchen beherbergt, das erkannte man

an dem wolligen Flaum, der rings an den Wandungen, vom Hauche des Kindes bewegt, hin- und her flatterte.

»Das ist hübsch,« sagte ich, »aber Du hast doch die Vögelchen nicht vertrieben?«

»O, wie werde ich einem Vögelchen etwas zu Leide thun – das wäre gerade so, als wenn Du mich schlagen wolltest, nicht wahr? O, ich liebe die kleinen Thierchen so sehr! Wenn ich hier vorbei gehe, sehe ich mir immer das Nest an.«

»Wir wollen weiter gehen,« sagte ich und sie folgte sogleich, indem sie wie vorher Hand in Hand mit mir den Weg fortsetzte. »Liebst Du die Vögelchen auch?« fragte sie wieder.

»Gewiß liebe ich sie sehr – sie sind ja so fröhlich und erfüllen den Wald und die Flur mit Leben und Gesang –«

»Ja, den Wald, den liebe ich über Alles, aber weißt Du, was ich auch sehr liebe?«

»Nun, was denn?«

»Die Wolken, wenn sie fliegen, bunt und eilig – und den Wind, der sie jagt, daß es heult und zischt –«

Ich stand im Innersten meines Wesens ergriffen vor dem sprechenden Kinde. Es war kein Wunder, daß meine Sympathie zu ihm wuchs, denn Alles, was sie liebte, liebte auch ich, und sie sprach es so natürlich einfach, rein und aufrichtig aus. »Weißt Du auch,« fragte ich, »wer Vögel, Wolken und Wind erschaffen hat?«

»Nun, der Alles erschafft – Gott – sage mir, wie denkst Du Dir Gott?«

»Sage mir zuerst, wie Du ihn Dir denkst, dann will ich Dir auch meine Gedanken darüber mittheilen.«

»O! früher dachte ich mir, er sei ein großer, guter, alter Mann mit langem weißem Barte – aber jetzt –«

»Nun jetzt – fahre fort –«

»Papa sagt, so stelle man ihn sich in der Jugend vor – so sei er aber nicht – wie er aber eigentlich ist, das hat er mir noch nicht gesagt – er meint, das verstehe ich nicht recht. Nun möchte ich es aber doch von Herzen gern wissen.«

Ich sann einen Augenblick nach. Anna's Fragen waren, wie man sieht, nicht alle leicht zu beantworten und sie sprang, wie Kinder thun, flüchtig von einem Gegenstande auf den andern über. Endlich sagte ich warm: »Ich denke mir Gott als ein großes, ja das größte, obwohl unsichtbare Wesen auf der Welt. Aber es ist so allweise, so allgütig, so allmächtig, daß es eben die Welt und Alles, was darauf ist, geschaffen hat.«

»Ja, das weiß ich wohl, aber wie sieht er aus?«

»Er ist eben nicht sichtbar, das heißt, für die Augen nicht da, eine gute, reine Seele aber, die kann ihn empfinden, und ein klarer, wohlwollender Geist kann ihn sich denken –«

»Das verstehe ich nicht recht, doch vielleicht werde ich es noch verstehen lernen. Sage mir aber, bist Du auch gut und rein, und klar und wohlwollend?«

»Ich bemühe mich, es zu sein und alle Tage es mehr zu werden –«

»Und noch Eins sage mir: wo wohnt eigentlich Gott?«

»Er wohnt überall, – was er kann, da er ein Geist ist. Daher wohnt er im Wasser, in den Wolken, im Winde und vor allen Dingen, in den Herzen der guten Menschen«

»Also er wohnt auch in Dir?«

»Ja, mein Kind, Gott wohnt auch in mir.«

Anna senkte den lockigen Kopf und schien sich etwas fester an meine Seite zu schmiegen. Aber da waren wir dicht vor dem Dorfe angekommen. Langsam durchschritten wir die Straße und sahen schon aus der Ferne den Pfarrer vor der Thüre stehen.

Anna schien etwas betreten zu werden, als sie den Pflegevater erblickte. »Bitte Du ihn,« sagte sie eilfertig, »daß er mir verzeiht, weil ich die Kirche versäumt und an das Wasser gelaufen bin. Und nun will ich Dir auch sagen, daß ich Dich daselbst erwartet habe –«

»Wie?« rief ich erstaunt. »Du wußtest, daß ich kam?«

»Gewiß, Papa hatte es uns gestern Abend bestimmt versprochen.«

»O!« rief ich laut – weiter konnte ich nichts denken und sagen, denn der Pfarrer kam uns entgegen und drückte mir, ohne Anna zur Rede zu stellen, seine Verwunderung und Freude aus, daß es mir gelungen wäre, die kleine wilde Katze einzufangen und Hand in Hand mit ihr in Frieden daherzuwandeln. Mit wenigen Worten darauf gelang es mir, zwischen dem guten Vater und Anna den Vermittler zu spielen und wir hatten das Studirzimmer des Pfarrers noch nicht erreicht, als letzterer bereits Alles vergeben und vergessen hatte. Hier fanden wir auch Mariannen vor, die in einem Buche las. Anna blieb diesmal

bei uns, that aber nichts, sondern setzte sich auf das alte Sopha, wo sie sich zusammenkauerte, uns der Reihe nach anschaute und jedes Wort zu erhaschen schien, welches wir sprachen. Der Pfarrer selber war heute schon früh in gemüthlicher Laune und darum stopfte er sich noch vor Tische eine Pfeife, mit deren Hülfe er das kleine Gemach bald in ein bläuliches Nebelgewand gehüllt hatte. Wie bei meinem ersten Besuche frühstückte ich von dem herrlichen Brode; wie das erste Mal fuhr der Wagen vor und ebenso trat die rauschendes Dame in die Thür, machte aber eine widerwärtig erstaunte Geberde, als ihr der Tabaksrauch wirbelnd entgegendrang.

»Wie kannst Du das Haus mit solchem Gestank füllen?« rief sie empört aus und hielt sich das Taschentuch vor's Gesicht. »Ich gehe – Du hast es wohl aufgegeben, mit mir zu Tische zu fahren?«

»Ich danke, Katharina; Du siehst, ich habe Besuch von meinem jungen Freunde aus der Stadt –«

Durch diese Worte aufmerksam gemacht, drehte sie stolz und langsam den Kopf nach mir hin und zum ersten Male begegneten sich ihre und meine Augen. Als wir uns eine Zeitlang auf eigenthümliche Weise betrachtet, verbeugte ich mich, was sie mit einem spöttischen Lächeln und einem ausdrucksvollen Blicke auf ihren Gatten beantwortete. Dann warf sie allen Versammelten ein oberflächliches Lebewohl hin, stieg in den Wagen und fuhr davon.

Heute ließ der Pfarrer keine so große Traurigkeit nach ihrer Abfahrt blicken, als neulich; – vielleicht nahm er

sich mehr zusammen, vielleicht war er vorbereiteter darauf. Ueberhaupt schien er im Ganzen heiterer, gesprächiger und viel weniger zerstreut. Auch der Umstand, daß beide Kinder sich im Zimmer und unter seiner Obhut befanden, mochte zu seiner günstigeren Stimmung beitragen. Kurz, wir genossen diesmal einen durch keine Störung unterbrochenen, durchweg vergnügten Tag, und als ich endlich den Rückweg antrat, begleitete mich die ganze Familie wie ein lieb gewonnenes Mitglied durch den von trocknen Blättern rauschenden Wald, indem der Pfarrer Mariannen an der rechten, ich Anna an der linken Hand hielt, jener und ich aber dicht neben einander gingen. Unter den vielen lehrreichen und angenehmen Gesprächen, die wir auf diesem Wege traulich führten, sind mir seine letzten Worte noch deutlich im Gedächtnisse geblieben. Es waren folgende:

»Und nun, mein Sohn, will ich Dir noch etwas sage. Da Du einmal allein zu uns gekommen bist, kannst Du auch öfter allein kommen. Sollte Gustav künftig wieder Zahnschmerzen oder irgend eine andere Abhaltung haben, so sei versichert, daß Du mir zu jeder Zeit auch ohne ihn willkommen sein wirst, vorausgesetzt, daß Du den weiten Weg und das verschlimmerte Wetter nicht scheuest. Sieh, Du hast keinen Vater in der Stadt, der Dir mit Rath und That an die Hand ginge, und Dein guter Professor Faber hat vielleicht für viele Knaben zugleich zu sorgen. Komm' zu mir, wenn Du eine Frage auf dem Herzen hast, und Dir soll meine Erfahrung und mein bester

Wille zu Gebote stehen. Aufrichtig gesagt, Deine verlassene Lage bei Deiner kränklichen, jedes Geräusch scheuenden Pflegemutter hat meinen Antheil an Dir zur Neigung gesteigert, zumal ich weiß, was es heißt, weder Vater, noch Mutter, noch Geschwister zu haben. Ach ja! In solcher Verlassenheit erwärmt es des Menschen Herz um so mehr, wenn andere Menschen Wohlwollen für uns hegen.

Auch willst Du ein Geistlicher werden, wie Du mir gesagt hast. Gut, auch darin kann ich Dir künftig vielleicht förderlich sein. Sieh, ich merke Dir an, daß es Dir bei uns gefällt und Du mit dem Wenigen vorlieb nimmst, was ich Dir bieten kann; das behagt auch mir, und wenn Du so denkst wie ich und meine Kinder, so suchst Du recht oft unser einsames Dorf heim. Wie Du uns heute fandest, wirst Du uns alle Tage finden. Doch da sind wir am Wasser und dort kommt schon Dein Nachen; der alte Mann ist pünktlich, das muß ich sagen.«

Herzlichen Abschied darauf von Allen nehmend und baldige Wiederkehr verheißend, fuhr ich ab, und es war Zeit, daß beide Theile nach Hause kamen, denn die Nacht hatte uns überrascht und ich erreichte erst die Stadt, als schon die matten Laternen brannten, die damals die Straßen der Residenz eben nicht königlich erleuchteten.

Unterweges aber hatte ich eine Fülle neuer Gedanken zu verarbeiten gefunden. Zunächst erfüllte mein Sinn Anna's seltsames Wesen, ihre instinktartige Klugheit, ihre romantische Schwärmerei und ihr natürlicher Stolz, und ließen mich Manches an ihr bewundern, Manches

anders wünschen und darin von der Zukunft das Beste hoffen. Ich glaubte oder bildete mir wenigstens ein, es werde mir mit der Zeit gelingen, ihr auf geeignete Weise ein sanfteres und nachgiebigeres Wesen beizubringen, ihre ursprünglich natürlichen, aber von dem gewöhnlichen Wege abweichenden Manieren zu läutern und sie in das Benehmen eines vollkommen gut gearteten Kindes überzuleiten. Dazu hatte mich sogar der Pfarrer mehrmals aufgefordert, als wir einen Augenblick allein gewesen und ich ihm Anna's seltsame Fragen erzählt hatte, wobei er mir ihre Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, wenn es ihr nur auf die rechte Weise klar gemacht würde, gerühmt hatte. Sodann aber beschäftigte mich hauptsächlich die traurige Lage des Pfarrers selber. Ich hatte diesmal schon mehr von dem seltsamen Verhältnisse zwischen ihm und seiner Frau gesehen und gehört. Durch Zufall stand heute die Thür zu ihrem ersten Zimmer offen und Anna hatte mich, wie es schien, absichtlich, einen kurzen Blick in sein Inneres werfen lassen. Aber wie erstaunt war ich, als ich das sah. Hier zeigte sich Alles ganz anders, als in dem prunklosen, ärmlichen Gemache ihres vereinsamten Gatten. Es war in der That nach der neuesten Mode und dem besten Geschmacke ausgestattet. Polster und bunte Teppiche waren überall ausgebreitet, Sopha und Stühle mit blendendem, sammetartigem Stoffe überzogen, Spiegel und Bilder in goldenen Rahmen hingen an den Wänden, duftende Blumen

in porzellanenen Töpfen und auf schönen Gestellen waren überall zu sehen. Dieser Anblick hatte meinem Herzen nicht wohl gethan, so schön er auch war. Sie umgiebt sich mit allem möglichen Glanze und aller Bequemlichkeit, sagte ich zu mir, und ihren Mann läßt sie wie einen einfachen Landmann leben. Sie besucht fast täglich rauschende Vergnügungen, und er bleibt einsam zu Hause. Das ist vielleicht sein Wille und seine Neigung so – aber dann könnte sie doch freundlicher sein, wenn sie fortgeht; sie könnte, wenn nicht seine Lippen mit den ihrigen, doch seine Hand mit ihrer Hand berühren und ihm ein herzlicheres Lebewohl bieten. Das würde doch nicht gegen seinen Willen und seine Neigung verstoßen. Alle diese Gedanken beschäftigten meinen Geist lange Zeit und ich ward im Herzen immer mehr um den armen Pfarrer betrübt. Auch theilte ich Gustav meine neuesten Erlebnisse gewissenhaft mit und er hörte sie ruhig an, als wollte er sagen, das sei ihm nichts Neues mehr. Aber ich sollte bald gewahr werden, daß es in diesem Hause noch schlimmer stand, als es aussah, und daß die beiden Gatten mehr dem Scheine als der Wirklichkeit nach diesen herrlichen Namen führten.

#### ACHTES KAPITEL. EINE MUSTERHAFTE EHE UND EINE VORNEHME FRAU.

Was die Einladung des Pfarrers, ihn bald wieder zu besuchen, und mein Versprechen, derselben nachzukommen, betraf, so befolgte ich die erstere treulich, indem ich das letztere so häufig wie möglich erfüllte. Anfangs

ging ich, meistentheils allein, nur alle vierzehn Tage hinauf; da mir aber die dazwischen liegenden Sonntage, die ich in der Stadt verbrachte, unaussprechlich langweilig wurden, und ich die Zeit des Antritts meiner kleinen Reise vor Ungeduld kaum erwarten konnte, so kam es bald dahin, daß ich auch diese im Dorfe verlebte, und wir waren noch vier Wochen von Weihnachten entfernt, als ich schon ein zuversichtlich erwarteter Sonntagsgast im Pfarrhause war. Und ich will es gern gestehen, es riß mich eine beinahe übernatürliche Gewalt in dasselbe hinaus, die Stadt bot mir keine Freude, kein Vergnügen, keine Ruhe mehr, mein ganzes Sinnen und Trachten war auf das einsame Dörfchen gerichtet.

Von meinem pünktlich angetretenen Marsche hielt mich kein Unwetter, weder Regen noch Schneegestöber, ab. Mit Winden und Stürmen war ich längst befreundet, die Kälte that mir so wenig, wie mir die Hitze gethan, und selbst das mit abnehmendem Jahre wachsende Dunkel der Winternacht schreckte mich niemals von meiner einsamen Wanderung zurück. So wurde ich allmählig ein Mitglied der Pfarrersfamilie, ich lernte bald vergessen, daß es früher anders gewesen, und war mir nur des wohlthuenden Gefühls bewußt, durch Neigung, Empfindung und Vertrauen mit gleichgestimmten Seelen auf das Innigste verbunden zu sein. Meine Pflegemutter legte mir nie dabei Hindernisse in den Weg, ja sie bestärkte meine Vorliebe für den lebenswürdigen Pfarrer, indem sie ihre Freude aussprach, mich in so lehrreicher und angenehmer Gesellschaft zu wissen, die mir für die Zukunft

nach ihrer Meinung nur heilbringend und förderlich sein könne.

Als nun die Weihnachtstage sich näherten, so fühlte ich erst recht das Bedürfniß, die Stadt mit dem Lande zu vertauschen, und außerordentlich erwünscht, aber auch sehr natürlich erschien es mir, als der Pfarrer am letzten Sonntage vorher mich einlud, meine ganze Ferienzeit in seinem Hause zu verleben. Der Professor Faber und meine Pflegemutter genehmigten meinen Wunsch und so zog ich denn am Tage vor dem heiligen Abend, mit Büchern und den nothwendigen Kleidern versehen, meinem traulichen Ziele entgegen. Ich ward mit allgemeiner Herzlichkeit bewillkommnet, nur die Pfarrerin blieb still, kalt und gemessen gegen mich, wie sie es immer gewesen, und so freute sie sich weder über meine Ankunft, noch sprach sie sich laut dagegen aus. O, wie soll ich die friedliche Wonne jener unvergeßlich traulichen Tage beschreiben, – wie die Stunden malen, die ich im Stübchen des Pfarrers bei Arbeit, Geplauder und harmlosem Spiele ahnungslos glücklich verlebte!

Und wunderbar! Anna, die wilde schwarze Anna, war allmählig, ich möchte sagen, fast wie von dem Zauberstabe eines guten Geistes berührt, umgewandelt worden. Nicht mehr wie sonst, ob Winter oder Sommer war, strich sie durch Wald und Flur, nicht einmal ihre Lieblingsplätze besuchte sie mehr allein. Das einsame Gehölz und die funkelnden Gebüsche lockten sie nicht mehr hinaus, der bergende Schnee zeigte nicht mehr wie früher ihre leicht darüber schwebenden Spuren, sie schien sich

nicht einmal mehr nach Winden und Wolken und Vögeln zu sehnen. Mit ihren Arbeiten fleißiger denn je beschäftigt, saß sie neben Marianne und mir, der ich selbst meine Schulaufgaben unter Aufsicht des Pfarrers vollendete, und schrieb und lernte, was ihr Vater oder Mutter, die einzigen Lehrmeister der Kinder, zu schreiben und zu lernen aufgegeben hatten. Ich half ihr oft, wenn sie nicht weiter konnte, und immer hörte sie mir aufmerksam, lernbegierig und dankbar zu. Abends, bei heiter brennender Lampe um den runden Tisch der Studirstube versammelt, erzählte ich gewöhnlich Ereignisse der Geschichte oder Fabeln der Dichter, oder aber der Pfarrer sprach allein über ernste Dinge oder las aus einem guten Buche vor – o das waren die traulichsten Stunden des ganzen Tages und schon Morgens bei'm Kaffee freuten wir uns kindlich darauf. Gegen Mittag oder kurz nach Tische unternahmen wir Spaziergänge, so weit es der fest getretene Schnee oder die Gunst des Wetters gestatteten, und wenn wir dann, ausgefroren und doch vergnügt in die warme Stube zurückkehrten, fühlten wir erst recht das Glück, munter und fröhlich bei einander zu sein.

Ueber Eins aber wunderte sich der Pfarrer oft und sprach seine beistimmende Ansicht wiederholt gegen mich aus. Ob er daran recht oder unrecht that, will ich hier nicht entscheiden, so viel aber ist gewiß, daß sein mildes Lob mir nie sichtlich geschadet hat. Ihm fiel nämlich die Leichtigkeit und Schnelligkeit auf, mit der ich die mir in der Schule gegebenen Aufgaben löste, namentlich die, welche ein selbständiges Denken, die Anwendung

der Phantasie und poetische Erfindung forderten. Meine deutschen Aufsätze besonders schüttete ich mit einer wahren Virtuosität auf das Papier, und oft stand der Pfarrer hinter mir und sah meine Feder, als ob sie wirklich befiedert wäre, mit leidenschaftlicher Hitze und Eilfertigkeit über den Bogen fliegen. Und in der That, mir ist nie im Leben etwas leichter geworden, als meine Gedanken in geschriebene Worte zu verwandeln. Ich brauchte nur meine Aufmerksamkeit ohne alle Anstrengung auf den vorliegenden Gegenstand zu heften, meine Augen auf das Papier zu senken und die gefüllte Feder zu ergreifen, so strömte Alles, was ich erzielte, aus meinem Innern sichtbar und hörbar heraus. Es war, als ob das Geschriebene, nur der Entfesselung harrend, vorbereitet und fertig in meiner Seele läge und dem Augenblick entgegen strebte, wo ich es, in Gedanken und Worte gestaltet, aus der Pforte meines Geistes herausließe. Wiederholt las der Pfarrer meine Schreiben, schüttelte verwundert den Kopf und fragte mich, wo ich diese oder jene Bemerkung gesammelt hätte oder ob sie aus eigenem Nachdenken und eigener Beobachtung entstanden wäre. Das ermuthigte mich sichtbar zu größerer Freiheit und vertraulicherer Mittheilung. Endlich wagte ich es, ihm von unserem Sängerbunde und dessen Erfolgen zu erzählen und er horchte noch mehr erstaunt auf. Ich holte meine schülerhaften Arbeiten hervor und eröffnete ihm meine neuesten Pläne und Vorsätze. Er prüfte Alles und verweilte bei Manchem längere Zeit. Da sagte er eines Tages nach längerem Nachsinnen freundlich und ernst

zu mir, während die beiden Mädchen aufmerksam unser Gespräch verfolgten: »Walther, Eure jugendliche Betriebsamkeit, Euer Eifer gefällt mir; nur müssen Eure klassischen Studien nicht darunter leiden. Ihr leistet zwar noch nichts Bedeutendes, Neues und der Rede Werthes, aber, aus dem Bäumchen kann einst ein Baum werden. Du hast Talent zur Dichtkunst und Schriftstellerei, das ist unverkennbar, und wenn Du rüstig fortschreitest, wie Das frühzeitig begonnen, so hoffe ich Erfreuliches. Auch in Deinem künftigen Berufe wird Dir dieses schöne Talent nützen und frommen. Wohl dem jungen Herzen, welchem neben dem ernstesten Lebenszwecke eine so heitere Blume duftet. Fahre fleißig fort und der Himmel segne Dein Beginnen!«

Gewaltiger hätte mich nichts auf der Welt anspornen können, als dieser aufrichtige Beifall des hochverehrten und geliebten Mannes und, angefeuert, wie es die strebsame Jugend so leicht ist, unternahm ich es, eine Erzählung zu schreiben, die ich den Freunden in der Aoedia vorlegen wollte. Anna und Marianne, denen ich mein Vorhaben vertraulich eröffnete, hörten mir stauend zu und glaubten nicht, daß es möglich sei, etwas so Schönes aus dem Nichts zu erfinden. Als ich ihnen aber das bereits Ueberdachte vorerzählte und der Zusammenhang mir selbst dadurch klarer wurde und ich dabei in leidenschaftliche Ergüsse meines übervollen Innern gerieth, wurden sie bleich vor Erregung und wollten alle Tage Neues und Bedeutenderes vernehmen. So waltete

ein geistiges Einverständniß zwischen uns und vereinigte Herzen und Seelen immer inniger mit jenen geheimnißvollen Banden, aus denen sich Zukunft und Schicksal webt, denn am unauflöslichsten verknüpft die Jugend die glühende Begeisterung für irgend eine edle Sache, zumal wenn die menschliche Einbildung dem Verstande und Herzen dabei zu Hülfe kommt.

Nach diesen allgemeinen persönlichen Bemerkungen muß ich jetzt auf verschiedene Einzelheiten im gewöhnlichen Leben des Pfarrhauses zurückkommen. Wie mich ein längerer Aufenthalt in demselben und eine genauere Beobachtung seiner Sitten und Gewohnheiten belehrte, sah ich sehr bald, daß eigentlich zwei Familien, *neben* aber nicht *mit* einander, diese eine bildeten. Und wenn von Zeit zu Zeit der äußerliche Frieden, der nur ein künstlicher war, zwischen beiden gestört wurde, so ging diese Störung jedesmal von einem einzigen Mitgliede aus, und zwar von jenem, welches sich mit wunderbarer Ueberhebung das vornehmere und bedeutendere dünkte.

Es war dies die erste und mithin tief erschütternde Einsicht, die ich in meinem Leben in das von mir heilig erachtete Bündniß der Ehe erlangte. So, nein so gewiß nicht, hatte ich mir die irdische Vereinigung zwischen Mann und Weib; zwischen Seele und Seele, zwischen Herz und Herz nie gedacht. Ich hatte einen natürlichen höheren Begriff von dem gattlichen Beisammensein zweier sich für's ganze Leben einander hingebender Menschen in mich aufgenommen – und was sah ich hier

in erschreckender Wirklichkeit? Ach! In Zukunft freilich wurde mein Wissen auch darin bereichert und die vervollkommnete Erfahrung belehrte mich, daß es auf Erden nichts Selteneres gebe, als eine wahrhaft glückliche Ehe, trotzdem sie zur vollendeten Glückseligkeit auf Erden und zum Segen der Menschheit von ihren Stiftern und Gründern eingesetzt sein soll.

Aber in der That, es giebt wunderbare Ehen in der Welt, so wunderbare, daß man oft nicht begreifen kann, wie sich so manches Paar aus den vielen Millionen Menschen, die darin leben, zusammen gefunden hat. Wenn *dieser* Mann, sagen wir uns oft, nicht *diese* Frau zur Gattin erwählt, ein anderer hätte sie gewiß nicht berührt, und wenn *diese* Frau nicht *diesen* Mann genommen, er hätte gewiß keine andere erlangt. Aber aus welchen verschiedenen Beweggründen werden auch im Leben Ehen geschlossen. Wahrlich, so unglaublich es klingt, so wahr ist es doch: aus tausend sonderbaren und unbegreiflichen Gründen, nur auf den natürlichsten von allen nicht – aus wahrer, wirklicher, herzinnigster Liebe, wozu sich den augenblicklich verfliegenden Rausch rasch bewältigender Leidenschaft nicht rechnen will.

Hier, in *der* Ehe, die uns gegenwärtig vorliegt, hatte nicht einmal jene Leidenschaft das Bündniß geschlossen; hier war, von Seite der Frau wenigstens, so warm auch das Gefühl des Mitleids von Seite des edlen Mannes war, mit kalter Berechnung ein Vertrag eingegangen, und man konnte also nicht sagen, die Frau hätte sich in ihren jugendlichen Empfindungen getäuscht. Nein, sie wußte,

daß sie den Mann nicht liebte, der ihr Namen und Unterhalt gab und ihr die bittere Sorge der Existenz dafür abnahm; sie wußte, daß es ein guter vortrefflicher, biederer Mann war der sie dem Elende entriß, und also lag es an ihr, ihm seine Güte zu vergelten, ihm die Mühe des Lebens zu erleichtern und wenigstens in freundschaftlicher Gemeinschaft an seiner Seite zu stehen. Aber was that sie dafür? Und hatte sie ein Recht, ein durch ihren Adel und ihren Stolz vielleicht verbrieftes Recht, das Leben dieses edlen, von vornherein auf Glück und Liebe verzichtenden Mannes so ganz, so unglaublich elend zu machen?

Betrachten wir diese Ehe also aus der Nähe. Durch die Einrichtung der Wohnung schon von Außen getrennt lagen die Stätten ihres Lebens und Wirkens gänzlich von einander abgesondert. Wie die Zimmer des Pfarrers kaum mit ländlicher Einfachheit ausgestattet waren; so, wissen wir, strotzten die seiner vornehmen Gattin von städtischem Luxus und glänzendem Ueberflusse. In ganz ähnlichen Verhältnissen wickelte sich das Leben innerhalb beider ab. Das harmlose Treiben des Pfarrers kennen wir, auf das der Pfarrerin müssen wir nothwendig einen schärferen Blick werfen. Mit erhabener Ergebung, so hatte sie oft gegen ihren Gatten geäußert, fand sie sich in die dornenvolle Lebensbahn, in die sie wider Willen durch den unerwarteten Antrag Arnold Rieding's geschleudert war. Ihm hatte sie, so wiederholte sie häufig, ihre Jugend, ihre Schönheit und ihren Adel zum Opfer gebracht. Warum, konnte man fragen, hatte sie das gethan, wenn sie in Folge dieses Opfers nichts Besseres erwartete, als

was ihr ohne dasselbe übrig geblieben war? Und wenn sie es einmal gethan, wie konnte sie so thöricht sein, ihr eigenes Thun einen Anderen entgelten zu lassen? Wie kann ein Weib überhaupt Das ein Opfer nennen, was sie freiwillig, nach reiflicher Ueberlegung und nach dem Herkommen der Welt, in Folge eines Bündnisses vor Gott und den Menschen, ohne allen Zwang als eine heilige Pflicht auf sich genommen hat? Für wen hat sie denn ihre Schönheit, ihre Jugend, ihren Adel empfangen, als für den Mann, der ihr dafür seine Gelehrsamkeit und seine Kraft, seine Stellung und seinen Namen, seinen Besitz und sein Glück giebt? –

Katharina Rieding, geborne von Bilbeck, zeigte aber sogar täglich, fast stündlich, wenn sie mit ihrem Manne in Berührung kam, daß jene gepriesene Ergebung nicht eben mit Heldenmuth von ihr getragen wurde, denn sie offenbarte durch alle ihre Handlungen, daß das Leben mit ihrem Manne ihr eine Last, eine Qual sei, die sie am liebsten von sich abgeschüttelt hätte, wenn der Mensch so leicht das ungerne Getragene von sich abschütteln könnte. Damit aber nicht zufrieden; peinigte sie ohne Unterlaß den still und wirklich in sein Schicksal ergebenen Gatten, indem sie Alles, was er am meisten liebte und begehrte; Ruhe und Frieden, aus seiner Nähe beinahe absichtlich verbannte.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend durchdrang ein lautes Getöse, Rufen und Schelten, Gehen und Kommen, von dem man nie einen Zweck sah, das priesterliche Haus von einem Ende bis zum andern. Selbst die wenigen Unterrichtsstunden, die sie den Kindern des Morgens ertheilte, gaben sich durch überlautes Sprechen, Schelten und Toben kund. Alle arbeitenden Kräfte des Hauses wurde in jedem Augenblicke und allein für diese Frau und ihre Bedürfnisse in Bewegung gesetzt. Selten war für den Mann, wenn er in seiner bescheidenen Abgeschlossenheit einmal einen kleinen Wunsch hegte, Jemand vorhanden, denselben zu erfüllen. Nähterinnen, Putzmacherinnen, mit vielen Kosten aus der Stadt herbeigeholt, kamen fast nie aus dem Zimmer der gnädigen Frau, und zur Bedienung der Dienenden hatte noch eine besonderes Magd angeworben werden müssen. Vor zwölf Uhr Mittags war die Dame des Hauses nie sichtbar, nur hörbar; dann aber bewegte sie sich, im seidenen Kleide, mit klirrendem Schlüsselbunde wie ein Gefängnißwärter prunkend, durch alle Räume, ordnete angeblich an, aber rügte, tadelte und keifte nur und machte sich einem Jeden auf unwillkommene Weise bemerklich, indem sie Alles befahl, nur nie das Rechte. Gern hätte der arbeitsame Mann, der schon Morgens sechs Uhr am Schreibtische saß, um zwölf, spätestens um ein Uhr gegessen, aber er mußte warten bis zwei, oft bis drei, da dies für vornehmer und zweckmäßiger beliebt wurde. Selbst dann noch war er gewöhnlich genöthigt, mit den Kindern allein die kleine Mahlzeit zu sich zu nehmen, deren er bedurfte,

denn die gnädige Frau litt entweder an Kopfschmerz, um seine Gegenwart unerträglich zu finden, oder sie hatte nothwendig zu denken, um ihre tägliche Correspondenz mit vornehmen Leuten – so sagte sie Jedermann – besorgen zu können. Gleich nach Tische ruhte sie von den Anstrengungen des Morgens. Dann durfte keine Thür geöffnet, kein Wort im Hause gesprochen werden. Um vier Uhr wurde sie wieder sichtbar, oder vielmehr hörbar, wenn sie zu Hause blieb. Dann ging oder fuhr sie spazieren, wozu Wagen und Pferde angeschafft waren, die auf dem Felde nützlicher verwandt werden konnten, aber nie für die Wirthschaft oder den Hausherrn zu haben waren, wenn sie gebraucht wurden. Abends um sechs Uhr trank sie Thee, und um acht Uhr speis'te sie, in der Regel allein, wenn kein Besuch da war. Von den Kindern und deren Treiben nahm sie niemals Kenntniß, wenn die Stunden gegeben waren; von da an standen sie allein unter der Aufsicht des Vaters – oder wenn dieser abwesend war – unter gar keiner.

So verfloß der Tag, wenn er regelrecht war. Häufig aber geschah es, wie wir schon gesehen haben, daß sie das verabscheute Haus mit einem fremden vertauschte. Unter den umwohnenden begüterten Familien waren unbegreiflich schnell und innig Verbindungen angeknüpft worden. Hier, in glänzender Geselligkeit, wußte die geborene von Bilbeck Talente zu offenbaren, Empfindungen zu entwickeln und Erfahrungen an den Tag zu legen, von denen man zu Hause keine Ahnung hatte und die dazu angethan waren, die *geprüfte Dulderin* aller Welt als

ein Wunder von Güte, Geist und Bildung darzustellen. Eben so häufig aber fast, als sie außerhalb Gesellschaften besuchte, kamen dieselben auf ihre Einladung in das priesterliche Haus. An solchen Tagen war Alles darin wie umgewandelt und bezaubert. Die Dienenden gingen in Putz und Schmuck einher und die Zimmer der gnädigen Frau strahlten von Kerzen, wie die Tische darin von köstlichen Speisen strotzten. Eine lärmende und Alles zu eigenem Belieben benutzende Gesellschaft wirthschaftete zur Sommerszeit in Garten und Flur, und im Winter in den duftenden Gemächern. Selten, höchst selten nahm der Pfarrer an diesen Freuden Theil, wenn ihm auch die Ehre einer Einladung widerfahren war. Er spielte auch eigentlich eine traurige Rolle darin, denn man sah ihm seine Sorge, seinen Kummer, sein Elend nur zu deutlich an, und das war das Schlimmste, was er seiner Frau gegenüber verüben konnte. O wie wohl wäre ihm gewesen, wenn sie ihn ganz und immer unbeachtet zur Seite gelassen hätte! Aber selbst in seinem einsamen Stübchen hatte er wenig Ruhe und Frieden. War er mit einer wichtigen Arbeit, vielleicht mit der Ausarbeitung einer Predigt beschäftigt, so kamen die Mägde und sagten, sie hätten den Auftrag, die Stube zu reinigen oder die Fenster zu waschen. Widersprach er, so stürzte er die Ordnung des Hauses um, so war er ein Feind aller Reinlichkeit und Sitte. Verlangte er zu ungelegener Zeit ein Stück Brod oder ein Glas Milch, so mußte er es sich selbst verschaffen, oder hören, daß das Begehrte augenblicklich nicht vorhanden sei.

Diese einzelnen kleinlichen Anführungen werden seltsam klingen, aber ich theile sie mit, weil sich aus ihnen auf alles Uebrige ein richtiger Schluß ziehen läßt.

Anfangs, als ich dies hörte und sah, hatte ich mich oft gefragt: wie konnte der Pfarrer ein solches Gebahren von Anfang an dulden und zugestehen, warum widersetzte er sich nicht männlich und fest und zeigte dadurch, daß er Herr im Hause sei? Ach! *die* Zeiten, wo er die Herrenmienne angelegt, waren längst vorüber; einst war er ein Mann gewesen und hatte befohlen, aber das war ihm schlimm bekommen; damals hatte er eben so oft an die Hölle, als an den Himmel geglaubt. Dann war ein Zeitpunkt eingetreten, wo er gebeten und beschworen hatte – auch dieser war vorüber, denn er schämte sich vor den Leuten, vergebens gebeten zu haben. Jetzt war er schweigsam, still, in sich gekehrt; er ertrug, was er ertragen gelernt hatte, um nur bisweilen Ruhe und Frieden zu haben und vor der Welt selbst als friedfertiger Verkündiger des Wortes Gottes zu gelten.

Mit welchen Empfindungen also dieser gepeinigte und schwer geprüfte Mann an seine tägliche Arbeit ging und seinen Beruf erfüllte, für den er mit allen Gaben eines wehrhaften Seelsorgers lebte und wirkte, kann Jeder sich selbst sagen. Innerlich zerknirscht und gedemüthigt, gebrochen und zermalmt, hatte er Lust und Trieb zum Leben verloren, und nur der einfachste und natürlichste Genuß, der Verkehr mit Gott, mit seinen Kindern und der gleichgestimmten Natur zog ihn noch erhebend an, hatte noch Inhalt und Wonne für ihn. Hieraus erklärt sich auch

seine schnelle Neigung zu mir, der ich mich ihm mit voller Erwidernng dieser Neigung hingab. In Umgange mit mir und den beiden aufblühenden Mädchen verschwand sein Gram, erbleichte sein Kummer, war er glücklich, zufrieden, denn bei uns war er Mensch, Vater und Priester zugleich.

Schwer ist es zu begreifen, wie bei allen diesen von Außen drohenden Unbilden, in dieser fast gänzlichen Verlassenheit von allem geistigen Verkehr dieser Mann noch glückliche Stunden haben konnte. Und doch ist es so, ich bin häufig ein Zeuge davon gewesen; im Vorstehenden habe ich deren einige in wenigen Umrissen geschildert, und der Verfolg meiner Erzählung wird unser Beider Glück und Unglück noch näher offenbaren. Als ich jene erste Ferienzeit und auch späterhin noch viele Tage bei ihm verlebte, in seinem Zimmer schlief, mit ihm arbeitete, dachte, ging und sprach, da warf ich tiefe Blicke in sein herrliches, reines, wenn gleich umwölktcs Gemüth. Und je heftiger er von äußeren Anfeindungen bewegt und betrübt wurde, um so fester schlossen wir abgesondert für uns lebende vier Menschen uns innerlich an einander an. Wir bildeten eine Familie in der Familie, – und wahrlich! wenn wir in stillen Stunden ungestört und allein waren, fühlten wir uns behaglich, zufrieden und wohl, wie selten eine im Allgemeinen glücklichere Familie sich jemals gefühlt haben mag.

---

Das Fest war vorüber; wir hatten während desselben genügende Freiheit genossen, uns Abend um Abend ungehindert unseren Beschäftigungen und Unterhaltungen hinzugeben, denn die unruhige Hausfrau war fast jeden Tag in eine niedere Gesellschaft gefahren und gewöhnlich erst nach Mitternacht in das Pfarrhaus zurückgekehrt. Schon fing ich an, den Umgang mit ihr auf diese Weise erträglich zu finden, als ich die Erfahrung machen sollte, daß der schlummernde Vulkan, der die Pfarrersfamilie durch sein langes Schweigen in sorglosen Genuß eingeschläfert hatte, auch wieder erwachen und Feuer und Schrecken um sich her verbreiten könne.

Das Neujahr rückte heran; ich hatte den Kindern kleine Verse gedichtet, die sie vor Vater und Mutter sprechen sollten, und manche heitere Stunde auf deren Einübung und Vortrag verwandt. Wir freuten uns daher auf ein recht harmloses Fest in der gewöhnlichen ruhigen Art. Aber wir hatten uns arg getäuscht. Schon zwei Tage vor Ablauf des alten Jahres berichtete Lisette, daß sie glaube, es stände dem Pfarrhause ein großes Fest bevor, wenigstens würden in der Küche alle erdenklichen Vorkehrungen dazu getroffen.

Der Hausherr sprach seine Meinung nicht aus, als er dies hörte, sondern begnügte sich, die Achseln zu zucken und die Augen ergebungsvoll nach dem Himmel zu richten; aber bald mehrten sich die Anzeichen der Festlichkeit und am Abende vor Sylvester erschien die Pfarrerin im Studirzimmer ihres Mannes, vollständig zum Ausfahren in die Nachbarschaft geschmückt, und sagte kurz und

einsylbig: »Guten Abend! Ich fahre heute Abend nach Sakrow.«

»Es ist gut, Katharina,« erwiderte der hauptsächlich Angeredete – »fahre in Gottes Namen.«

Als diese Worte gesprochen waren, ging sie nicht wie gewöhnlich schnell hinaus, sondern blieb an der Thür stehen und schwieg, wobei sie sich zu bedenken schien, wie sie die eigentliche Hauptsache einleiten sollte. »Wolltest Du mir noch etwas sagen?« fuhr der Hausherr mild und freundlich fort.

»Ja – ich wollte Dir eine Freude bereiten –«

»Mir?« Und die aufgerissenen Augen des Fragenden staunten verwundert die vornehm sich haltende Frau an, die im glänzendsten Staate vor ihrem im bescheidenen Hausrocke dasitzenden Gatten stand, schön und beobachtend, aber auch kalt und gefühllos, wie immer.

»Morgen ist Sylvester,« fuhr sie etwas lebhafter fort, »das ist mir der liebste Tag im Jahre – da vergesse ich die Sorgen des vergangenen und hoffe auf die Freuden des kommenden –«

»Wohl, wohl, Du hast Recht. Aber hast Du denn so viel Sorgen?« fragte der gute Mann zaghaft.

»Ach! wer hätte die nicht – doch lassen wir das. Ich will Dir nur sagen, daß ich auf morgen Abend eine Gesellschaft eingeladen habe –«

»Auf morgen Abend? Katharina, ich bitte Dich! Ich muß am Neujahrstage predigen – bedenke die große Störung – und meinen heiligen Beruf –«

»Lieber Mann!« – Das war das erste Mal, daß ich sie diese Anrede gebrauchen hörte – »Die Predigt kannst Du am Morgen und Nachmittag memoriren, den Abend mußt Du der Welt schenken, so ist es mein Wunsch und Du wirst mir hoffentlich nicht zuwider streben.«

»Nein, Katharina, diesmal ist Dein Wunsch nicht mein Wunsch. Ich muß zum bevorstehenden Feste meine Gedanken und Fähigkeiten gesammelt halten, und eine Gesellschaft ist nur dazu da, sie zu zerstreuen –«

»Das ist nicht meine Ansicht; eine Gesellschaft im Gegentheil weckt alle Fähigkeiten und giebt zu neuen Gedanken den Anstoß –«

»Es kommt auf die Gedanken an, die man dabei im Auge hat; die meinigen werden dadurch nicht gefördert – nein, nein, laß uns darüber keine Worte verlieren – verschiebe das Fest einen Tag – morgen verdirbt es mir die ganze Stimmung. Am Neujahrstage aber wollen wir gern erscheinen.«

»Wir? Wen meinst Du damit – die Mädchen besuchen noch nicht die Gesellschaft –«

»Katharina – Du vergissest Dich – sieh' da, ich habe Besuch und einen recht angenehmen, wie Du weißt –« und sein Blick gleitete freundlich zu mir herüber, der ich von meinem Stuhle aufgestanden war, und seine Rechte deutete geradezu auf mich. Dieser Geberde mußten die Augen der vornehmen Frau folgen und sie wandte also den Blick auf mich, was sie bisher nicht gethan. Und dennoch fühlte ich innerlich, daß sie sich in Gedanken schon hinreichend mit mir beschäftigt hatte, denn woher

sollte sonst die sichtbare Feindschaft stammen, die mir jetzt aus ihren Augen entgegenblitzte, als sie sie nothgedrungen auf mich richtete.

»Ja so,« sagte sie langsam und wiegte stolz den mit Blumen gezierten Kopf, als ob sie mir einen gnädigen Gruß damit, wolle zu Theil werden lassen. »Ja so, Du hast Besuch – Du – ich dachte, er gelte den Kindern. Verzeihe, ich hatte den jungen Menschen da für zu kindisch gehalten, um mit einem grauköpfigen Manne, wie Du bist, zu verkehren.«

»Katharina! Was sprichst Du? Ich bitte Dich – in diesem jungen Menschen, wie Du ihn nennst, liegt ein Geist und ein Gemüth, die einen älteren zieren könnten – er verzeihe mir, daß ich es in seiner Gegenwart sage – aber ja, warum soll ich es verschweigen – obgleich dreißig Jahre uns trennen, ist er dennoch mein Freund, und als solchen wünsche ich ihn von Dir behandelt zu sehen.«

»Sonderbar!« murmelte die Frau und kniff ihre Augen zusammen, als wolle sie mich recht scharf betrachten. »Sehr sonderbar! Wie man doch alle Tage klüger wird! Ein siebzehnjähriger Mensch hat die Gabe, einen beinahe funfzigjährigen zu einer Leidenschaft hinzureißen, die mir gegenüber stets verborgen geblieben ist – ich gratulire Ihnen, mein junger Herr, und Dich – Dich, Arnold Rieding, – bedaure ich deshalb. Aber das muß ich Euch Beiden sagen, in meine Gesellschaften kommen nur *ausgewachsene* Männer und Frauen, denn ich liebe die Jugend wohl in der Kinderstube, aber nicht vorlaut und frühreif im Umgange mit der gebildeten Welt. Uebrigens findet

morgen eine *gewählte* Gesellschaft bei mir statt, und der *Schüler* wird fühlen, daß er keinen Anspruch darauf hat, unter *Meistern* zu sitzen.«

Mir erstarrte das Blut vor unterdrücktem Aerger und vor meinen Augen tanzten Flammen wie Gespenster umher, denn ich fühlte instinktmäßig, daß die eben gesprochene Rede nur der Ausbruch eines lange vorbereiteten Schlages war. Der Pfarrer selbst schien beinahe verdutzt, seine Blicke flogen von seiner Frau zu mir herüber, als könne er nicht begreifen, wie sie Solches zu sprechen wage, und als erwarte er, ich werde selbst die passende Antwort besorgen. Hierin hatte er sich auch nicht getäuscht, ich war schon lange zum Sprechen geneigt, denn mein Herz duldete hier kein ergebenes Schweigen, es schlug mir bis zum Kopfe hinauf und alle meine Gedanken stürzten blitzschnell zur Pforte hinaus, über die in Zorn und Schmerz bebenden Lippen. Und dennoch mäßigte ich mich – und daran war, außer meiner Achtung vor dem Pfarrer, Anna's flehende Miene schuld, die erwartungsvoll an meinem Gesichte hing, während Marianne sich in einen Winkel zurückgezogen hatte und leise weinte.

»Frau Pfarrerin,« begann ich kalt und schneidend, denn ich konnte mich nicht überwinden, die gewöhnliche Anrede, gnädige Frau, über meine Lippen zu bringen – »Sie erlauben wohl, daß der Schüler, einer Meisterrin gegenüber, es wagt, sein eigener Vormund zu sein. Warum Sie mich für vorlaut halten, weiß gewiß Niemand, als Sie, denn ich habe bisher noch nie die Ehre

und das Glück gehabt, mit Ihnen ein Wort zu wechseln. Daß Sie mich aber frühreif nennen und mir wegen meiner Freundschaft zum Herrn Pfarrer Glück wünschen, erfreut mich sehr und ich danke Ihnen für Ihre Einsicht in die Wahrheit dieser Freundschaft, die ich in der That auf das Innigste hege und pflege. Auch hoffe ich, ihm noch später beweisen zu können, daß ich, obgleich so viele Jahre jünger als er, wohl im Stande bin, sein ganzes Herz und die Freuden und Leiden darin zu begreifen, wie Wenige! Glauben Sie also nicht, ich sei hierher gekommen, eine Gesellschaft von auserlesenem Geiste und erhabenerem Stande zu suchen, als worin ich, im Gefühle meines Unwerthes und meiner Jugend, auftreten kann – die Gesellschaft, die Sie hier neben mir sehen, der ältere Mann und die jüngeren Kinder, genügen mir vollkommen, denn sie belehren mich, daß ich, wenn ich auch in Ihrer Gesellschaft nicht geduldet, hier wenigstens willkommen und meiner selbst wegen geschätzt bin. So wünsche ich denn, daß Sie sich morgen durch meine Anwesenheit in diesem Zimmer nicht in Ihrem Glücke und Ihrer meisterhaften Gesellschaft stören lassen.«

»Aha!« erwiderte sogleich die Pfarrerin, die während meiner etwas langen aber hastig gesprochenen Rede bald blaß, bald roth geworden war, »Aha! So höre ich das Wunderkind also auch einmal reden! Recht gut gedacht, recht wacker gesprochen, mein Sohn, für Deine Jugend. Sie scheinen wirklich einige Anlage zum Predigen zu haben und thun wohl, sich hier zu vervollkommen; nur scheint mir Ihr Mund etwas früher gewachsen zu sein,

als Ihr übriger Körper – doch das ist ein Zeichen der traurigen Zeit, in der wir leben; Sie sind ein würdiges Beispiel ihrer elenden Erziehung ohne Bildung, ohne Achtung vor dem schönen Geschlecht, ohne wahres Gefühl und ohne – Adel. Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte. Ihre Dienerin! Wenn ich künftig einmal Zeit habe, bitte ich um einen ähnlichen Vortrag –«

»Der soll Ihnen zu Theil werden, Madame,« unterbrach ich sie.

Sie schleuderte einen wüthenden Blick auf mich, einen vernichtenden auf ihren Mann und rauschte mit den Worten: »Bei der Gesellschaft morgen bleibt es!« schnell zum Zimmer hinaus.

Alle Zurückgebliebenen standen sprachlos im Kreise umher, als die Stelle im Zimmer leer geworden war, wo die ungemüthliche Frau wie eine düstere Wolke gestanden hatte. Aller Augen hafteten voller Mitgefühl auf mir. Der Pfarrer trat sogleich auf mich zu und ergriff meine Hand.

»Dafür konnte ich nicht, mein junger Freund,« sagte er, »das habe ich nicht verschuldet –«

»Herr Pfarrer,« rief ich, und die Thränen kamen mir halb vor Rührung, halb vor unterdrücktem Zorne in die Augen, »wenn ich gewußt hätte, daß ich Ihrer Frau ein so bitterer Zeuge Ihres Glückes bin, ich würde vielleicht nicht gekommen sein.«

»Sprich nicht weiter, Walther,« rief der Pfarrer und schloß mich fest in seine Arme, während Marianne laut schluchzte, die schwarze Anna aber von hinten her sich

mir näherte und ihre Arme stehend um meinen Nacken legte, – kein Wort mehr – es sind ihrer schon zu viele gefallen. Wie? Du, Du wolltest mich auch verlassen?« –

»Nein, nein, nein!« schriean die Mädchen laut aufschluchzend durcheinander.

Ich stand – aufgeregt von bitteren und süßen Gefühlen, vor ihnen da; die drei liebenden Seelen flatterten der meinigen entgegen und ich nahm sie warm und fest in der meinigen auf. »Nein,« rief ich, »nein! Sie sind nicht daran schuld und diese lieben, guten Kinder auch nicht; dieser Auftritt wenigstens soll mich nicht aus dem Hause, wo ich so glücklich und gern war, vertreiben.« Und wir umfaßten uns Alle und drückten und küßten uns, als ob wir einen großen Sieg erfochten, obgleich wir viel eher eine Niederlage erlitten hatten; die Liebe und die Vereinigung gleichgestimmter Seelen aber ist ja immer ein Sieg, – ein Sieg über den Haß und die Feindschaft der Welt – wo sie auch stattfindet! –

Von diesem Tage an sprach die gnädige Frau nie wieder mit mir, auch that sie nichts, woraus ihre Feindschaft, ihr Haß und ihr Zorn gegen mich hätte hervorleuchten können. Von diesem Tage an war sie vielmehr nur meine heimliche Feindin geworden und harrte sehnsüchtig auf den Augenblick, wo sie mich unvorbereitet mit einem Schlage vernichten könnte. Ob und in wie weit ihr dies gelungen, wird die Zukunft herausstellen.

Das angemeldete Fest aber fand wirklich statt, und endloses Geräusch herrschte die ganze Nacht zum neuen Jahre hindurch. Die Musik aus einem benachbarten

Flecken spielte zum Tanze auf bis gegen Morgen. Der Pfarrer, die Kinder und ich saßen in unserm Zimmer still plaudernd bis um zehn Uhr auf. Dann gingen wir zur Ruhe und vergaßen im Traume die Sorgen und Mühen des wandelbaren Lebens.

In meinem Gemüthe aber hatte jener abendliche Auftritt doch einen gewaltigen und dauernden Eindruck hinterlassen. Ich konnte ihn lange nicht vergessen und es schien mir in der ersten Zeit nachher, als ob dadurch ein dunkler Flecken an dem mir sonst so theuren Hause haften und eine drohende Hand mich aus seinen Mauern verscheuche. Als ich am Tage nach Neujahr in die Stadt zurückgekehrt war, ließ ich zwei Sonntage verstreichen, ohne wieder hinauszugehen. Am Nachmittage des dritten Sonnabends aber kam der Pfarrer selber zur Stadt und suchte mich auf. Mit rührender Stimme bat er mich, christlichen Herzens das Böse zu vergessen und nur das Gute im Auge zu behalten, was mir sein einfaches Haus bisher geboten hätte. Diese Ermahnung besiegte mich bald. Noch denselben Abend begleitete ich ihn hinaus und feierte wieder einen schönen Sonntag mit ihm und seinen mir so theuren Kindern.

#### NEUNTES KAPITEL. DAS GEWITTER AM JOHANNISTAGE.

Der Winter verschwand und der Frühling kam wieder. Offen stand die ganze entschleierte Natur, leise Winde athmend, ringsum den berausenden Duft ihrer Blumen ausstreuend, und lud uns zur Theilnahme an ihren Freuden, zum Genusse ihrer Gaben ein. Wir folgten dem

freundlichen Winke gern und häufig, und streiften stundenlang, ungestört im Denken und Reden, durch Wälder und Fluren. So geschah es in diesem und dem nächstfolgenden Jahre, bis wohin ich meine Erzählung jetzt flüchtig trage. Oft ging ich mit dem Pfarrer, häufiger mit ihm und den Kindern, aber auch wohl ohne ihn mit diesen allein von Gehölz zu Gehölz, von Berg zu Berg, von Thal zu Thal. Auf dem Wasser im fliegenden Nachen waren wir eben so gut zu Hause, wie auf dem grünenden Waldpfade, und immer und überall waren wir glücklich und traulich bei einander. Es wäre mir nicht möglich, wenn auch der Raum dieser Blätter es gestattete, die einzelnen Freuden und Genüsse dieses durch keinen weiteren Zwischenfall gestörten ländlichen Lebens der Reihe nach zu beschreiben, so viele und mannigfaltige wurden uns damals zu Theil. Nur einer einzigen Begebenheit, deren ich mich genau erinnere, weil sich an sie ein bedeutender Fortschritt in meiner inneren Entwicklung, in dem allmäligen Wachstume und der Erkenntniß meiner Empfindungen knüpft, muß ich hier gedenken.

Ich glaube, Pfingsten fiel in dem Jahre, welches ich hier vor Augen habe, etwas spät und ich brachte die Tage dieses Festes, wie schon so viele andere, im Dorfe zu. Es war gerade Johannistag, und seit jener lange verfloßenen Zeit lasse ich nie wieder einen seiner Nachfolger verstreichen, ohne mich mit den süßesten und bittersten Gefühlen der Wehmuth zugleich jenes merkwürdigen Tages zu erinnern. Ich war damals beinahe neunzehn Jahre

alt und hatte nur noch ein Jahr auf der Schule der Residenz zu verweilen. Denn mein Vormund wollte, daß ich nicht wie ein jrühreifes Kind, sondern mit vollständig entwickelter Kraft und Einsicht die Universität bezöge, da er der Ansicht war, meine eigenthümlichen Verhältnisse bedingten es so, damit ich, selbständig in jeder Richtung, erst mit völlig gereiftem Verstande in's praktische Leben träte, welches unmittelbar nach Ablauf der akademischen Jahre vom Jünglinge, wenn er auch noch nicht zum Manne gewandelt, doch die Ausdauer und Widerstandsfähigkeit eines solchen verlangt. Die Kinder im Pfarrhause waren sichtbar herangewachsen und beinahe keine Kinder mehr. Wir bemerkten aber unsere geistigen und körperlichen Fortschritte gegenseitig nicht, weil wir häufig beisammen waren und kein besonderes Ereigniß uns darauf aufmerksam machte.

Es war ein glühend heißer Tag; Arbeiter und Wanderer suchten den Schatten, im Hause oder im Felde, wo er nur zu finden war, um sich zu lagern, zu ruhen. In Pfarrhause, selbst in seinem kühleren Garten, herrschte eine schwüle, drückende Luft, wir sehnten uns Alle nach dem luftigeren Freien.

»Kommt, Kinder,« sagte der Pfarrer, »laßt uns den Wald aufsuchen und im schattigen Grünen uns erfrischen, der Tag ist lang und der Himmel rein, so wollen wir Beides genießen.«

Schnell griffen die Mädchen nach ihren breitrandigen Strohüten, der Pfarrer nahm seinen Stock und wir wanderten aus, die grüne Anhöhe hinauf, die in den Wald

führt, welcher sich nach der Krampnitz hinüber erstreckt. Aber im Walde, im Nadelgehölze wenigstens, war es noch schwüler, als im Dorfe. Die Mädchen nahmen ihre Hüte ab und ließen die goldenen Strahlen der Sonne in dem Glanze ihrer blonden und schwarzen Locken spielen. Langsam schritten wir vorwärts.

»Hört,« sagte der Pfarrer, »hier ist es heißer, als ich dachte. Habt Ihr Lust, mich ganz bis zur Krampnitz zu begleiten, so haben wir da das Wasser, und auf dem Wasser ist es kühler und luftiger – aber es ist ein weiter Weg.«

»Nach der Krampnitz, nach der Krampnitz!« riefen Alle, und schon wendeten wir unsere Schritte dem düsteren, romantischen See zu, dessen unablässiges Rauschen ich jetzt Tag und Nacht unter meinen Fenstern vernehme.

Nach einer Stunde langsamen Wandelns erreichten wir den traulichen grünen Fleck, dicht oberhalb des alten Forsthauses. Hier war in der That Kühlung und Schatten genug. Nachdem wir uns mit Muße ausgeruht, tranken wir frische Milch und stiegen dann an das Ufer des See's hinab, um die flüsternden Wellen zu betrachten, die mit den kleinen Kieseln am Rande spielten, und die Blümchen zu pflücken, die aus dem grasigen Boden so reichlich wuchsen. Während die Mädchen beschäftigt waren, Kränze zu winden und sich damit das Haar zu schmücken, saßen der Pfarrer und ich auf dem Rasen, wendeten unsere Augen dem spiegelnden See zu und sprachen über ernste Dinge, denn schon oft war von meinem baldigen Verlassen der Gegend die Rede gewesen

und dem Pfarrer hatte die Trennung von mir stets wie eine dunkle Zukunft vorgeschwebt.

»Da Du nach Berlin gehst,« fuhr er im Gespräche fort, »so bist Du nicht allzu weit von uns entfernt, und da Dich keine andere Freundschaft für jetzt in's Weite zieht, so hoffe ich, wirst Du uns in den langen Ferien wie bisher besuchen.«

»Es wird mir stets eine Erholung und eine Freude sein, Ihre Schwelle ferner zu betreten,« erwiderte ich, »die mir in meinen Knabenjahren schon ein gastliches Heiligthum war und der ich so Vieles verdanke.«

»Das wollen wir so genau nicht abwägen, mein Sohn, wer von uns mehr gegeben oder empfangen hat; ein Jeder, hoffe ich, hat das Seine gethan, und so soll es auch künftig bleiben. Schau' die Mädchen da, was für schöne Kränze sie gewunden haben. Jetzt kommen sie heran und ich wette, sie werden sie uns verehren wollen. Sieh, die schwarze wie die weiße Anne lächeln schelmisch, sie haben sich Etwas vorgenommen, paß' auf!«

Wie er vermuthet, so geschah es. Langsam schreitend, wie zwei Nymphen des See's anzuschauen, die Kränze mit den lieblichen kleinen Blumen, welche die schönsten Augen der Kinder Flora's haben, in den Händen, die Augen auf das eigene künstliche Werk gerichtet, traten die beiden Mädchen heran. Wir störten sie nicht, weder durch Blicke, noch durch Worte. Schleichend umgingen sie uns. Wir drehten uns nicht herum, ihnen die Freude und uns die Ueberraschung nicht zu rauben. Dann hörten wir ein leises Kichern und plötzlich wurde dem Pfarrer

und mir ein kühlender Reif auf die heiße Stirn gedrückt. Beide hielten wir nun unerwartet die gütigen Hände fest, die uns krönten, der Pfarrer hatte die Hand der Tochter, ich die Anna's gefaßt.

»Das ist unrecht, das ist unrecht!« riefen sie. »Ihr dürft uns nicht halten – o nein! o nein!« Aber wir hielten sie nur um so fester und der Pfarrer küßte sein Kind, während ich meinen Dank mit Worten und Blicken aussprach.

So verstrich der Nachmittag wie im Fluge und die Zeit, die in glücklichen Stunden die meiste Eile hat, wandte sich schnell zum Abend. Innerer noch saßen wir am Ufer, plaudernd und scherzend, und vergaßen dabei die Stunde, was ja ein glückliches Zeichen im Leben des Menschen sein soll.

»Guten Abend, Herr Pfarrer!« sagte plötzlich eine Stimme hinter uns. Wir wandten uns und erblickten einen Jäger, der in der Nachbarschaft wohnte und den Dienst im königlichen Forste versah. »Sie sind weit vom Hause,« fuhr der Mann fort – »haben Sie das heranziehende Gewitter nicht bemerkt?«

Wir richteten Alle die Köpfe in die Höhe und wirklich, wie er gesagt, von Osten her brauste ein noch fernes Unwetter herauf und der Himmel hatte sich bereits in sein dunkelstes Gewand gehüllt.

»Komm, Kinder, kommt schnell, noch können wir das Dorf erreichen, ehe es losbricht, da sind wir geborgen –«

»Ich glaube nicht,« bemerkte der Jäger lächelnd, indem er seinem Hunde pfiß und seinerseits auch der Heimat zueilte.

Rasch hatten die Mädchen ihre Habseligkeiten zusammengerafft und sich zum Aufbruche bereit erklärt. Meinen Vergißmeinnichtkranz in der Hand haltend eilte ich mit Anna voraus, während der Vater mit Mariannen uns dicht auf dem Fuße folgte.

»Schade!« sagte Anna, »daß wir so früh aufbrechen mußten, es war so schön am Wasser und ich wäre so gern in dem kleinen Kahne mit Dir ein Stündchen herumgeschwommen. Ich liebe das Wasser über die Maaßen.«

»Hier hast Du wenigstens Wolken,« erwiderte ich, »die uns auch nächstens mit Wasser beglücken werden; sieh, wie sie über die Bäume wegjagen – liebst Du sie nicht mehr wie sonst?«

»O gewiß liebe ich sie noch, aber ich wünschte nicht, daß der Vater und Marianne sehr naß würden, sie sind Beide so schwächlich. Wir könnten schon eher etwas ertragen, nicht wahr, Walther?« Und ihr bei so düsterem Wetter ganz dunkles Auge sprühte mich an, als wolle es mir die Fülle von Kraft und Licht zeigen, die in ihrer Seele Sitz und Wohnung hatten.

»Hollah!« rief der Vater hinter uns her. »Ihr lauft ja wie zwei junge Hirsche, so daß wir nicht mitkommen können.« Wir blieben sogleich stehen und erwarteten die eilig Herankeuchenden.

»Laßt uns zusammenbleiben,« mahnte der Pfarrer. »Es ist besser, daß wir unsere Kräfte sparen, so lange der Weg noch trocken und die Wolken allein am Himmel sind; kommt das Wetter wirklich herauf, so haben wir dann Athem genug, eine Strecke zu laufen.«

»Es kommt gewiß herauf,« bemerkte ich, »sehst nur, wie dunkel der Himmel da oben und der Wald hier unten wird – wir erreichen das Dorf nicht mehr vor dem Ausbruche.«

»Das wäre mir nicht lieb – aber vorwärts, Kinder, die Ueberlegung kommt jetzt zu spät.«

Und wieder bewegte sich der kleine Zug dem Dorfe zu; diesmal aber ging der Pfarrer und Marianne voran, damit sie uns Flüchtigeren, die nachfolgten, das Maaß der Schritte angäben.

So rückten wir, ohne viel zu sprechen, nur rings den düsteren Wald und den düsterern Himmel musternd, eilig vorwärts. Die Schatten um und neben uns, die so schnell dem perlenden Sonnenlichte gefolgt waren, boten einen gespenstischen Anblick und ließen Herz und Seele zusammenschauern. Aber Anna und ich – wir schauderten nicht, denn Beide liebten wir die Schattenseite der Natur, und aus ihrem nächtigen Schooße sprangen die lichtesten Gestalten unserer Phantasie hervor. In einige Bemerkungen dieser Art vertieft, und noch drei-viertel Stunden vom Dorfe entfernt, erschien endlich der Augenblick, wo der Sturm losbrach. Und das geschah mit solcher Gewalt, daß, trotzdem wir uns im Schutze der Bäume befanden, die Mädchen alle Kraft aufbieten mußten, ihre flatternden Hüte und Kleider zu bewältigen. Vom heftigen Anpralle des ersten Windstoßes gefaßt, drehten wir uns Alle auf einen Ruck instinktmäßig um, auf diese Weise dem Sturme nur den weniger verwundbaren Rücken zu bieten. Ich hielt meinen Hut in

der einen Hand, und um die andere frei zu behalten, hatte ich mir den geschenkten Kranz um den Hals gelegt.

»Soll ich Dir helfen?« fragte ich die rüstig widerstehende Anna, die keinen Schritt von meiner Seite wich.

»Was wolltest Du thun, Walther, was ich nicht selber könnte?«

Muthig drehten wir wieder um und folgten dem vom Winde arg zugesetzten, langsamer schreitenden Pfarrer. Da legte sich der lustig pfeifende Wind plötzlich ein wenig, aber durch die hin und her schwebenden Aeste und Blätter der Bäume fielen dafür große Tropfen hörbar herab.

»Nun kommt es,« rief Anna jauchzend – »das liebe ich.«

»Ich auch, aber der Vater –«

»Und Marianne!« – Die eben Genannten aber schritten eilig vor uns her, dann und wann einen trostlosen Blick zur Seite werfend; wir Beide folgten ihnen kurz auf dem Fuße, aber voll unausgesprochener innerer Freude.

Da kam der zweite Windstoß herangebraus't und mit ihm als Vorspiel des ernstesten Gewitters ein kleiner Blitz mit murmelndem Donner.

»Ha! Das war köstlich, Walther, nicht wahr?« flüsterte das Mädchen an meiner Seite, während sie rasch ein Tuch um den Kopf wand, den Hut in die linke Hand nahm und mit der andern ihr Kleid faßte, die Augen aber seitwärts und fragend auf mich gerichtet hielt.

»Köstlich!« wollte ich antworten, aber ich kam nicht dazu, das Wort wurde mir im Munde zerdrückt. Ein wirbelnder Windstoß packte uns von vorn, riß meiner Begleiterin den Hut aus der Hand und trug ihn weit ab hinter uns in die tanzenden Gebüsch. Schnell wie der sausende Sturm war ich hinter ihm her, aber ich mußte mich tummeln, um ihn zu erreichen, und das gelang mir nicht eher, als bis die Dornen der Hecken, die ich durchdrang, mein Gesicht zerkratzt hatten und einige Tropfen Blutes mir von der Stirne rieselten. Triumphierend brachte ich den Hut der Eigenthümerin zurück, diese aber erschrak, als sie mich sah, und vergaß darüber ihren Dank.

»Du blutest,« rief sie – »Walther, hast Du Dir wehgethan?«

»Nicht im Geringsten – nur vorwärts! die Andern sind weit voraus.«

»Gieb mir den Hut – er hindert Dich –«

»Dich würde er noch mehr hindern – ich will ihn mit dem andern in der Linken tragen – sieh, ich habe die Rechte noch frei.« Und ohne zu säumen, griff ich ihr unter den Arm und drängte sie, um ihr den Gang gegen den Wind zu erleichtern, kräftig nach vorwärts. Aber da brach das Unwetter mit unsäglicher Allgewalt los. Der Regen goß in Strömen auf uns herab und schlug uns mit fühlbarem Falle laut in's Gesicht; unsere Kleider waren im Nu durchnäßt. Ich fing an, mich um das Mädchen an meiner Seite zu ängstigen. Sie aber lächelte mich noch immer heiter an, da sie nicht sprechen konnte, denn so leicht war ihr muthiger Sinn nicht zu beugen. Endlich

aber mußte sie stillstehen, um Athem zu schöpfen, und um dazu eine augenblickliche Erleichterung zu gewinnen, drehte sie sich herum.

»Warte einen Augenblick,« sprach sie leise – »nur einen Athemzug – so – wo ist der Vater?«

»Weit voraus – ich sehe ihn nicht mehr – der verrätherische Hut hat uns aufgehalten –«

»So laß uns ihm folgen!« – Und wieder eilten wir vorwärts, hastig durch Büsche und Fußsteige dringend. Anfangs hatten wir uns die Hände gereicht, um uns gegenseitig zu unterstützen; bei immer heftiger blasendem Gegenwinde aber bemerkte ich, daß der Athem des Mädchens immer kürzer wurde und ich schlang meinen Arm um ihren Leib, um sie auf diese Weise langsam mit mir vorwärts zu ziehen.

Da zischte und krachte es über unserm Haupte und ein bläulich funkelnder Blitzstrahl fuhr dicht neben uns in die Erde. Erschrocken standen wir still und blickten uns an.

»Gott ist uns nahe!« rief Anna. »Er schütze uns!«

»Er ist uns immer nahe, Anna – komm weiter – das Gewitter zieht rasch vorüber –«

»Ich kann nicht mehr!« – rief sie plötzlich, stand still und bückte sich zu ihrem rechten Fuße nieder. Der sonst so weiße, jetzt aber vom Wasser und schlüpfrigen Erdreich befleckte Strumpf war mit Blut benetzt.

»Anna!« rief ich, von heftigster Angst bewegt, »Du blutest –«

»Nun, was ist es denn weiter? Auch Du hast ja schon heute geblutet – ein Dorn ist mir in den Fuß gedrungen.«

Augenblicklich stürzte ich ihr zu Füßen nieder und hatte den langen noch sichtbaren Stachel herausgezogen.

»Hier ist er, Anna, sieh den Bösewicht! Der hat Dich verletzt.«

»Es ist gut – ich danke Dir – aber komm weiter.«

Und wieder strebten wir vorwärts, aber immer langsamer wurde unser ermattender Schritt. Die Verwundete fing an zu hinken; endlich, nachdem sie alle Kräfte aufgeboten, Schmerz und Ermüdung zu überwinden, sagte sie leise: »ich kann nicht mehr gehen – lauf Du allein den Anderen nach – ich komme später langsam hinterher.«

»Was denkst Du von mir? Ich soll Dich verlassen? Verläßt der Donner den Blitz, der Sturm die Wolke? Und wenn mich jener feurige Strahl an Deiner Seite zerschmetterte – uns soll er nicht trennen!«

Sie drückte mir die Hand und sah mir dankbar in's Gesicht. Ich schlug meinen Arm fester um sie und drängte sie halb tragend Schritt vor Schritt vorwärts. Wir waren durchnäßt von Kopf bis zu Fuß – wir sahen es nicht – die Nässe, die so rasch einer übermäßigen Hitze gefolgt war, erkältete unsere Glieder – wir merkten es nicht, denn sie erreichte noch lange nicht unser Herz, das muthig und warm in unserm Busen klopfte. Aber Anna's Körper wurde mir immer schwerer und schwerer, sie lag fast ganz in meinen Armen, an meiner Brust – endlich konnte ich selbst nicht weiter – da hörte der Regen auf – mich erfüllte ein unerklärbares Verlangen vorwärts zu dringen

und – ich weiß nicht, wie mir geschah – Anna's Gesicht wurde bleich wie der Tod – ich begriff es nicht – aber ich hob sie wie ein Kind auf meine Arme und lief, was meine Füße laufen konnten, den wohlbekanntem Pfad immer bergauf und bergab, dem allmählig näher rückenden Dorfe zu. Plötzlich wurden meine Tritte unsicher, kürzer – schon keuchte ich schwer – ein dunkeler Nebel legte sich vor meine flimmernden Augen – mit einem Male war es mir, als wenn sich meine Glieder vom Leibe lösten – ich sank in die Knie, die theuere Last immer noch in den Armen haltend.

Was mir damals geschah, davon habe ich keine rechte Erinnerung, aber ich glaube, die Ueberreizung meiner jungen Kräfte hatte meine Muskeln erschlafft und die übermäßig angestregten Nerven versagten ihren Dienst. So wurde ich niedergeworfen. Als ich nach einiger Zeit die Augen aufschlug – siehe, da lag ich mit meinem Gesichte über einem andern Gesicht – ein lieblicher Athem hauchte über meine Wangen – zwei dunkelblaue, sterngleiche, liebevoll schimmernde Augen spiegelten sich in den meinen und drückten ihr holdes Bild tief, tief in die aufjauchzende Seele hinein.

»Was war das, Anna?« fragte ich leise erbebend.

»Ich weiß es nicht – jetzt ist mir wieder leicht – hast Du mich getragen?«

»Ich glaube es –«

»So danke ich Dir innig – wo sind die Andern?«

»Ich sehe sie nicht – kannst Du wieder gehen?«

»Ich will es versuchen –!« Und sie erhob sich langsam auf die Füße, schüttelte das rinnende Wasser aus Haaren und Gewändern und gab mir die Hand, die ich mit einem unbeschreiblichen Wonnegeföhle ergriff. Langsam schritten wir vorwärts – wir sprachen nicht mehr – der Regen hatte nachgelassen – endlich erreichten wir das Dorf, das Haus, wo ein Jeder in sein Zimmer ging, um sich trocken zu kleiden, womit der Pfarrer und Marianne schon beschäftigt waren. Mir war kaum so viel Athem geblieben, dem ersteren zu berichten, was uns begegnet war, als mir das Seltsamste an diesem seltsamen Tage geschah. Denn noch mit meiner Entkleidung beschäftigt, sanken mir abermals die Hände nieder, mir entschwand das Bewußtsein und ich fiel mitten im Zimmer zu Boden.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Bette. Der Pfarrer stand angstvoll vor mir, die umgekleidete Marianne bleichen Angesichts daneben, nur Anna knieete dicht an meiner Seite und hatte eine meiner Hände gefaßt.

»Wie ist Dir, Walther, mein Sohn?« fragte der Vater.

»Das Athmen wird mir so schwer – sieh!«

Ich sehe noch im Geiste die besorgte Miene der damals um mich Stehenden, das kummervolle Gesicht des Pfarrers, die unaussprechlich beredten Blicke der starr mich betrachtenden Anna – dann aber sah ich nichts mehr.

Mitten in der Nacht erwachte ich. Man hatte einen Arzt herbeigeholt und dieser hatte mir zur Ader gelassen. Er erklärte, ich hätte eine Lungenentzündung. Was ich zunächst erblickte, war Anna, die immer noch neben mir

knieete. Ich wollte sprechen, ihr danken, aber ich vermochte es nicht; alle Kraft war von mir gewichen. Meine Augen fühlten das Bedürfniß, sich zu schließen, aber immer wieder zwang sich sie auf, um den strahlenden, sich in mein Innerstes bohrenden Augen eines Wesens zu begegnen, welches ich an diesem Tage zum ersten Male mit einem wunderbaren Gefühle, für das ich noch keinen Namen wußte, in meinen Armen gehalten hatte.



Acht Tage vergingen und ich lag noch im Pfarrhause auf dem Krankenlager. Meine Pflegemutter und mein Vormund, der gute Professor, kamen in einem Wagen herausgefahren und besuchten und trösteten mich. Ach, ich bedurfte ihrer Tröstung nicht, mein irdisches Wesen schwelgte in himmlischen, phantastischen Träumen, die mir wie lichtstrahlende Engel um die aufgeregten Sinne tanzten und schwirrten. Noch zwei volle Wochen blieb ich im Dorfe. Dann erst war ich genesen. Von der liebevollen Pflege, die mir widerfuhr, von aller der Aufopferung, die mir Vater und Töchter angedeihen ließen, sage ich nichts, das versteht sich von selber. Als ich aber an einem lieblich warmen Julitage, vom Pfarrer allein begleitet, langsam nach Hause ging, war mir zu Muthe, als ob ich den besten Theil meiner Selbst in seinem Hause zurückgelassen hätte. Den Kranz aber, den ich an jenem bedeutungsvollen Tage aus Anna's Händen empfangen, habe ich nie wieder von mir gelassen. Da, da hängt er

vertrocknet und verblichen an der Wand, und kein Tag vergeht, wo ich ihn nicht herunternehme, betrachte und küsse, und dabei der unschuldigen Stunde gedenke, wo er für mich geflochten und auf mein Haupt gedrückt wurde.

In Wahrheit, Kränze und Blumen, in der Jugend gepflückt und gewunden, verdorren und erbleichen, die Erinnerung an die seligen Stunden aber, wo wir sie dem Busen der Natur entrissen und an den unsrigen drückten, verdorrt und erbleicht niemals. Wir arme und wir glückliche Menschen!

#### ZEHNTES KAPITEL. TRENNUNG UND WIEDERSEHEN.

So glücklich und segensreich aber auch die unvergeßlichen Jugendjahre waren, die ich während der Schulzeit in der schönen Havelstadt verlebte, so mußten sie doch einmal ein Ende nehmen, wie alles Glück und Wohlergehen auf der Welt ein Ende nimmt. Die wichtige Periode im Dasein des Jünglings, in welcher er den bedeutungsvollen Schritt aus der kleinen in die große Schule des Lebens thut, sollte bei mir nicht ohne tief eingreifende geistige Erschütterungen vorübergehen und schon allein dadurch den verhängnißvollen Abschnitt meiner Laufbahn bezeichnen, dem ich entgegeneilte.

Schon der letzte Besuch bei meinem Vormunde, dem Professor Faber, stimmte mich ernst und feierlich. »Mein lieber Walther,« schloß er seine lange und wohlmeinende Rede, »es thut mir sehr leid, daß Du von uns scheiden mußst; da Du aber nicht immer hier bleiben kannst und

der bevorstehende Fortschritt in Deinem Leben zu dessen glücklicher Zukunft nothwendig ist, so müssen wir Beide schon die Schmerzen der Trennung überwinden, ja wir dürfen sie nicht einmal beklagen. Gott, der Allmächtige, der Dir einen gesunden und rüstigen Körper, eine reine unschuldige Seele, und, ich darf es Dir ja wohl sagen, ohne Dich hochmüthig zu machen, auch einen schöpferischen Geist und Talent gegeben hat, möge Dir fernerhin auch innere Beruhigung, Stetigkeit im Streben und, was allem menschlichen Vollbringen die Krone aufsetzt, einen heilsamen Erfolg dieses Strebens ertheilen. Der Grund zu allem Diesem ist glücklich und sicher gelegt – von heute an aber baust Du Dir Dein künftiges Lebensgebäude von diesem Grunde aus weiter empor – sei also thätig, wie Du vorsichtig bist, denke, rede und handle mit Gott – auf den Du *alle* Deine Hoffnung setzen mußst. – Nun kommen wir zu Deinen Vermögensverhältnissen. Hier lege ich Dir Rechnung ab – schau in diese Bücher und beurtheile, ob Dir Recht geschehen.«

Ich that, was er verlangte, obschon ich seinem Worte allein vertraute; die Rechnung war leicht zu übersehen, es war wenig zu meinem Besitze hinzu, desto mehr aber davon gekommen. So fand ich die Summe richtig, Facit und Probe stimmten.

»Es bleiben Dir also,« so schloß mein Vormund, »von Allem, was Deine Eltern hinterließen, im Ganzen zwölfhundert Thaler übrig – Du siehst, Dein edler Vater hatte richtig gerechnet. Davon sollst Du jährlich dreihundert erhalten; drei Jahre studirst Du; im vierten, wenn Du

Candidat geworden, hast Du noch dieselbe Summe, aber während dieses Jahres mußt Du eifrig bemüht sein, eine Stellung zu finden, die Dir Unterhalt gewährt, sobald Dein Vermögen aufgezehrt ist. Auf diese sichere Stellung sei in jeder Stunde fernerhin bedacht, und bietet sich eine günstige Gelegenheit, ob früher, ob später, so halte sie fest, denn sie liebt es nicht, zweimal an dieselbe Thür zu pochen. Viele Menschen gehen zu Grunde, weil sie ihre Zeit verkennen und ewig vergebens auf eine bessere warten. Das ist, außer den redlichsten Wünschen, die ich für Dich im Herzen trage, Alles, was ich Dir sagen kann.«

Mit den aufrichtigsten Dankesworten für so viele, Jahre hindurch getragene Liebe und Mühe schied ich von ihm. Meine übrigen Freunde und Genossen – der Schule und der Aoedia, die ebenfalls die Universität bezogen, waren schon abgereis't; Halle und Bonn hatten die Meisten aufgenommen, ich war der Einzige, der nach Berlin ging. Nun blieb also nur noch der Abschied von Glin-dow übrig und zu dem entschloß ich mich mit traurig verödetem Herzen. Es war in der That das erste Mal, daß ich mich nicht freudig auf den Weg nach dem lieben Dorfe begab. Langsam, Schritt vor Schritt, verfolgte ich die wohlbekanntten Pfade in tiefen Gedanken, und immer schwerer fiel mir der bevorstehende Abschied auf's Herz, immer düsterer und drohender stiegen die Wolken der Zukunft in meinem ahnenden Geiste auf. O! die traulichen Lichtblicke der lauen Märzsonne wärmten diesmal meinen Scheitel nicht, das hoffnungsvoll knospende Grün der erwachten Bäume lächelte mein Auge nicht an,

und selbst das liebliche Murmeln des befreundeten Wassers berauschte mein verwöhntes Ohr nicht mehr mit seiner melodischen Sprache. Wo sonst der blaue Himmel im Spiegel des Flusses sich und mich so freundlich beschaut, da wälzte sich heute träge und schwer nur eine auf und niederwogende formlose Masse – mit einem Worte, es war für mich kein Geist, kein Leben, keine Sprache mehr in der todtten Natur.

Von solchen trüben Eindrücken beklommen, trat ich mit zagendem Fuße in's Pfarrhaus. Man wußte, daß ich des Abschieds wegen kam und darum begrüßten mich Alle weniger freudig und laut als sonst. Wie ein geheimnißvoll pressender Alp lag ein dumpfer Druck auf dem ganzen Hause, wenigstens schien das meiner umdüster-ten Phantasie so. Der Pfarrer schloß sich mit mir lange in sein Zimmer ein und sprach wohlmeinende, sanfte Worte zu meinem in Wehmuth getauchten Herzen. Beinahe hätte er mich getröstet, denn er redete nur von der Freude des Wiedersehens, nicht von dem Schmerze der Trennung. Als er mich aber in seine Arme schloß, den Segen Gottes auf mein Haupt herabbeschwor und mit seiner weichen Hand meine niedergebeugte Stirn berührte, da erfaßte mich ein wildes, sturmartiges Gefühl, es war, als wenn eine Windsbraut meine inneren Blüten brach und knickte; und ich fing laut zu schluchzen an, indem ich ihn meinen Vater, meinen Wohlthäter, meinen einzigen Freund auf Erden nannte. Als ich meine Thränen getrocknet hatte und aufschaute, sah ich, daß er das

Zimmer verlassen, und an seine Stelle zwei leise weinende Jungfrauen getreten waren, die mir so nahe standen, wie Schwestern, die ich so innig liebte, wie ich nur einen Menschen auf Erden lieben konnte. Was Alles wir in dem folgenden stundenlangen Gespräche verhandelten, weiß ich nicht genau, denn meine Seele hatte keine Empfänglichkeit mehr für die Gegenwart, sie schwelgte nur in der verlorenen Vergangenheit und bemühte sich, den Schleier der ungewissen Zukunft zu lüften. Nur soviel weiß ich, daß ich Das, was ich sprechen wollte, nicht sprechen konnte, und daß Das, was ich sprach, nicht den tausendsten Theil Dessen enthielt, was mir in schweigendem Schmerze die Seele überfluthete.

Endlich war der Augenblick der Trennung gekommen. Ich hatte den Wunsch ausgesprochen, man möge mich allein den Weg nach Nedlitz zurückwandern lassen, um mir die Pein des Abschieds nicht durch viele Worte zu verlängern. Man willfahrte mir und hatte zurückzubleiben versprochen. Ich stand vor den beiden Mädchen und schaute sie wehmüthig an, als wollte ich ihre lieblichen Züge tief in meine Seele prägen. Immer noch wollte ich Verschiedenes sagen und konnte keine Worte finden.

»Kinder!« rief ich plötzlich. »Erlaßt mir das Uebrige; Ihr seht, ich kann nicht mehr sagen und leiden. Was für Euch in meinem Herzen liegt, wißt Ihr – *das* Herz ist nicht das beredteste, was *Alles* der Lippe anvertrauen kann. Lebet wohl und behaltet mich lieb.«

»Das wollen wir redlich,« erwiderte Marianne, leise weinend und mir die Hände drückend, während Anna

stumm blieb und mehr noch als die Sprache verloren zu haben schien. Starr blickte sie mir in's Auge, aber fest legte sie ihre Hand in meine Hand, als ich ihr Lebewohl sagte. Doch da zuckte es um ihre Lippen und ihre großen Augensterne öffneten sich weit, ohne eine einzige Thräne mehr zu vergießen; ich sah, sie wollte etwas sagen, es schien aber nicht den weiten Weg vom Herzen zu der Lippe finden zu können. Endlich hauchte sie es heraus – aber leise nur bebte es an mein Ohr, so daß ich es mehr errieth, als verstand:

»Walther! Gehe mit Gott – und mit Gott kehre wieder!«

»Ja,« rief ich, »ich komme wieder – mit Gott – zu Dir! Und nun laßt mich los!«

»Wir halten Dich nicht,« sagte da Anna tonlos. »Du magst gehen –«

»Aber ich kann noch nicht fort!« schrie ich angstvoll heraus und ergriff noch einmal ihre zitternde Hand. Und siehe, da fand sie ein Mittel, meine Bande zu lösen. Ihre Augen senkten sich, langsam aber fest, in die meinen; tief, tief blickten sie in meine Seele hinein und ich glaube, die meinige antwortete ihr. *Der* Gedanke, den sie mit diesem unbeschreiblichen Blicke wie mit magnetischer Gewalt in meinen Busen geschleudert, gab mir Fassung, Kraft und Männlichkeit wieder und – im nächsten Augenblicke war ich aus dem Vorsaale und die Thür lag zwischen ihr und mir.

Da fiel es mir kalt auf's Herz – mir stand noch ein letzter schwerer Auftritt bevor. Ich mußte mich der Pfarrerin empfehlen. Sie war zu Hause, ich hatte noch so eben ihre

gellende Stimme durch das Haus schallen gehört. Rasch also hob ich die Hand und dumpf klang der Ton meines klopfenden Fingers zurück.

»Herein!« rief sie mit ihrer gewöhnlich eisigen, klanglosen Stimme, die Gott ihrem Herzen gleich gebildet zu haben schien. Ohne Zweifel wußte oder vermuthete sie, daß ich zu ihr kam. Ich stand vor ihr, zum ersten Male in dem noch nie betretenen Gemache und verbeugte mich.

»Madame,« sagte ich, »ich gehe von diesem Hause in die Welt –«

»Da thun Sie recht, mein Herr!«

»Ich bin Ihnen vielleicht oft ein Störenfried gewesen, aber ich habe Ihnen ohne bösen Willen im Wege gestanden –«

»Was wir gewesen sind und gethan haben, ist vorüber – was wollen Sie ferner thun?«

»Ihnen – Ihnen – danken –«

»Wofür?«

»Daß Sie mich geduldet haben.«

»Sparen Sie sich die Mühe – leben Sie wohl und – und – ich wünsche Ihnen alles Gute, was Sie – *erreichen* könne.«

Und mir mit erhobenem Kopfe und listig funkelnden Augen den Rücken kehrend, schritt sie langsam und majestätisch in's Nebenzimmer.

Was Sie *erreichen* können! Welcher Stolz, welcher Hohn, welche Herablassung lag in diesem stark betonten Worte. »Ja,« sagte ich zu mir, als ich raschen Schrittes durch das Dorf ging, »was ich *erreichen* kann. Das

soll heißen, was so ein armes Ding von Mensch, so seine bürgerliche, namenlose Creatur, wie ich in dieser verglas'ten, verpanzerten, verummten Welt bin, erreichen kann – nicht wahr? O Du willst mich bei meinem ersten Schritte in diese Welt erdrücken und niederbeugen, mit Deinem Spotte mein warmes Herz erkälten und mit Deinen Schlingen meinen arglosen Fuß verwirren – nein! Du *gnädigste* Frau, Deine Gnade, Deine Huld, Deinen Beifall wollte ich freilich nicht erringen – wir wollen sehen, ob ich ihrer bedarf, ob ich überhaupt so unglücklich bin – Deiner zu bedürfen!« –

Durch solche, meinen Geist wieder erhebende Gedanken von den schwermüthigen Gefühlen meines Herzens abgeleitet, kam ich nach Hause, um – ach! noch einen Unglücksfall zu erleben und einen neuen Schmerz als Zehrgeld in die zu beginnende Laufbahn mit hinüber zu nehmen, denn – noch an demselben Abende erlag meine gute Pflegemutter, die lange schwer gekränkelt, ohne daß ich ihre so schnelle Auflösung geahnt hatte, ihren Leiden. So vereinigte sich Alles, mir die Kluft, die meine Vergangenheit und Zukunft trennen sollte, noch größer zu machen und den vollendeten Lebensabschnitt als ein verlorenes köstliches Gut betrachten zu lassen, womit man sich in der Erinnerung wohl liebevoll beschäftigen, welches man aber nie wieder in's Dasein zurückrufen kann.

So war ich also Student der Gottesgelahrtheit geworden, und mit warmem Eifer gab ich mich meinem neuen Berufe hin, von dem ich hoffte, daß er einst das Glück meines Lebens begründen und mir den Frieden im Himmel und auf Erden, wonach ich trachtete, erobern sollte. Der zwiefache Schmerz, der in den ersten Tagen des ungewohnten Alleinseins mein Inneres durchwühlte, linderte sich mit der fortschreitenden Zeit, und die neuen tausendfältigen Anregungen eines in allen Einzelheiten sonst geregelten Lebens hielten den Geist frisch und belebten den gesunkenen Muth des von allen Lieben und früheren Gewohnheiten abgesonderten Jünglings. Aber die wenigen Collegien, die mein Studium mich vor der Hand zu besuchen zwang und die sich nur auf die Einleitungen und Vorbereitungen in das höhere Gebiet der Theologie bezogen, füllten meine ganze Zeit nicht zur Hälfte aus und entsprachen den Anforderungen meiner jugendlichen Thatkraft bei Weitem nicht. Lieber wollte ich seinen Leib an Entbehrungen gewöhnen, als meinem Geiste die ihm nöthige und eifrig begehrte Speise versagen. Daher besuchte ich sehr bald Vorlesungen, die, streng genommen, meinem eigentlichen Studium nicht entsprachen, meine Liebhaberei für die schönen Wissenschaften und die Literatur aber, und meinen unsäglichen Durst nach allgemeinerer Kenntniß vollkommen befriedigten. Glücklicherweise waren die Lehrstühle in diesen Fächern mit würdigen Lehrern besetzt und bald lebte und webte ich in einer Fülle niegeahnter Weisheit und

menschlicher Schulgelehrsamkeit. Das aber regte natürlich meinen Produktionseifer von Neuem an und bald kam der Tag, wo ich meine früheren schriftstellerischen Arbeiten hervorholte und an neue zu denken begann. Da schmeckte ich denn zum ersten Male in genügender Weise die unnennbare Wonne des geistigen Schaffens, es eröffneten sich mir tausend neue Quellen höherer menschlicher Befriedigung. Ich schwelgte in den Bildern meiner Phantasie und füllte mehr Papier mit meinen Gedanken an, als man von einem Menschen in meinem damaligen Alter vorauszusetzen pflegt.

Da trat aber eine neue und unerwartete Störung in dieses paradiesische Leben. Einige Studiengenossen, die ich bald in Hörsälen und auf dem Fechtboden kennen gelernt, brachten mich auf den Einfall, meine Militairpflicht schon jetzt abzuleisten, um später des herberen Einflusses dieses Herrendienstes auf meine entwickelteren Studien überhoben zu sein. Die Antwort einer Anfrage, die ich deshalb an meinen Vormund richtete, lautete im Ganzen, daß ein Mensch, der eine nothwendige Pflicht zu erfüllen habe, wohl thue, diese sobald wie möglich zu erfüllen. Das gab dem einmal angeregten Wunsche den Ausschlag. In wenigen Tagen war ich ärztlich untersucht, tauglich befunden und trug zu meinem eigenen Erstaunen den bunten Rock des Königs. Aber meine geringen Mittel wurden dadurch unerwartet scharf angegriffen und machten mir die größte Enthaltksamkeit in meinen Genüssen zur Pflicht. Auch meine Studien und häuslichen Arbeiten wurden häufig dadurch unterbrochen, ich

holte aber alles Versäumte durch nächtlichen Fleiß redlich wieder nach. Was ich aber nicht vorherbedacht, daß mich die übernommene Dienstleistung auch von meinen so schön ausgemalten Ferienreisen nach Glindow abhalten würde, sah ich erst ein, als es zu spät war, und nun blieb mir nichts Anderes übrig, als mein sehnsuchtsvolles Herz durch Gründe der Vernunft zu beschwichtigen. An die Stelle des mündlichen Austausches mit den geliebten Verlassenen im Pfarrhause aber trat der längst vorher besprochene schriftliche ein. Der Pfarrer billigte alle meine Pläne und ihre sofortige Ausführung und vertröstete mich mit der flüchtigen Zeit, die achtlos durch Jahre rausche und das vorgestreckte Ziel noch früh genug erreichen lasse. Das tröstete mich schon etwas; und wenn ich noch herzlicheren Zuspruchs bedurfte, so floß mir auch dieser reichlich aus den liebevollen Zeilen entgegen, die ich von dem aufblühenden Schwesterpaare erhielt.

»Glaube nicht,« schrieb Anna eines Tages, »daß Du allein thätig und fleißig bist und Deine Tage mit ernstesten Studien ausfüllst; auch wir vertreiben uns die lange Zeit durch ernstere Dinge, als Du in unseren kindlichen Tagen uns gemeinschaftlich vollbringen sahst. Der Vater hat nicht genug Bücher und besitzt nicht genug Kenntnisse, unsere begehrenden Wünsche nach Neuem und Bedeutendem zu erfüllen, und keine Woche verstreicht, wo nicht von der Stadt aus die gedruckten Belehrungen einlaufen, nach denen wir ein so heißes Verlangen tragen. Jetzt erst begreife ich, was Du mir so oft gesagt, daß der Mensch am glücklichsten und ruhigsten sei, wenn

er unausgesetzt an seiner Vollendung arbeite. Und das thun wir, das thue namentlich ich, da ich nicht wissen kann, was die meinen Augen verborgene Zukunft von mir verlangt. In unserm Hause selbst herrscht das gewohnte Leben und Treiben, nichts hat sich darin verändert, ich brauche Dir also auch nichts davon zu sagen; was mich aber bisweilen ruhelos in's Weite zieht und treibt, das ist die Leere und Einsamkeit der Stunden des Tages, die wir früher in vertraulichem Umgange gemeinschaftlich zuzubringen pflegten. Seitdem Du fort bist, will die alte Vereinigung nicht so recht mehr zu Stande kommen, es fehlt uns ein Mittelpunkt, der das Ganze hebe und trage. Namentlich in den sonst so süßen Stunden der Abenddämmerung, wenn die Sonne sinkt, die Vögel zur Ruhe gehen und die Nebel der Ferne unsern Blick begränzen, kommt oft ein unbestimmtes Sehnen über mich, dessen ich selten Herr werden kann. Da schweife ich denn wie ehemals durch Berge und Wälder, und alle die heimlichen Plätze, die mir durch die Vergangenheit theuer und süß geworden sind, suche ich am liebsten und häufigsten auf. Ich grüße dann das Wasser von Dir, die Bäume und die Wolken, und trage ihnen Gedanken und Worte auf, die sie Dir vielleicht nicht alle wiedersagen. O mein Freund, wie ist doch das Leben so schön, wenn ein geistiges Band uns auf Erden mit Gleichgesinnten verknüpft, und wie traurig ist es, allein zu stehen unter Vielen, die uns nicht begreifen und empfinden können. Bisweilen ist Letzteres mein Loos, dann denke ich aber an Dich, der Du gewiß noch

mehr an Aehnlichem leidest, und dann bin ich gleich wieder glücklich und zufrieden. Lebe wohl und laß das Jahr schneller eilen als gewöhnlich, damit ich nicht zu lange auf Deine Wiederkehr zu warten brauche. Nur noch um Eins bitte ich Dich. Ueberrasche uns nicht durch einen unverhofften Besuch, sondern melde ihn vorher an, denn die Freude darauf ist mir ein hoher Genuß. Du wirst mir dann wohl gestatten, Dich schon von Weitem zu begrüßen und ich brauche nicht im öden Hause zu warten, bis Du über die Schwelle trittst. Es könnte eine Störung daheim obwalten, wie häufig, und wir ständen uns dann nicht wie alte Freunde, sondern wie Fremde gegenüber – fremd aber, und das erbitte ich mir vom Lenker unseres Schicksals, – magst Du mir niemals werden, denn einen Menschen auf Erden verlieren, den man einmal lieb gewonnen, scheint mir der Anfang des irdischen Todes zu sein. Lebe wohl und gedenke unserer, wie wir Deiner gedenken.«

Dieser Brief gab mir neues Leben, einen frischeren Trieb, gesteigerte Spannkraft. Ich bat Gott, das Jahr schneller kreisen zu lassen, und Gott erhörte meine Bitte, denn es verschwand mir pfeilgeschwind unter allerlei Arbeiten und freudiger Erwartung, wie ein Schneeflöckchen unbemerkt unter dem Einflusse der Wärme zerschmilzt, und bald war ich ein Jahr lang Soldat gewesen und also frei geworden von einer Last, die, wie jede aufgedrungene, Leib und Seele drückte.

---

Es war im Mai, als in meinem zweiten Studienjahre das Pfingstfest herankam, und nun hatte ich keine Ruhe mehr in dem gefühllosen Treiben der großen Stadt. Die vier Meilen nach der kleineren Residenz waren in drei Stunden zu Wagen zurückgelegt, von wo ich mich, nach kurzer Begrüßung meines Vormunds, nach dem so lieben Nedlitz begab. Der alte bekannte Fischer fuhr mich wie früher hinüber, aber weder rechts noch links blickten meine Augen, nur vorwärts waren sie auf einen Punkt gerichtet, wobei mir bald zaghaft, bald hoffnungsvoll das Herz schlug. Ich hatte nämlich, wie gewünscht worden war, den Tag meiner Reise und die Stunde meiner Ankunft voraus gemeldet, und daß man mir irgend wo entgegenkommen würde, glaubte ich für bestimmt annehmen zu dürfen.

Es war in der sechsten Abendstunde, die Luft warm, der Himmel rein, und selbst auf dem Flusse wehete kein Wind. Bäume und Sträucher waren schon mit ihrem Frühlingsschmucke bedeckt und die vom treibenden Saft strotzende Natur hauchte jenen würzigen Duft aus, den wir nur im Lenze athmen, wenn wir die Auen und Wälder betreten. Mir wurde wohl und wehe um's Herz, als ich der Römerschanze immer näher kam und Diejenige nicht sah, die ich so eifrig herbeigewünscht hatte. Trotz des heiteren Lächelns der ruhig um mich quellenden Erde und des segnenden Himmels, fiel ein leichter kühler Schatten in mein frohlockendes Herz – schon wollte ich meinen Blick von der bewaldeten Anhöhe abwenden und das fremde Weite suchen – da fesselte ihn

plötzlich eine lichte Erscheinung, gerade auf der grünen Höhe der Schanze. Aber welche Erscheinung war es, die ich wahrte! Täuschte mich das bezaubernde Abendlicht oder waren meine Augen mit lichtvoller Wonne erfüllt? Da stand sie – ich erkannte sie – es war Anna, Anna allein, mich erwartend. Sie war zwischen die grünen Gebüsche getreten und trug ein weißes Gewand, um das sich oberhalb der Hüften ein rosafarbener Gürtel mit langen Enden schlang. Die schwarzen Locken fielen ihr wie früher über Nacken und Hals und küßten spielend und ringelnd ihre Schultern. In der einen Hand hielt sie den breiten Strohhut, in der anderen einen Strauß leuchtender Waldblumen, beide aber hatte sie gegen mich wie zum Gruße erhoben. Wie geblendet stand ich aufrecht in dem schwankenden Kahne und hatte unwillkürlich meinen Hut abgenommen. Meine Athemzüge wurden lebhafter, in meinem Innern machte sich ein klopfender Schlag bemerklich, der lauter und lauter durch meinen Busen zitterte. Da sprang ich aus dem Kahne und flog die Höhe hinauf – sechs Schritte vor der Erscheinung aber blieb ich unwillkürlich stehen – denn ich konnte nicht weiter – ich war wie gebannt von dem unerwarteten Anblick.

»Walther!« flüsterte ihre Stimme mehr als sie sprach.

»Anna!« entgegnete ich eben so.

»Warum bleibst Du stehen – komm nur heran – ich bin es ja – kennst Du mich nicht?«

»Ich kenne Dich und kenne Dich nicht – Anna, wie siehst Du verändert aus –!«

»Du auch, mein Lieber – o wie sehr!« –

Langsam herantretend war ich ihr endlich nahe, so daß unsere Hände in einander fallen konnten. So blieben wir stehen und schauten uns an von Kopf bis zu Fuß. Und wieder fiel ein wunderbarer Blick, wie er damals bei'm Scheiden tief in mein Inneres sich senkte, in meine Augen. Als aber die meinigen den Blick wiedergegeben hatten und dieser verstanden worden war – da rief sie laut und sprang freudig empor: »Ja, Du bist es, derselbe Walther, wie Du gegangen bist, ich sehe es, Du bist *mit Gott* wiedergekommen.« Und Hand in Hand lassend, schritten wir auf dem Walle der Schanze zwischen den Bäumen herum und besprachen, was uns zunächst auf der Seele lag.

Während dieses verschiedenartigen Gespräches aber konnte ich es mir nicht versagen, immer wieder und wieder das neben mir mehr schwebende als gehende Mädchen genauer zu betrachten. Sie war wirklich merkwürdig verändert, obwohl sie im Einzelnen noch meine alte Freundin war. Aber die Jahre waren gekommen, wo in der weiblichen Gestalt ebenso, wie in dem weiblichen Herzen, eine, wie in keiner Erscheinung des Lebens sonst, fast wunderbare Veränderung vor sich geht. Ein Wunderwerk Gottes, o ja, ist die rasche geistige und leibliche Entwicklung des Kindes zur Jungfrau. Wer hätte das nicht schon oft beobachtet und empfunden – nur daß manches Mädchen sich noch auffallender, schneller, bedeutender entwickelt als ein anderes. Geht es mit ihr nicht beinahe wie mit dem angestaunten tropischen Gewächse, welches in einer zeugungsreichen Nacht Blatt, Blüte und Frucht

hervortreiben läßt, oder in wenigen Sommertagen aus dem unscheinbaren Keime sich zum Riesengebilde zeitigt? Wahrlich, zu begreifen ist eine solche zauberähnliche Wandelung nicht, sie ist nur zu bestaunen und zu bewundern.

Anna war bis zu ihrem vierzehnten Jahre etwas klein geblieben, obwohl alle ihre Formen und Glieder stets das reinste Ebenmaaß verriethen, von da an aber hatte sie an Kraft, Größe und Fülle des Körpers beinahe täglich zugenommen. Die Umriss ihrer vollkommen schönen Gestalt zeigten jene bezaubernden Wellenlinien, die das Auge des Mannes so unwiderstehlich und liebevoll an das Weib fesseln. Ihr elastischer Körper hatte sich weder zu stolz noch zu demüthig aufgerichtet und trug den ausdrucksvollen Kopf kühn den Wolken entgegen. Alle ihre Bewegungen, der Schritt des kleinen Fußes, die Führung der gerundeten Hand, hielten das richtige Maaß des Wohlgefallens und geschahen mit unbewußter und um so natürlicherer Anmuth. Aber dieser Kopf, dieses Gesicht – wie kann man den Ausdruck, den Zauber, den es auf den Beschauer übte, mit Worten beschreiben? Dicht, voll wie sonst, aber glänzender, in geglätteteren Schlangenlinien als in früherer Zeit, legten sich die üppigen Locken wie eine gern getragene Last auf die weichen Schultern, ein Gesicht umrahmend, wie es wohl selten im Leben gesehen worden ist. Es waren aber nicht die reinen, edlen, ich möchte sagen adlerartigen Züge aller einzelnen Theile desselben, was so wunderbar ansprach und anzog,

es war vielmehr die harmonische Uebereinstimmung aller zusammen genommen, die sich zu dem ganzen unbeschreiblichen Ausdruck vereinigten. Stirn, Nase, Wangen, Lippen und Kinn, namentlich wie sie in diesem Augenblicke von der inneren Freude angehaucht und belebt waren, strahlten in ihren schönsten Farben und Verhältnissen, und wenn noch eins von ihnen eine hervorragende Stelle unter allen einnahm, so war es das seltsam gebildete, volle und runde Auge, das, edel und rein geschützt, einen Strahl in sich schloß, dessen Ursprung und Ziel vergebens hätte gemessen und errathen werden können. Blau war die Grundfarbe dieses köstlichen Organs, aber ein so tiefes und wandelbares Blau, daß bei jeder leidenschaftlichen Erregung, bei jedem stärker hervortretenden Gefühl, sich seine Farbe zu verdunkeln schien, bis sie zuletzt dem glänzenden Schmelze glich, der das südliche Auge auszeichnet und die Gluth der Empfindung so unnachahmlich wie hinreißend macht.

Man verzeihe mir diese umständliche Beschreibung, aber ich konnte diesmal nicht an Anna vorübergehen, ohne wenigstens zu versuchen, den unvergeßlichen Eindruck zu schildern, den sie damals auf mich hervorbrachte. Und doch habe ich sie mit vorstehenden Worten nicht halb nach Verdienst gezeichnet. Denn höchstens der Pinsel des Malers, nicht aber das Wort des Dichters ist im Stande, eine so vollkommene Schönheit darzustellen, wie die Anna's war, die noch dadurch ihren höchsten Glanz erreichte, daß sie selbst nicht zu wissen schien, wie

schön sie war, zumal es im Pfarrhause nie Sitte gewesen, einem oder dem anderen Mädchen von seiner sich vollendenden Entwicklung nur die geringste Andeutung zu geben. –

»Hast Du mich nun genug bewundert?« fragte Anna neckisch, als ich träumerisch, in ihren Anblick ganz versunken, auf dem grünen Walle der Schanze an ihrer Seite ging. »Du hörst ja gar nicht, was ich Dir sage.«

»Aber ich höre und sehe *Dich* – ist das nicht genug, theure Anna?«

»Wenn ich Dich nun auch so anstaunen und kein Wort sprechen wollte, würden wir dann nicht eher ein Paar wandelnder Bildsäulen, als lebens- und freudvolle Menschen vorstellen?«

»Dafür ist gesorgt, daß das nicht geschieht – Du würdest an mir wenig Erbauliches zu sehen bekommen –«

»Nun, daß ich Dir nicht verrathe, was ich sehe – auch ich habe Augen und kann sie weit öffnen – siehst Du so – aber Du bist etwas blaß geworden, Walther –«

»Ich habe etwas viel gearbeitet und manche Gemüths-bewegung gehabt – doch sage mir, wie kommt es, daß ich Dich allein hier so weit von der Wohnung des Vaters entfernt finde?«

»Wundert Dich auch das? Fällt Dir das erst heute zum ersten Male auf? Habe ich Dich nicht schon als Kind an jenem Wasser erwartet? Aber ich will Dir die Wahrheit sagen – Du schaust mich so ernst an – sieh, der Vater und Marianne wollten mich begleiten. Aber sie säumten so

lange, daß ich ihnen endlich voran lief, um die verabredete Stunde nicht zu versäumen –«

»Fürchtetest Du Dich denn nicht auf dem langen Wege in dem einsamen Walde?«

»Ich mich fürchten? Im Walde? Du bist ein Thor geworden; wenn ich als Kind nichts besorgte, was soll ich jetzt besorgen, da ich erwachsen bin? Doch still – ich höre Stimmen auf dem Wege dort – ja, sie sind's – es ist der Vater und unsere gute Marianne –«

Und im nächsten Augenblicke erhoben sich Beider Gestalten über dem Rande des Walles, und noch einige Augenblicke später – und ich lag in den Armen des mir so theuren Mannes.

#### ELFTES KAPITEL. DIE RÖMERSCHANZE.

Nur drei Tage blieb ich im Dorfe; ich fand außer dem Gemeldeten Nichts, was ich zu erwähnen brauche, außer, daß auch Marianne sichtbar gewachsen und schön geworden war; aber sie schien körperlich etwas leidend zu sein, war blaß und hager geblieben und stand also an äußerem Liebreiz weit hinter ihrer älteren Gefährtin zurück. Auch der Pfarrer war auffallend gealtert; sein Haar glänzte schneeiger, die Falten seines Gesichts waren tiefer und sichtbarer geworden, seine Stirn sorgen- und kummervoller noch als sonst. Trotzdem aber zeigte er sich heiter, so lange ich bei ihm war, und wir verlebten drei glückliche Tage, nur zu glückliche, das sollte ich erst empfinden, als sie bereits wieder hinter mir lagen. Denn

mit welchen Gefühlen trat ich in mein früheres Verhältniß zurück? Welcher Sturm war es, der durch mein ganzes Gebein, durch Herz und Seele tobte? Was war es, wovor ich erzitterte und bangte, und was mich dennoch wie auf Flügeln des Windes bis in die goldenen Wolken eines unsichtbaren Himmels erhob?

Es war ein nie empfundener, geistiger Rausch – ich kann es nicht anders richtiger bezeichnen – der mein ganzes Wesen ergriffen, eine höhere Potenz des Lebens, wie sie noch nie in meinem Geiste gelodert und gekocht hatte. Und dennoch wechselte meine Stimmung, wie nie vorher, rasch und oft in ganz entgegengesetzter Richtung ab, so daß ich, wunderbar genug, bald im Himmel und bald in der Hölle zu sein, die seltsame Empfindung hatte. Fühlte ich mich zum Beispiel in einem Augenblicke stark, mächtig und geneigt zu allem Guten und Großen, so sank ich gleich nachher in die tiefste Muthlosigkeit, in eine Art wollüstiger Verzweiflung zurück, so daß ich oft an mir selber irre wurde und nicht wußte, wie diese geistige Erhebung heute zu begränzen und diese Erniedrigung morgen zu ertragen sei, um durch die eine nicht hochmüthig, durch die andere nicht ganz in den Staub gedrückt zu werden.

Lange ging ich mit mir zu Rathe, welche geheime, unerklärliche Gewalt mich so durch und durch erschütterte; anfangs glaubte ich, ich wäre krank oder mich bedrohte wenigstens ein langsam heranziehendes leibliches Uebel. Allmähig aber fand ich, daß ich nie gesunder gewesen war, als jetzt, daß alle meine körperlichen Fähigkeiten

sogar geschmeidiger, rascher ihr Werk vollendeten – und was mir sodann zunächst auffiel, war, daß meine geistige Thätigkeit nie einen so lebhaften, fast hinreißenden Schwung genommen hatte. Nachts, wenn ich mit meiner jungen Muse allein eingeschlossen war, das Papier vor mir, die Feder in meiner Hand lag, goß sich mein Gefühl wie ein immerwährender, unauszuschöpfender Quell aus meinen Adern in Gedanken und Bildern aus – Reime gestalteten sich auf Reime und niemals wurde der innerlich brausende Born erschöpft. War ich endlich oder glaubte ich mich ermüdet und legte mich nieder, so sank kein Schlaf auf meine Lider herab; wider Willen mußte ich denken, schaffen und schreiben, und oftmals sprang ich zwei-, dreimal vom Lager auf, um wieder von Neuem anzufangen. Das war denn eine Wonne, die nur Der begreifen kann, der Aehnliches empfunden und durchlebt hat, und ich glaube, diese Wonne der Selbstschöpfung ist, wie sie die reinste, keuscheste, unschuldigste ist, auch die höchste auf Erden.

Aber was war das, woher kam das? War es nur eine Begeisterung, die mir meine Studien einflößten oder die mir das großstädtische Leben mit seinen zahllosen Wundern eingab? Ach nein! Das Alles ließ mich kalt, gleichgültig, unberührt. Es war also etwas Anderes. Ha! Plötzlich fiel mir, ich weiß nicht wie, Adolf, der Barde, an jenem Abende ein, wie er uns das belebende Agens in der menschlichen Brust schilderte und – ich zuckte still, wie

von einem jähen Blitze zerschmettert, zusammen. Aufgeschlossen lagen mit einem Male vor meinen nach Innen gewandten Augen die stillen Räume meines Herzens – ich sah Blutwelle um Blutwelle kreisen und in jedem Tropfen dieses warmen Lebensstromes spiegelte sich *ein* Wort, *ein* Name, *ein* Bild ab.

»Anna!« rief ich und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus – »Anna! Du belebst mich, wie das Feuer des Prometheus die starre, kalte Erde einst belebte – Dir, Dir allein galten meine Gesänge und meine Gedanken, meine Schmerzen und meine Freuden. O! –« Und als ich erst zu dieser Erkenntniß gelangt war, kam eine stille beseligende Ruhe über mich, ich glaubte mich neu geboren und ein Kind des süßesten Glücks, des heitersten Friedens zu sein.

Aber auch diese glückliche Ruhe dauerte nicht lange – sie wandelte sich schnell in bebende Unruhe um. Mein Verstand trat an die Seite des Herzens und sprach: »Herz, was willst, was beginnst Du? Darfst Du, kannst Du jetzt schon daran denken, ein Weib zu lieben und ein so göttliches Weib?« Und da erwiderte der kalte, ruhige Verstand: »Nein, Walther, es ist zu früh, zu gewagt, zu tollkühn; Du bist noch nicht Mann genug, dies Wunderwerk Gottes ganz zu begreifen und zu würdigen – strebe erst weiter in's Leben hinein, erreiche und erraffe ein Ziel, welches erhaben genug ist, diese Krone der Menschen zu verdienen – dann erst gieb Dich Deinen Gefühlen hin, dann erst ringe um ihren Beifall, ihre Liebe – aber so lange Du noch ein Jüngling hist, auf der Anfangsstufe des ernstesten

Lebens stehst, ziemt es Dir nicht, ein Glücklicher sein und ein harmloses Weib an Dein dunkles Geschick fesseln zu wollen.«

Das war Alles, was ich mir sagte – und ich befolgte es genau. Wie viele Kämpfe mir diese Selbstüberwindung kostete – ach, ich kann es mit todtten Worten nicht beschreiben. Aber ich blieb standhaft. Vergebens waren alle klügelnden Ueberlegungen, alle sophistischen Vorspiegelungen des Herzens – »Du darfst nicht!« hatte die Stimme in meinem Innern gesprochen, und dieser Stimme gehorchte ich.

So kehrte ich mit halbgebrochenem Herzen, aber mit geläutertem Geiste an meine Arbeit, meine Studien zurück, und diese selbst erhoben mich wieder allmählig, denn als ich aus dem dogmatischen in den praktischen Theil derselben übergegangen war, begann ich einzusehen, welche ungeheure Gewalt in die Hände des Priesters gelegt ist, und wie entsetzlich unwürdig er ist, wenn er diese Gewalt mißbraucht oder überschätzt; wie segensreich dagegen sein Wirken sein kann, wenn er sich allein als den Boten Gottes, den Friedenbringer, Lehrer und Rather erkennen läßt. So waren Monate und endlich Jahre vergangen und ich hatte die Durchgangsstufe der Universität hinter mir – die erste Prüfung war bestanden, ich war Candidat geworden.

»Warum kommst Du nicht?« schrieb wiederholt der Pfarrer, der nicht begreifen konnte, warum ich so lang fern von seiner Schwelle blieb. – »Ich kann mich von meinen Studien nicht losreißen,« lautete meine Antwort,

»ich muß bei ihnen ausharren bis zum Ende.« – »Warum kommst Du nicht?« schrieb Marianne. »Wir sind Alle traurig, daß Du uns vergessen hast.« – »Ich vergesse Euch nicht,« schrieb ich wieder, »denn ich vergesse Niemand, Euch aber am allerwenigsten, Ihr Vielgeliebten!« – »Du kommst nicht,« schrieb endlich Anna, »und ich erkenne, ich fühle, daß Du nicht kommen *willst*. Du könntest wohl – aber Du *willst* nicht, Du möchtest vielleicht auch, aber Du *willst* nicht. Gut, ich füge mich in Deinem Willen, aber benimm mir die Angst, die Sorge, die ich Deinetwegen jeden Abend zu Gott, dem Allmächtigen, emporsende; er schütze Dich, daß Du aus jedem Kampfe, in den Du trestest, wie es Deiner würdig ist, also siegreich hervorgehest.«

Auf diese Worte erwiderte ich folgende: »Anna, theure Anna! Verbanne alle Angst, alle Sorge meinerwegen; in welchen Kampf ich auch treten möge, ich hoffe immer siegreich, wenn auch wie der Spartaner einst, daraus hervorzugehen. Aber ich bin gesund, rüstig, bei voller Kraft. Also warum Sorge? Aber darin hast Du Recht, wenn Du sagst, ich *will* nicht kommen. Doch Du hast nicht *ganz* Recht, denn außerdem, daß ich nicht *will*, *kann* ich auch nicht, *darf* ich auch nicht – Gott selbst hat es mir durch die Erleuchtung meines Gewissens geboten.«

Hierauf schrieb sie wieder: »Gott hat Dir geboten, nicht zu kommen? Täuschest Du Dich auch nicht? Wenn nun ein Mensch so vermessen wäre und zu Dir träte, und Gott entgegenstrebend zu Dir sagte: ›Walther! Du darfst, Du kannst dennoch, trotz Deines zarten Gewissens, wenn

Du nur *willst!* Und wenn ich nun dieser Mensch wäre, Walther?«

»Verstehe ich Dich recht?« fragte ich wieder. »Denkst Du wirklich, was Du sagst – schriebs Du mit Vorbedacht: Walther, Du *kannst*, Du *darfst* –?«

»Ja,« lautete es, »ich schrieb es mit Vorbedacht.«

Und nun wieder fragte ich: »Wenn es nun etwas Anderes wäre, was mich abhält, zu Euch zu kommen, als was Du denkst?«

»Es kann nichts Anderes sein, als ich meine,« schrieb sie. »Laß uns nur zusammen reden, es wird klar, es wird rein werden in uns, und wir werden nicht allein sein, denn Gott wird bei uns stehen.«

»Ich komme,« schrieb ich darauf. »Ja, ich komme, so bald eine wichtige Angelegenheit, die ich vor Augen habe, geordnet ist. Ich komme, um es klar werden zu lassen, um Gott bei uns stehen zu sehen, um – um – doch was soll ich Dir noch weiter sagen – Du hast ein Auge in Deinem Herzen, welches alles Verborgene in mir sieht, und Du verstehst mich, ohne daß ich zu Dir spreche.«

»Ja, ich verstehe Dich,« lautete ihre Schlußantwort, »ich verstehe. Alles, was Du denkst, *willst*, schaffst und was sich sogar in Dir *ohne* Dein Wissen und Wollen erzeugt – ich sehe, ich fühle Dich, von Weitem, immer, überall – komm und überzeuge Dich, ob Du auch sehen kannst, was ich fühle und – *mit* meinem Wissen und Wollen in mir erzeuge.« –

Die wichtige Angelegenheit aber, die ich, wie oben nur kurz erwähnt, vor Augen hatte, war einfach folgende.

Nicht umsonst hatte mich mein Vormund vor drei Jahren ermahnt, jede Gelegenheit zu ergreifen, die mich meinem künftigen Ziele näher bringen könnte. Ich sah ein, daß ich bald des materiellen Unterhalts bedurfte, denn meine Mittel waren fast ganz erschöpft. Ich hatte meine Aufmerksamkeit fast überall hin gerichtet, aber bisher nichts Wünschenswerthes entdeckt. Da berief mich eines Tages ein hochverehrter Lehrer, dem ich ein fleißiger Schüler gewesen war, zu sich. Ihm hatte ich schon vor langer Zeit mein Anliegen vertraut und um seine Fürsorge vorkommenden Falles gebeten.

»Mein junger Freund,« sagte der würdige Mann, als ich ihm gegenüber in seinem Studirzimmer saß, »ich hoffe, für Sie etwas Gutes, oder Etwas, was wenigstens Gutes verspricht, gewirkt zu haben. Sie sind mir lieb und werth geworden und Ihr strebender Geist hat sich meinem Kennerblicke sehr bald verrathen. Da ist mir denn ein Auftrag zu Theil geworden, den ich Ihnen jetzt mittheilen will, weil ich hoffe, mich mit Ihrer Hülfe desselben entledigen zu können. Zur vollständigen Vollführung des Vorliegenden aber gehört ein charakterfester, willenskräftiger und doch schmiegsamer junger Mann, der sich in die Forderungen der Welt zu schicken weiß, aber Geistestiefe genug besitzt, den etwa übermäßigen Forderungen dieser Welt einen festen Damm entgegen zu setzen. Wenn es Ihnen gelingt, die Schwierigkeiten der Gegenwart zu besiegen, so wird Ihre Zukunft gelichtet sein, denn die Familie, der ich Sie übergeben will, ist mächtig und wohlwollend genug dazu. Ein mir bekannter Graf Marchfeld

hat einen Sohn in Ihren Jahren, Bruno mit Namen, für den er einen Begleiter und Lehrer auf einer längeren Reise wünscht. Ein älterer Mentor ist schon vorhanden, man bedarf aber noch eines jüngeren; den soll ich nun zum Troste des alten Vaters suchen, der mit Sorge auf seinen Sohn blickt, und dazu habe ich Sie auserwählt.«

»Warum aber blickt der alte Vater mit Sorge auf seinen Sohn?« unterbrach ich die Pause, die der Meister nach jenen Worten eintreten ließ.

»Weil – weil dieser Sohn ein wilder Mensch, eine Art Freibeuter in seinem Stande ist. Er hat, wie es scheint, eine schlechte oder gar keine Erziehung genossen und soll nun noch einmal in die Schule gehen.«

»Das ist etwas spät – die Ruthe kann man ihm nicht mehr geben –«

»Doch, aber eine gewaltige, eiserne, die eindringlichste von allen – eine moralische Ruthe –«

»Und die soll *ich* in die Hand nehmen, Herr Professor?«

»Ja, das sollen Sie, wenn Sie wollen. Der Lohn dafür ist reichlich, wie es sich gebührt, aber, ich muß es bekennen, die Aufgabe ist auch schwer. Ueberlegen Sie sich die Sache und geben Sie mir dann eine Antwort.«

Ich forschte noch nach Mehrerem, namentlich nach dem Zeitpunkte meines neuen Dienstantrittes, und er theilte mir Alles mit, was er wußte. Dankend und sinnend ging ich aus seinem Hause. Ich schrieb an meinen Vormund und den Pfarrer in Glindow. Beide riethen zu und baten mich zugleich, sie noch einmal zu besuchen, bevor ich die dargebotene Stellung annähme.

Dieser Besuch nun wurde beschlossen. Meine letzten Bedenken, die geliebte Heimat noch einmal zu sehen, waren verschwunden oder besiegt, ich war gefaßt, Allem, was mir auch begegnen könnte und würde, mit Ruhe und Ergebung entgegenzutreten. –

Es war ein regnigter Junitag, als ich meine kurze Reise antrat. Die Pferde liefen mir aber nicht rasch genug, meine Ungeduld flog ihnen weit voraus. Ich konnte nicht erwarten, daß man mir entgegenkam, obgleich ich meine Ankunft zeitig genug gemeldet hatte, denn das Wetter erwies sich zu unfreundlich. Endlich war wenigstens die Stadt erreicht. Ich hielt mich nicht auf, meinen Vormund zu besuchen, es zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Dorfe hinaus. Ich trat meinen Weg zu Fuße an; so konnte ich doch der inneren Aufregung eine körperliche Anstrengung entgegensetzen, was immer ein gutes Gegengewicht ist. Mein Blut wallte, meine Füße waren mir für meine fliegenden Wünsche zu kurz. Ich machte immer größere Schritte, je weiter ich kam; endlich fing ich zu laufen an. Der Regen hatte aufgehört, aber ein kräftiger Wind braus'te um mich her und schüttelte mir die Locken um die heißen Schläfe. In dieser heftigeren Bewegung fühlte ich mich bald warm werden und das that mir wohl. Dennoch lag es wie eine drückende Last auf meiner Brust, die ich nicht abzuwälzen vermochte. So kam ich nach Nedlitz. Der alte Fischer, der mich sonst immer über den Fluß gefahren, war nicht zu Hause, ich wartete eine Weile, aber er kam nicht. Endlich nahm ich mir selbst den Kahn und bat, ihn mit einem anderen

nachher zurück zu holen. Die mir wohlgesinnte Frau des Fischers, die selbst zu schwach zum Rudern war, gestattete mir gern meine Forderung. Ich setzte mich in die Spitze des Kahns und legte zwei Ruder ein. Kräftig senkte ich sie in das Wasser; das leichte Gefährt tanzte lustig über die wogende Fluth. Mich hielt weder Wind noch Strömung auf. Endlich war ich am Lande, ohne einen Blick hinter mich geworfen zu haben. Als der Kahn fest auf den Ufersand fuhr, zog ich erst die Ruder ein. Da, als ich mich von meinem Sitze erhob und mein Gesicht dem Lande zuwandte, erschrak ich wie vor einem Gespenste – Anna stand dicht vor mir am Rande des Wassers. Sie trug ein wollenes warmes Kleid und hatte zum Schutze gegen die ungestüme Witterung ein großes Tuch um Brust und Leib geschlungen. Ihre wogenden Locken befestigte ein weißes Tuch, welches sie unter dem Kinne zugebunden, denn den luftigen Hut hatte sie zu Hause gelassen.

»Anna!« rief ich – »Du bist hier? Ich habe Dich nicht erwartet.«

»Ja, ich bin hier!« Und ihre begrüßende Hand fiel voll und kräftig in die meine. Wir schritten langsam die Anhöhe hinauf und bald befanden wir uns unter den Bäumen.

»Daß Du bei dieser Witterung den weiten Weg machen würdest, konnte ich nicht denken. Du bist allein gekommen?«

»Wie Du siehst! Aber, wenn es irgend geht, kommt der Vater wenigstens nach. Doch warum sollte *ich* nicht kommen? Sind wir nicht bei größerem Unwetter schon auf diesem Wege gewesen?«

»Ja,« sagte ich – »ich weiß es noch recht gut. Die Stürme des Lebens vermögen nichts über unsern Willen –«

»Das meine ich auch.«

So schritten wir langsam auf dem grünen Walle neben einander her, wie das letzte Mal, da sie mir entgegen gekommen war. Es trat eine Pause im Gespräche ein. Mir schlug das Herz laut hämmernd bis in den Kopf; ich hatte vor vielen Gedanken keinen einzigen, den ich in Worte hätte kleiden können.

»Nun,« sagte sie, milde lächelnd, »Du bist ja so wortkarg und Du schriebst doch, Du hättest mir so viel zu sagen.«

»Unendlich viel – aber womit soll ich beginnen?«

»Beginne bei Deinem Vorhaben – berichte mir Alles.«

Ich befolgte ihre Aufforderung und erzählte, was ich über meine neue Stellung in Erfahrung gebracht hatte.

»Das ist gut,« erwiderte sie, als ich fertig war, »und das ist auch schlimm. Du wirst einen harten Stand haben.«

»Gewiß, aber das schreckt mich nicht. – Sieh, Anna, ich bin jung, kräftig, unerschrocken; habe einen festen Willen und ein steinhartes Herz –«

Anna seufzte.

»Außerdem – was kann ich verlieren? Gefällt es mir nicht, so mache ich eine Verbeugung und sage: ich danke für alles Gute – aber suchen Sie sich einen andern Gefährten.«

»Freilich. Wenn man es so betrachtet, ist es nichts Gefährliches. Wie lange denkst Du auszubleiben?«

»Das kann man nicht wissen – es können Jahre verstreichen. Wir gehen nach Italien, Ungarn und Rußland.«

»Jahre! Das ist viel gesagt. Schon *ein* Jahr ist eine lange Zeit.«

»Eine sehr lange Zeit, Anna! Ich fühle es ganz und tief und es drückt mir beinahe das Herz zusammen. Ich habe, als ich mir den Antrag nach allen Seiten überlegte, mehr gelitten, als Du Dir vorstellen kannst.«

Wieder erfolgte eine Pause. Wir hatten schon einmal den Wall umschritten und begannen den zweiten Kreislauf. Wir gingen immer langsamer, aber unsere Körper näherten sich dabei immer mehr; es war, als wenn eine magnetische Gewalt sie an einander zöge und wie unsere Geister zusammenschmelzen wollte; schon berührten sich streifend unsere Kleider. Anna hatte meine Hand losgelassen, ihr Arm ruhte in meinem Arme. Ich senkte den Kopf, Anna erhob den ihrigen. Ihr Auge traf den Himmel und blieb einen Augenblick auf den dunkelen Wolken haften, die mit beflügelter Eile ihre luftige Bahn dahinschossen. »Es stürmt da oben!« sagte sie leise, wie zu sich selber.

»Es stürmt auch auf der Erde, Anna, ach ja!«

»Walther,« sprach sie ernst und feierlich, und richtete das leuchtende Auge fest auf mich. Es stürmt auch in Dir – ich sehe, ich fühle es. Irgend ein Schmerz, der Dich ganz erfüllt, ringt rathlos in Dir. Ich sehe Dir's an, Du kämpfst vergebens, ihm einen Ausgang zu suchen. Alle Deine Briefe sprachen dasselbe aus. Du bist schon lange mein Freund – neben meinem Vater mein bester, mein

liebster Freund. Ich kann Dich nicht leiden sehen – laß uns dem Feinde, der Dich beherrscht, in's Auge schauen – ich stehe Dir bei.«

»Du herziges, großmüthiges Mädchen! Ja, Du bist meine wahre Freundin, ich fühle es tief und Dir vertraue ich ganz. O, daß ich so klar sähe, wie Dein Auge leuchtet! Aber in mir ist es düster und traurig!«

»Dan schütte es aus in meine Seele – dann tragen wir Beide daran –«

»Wohlan denn! Ja! Die Last soll herunter, und wenn Du mir auch nicht helfen kannst, so sollst Du wenigstens nicht klagen können, daß ich den besten, reinsten, edelsten Theil von mir vor Dir verborgen habe.«

»Ich höre mit den Ohren des Leibes und der Seele – sprich!«

»Die Welt ist groß, Anna, weit hinaus strecken sich ihre unabsehbaren Räume –«

»Ja, Walther.«

»Und auf diese weiten Räume hat Gott der Herr unzählige Geschöpfe gesetzt – vornehme und geringe reiche und arme –«

»Ja, Walther. Weiter –«

»Und unter diesen Geschöpfen sind viele, die für einander leben –«

»Gewiß, Walther –«

»Nie aber hat es Segen gebracht, oder nur höchst selten, wenn die Vornehmen aus ihrem Kreise herausgeschritten sind und sich einem Niedrigen zugesellt haben

– wir erblicken ein Beispiel davon an Deinen Pflegeeltern  
–«

»Nicht ganz, Walther. Das ist kein richtiges Beispiel. Das Verhältniß zwischen ihnen ist ein ungewöhnliches, ein ganz ungewöhnliches, welches alle menschlichen Berechnungen umwirft. Nicht Beide legen ein gleiches Gewicht in die Waagschaale. Mein Vater hat gut thun wollen und übel gethan, nicht aus Liebe, nur aus Wohlwollen, aus Mitleid – ich weiß das alles –«

»Seine Frau aber, die ich nicht mehr mit dem edlen Namen Deiner Mutter bezeichnen mag – hat Unrecht gethan. Sie hat dem Manne, der sich eigentlich von seiner geistigen Höhe zu ihrer leiblichen Armuth herabließ, mit Schmach vergolten –«

»Was folgerst Du daraus?«

»Ich folgere nichts daraus – aber ihr Beispiel muß Jedermann eine Warnung sein, daß man sich vorsehen muß  
–«

»Walther! Nicht alle Frauen sind wie Arnold Rieding's Gattin –«

»Nicht alle Männer sind wie Arnold Rieding – viele zum Beispiel haben nicht sein an Güte und Friedfertigkeit unerschöpfliches Herz, aber mehr Thatkraft –«

»Zu ihrem Besten vielleicht – und nun – weiter!«

»Und die habe ich, Anna. Stelle mich auf die Probe, Du wirst mich sie bestehen sehen.«

»Bestimme sie Dir selbst – ich mag Dich nicht prüfen, das Schicksal hat Dich früh genug geprüft –«

»Ach, Anna, woran mahnst Du mich. Ich war eine Waise von der Geburt an – wenige gute Menschen vertraten Vater- und Mutterstelle bei mir –«

»Aber Du wurdest dennoch ein Mann – ein edler und guter Mann –«

»So glaubst Du –«

»Nein, so weiß ich – aber sollte Dich das niederdrücken! Sieh mich an – ich bin auch eine Waise wie Du – Du bist aber wenigstens frei – ich bin gefesselt – wenn nicht durch den freigeborenen Willen meiner Väter, doch durch die Bande der Gewohnheit und Sitte –«

»Das ist es nicht allein, was mich irre macht –«

»Was sonst noch?«

»Du bist von edlem Herkommen – ein Graf war Dein Vater – ich habe es nicht vergessen, Du hast es mir schon als Kind gesagt –«

»O, das war eine kindische Unterhaltung – wie kann die Dich schmerzen – jetzt denke ich anders, höher, reifer – und mein armer Vater ist, trotzdem er ein Graf war, arm und elend in der Verbannung gestorben –«

»O, wenn ich so ein Edler wäre – ich wollte auch wie er in die Verbannung gehen –«

»Und sterben?«

»O nein – leben – leben und hoffen!«

»Du thörichter Mensch! Die Freiheit ist das höchste Gut – selbst ohne Hoffnung – lerne das von mir – wenn ich auch nicht fühle, was ich als die Tochter eines Verbannten verloren habe, so fühle ich doch, was ich besitzen könnte, wenn ich ein Mann wäre wie Du. Und was

das Edle im Menschen betrifft, so kann man auch edel sein, ohne edel geboren zu sein, nicht durch Herkunft und eingebildete Größe, sondern durch Sinn und Geist, durch Seele und Herz – und das bist Du –«

»Ich, Anna? Das glaubst Du? O, Du öffnest mir den Himmel damit – sieh, wenn diese Wolken sich über uns theilten – und die Sonne einmal rein und hell, gleichsam frohlockend auf uns herniederstrahlte –«

»Es wäre schön, Walther, sehr schön, namentlich wenn diese himmlische Sonne unsere irdische Sonne bedeutete – aber auch unter trübem Himmel, mein Freund, kann man glücklich sein.«

Während dieses Gesprächs hatte ich die Fläche meiner Hand unter die ihrige gelegt, ihre weichen Finger legten sich warm und sanft darauf. Ich hob die meinige leise empor, sie senkte die ihrige eben so leise nieder. Ich öffnete die Finger – die ihrigen schlüpfen hindurch – die meinigen schlossen sich allmählig fester und fester um die ihrigen und diese erwiderten eben so allmählig den Druck. Wie ein elektrisches Fluidum wirkte diese wohlthuende Berührung auf meine Nerven – es hob sich in mir eine gewaltige Gefühlswooge empor – plötzlich fuhr es wie ein unbegreiflicher Schlag durch mein ganzes Gebein – ich schauderte vor Wonne und Seligkeit, und wider meinen Willen, den ich nicht länger beherrschte, drängte sich mein Arm fest an den ihrigen, lehnte sich mein Körper, meinem Geist nicht länger gehorchend, an den ihrigen. Da erhob sie langsam aber sicher ihren Kopf gegen den meinen – ihre Augen strahlten eine Flamme aus, wie nie

zuvor. Mein Blick tauchte sich in ihren Blick und unabreißbar hingen beide an einander. Da brachen plötzlich die Fesseln unserer Herzen, wie mit magischer Gewalt auseinandergerissen – aufstürzten die Schleusen aller seligen Empfindungen und ließen Worte um Worte heraus.

»Anna!« schrie ich laut, lauter als der Windstoß, der um uns her Aeste und Zweige schüttelte – »Anna, Du liebst mich!« –

»Walther!« rief sie eben so laut – »Walther, auch Du liebst mich!« Und unsere Arme flogen weit auseinander und, halb bewußtlos vor nie gefühlter Seligkeit, ließen wir Herz an Herz sinken.

Wie lange wir so innig umschlungen standen, weiß ich nicht. Eines an das Andere festgedrückt, ließen wir uns nicht los, sie wederte mich, noch ich sie. Unsere Lippen hatten sich gefunden, zum ersten Mal in unserem Leben, und sie hafteten feurig auf einander. Mir klopfte das Herz gegen die Wandung der Brust, aber auch das ihrige schlug mächtig und fühlbar daneben.

»Walther!« sprach sie zuerst. »Was ist das für eine unsägliche Wonne! Laß uns recht glücklich, recht treu, recht dankbar sein – ich, ich kann nur einmal lieben im Leben – ich fühl' es, ich weiß es. Aber das menschliche Glück ist so wandelbar – noch haben wir uns, aber in wenigen Tagen schon haben wir uns nicht mehr. Wenn es Deine Seligkeit noch um etwas erhöhen kann – so höre es – ich habe Dich schon lange, lange – ach, den Anfang weiß ich nicht mehr – und glühend geliebt.«

»Und ich auch, ich auch, meine Anna – das ist es ja, was ich so lange niedergekämpft, was ich besiegen zu wollen so hochfahrend war – und auch ich weiß den Anfang meiner Liebe nicht mehr. Wie wird aber das Ende derselben sein?«

»Das dürfen wir jetzt nicht bedenken – der Anfang, den wir von heute beginnen, gehört uns allein – das Ende weiß und gehört – Gott!«

»Ja – Gott! Dem wollen wir Alles überlassen.«

»Alles!« – Und in leisem Geflüster, wie es in so köstlichem Augenblicke des menschlichen Daseins so natürlich ist, gingen wir, fest an einander geschmiegt, wie zwei junge Bäume, die aus einer Wurzel emporsteigen, mit unseren Armen uns umfangend, mehrere Male langsam um den grünen Wall herum, Alles und Jedes bedenkend, besprechend, die süße Zukunft einleitend und beinahe die süßere Gegenwart darüber vergessend. Aber so ist der Mensch – nur selten ist es ihm beschieden, den Augenblick zu fesseln; immer denkt er in der jetzigen Stunde der kommenden und begehret ihrer. Aber es ist einmal so und wir arme Sterbliche können weder unser Herz, noch die Empfindungen darin nach einem besseren Maße, einer richtigeren Ordnung umformen.

Darin aber waren wir vollkommen einverstanden, noch heute dem Vater unser neuestes Glück mitzuthemen und um seinen Segen wenigstens zu bitten, denn daß wir einen anderen, den seiner Frau, erhalten würden, war Keinem von uns zu hoffen eingefallen. Was den Vater betraf, so beschwichtigte Anna meine geringe Besorgniß,

indem sie mir mittheilte, daß derselbe sich zu wundern scheine, daß die heutige Stunde nicht schon lange geschlagen habe.

»Er wird also nicht zürnen?« fragte ich.

»O, wie verkennst Du den guten Vater – doch sieh, da kommt er selber, nun kannst Du sogleich seinen väterlichen Ausspruch hören.«

Allein das geschah nicht, das konnte nicht geschehen, denn Marianne begleitete ihn wider Vermuthen und ich wollte mit ihm und Anna allein sein, wenn ich ihm unser Beider Glück zu enthüllen unternahm. Marianne sollte es erst nach ihm und endlich auch die *gnädige* Frau erfahren.

## ZWÖLFTES KAPITEL. VATER UND MUTTER.

Der Pfarrer und seine Tochter äußerten beide die herzlichste Freude, mich nach so langer Trennung wiederzusehen, und hörten, wie sich nicht anders erwarten ließ, die Erzählung meiner Berufung zu der großen und schönen Reise mit warmer Theilnahme an. Um diesen Gegenstand drehte sich fast das ganze Gespräch, welches wir während unserer Rückkehr nach dem Pfarrhause führten, wobei ich nicht unterließ, Anna an meinem Arme zu halten und ihr bisweilen mit einem uns allein verständlichen Blicke in das schöne Auge zu schauen.

Als wir zu Hause angekommen waren, fanden wir unerwarteten Besuch bei der Pfarrerin vor. Die Mädchen wurden beide in die Gesellschaft beschieden, woran sie seit etwa zwei Jahren Theil nehmen durften. Marianne

gehorchte sogleich und verließ uns; Anna aber entschuldigte sich und blieb bei uns. Gern hätten wir uns jetzt, nachdem die größte Last vom Herzen war, auch der kleineren gegen den Pfarrer entledigt, aber das Kommen und Gehen verschiedener Personen aus dem Dorfe, der Dienenden im Hause und das Geschrei und Gelächter der anwesenden Herren und Damen drüben im Gesellschaftszimmer, welches laut schallend über den Vorsaal tönte, raubte uns die mittheilsame Stimmung und wir sparten es zum nächsten Morgen auf, wo wir den Pfarrer zum frühen Spaziergange ermuthigen und dann in der freien Natur unser Herz gegen ihn erleichtern wollten. Den Spaziergang sagte er uns schon am Abende zu, falls das Wetter günstig sei, und darum den lieben Gott zu bitten, sollte unsere Aufgabe für die Nacht sein.

Ich hatte aber noch ein anderes und bedeutenderes Gespräch mit meinem Gotte in dieser Nacht zu führen. Die neuen stürmischen Gefühle, die mich bewegten, und die nie vorher empfundene Wallung meiner Seele ließen mich keine Ruhe finden; ich wälzte mich im Bette, worin ich so oft sanft geschlafen, unstät umher und war unvernünftig, den seltsamen Zustand meines ganzen Wesens zu bewältigen. Dabei sprang ich von einem Extrem zum andern über. Bald frohlockte ich über mein ungeahntes Glück, bald schmolz ich in unbegränzte Wehmuth hin. Einmal erschien es mir, als ob ich das höchste Gut der Erde gewonnen, dann wieder lag es mir schwer wie ein begangenes Verbrechen auf der Brust. Es mochte eine Stunde nach Mitternacht sein, als der Pfarrer, mit dem

ich in einem Zimmer schlief, von meinem unruhigen Umherwälzen erwachte und mich fragte, warum ich nicht schlief? »Ich bin glücklich, mein theurer Vater,« erwiderte ich – »morgen sollst Du Alles, Alles erfahren.« Denn schon lange redete ich ihn mit dem traulichen Du an.

»So gebe Dir Gott Segen und Friedens Schlaf wohl, mein Sohn, sprich inbrünstig mit Deinem Schöpfer und lege ihm Deine ganze Seele dar, dann wird er Dir geben, was Dir Noth thut. Gute Nacht!«

»Ach, wollte er es!« seufzte ich und legte mich abermals herum. Das Gebet aber, welches ich jetzt in stiller Nacht zu dem Sternenbewohner emporsandte, war in der That inbrünstiger, als je eines, das zuvor aus meiner Seele floß. Mein ganzes Innere goß ich vor ihm aus, alle meine Leiden und Befürchtungen klagte ich ihm, aber auch in die ganze unermessliche Wonne meiner rauschenden Freuden ließ ich ihn blicken. »Sei Da mein Hort,« schloß ich, »wenn es die Menschen nicht sind; wenn *Du* mir zur Seite stehst, werden alle meine Gegner machtlos und geringe sein.« Und noch während ich das letzte Wort dachte und sprach, lag ich schon ohne alle Empfindung des mich Umgebenden – ich war in einen Schlaf gesunken, wie er nicht süßer sein kann nach einem solchen Tage.

Als ich aber am nächsten Morgen erwachte, die goldene Sonne in vollster Klarheit in mein Zimmer schien und ich in demselben Augenblick Anna's silberne Stimme aus dem Nebenzimmer vernahm, da konnte ich kaum die Wahrheit dessen begreifen, was mir geschehen war und ich fragte mich wiederholt, wie es denn zugegangen

und ob ich nicht etwa in einer Täuschung befangen wäre. Aber diese gefürchtete Täuschung verschwand bald.

»Seid Ihr schon auf, Ihr Männer?« fragte eine liebliche Stimme jenseit der Thür.

»Ja, ja,« riefen der Pfarrer und ich zugleich, obwohl wir noch Beide auf unserm Lager ruhten.

»Die Sonne scheint – es ist herrliche Luft!« rief Anna weiter.

»Wir sehen es!« rief der Pfarrer. Ich aber rief: »Anna, ist es denn wahr?«

»Was soll denn wahr sein?«

»Nun, was ich meine!«

»So wahr, wie der Himmel golden und die Nacht dem Tage gewichen ist, mein Freund!«

Mit einem Jubelrufe sprang ich jetzt empor und in wenigen Minuten saßen wir sämmtlich am Frühstückstische.

---

Der Pfarrer, an diesem Morgen in gemüthlichster Stimmung, weil ich wieder da wäre, wie er meinte, rauchte noch behaglich sein Pfeifchen. Anna nahm schon den Strohhut und einen leichten Ueberwurf, ich ergriff meinen Hut und so stellten wir uns zum Ausgange bereit, vor den Pfarrer, während Marianne sich eifrig mit der Wirthschaft beschäftigte.

»Nun, was treibt Ihr denn so ungestüm zur Eile, Kinder; warum soll ich denn so früh hinaus – Ihr denkt wohl

nicht daran, daß ich vielleicht nothwendige Arbeit habe?«

»Nein, heute hast Du nichts zu arbeiten, als höchstens das, was wir Dir aufgeben werden, Väterchen!« lächelte Anna und warf einen ihrer sonnigsten Blicke auf den theueren Mann, dessen Endstrahl jedoch auf mir haften blieb. »Komm nur hinaus,« fuhr sie fort, »sieh, der Wald ist so schön frisch und Du sollst einmal hören, was uns die Vögel erzählen.«

»Ich kann es mir denken!« mochte der Pfarrer zu sich selber sagen, als er jetzt die Pfeife wegstellte und Stock und Hut ergriff, wenigstens widersprach seine Miene diesem Gedanken nicht.

So wandelten wir Drei denn etwas rascher als gewöhnlich durch das Dorf, denn uns Liebende trieb es, den Vater sobald wie möglich in den Wald zu ziehen, und willig folgte er uns an seinem und unserem liebsten Spaziergange, die grüne Anhöhe hinauf, wo die einsame Eiche stand und der moosige Fußsteig durch den Wald nach der Römerschanze begann. Denn dahin zog uns auch diesmal eine natürliche Vorliebe; es war die Wiege unserer heiligsten Empfindungen und unseres köstlichsten Glückes. Kaum aber waren wir die Anhöhe hinauf und in den Wald gelangt und schritten eben, Anna auf der einen, ich auf der anderen Seite des Vaters, zu Dreien auf dem gewundenen Pfade zwischen den alten Tannen dahin, als Anna mir einen verständlichen Blick zuwarf. Ihren linken Arm um den Leib des Vaters und ich meinen rechten um seinen Hals schlingend, blieben wir plötzlich stehen und

sahen ihm dann bittenden Blickes in das wohlwollende aber zu jeder Zeit etwas traurige Antlitz.

»Nun, was habt Ihr denn vor, meine Kinder? Ihr seid ja heute in merkwürdiger Laune!« rief er und schaute uns Beide, Einen nach dem Andern, an.

»Vater!« sagte Anna und schmiegte ihren umlockten Kopf dicht an seine Schulter – »Wir wollen Dich herzlich bitten, wie Du bis jetzt mir allein ein treuer Vater gewesen, von nun an auch unser Beider zu sein!« – »Und,« fügte ich hinzu, »damit noch ein Anderer im Bunde mit uns ist, hat mir Gott schon in dieser Nacht versprochen, er wolle Dein Herz lenken und regieren, daß Du uns segnest, wie er uns Beide mit Liebe und Einigkeit gesegnet hat.«

»Kinder! Höre ich recht? Steht es so? Verstehe ich Euch?« rief der alte Mann laut vor Freude und schluchzte wie ein Kind.

»Ja, Du verstehst recht!« riefen wir Beide und lagen zugleich an seiner Brust. Dann aber seine Arme um unseren Leib schlingend, gingen wir dicht neben einander durch den grünen Wald, und wenig nur ward gesprochen, bis wir an die Stelle gelangten, die gestern der vertraute Zeuge unsers Glücks gewesen war. Da setzten wir uns nieder auf das weiche Moos – vor uns rieselte das silberne Wasser – über uns lächelte mild der heitere Himmel, und in uns selbst keimte das Bewußtsein des augenblicklichen Glücks auf, welches dem Unerfahrenen eben so unendlich in der Dauer zu sein scheint, wie es das süßeste auf Erden ist. Der Vater ergriff unsere Hände und sprach,

indem er die Blicke gegen den geöffneten Himmel aufschlug:

»Kinder! Gott segne und behüte Euch! Das ist Alles, was ich geben und wünschen kann, und ich gebe und wünsche es Euch aus ganzem, vollem, väterlichem Herzen, obgleich ich nicht so glücklich bin, der leibliche Vater nur Eines von Euch zu sein. Nun laßt uns aber nicht allein dem vor uns liegenden Glücke, sondern auch der ernstesten Bedeutung desselben und seinen möglichen Folgen in's Auge schauen. – Ihr habt Euch gefunden in diesem Leben, um dasselbe, so Gott will, noch inniger verbunden, bis an's Ende Eurer Tage in süßester Gemeinschaft zu vollenden. Ich gestehe, daß ich mir das schon oft und lange gedacht und gewünscht habe – und nun ist mir dieser Gedanke und Wunsch erfüllt. Ihr sehet also daraus, daß ich nicht gegen Eure Liebe bin. Aber, meine Kinder, das Leben ist nicht immer heiter und fröhlich; nicht immer lacht die Sonne uns an, wie heute, es kommen auch bittere, kalte und schmerzliche Tage. Sehet mich an – ich, beinahe ein Greis mit silbernen Haaren, mit gefurchter Stirn und ach! – mit noch gefurchterem Herzen – ich habe das wohl empfunden und erfahren. Mich hat das Band der Ehe, nach dem Ihr heute so heiß begehret, mich, der ich einst so glücklich war, zum Elende geführt. Ich verschweige Euch das nicht, denn Ihr kennt ja mein Leiden und die Ursache desselben, wie Ihr Alles kennt, was in und an mir ist. Auch seid Ihr verständige Menschen und sehet, wo Licht und Schatten ist im menschlichen Leben. Wissentlich trage ich keine Schuld

an den traurigen Ereignissen meines Daseins – vielleicht aber bin ich zu weich, zu nachgiebig, zu friedensliebend gewesen und hätte besser gethan, meine Männlichkeit nach Außen zu kehren. Aber ich will auch nicht alle Schuld auf die Gefährtin meines Lebens werfen. Erziehung und Umgang, Gewohnheit und der Verkehr mit der sogenannten vornehmen Welt haben an ihr das Schlimmste gethan, und das sah ich nicht ein, so lange es noch Zeit war. Ich kannte damals also auch nicht das schreckliche Uebel, welches mich später befallen hat. Ich sage Euch aber das, damit Euch nicht dasselbe begegne. Denn Euch kann auch Unglück widerfahren. Nicht auf meine Weise, aber auf eine andere, eben auf Euere Weise. Auf ein solches unvermeidliches Uebel – Gott wende es von Euch – will ich Euch vorbereiten, davor will ich Euch warnen, damit Ihr gerüstet seid, wenn es kommt, und vielleicht ist es Euch schon näher, als Ihr denken mögt. Wie wir nicht wissen, aus welcher Richtung morgen der Wind weht, so wissen wir auch nicht, von wannen der Schmerz kommt. Und Schmerz werdet Ihr haben, wie ihn jeder Mensch auf der Welt, und der gute Mensch oft am reichlichsten hat, weil er ihn am tiefsten fühlt. Ihr seid jung, sehr jung zu einer so ernsten Verbindung, wie Ihr sie vor Kurzem geschlossen habt, und ich habe selten Glück und Vortheil aus einer zu frühen Neigung hervorgehen gesehen. Das liegt in der Natur der Sache und im Gange der Welt. Das junge Herz weiß und ahnt nicht,

was ihm Ernstes bevorsteht – tausend Seitenwege des Lebens führen und locken es in die Irre, tausend unvorhergesehene Dinge vermischen und verwirren den lautereren Faden des menschlichen Schicksals. Wie auch das Eure beschaffen sei – traget es standhaft – seid einig in Allem und Jedem – gebet nach, Einer dem Andern, so oft Ihr könnt, und helfet Einer dem Andern, so oft es nur möglich ist. Das ist die Hauptaufgabe der menschlichen Vereinigung, welche man Ehe nennt, die so wenige Menschen auf Erden begreifen und verstehen. Alles Uebrige ist Nebensache. Heute erscheint Euch die Liebe eine duftende Blume, Poesie, göttlich und ewig, morgen ist diese Blume verwelkt, die Prosa zeigt ihr langweiliges Gesicht, das menschliche Gebrechen tritt kalt und schmucklos hervor. Bewahret also diese Blume, die Poesie der Liebe, so lange wie möglich – und wenn – wenn Ihr dann glücklicher seid, als Euer armer Vater es war, der hier neben Euch sitzt, Euch liebevoll umfangen hält und Euch Gott überweis't, dann erinnert Euch seiner und seiner unvergänglichen Liebe zu Euch. Amen!

Das, meine Kinder, habe ich zu Euch in meinem Namen gesprochen. Nun kommt etwas Anderes. Ich muß es Euch sagen, ob es auch herbe klingt. – Nicht ich allein habe über Euch und Eure Zukunft zu bestimmen, ich eigentlich am wenigsten –«

Er hielt einen Augenblick inne und sah mich an, der ich fühlte, was folgen sollte und welches von einer so herben Bedeutung für uns war, daß mein Herz tief und unwillkürlich davor erbebte. Aber er fuhr sogleich fort,

während seine Stimme zitterte und seine Hand in der unsrigen wider Willen erkaltete.

»Nachdem ich Euch meine Ansicht der Dinge dargelegt, muß ich mich entschließen – mit meiner Frau zu reden. Es wird eine ernste, und ich besorge es ziemlich gewiß, eine unfruchtbare Rede sein. Damit Ihr aber wißt, woran Ihr seid, soll und muß es sogleich geschehen. Ich werde ihr mittheilen, was vorgefallen ist. Ich werde ihr Alles sagen, was ich ihr sagen kann, sagen muß, um Euch in Euren Wünschen zu unterstützen. Aber – seid auf Alles vorbereitet – sie wird nicht gleich, wie ich, Eure Hände ergreifen und sie freundlich zusammenfügen. Zwar weiß ich nicht, was sie im Herzen beschlossen hat – denn ich habe nie und nimmer in dies verriegelte Herz geschaut – aber so viel ist gewiß, auch sie allein hat nicht über Anna zu bestimmen, denn Anna ist weder meine noch ihre Tochter –«

»Ich habe aber keine Verwandte mehr!« bemerkte Anna.

»Doch vielleicht noch, meine Tochter. Das aber werden wir heute noch erfahren.«

»Warum haben sie sich denn achtzehn Jahre lang nicht um mich bekümmert?«

»Das haben sie wohl gethan. Denn sie haben die Kosten Deiner Erziehung reichlich bestritten.«

»Mit Geld – ja!«

»Vielleicht auch mit etwas Anderem. Ich weiß das nicht. Seid also nicht vorschnell in der Erwartung Eures Glücks, wartet ab, was ich in Erfahrung bringen werde.

Und damit wir es bald erfahren, laßt uns sogleich nach Hause eilen. Ihr möget aber allein wandeln, langsam hinter mir her, da Ihr Euch Vieles werdet zu sagen haben, wozu der Tag nicht Raum und Zeit genug bieten wird, denn Eure Herzen sind voll zum Ueberfließen. Ich denke mir das. Lebet also wohl. Auf Wiedersehen!«

Er stand auf, und ohne auf uns zu warten, die wir uns befremdet anschauten, schritt er rasch vor uns her, dem Dorfe zu.

In die Harmonie meines kurzen Glücks mischte sich ein kalter, heiserer Mißton; der volle Accord meiner Seele löste sich nicht rein und wohlthuend auf. Hand in Hand gepreßt, ging ich mit Anna dem Vater nach, nachdem wir noch einen süßen Abschiedsblick auf die Bäume geworfen, die uns gestern, so glücklich gesehen hatten. Aber der Kummer und die Sorge hatten noch nicht Raum und Boden in unseren Herzen gefunden. Bald, ach! nur zu bald waren wir in ein Gespräch versunken, wie es nur Liebende zu führen verstehen und um welches die Götter uns beneiden würden, wenn sie nicht etwas Besseres im Himmel dafür hätten.



Es ging gegen Mittag, als wir Dorf und Haus erreichten. Marianne meldete uns, daß der Vater noch im Zimmer der Mutter sei und daß Beide in ein ernstes Gespräch

vertieft zu sein schienen. Ich ließ Anna bei der Schwester, um auch diese in unser neues Verhältniß einzuweihen, und begab mich in den Garten, um, auf- und abgehend, den Pfarrer zu erwarten und mich auf den wichtigen Auftritt vorzubereiten, der mir bevorstand. Denn der Entschluß war in mir zur Reife gediehen, daß noch am heutigen Tage die volle Entscheidung erfolgen und das Endurtheil über uns gesprochen werden müsse, da ich außer diesem Tage nur noch einen im Dorfe verleben konnte. Wie nun dieses Urtheil lautete, günstig oder ungünstig, danach wollten dann zunächst Anna und ich unsere Vorkehrungen treffen. Auch dauerte es nicht lange, so sah ich den Pfarrer in den Garten treten, wohin ihn die Mädchen gewiesen hatten. Sein Antlitz war belebter als gewöhnlich und er trocknete sich mit einem Tuche den Schweiß von der Stirn.

»Nun?« fragte ich und hing erwartungsvoll an seinen Mienen, die mir mehr bedenklich als traurig zu sein schienen.

»Mein Sohn,« fing er zu sprechen an, es ist, wie ich vorhergesehen und gesagt habe. Meine Frau hat sich nur auf allgemeine Dinge gegen mich eingelassen und mir eher Vorwürfe über mein als Dein Verfahren gemacht; die Einzelheiten aber mit Dir selber zu besprechen, hat sie sich vorbehalten. Sei also ruhig, ich bitte Dich, und was Du auch erfahren mögest, bedenke, daß Du nur vor dem Richterstuhle eines Menschen, nicht aber vor dem unumstößlichen Worte Gottes stehst. Menschen sind immer mehr oder weniger kurzsichtig und irren oft; sie kann

sich also auch irren. Komme ihr auch gütig und vertrauensvoll entgegen, vielleicht besänftigst Du dadurch ihr Herz. In Ganzen wirst Du heute eine Erfahrung machen, der Du oft im Leben widersprechen hörst. In der Welt sagt man so häufig, daß den Frauen nur die zweite Rolle im Spiele des Lebens vorbehalten sei. Das ist grundfalsch; sie spielen, wenn nicht immer, doch sehr oft, die allererste. Das geht in der Familie und im Hause, wie es im öffentlichen Leben geht, nur daß sie hier weniger geradezu und unbedingt zu herrschen scheinen. Glaube mir, sie behalten immer den rothen Faden des Geschickes und der Entscheidung über das Wohl und Wehe Derer, die in ihren Kreis gerathen, in der Hand, und sie wissen ihn stets zu rechter Zeit laufen zu lassen oder anzuziehen. Wie der Deinige auch heute angezogen werde, halte ihn fest, laß ihn nicht aus den Händen schlüpfen. Hätte ich das früher verstanden, so fände diese Unterredung zwischen uns nicht statt. In Uebrigen gehe mit Gott und sei klug, vorsichtig und furchtlos.«

Durch diese Worte nicht eben erhoben, aber auch nicht besonders niedergedrückt, verließ ich den guten Pfarrer, der mir die Hand reichte. Ich hatte von vornherein keine Hoffnung auf die Wirksamkeit seiner Vermittelung gehegt und verließ mich mehr auf meine eigene – eine natürliche Täuschung, der sich die Jugend so leicht hingiebt. Auf dem Wege in das vordere Prunkgemach begegnete mir Niemand, aber es schien mir, als schlüpfte kurz vor meinem Eintritte in's Haus eine leichte Gestalt

in das Hinterzimmer der Pfarrerin. Auf mein bescheidenes Anklopfen erfolgte ein gemessenes Herein! Ich trat ein und sah die Dame vom Hause auf dem Sopha sitzen. Ihre Wangen waren hoch geröthet, ihre Augen blitzten und ihr Busen hob und senkte sich sichtbar. Ich erkannte also, daß sie bereits in Aufregung war. Um so ruhiger hielt ich mich selber und drückte mit Gewalt mein vorwärts drängendes Herz in das natürliche Geleise zurück.

»Guten Morgen, Frau Pfarrerin!« sagte ich mit ergebener Miene und Stimme.

»Guten Morgen, Herr Lund!« erwiderte sie und deutete mit der Hand auf einen Sessel, der dem Sopha gegenüber stand. Ich setzte mich und dann trat ein Pause ein, während welcher wir uns aufmerksam betrachteten, wie es Gewohnheit zwischen uns geworden zu sein schien, wenn wir uns einmal begegneten, was jedoch nur selten geschah.

»Darf ich bitten, mir die Ursache Ihres Besuchs mitzuthemen?« begann endlich die Pfarrerin das Gespräch.

»Sehr gern. Doch ich bin berechtigt anzunehmen, daß Sie bereits von dieser Ursache unterrichtet sind, da Ihr Herr Gemahl Sie so eben in derselben wichtigen Angelegenheit gesprochen hat –«

»Sie bemerken ganz richtig, er hat mit mir von einer sehr wichtigen Angelegenheit gesprochen. *Seine* Ansicht kenne ich nun, ich möchte aber wissen was *Sie* mir darüber zu sagen haben.«

»Madame! Wenn von meiner Seite eine freundliche Bitte um Ihr Wohlwollen und um Ihren Beistand in einer

für mich so hochwichtigen Sache Einfluß bei Ihnen hat, o so bitte ich – von ganzem Herzen – geben Sie mir, sagen Sie mir zu, was ich wünsche. Vertrauensvoll komme ich zu Ihnen und sehe allen Aufstellungen getrost entgegen, die Sie mir meiner und Anna's Jugend wegen machen können.«

»Ihre Sprache, mein Herr, weicht heute in Art und Weise bedeutend von der ab, wie ich sie früher von Ihnen zu hören gewohnt war. Ich bemerke das vorher, weil ich daraus schließe, daß Sie endlich eingesehen haben, daß ich – ich, die Pfarrerin – in diesem Hause in der That mehr gelte, als Sie früher anzunehmen liebten.«

»Ich habe Ihre Geltung in diesem Hause nie verkannt – ach nein! Ich erkenne sie auch heute wieder in voller Bedeutung an.«

»Heute Sticheleien, mein junger Mann, und keine Schmeicheleien, wenn ich bitten darf. Sie haben eine Frau von Welt und Erfahrung vor sich, die weder für Ihren verdeckten Spott, noch für Ihren offenen Beifall empfänglich ist, falls Sie in der Fortsetzung unsers Gesprächs das Eine oder Andere hervorkehren sollten. Aber zur Sache. Sie haben um die Hand meiner Pflgetochter Anna angehalten? Ist es nicht so?«

»Es ist, wie Sie sagen.«

»Anna ist eine geborene Gräfin Valeska – wissen Sie das?«

»So hat man mir gesagt – hier war sie mir die Tochter des Pfarrers Rieding.«

»Nun wohl, mein Herr! Damit Sie sehen, daß ich auf diesen Ihren heutigen Antrag vorbereitet war – den ich nicht in meinem Namen, sondern im Namen der Verwandten Anna's empfangen – will ich Ihnen sagen, daß ich Jahre lang vorhergesehen habe, was diesen Augenblick geschieht. Das ist ein Vortheil für mich, werden Sie einräumen, und ein Nachtheil für Sie, obgleich Sie sich früher im Vortheile gegen mich zu befinden und mich nur als Nebenperson betrachten zu dürfen glaubten.«

»Durchaus nicht – aber Sie wollten ja selbst nicht, daß ich Ihnen näher stände –«

»Das will ich auch heute nicht und sehe auch keinen Nutzen davon ein, weder für Sie, noch für mich – ich bin weder durch Süßigkeit bestechlich, noch durch rohe Kraft so leicht zu verführen, wie ein junges Mädchen –«

»Verführen?« rief ich und sprang entsetzt von meinem Stuhle empor.

»Behalten Sie Platz,« erwiderte sie gefühllos. »Verführen, sage ich, und ich meine damit nicht das, was man gewöhnlich darunter versteht, sondern Das, was Sie in der That gethan haben, indem Sie ein junges, unerfahrenes Mädchen verlockten, Neigung zu Ihnen zu fassen und dasselbe glauben zu machen, Sie seien der Mann, der von Gott für sie geschaffen ist.«

»Das glaub' ich auch diesen Augenblick noch und aus vollem Herzen.«

»Das aber ist Ihr Irrthum, mein Herr, eben davon spreche ich. Doch was soll das lange Reden zwischen uns?

Kurz und klar, – Sie werben um die Gräfin Anna Valeska – sind Sie von Stande?«

»Von Stande bin ich nicht, aber *im* Stande, ein treues, nicht zu viel verlangendes Weib ernähren zu können.«

»Haben Sie Vermögen?«

»Nein, aber ich habe ein reines Herz, einen thätigen Geist und einen guten Willen –«

»Das nährt weder, noch ehrt es eine Frau –«

»In wenigen Jahren werde ich Pfarrer sein –«

»*Auch* ein Pfarrer? O Sie Blinder! Fallen Ihnen dabei keine bösen Beispiele ein?«

»*Wenn* sie mir auch einfallen, so erwähne ich sie nicht, Sie allein sprechen davon –«

Sie brach ab, besann sich, biß sich auf die Lippe und wurde von jetzt an heftig, in Ausdruck, Stimme und Miene.

»Gut,« fuhr sie fort. »So weit sind wir. Sie werben um Anna. Ich aber, ihre Erzieherin und Pflegemutter, sage Ihnen als Stellvertreterin ihrer Eltern, daß Sie vergeblich werben, denn nie und nimmermehr wird und kann Anna Ihr Weib werden –«

»Nie und nimmermehr? Halten Sie die Waagschaale Gottes über die Schicksale zweier Ihnen so fern stehender Menschen in der Hand?«

»Keine poetische Floskeln, mein Herr, bitte ich Unsere Unterhaltung ist sehr prosaischer Natur – leider –«

»Sie ist poetischer, als Sie denken –«

»Für Sie, nicht für mich – und das ist abermals ein Vorteil für mich, denn ich sehe klar die Verhältnisse, wie

sie vor uns liegen, während Sie sie nur sehen, wie Ihre Einbildung sie Ihnen vorspiegelt. Sie lieben Anna, das glaube ich gern; Anna liebt Sie wieder – das glaube ich auch – es ist freilich eine leichte Arbeit, ein unschuldiges Mädchen in sich verliebt zu machen, wenn man ihr die Gelegenheit raubt, sich und die Welt kennen zu lernen und der letzteren bemerklich zu werden, mit einem Worte, in einer Einöde zu leben, wie man hier lebt. Wie dem auch sei, Sie haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht, mein junger Herr. Sie genossen die Kost – ich nehme die Bezahlung in Anspruch. Hätten Sie mehr Erfahrung gehabt, so würden Sie mich gefragt haben: Frau Pfarrerin – so sagen Sie ja wohl – ist Anna ein Mädchen, welches bestimmt ist, einen Pfarrer zu heirathen – aus Liebe? Dann hätte ich Ihnen erwidert: Nein, mein Herr, das ist sie nicht; ich liebe die Heirathen aus Liebe und Leidenschaft überhaupt nicht – ich hasse – ich verabscheue sie, weil – weil –«

Sie konnte das Wort nicht finden, was sie suchte, aus innerer Erregung wahrscheinlich, denn das Blut stieg ihr in den Kopf und ich erkannte deutlich, daß sie fühlte, daß sie darum die Heirathen aus Liebe und Leidenschaft nicht liebe, weil Niemand auf der Welt jemals Liebe und Leidenschaft für sie selbst empfunden hatte.

»Und außerdem, mein Herr,« fuhr sie erbittert fort, »beneide ich kein weibliches Geschöpf, und wäre sie die geringste ihres Geschlechts, um die Würde einer Landpfarrerin, und eine solche können Sie ihr für's Erste doch nur bieten –«

»Madame,« unterbrach ich sie – »Sie beschwören noch einmal ein Beispiel herauf – aber auch das spricht gegen Sie – denn Sie haben ja selbst einen Landpfarrer geheirathet –«

»Mein Herr, das war ein Leichtsinn – ja, ich will offen gegen Sie sein – eine Dummheit von mir, für die ich selbst in diesem bitteren Augenblicke vor Ihren Augen büße, indem Sie mich an den größten Irrthum meines Lebens erinnern – und das ist sehr hart für mich, glauben Sie es mir, zumal einem Menschen gegenüber, der so jung und unerfahren ist, wie Sie.«

»Ich glaube es Ihnen nicht allein, sondern ich wundere mich, daß Sie mir das noch mittheilen – es hätte sich von selbst verstanden –«

»Bitte – keine Beleidigung – so weit sind wir noch nicht – ich will Ihnen sogar noch mehr bekennen, was Ihnen, denke ich, eine weniger angenehme Verwunderung einflößen wird –«

»Ich erwarte mit Ergebung in den Willen Gottes und mit Vertrauen auf die Widerstandsfähigkeit meines Herzens, was Sie mir sagen werden – bemerke Ihnen aber vorher – verletzen können Sie mich nicht mehr, denn ich habe schon lange erkannt, was ich von Ihnen zu erwarten habe.«

Ihr düsterer Blick stach mich bei diesen Worten, wie der einer Natter. Vielleicht war er darauf berechnet, mich in den Grund zu bohren; aber die auserlesene Waffe war

für mein unpanzertes Herz zu matt – sie prallte wirkungslos auf den Angreifer zurück. Allein um so mehr erbitterte meine Ruhe, je unüberwindlicher sie schien.

»Und was erwarteten Sie von mir, wenn ich fragen darf?« stieß sie heftig hervor.

»Eine vollkommene Abweisung.«

»Und Sie sind dennoch zu mir gekommen? Das ist naiv.«

»Es war meine Schuldigkeit, bei Ihnen zu werben, weil Sie sogar in *meinen* Augen Mutterstelle bei Anna vertreten, obgleich eine wirkliche Mutter anders gegen das arme Mädchen gehandelt hätte, als Sie es oft gethan.«

»Wie? Das wagen Sie mir zu sagen?«

»Ja, das wage ich und bin es mit Beweisen zu belegen bereit –«

Sie sprang auf und schritt aufgereggt einige Schritte hin und wieder. Plötzlich drehte sie sich zu mir herum, der ich mich auch erhoben hatte, und hob majestätisch Arm und Hand empor. »Mein Herr! Schon zu lange verletzen Sie mein Ohr und stören Sie meine Ruhe. Kommen wir zum Ende. Die Gräfin Anna Valeska wird Sie mit meiner Bewilligung *nie* heirathen –«

»Warum nicht?«

»Es ist eine Unmöglichkeit, es wäre eine –«

»Was? Wenn ich bitten darf.« – Und ich sprang einen Schritt vor und meine Augen nahmen einen drohenden Ausdruck an, so daß ich es selber fühlte.

»Eine Entehrung ihrer Familie, mein Herr?« sagte sie kalt und gedehnt.

»So!« rief ich kurz, während mein Athem flog und ich mich mit riesenmäßiger Anstrengung bemeistern mußte. »Fahren Sie fort, nun können Sie Alles sagen – ich fühle, daß selbst Sie mich nicht mehr beleidigen können – warum wäre es eine Entehrung?«

»Weil eine polnische Gräfin niemals einen deutschen Pfarrer geheirathet hat –«

»O – das können Sie nicht so bestimmt sagen und darum will ich mich auch mit Ihnen nicht streiten. Aber zur Sache – sage auch ich. Haben Sie Vollmacht zu handeln, wie Sie eben handeln? Können Sie vor Gott und Menschen verantworten, was Sie hier thun?«

»Ja, mein Herr, sonst würde ich es nicht thun. Ich habe die Vollmacht. Bis Jemand kommt, der gerechteren Anspruch auf Anna hat, als ich, gehört sie mir, denn *meiner* Obhut ist sie übergeben – *ich* habe sie erzogen.«

»Obhut! Erzogen?« sagte ich lächelnd und fühlte, daß meine Zähne knirschten. »Es hat etwas lange gedauert, bis Sie diese Obhut in Anwendung brachten – Anna zählt achtzehn Jahre.«

»Die zählt sie – so lange sie Kind war, hatte sie für mich keinen Werth, oder nur einen geringen; ihr Werth für mich beginnt erst jetzt –«

»Ach!« rief ich und mußte unwillkürlich lächeln – »Ich danke für dieses offene Geständniß. Bisher war ich der Meinung, daß in Anbetracht der Liebe einer Mutter oder einer Erzieherin, in deren Obhut man ein verlassenes junges Mädchen giebt – dies Mädchen von der Wiege an

Werth haben muß – aber Sie belehren mich eines Besseren. Darf ich vielleicht – um Ihre ganze Meinung zu erfahren – fragen, *wie hoch* der Werth ist, den Anna für Sie jetzt hat? Fordern Sie – ich zahle einen hohen Preis – bei Gott! Anna kann von mir nicht zu theuer erkaufte werden.«

Die erboßte Frau sah mich mit wüthenden Augen an. Die Ironie meiner Worte war zu verständlich und niederschlagend – aber sie wirkte – denn sie zog alles Gift aus dem Busen dieses Weibes, welches in meinen Augen diesen Namen und die Gnade Gottes nicht verdiente.

»Mein Herr,« stotterte sie – »es ist genug – Sie sind für mich nichts – nicht so viel – und für Anna dürfen Sie nicht mehr sein. Nie, sage ich, wird sie Ihnen gehören – so lange ich es verhindern kann, nie – und Sie kennen die Macht und die Kraft einer Frau nicht, wenn Sie an meiner Entscheidung zweifeln – zumal Sie mich dazu gereizt haben.«

»Die Vollmacht, die Vollmacht, Madame, wo ist die?«

»Die habe ich Ihnen nicht vorzuweisen –«

»Hat Anna Verwandte?« fragte ich ruhig.

»Ja, viele – und es sind angesehene Personen, mein Herr!«

»Und die haben sich nie um das arme Kind bekümmert?« fragte ich, einen Schritt näher tretend.

»Sie wußten sie in *guten* Händen –«

»Ja – in *Ihren* Händen –«

»In meinen, wohl! Die besser sind als die Ihrigen. Leben Sie wohl, mein Herr, Sie haben mich heute zum letzten Male gesehen: in Zukunft werde ich nicht mehr für Sie zu Hause sein.«

»Sie machen mich glücklich damit – noch glücklicher wäre ich, wenn Sie *nie* für mich zu Hause gewesen wären. Aber noch Eins müssen Sie wissen. Ich gehe jetzt, um wenigstens zu Ihnen nie zurückzukehren. Ich fühle nicht die geringste Neigung, Sie jemals wiederzusehen. Nur einmal noch – vielleicht – wahrscheinlich sogar – da oben noch einmal, werden wir vor einander stehen. Dann aber wird ein anderer Richter zu Gericht sitzen und die Frage an Sie richten: wo, Weib hast Du die Vollmacht, über dieses Kind so großsprecherisch zu schalten und zu walten? Bis morgen Abend aber bleibe ich, nicht in Ihrem Hause, sondern in dem Ihres Gatten, den Gott mit Ihnen – gestraft hat – für Sünden – die *er* gewiß nie begangen hat. Er ist mein Vater, mein Freund – er ist auch Ihr – *Herr*. Das sage ich Ihnen als letztes Wort und Sie werden es einst beklagen, einen so edlen, gütigen Herrn – mit Füßen getreten zu haben. Leben Sie wohl!« –

Sie wollte augenscheinlich noch etwas sagen, aber der Groll, der Haß, die Wuth, die sie beinahe erstickten, ließen die Worte nicht mehr heraus. Im Nu war ich aus dem Zimmer und befand mich im Garten, ohne zu wissen, wie ich dahin gekommen war. Tausend Gedanken, wie der kochende Grimm, den ich nicht bewältigen konnte, sie mir eingab, durchschüttelten mich, tausend wilde Empfindungen und todtgeborene Entschlüsse zerfraßen mir

das Herz. War ich darum zu dieser Frau gegangen, um zu diesem Ende zu gelangen? Hatte sie mich nicht buchstäblich gezwungen, über das Maaß des Schicklichen und Besonnenen hinauszugehen? Konnte, durfte ich, einer solchen Frau gegenüber, mir den Mißbrauch meiner geistigen und moralischen Ueberlegenheit vorwerfen? Nein, nein, das konnte ich nicht – und dennoch that ich es – mit der bittersten Reue. Da – als ich am Ende des kleinen Gärtchens war – und die Lerchen über mir jubeln, die Mücken um mich in Wonne summen und die Bienen von Blume zu Blume schwärmen hörte – und dennoch das ganze, kurz vorher erst gewonnene Paradies verloren, in Schutt und Trümmern vor mir liegen sah, und nichts wußte, was ich dem unnennbaren Schmerze in meiner Brust Wohlthuendes, Heilsames entgegensetzen konnte – da berührte meine Schulter eine sanfte Hand und gab mich mir selbst und der Welt wieder. Ich drehte mich um und Anna stand vor mir.

»Ruhig, mein Freund!« sagte sie. »Fassung, Vertrauen! Sie hat keine Gewalt über mich, ich bin frei, wenn ich will.«

»Weißt Du, was zwischen uns vorgefallen?«

»Alles. Ich habe jedes Wort gehört, ich befand mich im Nebenzimmer und Ihr sprachtet sehr laut. Sie hat so eben den Wagen bestellt und wird ausfahren. Wir werden allein und glücklich, wieder vollkommen glücklich sein.«

»Glaubst Du?«

»Ja, mein einziger und geliebter Freund! Denn wir haben uns – Gott und der Vater ist mit uns – was könnte

eine böse Frau uns Schlimmes thun? Also heiter, Walter, heiter – die Zukunft wird eine süßere Gegenwart für uns im Schooße tragen – und wenn wir auch jetzt keinen Ausweg aus dem Labyrinth des Lebens sehen, er wird sich schon finden lassen!«

»Du göttliches Weib!« rief ich und schloß sie tief bewegt in meine Arme, während der in meinem Innern verhaltene Grimm in große Tropfen sich auflös'te, die über mein und Anna's Gesicht flossen. »Wie hat Gott zwei Dinge in der Welt schaffen können, die sich so ähnlich sehen an Gestalt, Inhalt und Zweck, und die dennoch so himmelweit von einander verschieden sind, wie Du und – sie? Eine Krone der Schöpfung nennt man Euch mit Recht – ja Ihr seid es – aber was ist das Weib – wie bezeichnet man es, wenn es ist, wie dieses?«

### DREIZEHNTES KAPITEL. TRENNUNG OHNE WIEDERSEHEN.

Unterredungen, wie die eben geschilderte – ergreifend für den Leser, viel entsetzlicher für den Erzähler, der sie erlebt hat – hinterlassen stets einen schmerzlichen und lange nachklingenden Eindruck. Worte, die man in der leidenschaftlichen Erregung des Augenblicks gesprochen und die nie ganz aus der Erinnerung gelöscht werden können, haben stets die Reue und die Beschämung über sich selbst im Gefolge, wenn man sich auch eingestehen darf, im Ganzen Recht und Gerechtigkeit geübt zu haben. Das abgekühlte Herz blutet langsam tröpfelnd nach, wie eine mit rauhem Instrumente gerissene Wunde; man

fühlt sich verödet mitten im Gewoge des Lebens, erkältet mitten im Fieberrausche des Glücks. Es ist, als ob ein erbarmungsloser Sturm über uns hingefahren ist, uns unserer Blätter, Blüten und Zweige beraubt hat und wir nun den nackten, kahlen Stamm unseres Wesens den unerbittlichen Elementen Preis geben müssen. –

Anna bot Alles auf, um mich die qualvoll durchlebte Stunde vergessen zu machen, Marianne weinte mir ihre Beileidsthränen aus, der Vater selbst tröstete, wie er nur zu trösten wußte. Dennoch nagte der Wurm der bösen That an mir und ich klagte mich selbst des Unrechts, des Hasses und des Frevels der blinden Leidenschaft an. Erst spät Nachmittags, als wir im stillen Walde saßen, die Mädchen Blumen pflückten und die milden Südwinde in den säuselnden Blättern rauschten, kam wieder einiger Frieden über mich. Ich hatte dem Pfarrer Alles erzählt, keine bittere Wortwendung hatte ich ihm verschwiegen, und er hatte mich beruhigt, wenn er mir auch nicht in allen Dingen beistimmen konnte.

»Ich kann mir das Alles wohl denken,« sagte er, »o ja! Ich habe es auch schon oft im Herzen empfunden, was Du gesprochen, aber nie den Muth gehabt, es über die Lippen zu bringen. Doch das soll für Dich kein Tadel sein, wie es für mich kein Lob ist, denn Du bist noch jung und Dein Blut schäumt wie der edle Wein, der noch nicht ausgehoren hat. Ruhe und Schweigen bringt allein das Leben, die Erfahrung und die Erduldung großer Schmerzen mit sich.«

»Mir werden sie das nie bringen«

»Gedulde Dich, Du wirst es Dir später selbst eingestehen.«

Endlich war der dumpfe Druck meiner Seele entwichen und ich fühlte wieder klar, was geschehen war und was geschehen mußte. Ich war ruhig genug geworden, mit Anna Arm in Arm umherzuwandeln und unsere Zukunft nach allen Richtungen und Möglichkeiten zu durchsprechen. Wir waren bald auch darin einig, wie wir es ja immer in allen Dingen gewesen. Wohin Anna ihre Briefe richten sollte, konnte ich erst aus der Hauptstadt schreiben, wo ich es selbst erst erfuhr. Worauf wir unsere meiste Aufmerksamkeit zu richten hatten, folgte dann von selbst. Ich wollte streben und ringen mit aller menschlichen Kraft, um mir ein Ziel zu erraffen; ich wollte mich demüthigen, wenn es nöthig, und mich erheben, wenn es zulässig war. Hatte ich ein Ziel erreicht, auch das kleinste nur, so sollte ich zu ihr kommen, oder Anna sogar mich aufsuchen, wenn letzteres für den besondern Fall geeigneter wäre. Sollte sie von irgend einer uns noch unbekanntem Gewalt zu irgend einer unvorhergesehenen Handlung gezwungen werden, so sollte sie auf jede Weise, wie ihr gerathen schien, die Bande sprengen und in meine Arme eilen. Das *Wie* und *Wann* überließen wir getrost dem Willen des Höchsten und seinem allgütigen Rathschlusse.

Als das nun zwischen uns abgemacht war, gaben wir uns ganz der gränzenlosen Wonne unserer jungen und doch schon so alten Liebe hin, und Niemand wehrte uns,

ja man ließ uns in Anbetracht der baldigen Trennung fast immer allein.

So verstrich der Abend und auch die letzte Nacht im Hause des Pfarrers. Früher als gewöhnlich am anderen Tage war die Pfarrerin fortgefahren, wahrscheinlich wollte sie nicht länger mit mir unter einem Dache verweilen. Ein größeres Glück konnte sie uns in der Gegenwart nicht gewähren; wir athmeten unwillkürlich hoch auf, als wir den Staub ihrer Räder hinter ihr emporsteigen sahen. Aber auch der letzte Tag schritt unaufhaltsam vor, die Stunden rauschten vorüber, denn die Minuten schienen kürzer geworden zu sein, als gewöhnlich. Der Nachmittag kam und ihm folgte der Abend, ein in Allem und Ganzem milder, lieblicher, friedlicher Abend, und doch so überaus schmerzenreich, bitter und herbe für uns. Denn wir mußten, wenn wir auch nicht wollten, an die bevorstehende Trennung denken. Das Bewußtsein davon machte uns stumm, machte uns elend. Still und wortkarg saßen wir einander gegenüber, der Schmerz des Abschieds fing seine blutige Vorarbeit in uns an, indem er uns zum ersten Male nur das Vergangene süß, das Zukünftige aber bitter schmecken ließ. In unseren Herzen, soeben noch so warm und so reich, wurde es öde, wüst und leer.

Im Garten auf und nieder wandelnd, wo kein Mensch uns beobachten konnte, denn schützende Hecken umgaben ihn von allen Seiten, Arm und Arm um Leib und Leib geschlungen, genossen wir die letzten Augenblicke

des köstlichsten und doch schmerzlichsten Daseins. Anna war bleich, bleicher als gewöhnlich; ihr Auge blickte zwar umflort, aber doch war es klar, funkelnd, göttlich wie immer. Wie ich aussah, weiß ich nicht, wohl aber, wie es in meinem Herzen beschaffen war. Unsere Gedanken, mehr nach Innen als Außen gewandt, gaben wir uns nur mit wenigen Ausrufungen zu erkennen, unsere Empfindungen brauchten wir nicht auszusprechen, wir kannten sie genügend. Endlich sagte Anna, indem sie stehen blieb, sanft lächelte und mit beiden Händen meine Rechte fest umschloß:

»Walther! Ich weiß nicht, warum die Menschen so bangen und klagen, wenn ihnen ein Unglück widerfährt. Dauert es denn ewig? Ist es unheilbar? Sind wir für einander jederzeit verloren? Nein! Eine kurze Spanne Zeit wird vergehen und wir werden wieder bei einander und glücklich über die Maaßen sein.«

»Glaubst Du das?«

»Glaubst Du es nicht? Ich bitte Dich. Blicke da hinauf zu dem blauen Himmel. Sage mir – steht da für Dich nicht mit großer Schrift geschrieben: Du wirst Anna besitzen? Für mich wenigstens steht leserlich genug am Firmamente: Sei getrost, Walther wird Dein sein! Ist das, kann das eine Täuschung sein? Nein, mein Freund, Gott selbst hat uns dies Bewußtsein in die Seele gelegt, und er lügt nicht, er kann nicht lügen.«

»Wenn Du es so betrachtest, Du engelgleiches Geschöpf, so hast Du Recht – wozu dann trauern? Ich bangte auch eigentlich nicht für die Zukunft, sondern für die Gegenwart, da ich Dich verlassen muß.«

»Das ist gewiß, das ist auch ein Schmerz, aber er ist zu überwinden. – Wenn es Dich tröstet kann, so nimm noch einmal meinen Schwur entgegen. Dir gehöre ich für immer! Kein menschlicher Wille, und sei er noch so mächtig, keine menschliche Kraft, und sei sie noch so groß, wird diese Hand, dieses Herz zwingen können, Dir zu entsagen. Lebendig oder todt, lieben werde ich Dich ewig – und ewig erwarten, Dich da zu finden, wohin Du gehörst – an diesem Herzen«

»Ich danke Dir, Du beruhigst mich wunderbar. Ein Gleiches verspreche ich Dir heilig. Sehen wir, wer sein Versprechen am festesten hält – Du oder ich!«

»Das mußt Du nicht sagen – Du und ich sind Eins, und Eins kann nicht zweierlei sein, weniger lieb oder treu als es möglich ist. Damit wir aber ein sichtbares und doch unvergängliches Zeichen haben, wo wir uns zusammen finden, wenn wir nach einander verlangen und uns suchen – so blicke auf diesen Stern da, der eben durch das krystallene Gewölbe des Himmels bricht – kennst Du ihn?«

»Ja, es ist der die flimmernde Hesperus, der schönste Stern –«

»Der Stern der Liebenden, mein Freund, woll! Sieh, alle Abende funkelt er über unserm Hause – ich habe schon oft zu ihm emporgeblickt – ich werde es noch oft und

jetzt viel häufiger thun. Blicke Du auch zu ihm auf, alle Abende, sobald er aufgeht, und verfolge seinen Weg, bis Deine Augen ihn nicht mehr erreichen. Auf dieser goldenen Bahn, mein Freund, wirst Du auch mich finden, wir werden uns in Gedanken immer begegnen und wissen, daß der Andere auch nicht weit von und entfernt ist. Willst Du das?«

»Ja, ich will es und werde es thun.«

»So laß uns in das Haus gehen – Vater und Tochter erwarten uns schon lange. Es ist das letzte Abendmahl, was wir in langer Zeit zusammen genießen werden. Wir wollen ihnen auch ihren Theil an Dir gönnen.«



Es ist keine Freude und gewährt keinen Genuß, zu lange bei einer unvermeidlichen Trennung zu verweilen. Es muß in der Welt so oft und so schwer geschieden sein und wir arme Menschen sind alle daran gewöhnt; also wissen und fühlen wir auch alle mehr oder weniger genau, was Trennung und Abschied auf lange Zeit heißt.

–  
Unser einfaches Abendbrod war sehr bald genossen; wir hatten dabei sehr wenig gesprochen. Am wenigsten der Pfarrer und ich, am meisten noch Anna. Man denke aber nicht, daß sie weniger tief fühlte, als wir, nein! – nur war ihre Kraft verhältnißmäßig die größte unter uns, und von der Natur war sie so überschwänglich reich begabt,

daß sie noch Anderen Freude bereiten konnte, wenn sie selbst in tiefster Trübsal war.

»Wann gehst Du?« fragte endlich der Pfarrer. Ich sah nach der Uhr.

»Ich habe noch beinahe eine Stunde Zeit,« sagte ich. »Um elf Uhr erst habe ich den Fischer an die Schanze bestellt, und jetzt ist es neun.«

»Du gehst also zu Fuß nach der Stadt?«

Obgleich sich die Antwort von selbst verstand, so sagte ich doch »ja!«

»Du kommst dann aber sehr spät zu Deinem Vormund?«

»Das thut nichts, er erwartet mich nicht früher; ich habe an ihn geschrieben.«

In der Art ging das Gespräch leise fort, ohne daß ein bedeutenderes Wort geäußert wurde. Aber auch die letzte Stunde verfloß. Ich erhob mich und blickte scheu den Pfarrer von der Seite an.

»Du willst gehen?« fragte er.

»Ja, mein Vater!«

»So geh, wenn Du mußt. Ist Dir an meinem Segen gelegen?« Und schon lag ich auf den Knien vor ihm.

Kaum aber lag ich, so lag auch Anna neben mir auf der einen und Marianne auf der anderen Seite. Beide umfaßten mich. – wir empfingen alle Drei zusammen den väterlichen Segen – den schönsten auf Erden.

Lautlos erhob ich mich und sank dankend dem Pfarrer in die Arme. Er küßte, er liebkos'te mich. Aber kein Wort

mehr kam über seine Lippen. Dann trat ich zu Marianne. Sie legte leise die Arme um meinen Hals und hauchte einen sanften Kuß auf meine Wange. Gleich darauf stand ich an der Thür. Jetzt ergriff Anna meine Hand, fest, innig, wie zur ewigen Vereinigung. Ich verstand sie, wie ich sie immer verstand, auch diesmal. So, Hand in Hand gepreßt, schritten wir schnell durch das Dorf und hatten bald die grüne Anhöhe erreicht. Hier, unter der alten Eiche, die auf dem höchsten Punkte des Berges wurzelt und, weit abgesondert von allen Bäumen der Umgegend, schon Jahrhunderte lang ihren Schatten verbreitet, blieben wir stehen. Hier sollte die Scheidestätte sein und sie war auch zum Wendepunkte unsers Schicksals vom Schöpfer bestimmt. Von hier ab eilte ich in den düstern Wald, einer noch düsterern Zukunft entgegen, während Anna, im Innern gebrochen aber voll engelgleicher Hoffnung, einsam zum Dörfchen zurückkehren wollte, dessen Lichter man in den einzeln liegenden Häusern aus der Ferne herüberleuchten sah. Vom Himmel flimmerten die zahllosen Sterne ihren ewigen Glanz auf uns herunter und die halbe Mondsichel schaukelte sich wonnig in den nächtlichen Lüften. So war es nicht ganz so dunkel um uns wie in uns, und während wir schmerzlich wachten, schlief in süßem Frieden die regungslose, weite, große Natur um und her.

Wir umhals'ten, wir küßten uns wiederholt, aber wir sprachen kein Wort mehr. Da hob Anna den Arm und zeigte nach Oben. Der sprühende Abendstern stand gerade über der Eiche, als ob er uns noch einmal anblicken

und an unserer Einigkeit sich erlaben wolle. Mit dem Kopfe nickend fragte sie mich: »Siehst Du ihn?« und eben so antwortete ich: »ja, ich sehe ihn!« Da stand sie vor mir und reichte mir beide Hände. Ihr Gesicht näherte sich dem meinen und ich sah und fühlte, daß ihr Auge das meine suchte. Noch einmal, zum letzten Male sah ich den wunderbaren, tiefdringenden Blick dieses glänzenden Auges und ich gab ihn mit aller meiner Kraft zurück. Dann küßten wir uns zum letzten Male.

»Lebe wohl, Walther!«

»Lebe wohl, Anna!«

Die Winde hörten es und vielleicht auch Gott. Wie auf den Flügeln dieser Winde flog ich die kleine Anhöhe hinab, dem wohlbekanntem Waldpfade entgegen. Da, unter die ersten Bäume gelangt, blieb ich keuchend, athemlos stehen. Ich konnte nicht weiter; mit unwiderstehlicher Gewalt zog es meine Seele, meine Augen wieder zurück. Ich wandte mich um. Da stand sie, hochaufgerichtet auf dem grünen erhöhten Rasen, den man das Hünengrab nennt, unter dem alten Baume. Wie eine himmlische Erscheinung streckte sie beide Arme nach mir aus. Ihr weißes Kleid schimmerte wie eine lichte Wolke durch das matte Grau der Nacht.

»Walther!« hauchte es bis zu mir herüber –

»Anna!« rief ich dagegen. Da aber war's, als ob wilde Rosse mich zu dem Baume zurück rissen. Laut aufschreiend stürzte ich wieder zu ihm hin – sie flog mir schon auf der Hälfte des Weges entgegen. »Anna!« »Walther!«

waren die einzigen Worte, die wir verstanden. Noch einmal lag ich an ihrer Brust, noch einmal trank ich in vollen Zügen den Nektar ihrer Lippen. Dann zu ihren Füßen stürzend, umklammerte ich ihre Kniee und weinte mich laut in ihrem Schooße aus.

Endlich aber mußte es ganz geschieden sein – noch *ein* Händedruck – *ein* leises Lebewohl, und ich flog, wie vom Sturme aus meinem Himmel gepeitscht, nach dem Waldsaume zurück, dessen tiefe Schatten mich bald verschlangen. Erst nach langer Weile ging ich langsamer, um meinen Athem zur Ruhe kommen zu lassen – ich sah nichts um mich her, als daß durch die Zweige und Blätter der alten Bäume die Lichter des Himmels hernieder flackerten.

»Mein Gott, mein Gott!« rief ich und streckte die Hände zu ihm empor – »mein Gott, mein Gott! Du hast mir meine Anna genommen! *Wann, wie, wo* wirst Du sie mir wiedergeben?«

## ZWEITER BAND.

## ERSTES KAPITEL. EIN MENTOR UND EIN TELEMACH.

Am Tage nach den zuletzt erzählten Begebenheiten war ich vollständig zu meiner neuen Lebensstellung gerüstet. Durch Vermittelung meines hochverehrten Lehrers und Gönners wurde mir Geld zur Beschaffung nothwendiger Reisebedürfnisse und zur Bestreitung der Reise selbst ausgezahlt und außerdem das Bankhaus Sina in Wien bezeichnet, wohin ich mich zunächst zu wenden hätte. Da sich nämlich mein Zögling, Gebieter oder Gefährte, was er mir nun zu werden bestimmt war, bereits auf der Reise befand und man den augenblicklichen Ort seines Aufenthalts nicht genau zu wissen schien, er aber nothwendig längere Zeit in Wien verweilen sollte, so war jenes Bankhaus zuversichtlich in der besten Lage, mir Aufschluß über ihn zu geben, da vorauszusehen war, daß der ältere Reisegefährte des jungen Herrn bei seiner Ankunft in Wien sich mit demselben schleunigst in Verbindung setzen würde.

So füllte ich denn meinen neuen Koffer mit feinen Kleidern, Wäsche und einigen mir unentbehrlich gewordenen Büchern; auch von meinen schriftlichen Arbeiten und Entwürfen nahm ich Verschiedenes mit, obgleich mir plötzlich die Lust an dieser sonst so geliebten Beschäftigung vergangen war. In Glindow hatte man genaue Kunde von dem Tage meiner Abreise und Allem, was sich auf die Reise selbst bezog, dafür hatte ich in zwei langen

und mit unendlichen Danksagungen und Liebesbetheuerungen gefüllten Briefen gesorgt. Es war in der Mitte des Juni, als ich meine lange Reise nach Wien über Dresden antrat. Nach mehrtägigem Aufenthalte in der berühmten Elbstadt und Prag langte ich endlich gegen Abend eines Sonntags in Wien an und begab mich sogleich in das stets offene Comptoir des Hauses Sina. Als ich dem anwesenden Geschäftsführer meinen Namen und meine Bestimmung nannte, erwies er sich sehr höflich gegen mich, bezeichnete mir einen vornehmen Gasthof, in welchem der junge Graf mit seinem Begleiter bereits seit einigen Tagen wohne, und ließ meinen Koffer sogleich an Ort und Stelle schaffen.

Die beiden Herren waren im Gasthofs augenblicklich nicht anwesend und ich befand mich in dem mir zugewiesenen Zimmer mitten in der großen, rührigen Stadt allein. Ruhelos und unstät, wie ich seit meinem Abschiede von der Heimat war, lief ich mit unterschlagenen Armen in meinem Gemache auf und ab. Es war Zeit, daß ich ernstlich mit mir zu Rathe ging, denn schon stand mein Fuß auf der Schwelle zu einem ganz neuen Leben. Ich gestand mir offen, daß das, was ich finden würde, nicht dem entsprechen könnte, was ich verlassen hatte, – das hatte ich mir zwar schon oft und immer gesagt und darum war ich auch am wenigsten bekümmert. Meine jetzige Betrachtung beschäftigte sich daher fast ausschließlich mit dem nächsten Tage, dem neuen Verhältnisse, dem vorliegenden unbekanntem Leben. Und in der

That, das Alles bot Anlaß genug, gedankenvoll und vorsichtig zu sein. Denn es war klar, wie das alte Dasein abgebrochen für immer hinter mir lag, so schaute ich in ein neues und mir völlig unbekanntes hinein. Die Pfade, die ich von jetzt an betreten sollte, waren von mir noch nie beschritten worden, die Verhältnisse, in denen ich mich bewegen sollte, gingen weit über meine früheren Vorstellungen von Welt und Leben hinaus; selbst die Menschen, mit denen ich in den nächsten Verkehr trat, redeten eine mir fremde Sprache der großen Welt, nicht des mehr innerlich lebenden, Gott und sich selbst suchenden Menschen. Mit einem Wort, ich war Neuling durch und durch für diese Welt, vollkommen unerfahren in Allem, was mich umgab, und dennoch sollte ich den neuen Lebenslauf beginnen, als wäre ich schon längst damit vertraut. Nur Eins aus dem früheren Leben blieb mir treu – und daß ich es gleich jetzt im Voraus erwähne – noch lange, immerwährend, bis zum Hauptpunkte der Entwicklung meines jetzigen Wesens, und das war die Erinnerung an die Vergangenheit und mein fester Wille: Alles, was mir zur vollkommenen Lösung meiner Aufgabe nothwendig war, mit aller Kraft meines Verstandes und mit aller Energie meines Herzens mir zu eigen zu machen, um dadurch aufgeklärt und gerüstet den etwaigen Feindseligkeiten, die sich mir in den Weg werfen möchten, kräftig und siegreich entgentreten zu können.

Außer dem Verluste der entfernten Lieben aber hatte ich, für den Augenblick wenigstens, noch einen anderen zu bedauern. Meine Produktionsgabe schien erloschen,

vernichtet, mein Geist schaute gelähmt, wie mit gesenkten und gebrochenen Schwingen aus meinen trüben Augen hervor. Alles, was ich sah, schien mir todt, leer, nicht der Mühe werth, es anzustarren, viel weniger es mir anzueignen. Ich sah und hörte zu viel des Neuen, Unerhörten, um noch viel Neues denken und also schreiben zu können, denn nur in ungestörter Einsamkeit entwickelte sich stets bei mir die duftende Blume der Dichtung, sproßte der Keim des schöpferischen Gedankens hervor. O meine süße, heilige Poesie – wo war sie in der Prosa des Tages geblieben? Todt, todt war sie – wider mein Wissen und Hoffen allein in dem Innersten meines Herzens lebend. –

Das etwa waren die Gedanken, die mich erfüllten, als ich die ersten Stunden in der großen Kaiserstadt auf meinem einsamen Zimmer verlebte. Da unterbrach mich ein bescheidenes Klopfen vor der Thür. Ich öffnete. Ein in geschmackvolle Livrée gekleideter Diener trat ein und erkundigte sich, ob er die Ehre habe, Herrn Walther Lund vor sich zu sehen. Auf meine bejahende Antwort zeigte er mir an, daß der Herr Baron von Malte, der ältere Begleiter des jungen Grafen, von seinem Spazierritte zurückgekehrt sei und mich zu sehen wünsche. Er würde selbst kommen, fügte der Diener hinzu, aber der Herr Baron befinde sich leider wieder unwohl.

»Ist der Herr Baron krank?« fragte ich, während ich sogleich nach meinem Hute griff.

»Er ist es gewöhnlich immer,« bemerkte der Diener und lächelte still vor sich hin. Dabei schritt er mir voraus und führte mich in ein nahe gelegenes Zimmer. Einen Augenblick später befand ich mich dem Herrn Baron von Malte gegenüber.

Er lag auf dem Sopha, war wegen der Hitze des Tages nur leicht bekleidet, stand aber sogleich auf und entschuldigte sich deshalb, da er nicht gewußt hätte, heute Abend noch das Vergnügen zu haben, mich zu begrüßen. Das waren seine ersten Worte und wir standen jetzt vor einander und betrachteten uns gegenseitig. Und von meiner Seite wenigstens war diese Betrachtung eine genaue und prüfende, denn mir konnte die Person, mit der ich von jetzt an vielleicht auf lange Zeit in so naher Berührung leben sollte, auf keine Weise gleichgültig sein.

Der Eindruck, den dieser seltsame Mann auf mich vom ersten Augenblicke an machte, war jedenfalls ein günstiger. Er war in den Vierzigen, hatte ein angenehmes, leutseliges Gesicht, war ziemlich kräftig und wohlgenährt, obwohl etwas klein und augenscheinlich ein alter Militair. Das sagte mir der Ausdruck seines Gesichts, seine Haltung und der Schnitt seines Haares und Bartes. Aber er hatte auch einen gewissen leidenden Zug im Gesichte, namentlich in dem matten Glanze des Auges, der mich anzog und augenblicklich an den verlassenen Pfarrer in Glindow erinnerte. Bei Letzterem war dieser leidende Zug nur der Ausdruck eines trauernden Herzens gewesen, bei dem Baron aber war er die Folge einer Krankheit. Das sollte mir auch sogleich und in allen Einzelheiten

sehr verständlich vorgetragen werden. Er litt an Hypochondrie, dieser schrecklichsten, weil unheilbarsten, aller Krankheiten.

Wem auf Erden die traurige Mitgift beschieden ist, an der sogenannten hypochondrischen Gemüthsstimmung zu leiden, also diesen fressenden Wurm aus Erfahrung zu kennen, der weiß, wie er im Stande ist, das ganze schöne Erdenleben zu vergiften und die frohe Aussicht in die Zukunft mit einem trüben Trauerflore zu umhüllen. Ihm ist zu Muthe, als ob das Blut sich plötzlich verdicke, die Lebenssonne verschleierte und alles Unglück der Welt sich auf die leidende Brust häufe. Er glaubt dann, der Unglücklichste auf Erden zu sein und fühlt eine Last sein Herz erdrücken, als ob er seinen Bruder erschlagen habe. – Alle diese dunklen Gefühle und Gedanken, die ich damals nur aus oberflächlichen Mittheilungen kannte, entwickelte mir der Baron in seinem ersten Gespräche vertraulich und ausführlich, und es war noch keine Stunde vergangen, so wußte ich alles Betrübende aus seinem Leben, seinem Herzen, seinem Magen und seinen Eingeweiden so genau wie er, ohne daß ich ein einziges Wort über mich selbst gesprochen oder eine Sylbe über unsern gemeinsamen Zögling gehört hätte. Da erst, nachdem er mir alle seine Leiden haarklein auseinandergesetzt, während er eine Cigarre rauchte und von dem Thee trank, den der Diener gebracht, fiel es ihm ein, auch an meine Person zu denken. Er fragte nach meinem Herkommen, meinen früheren Verhältnissen, ob ich gern den Antrag des gräflichen Hauses angenommen, wie mir die Reise

nach Wien behagt, und endlich wie mir diese Stadt selbst gefalle? Auf alle diese rasch gesprochenen Fragen konnte ich nur kurze Antworten geben, denn er sprang mit unglaublicher Zungenfertigkeit von einem Gegenstande zum anderen über, ohne einen einzigen in seiner Tiefe oder seinem Umfange zu berühren. Die letzte Frage aber, die unser nächstes Gespräch über den Grafen einleitete, beantwortete ich mit den Worten:

»Wie mir Wien gefällt? Ich bin nur in einem Fiakre hindurch gefahren und erst vor zwei Stunden in diesem Hause angelangt.«

»Ah – Sie haben Recht, Herr Lund. Entschuldigen Sie nur meine unglückliche Zerstretheit und Vergeßlichkeit. Es sind das Symptome meines schrecklichen Unterleibsleidens – sehen Sie – hier unter dem Magen, Gott weiß wo, da sitzt Alles, was mich peinigt und foltert. Aber hören Sie« – und dabei schaute er mich zum zehnten Male vom Kopf bis zum Fuß genau an – »Sie gefallen mir wohl. Wie alt sind Sie?«

»Vier und zwanzig Jahre.«

»Hm! Sie sehen älter aus – das ist aber gut für's Leben.«

»Ich habe schon früh meine volle Entwicklung erlangt und immer etwas älter ausgesehen, als ich war.«

»Sie Glücklicher – Sie sind gesund – aber ich – ach! Sie werden sich Ihr ganzes Leben hindurch gleich bleiben an Aussehen und Kraft, immer unverändert – aber ich, ach!«

»Aber wenn Sie so leidend sind, warum vertrauen Sie sich nicht einem Arzte an?«

»Einem Arzte? Hol' sie alle der Henker! Diese Herren wissen gar nichts – können sie hier hinein sehen in meine Leber – fühlen sie die Angst und Qual, die mich verzehrt? Nein, mein Herr, ich bin ein sehr einfältiger Mensch, aber klüger als der beste Arzt bin ich zehnmal.«

»So!« sagte ich lächelnd, denn er ging raschen Schrittes auf und ab und zwickte und zwackte sich bald hier, bald da an seinem unglücklichen Körper, was, trotz seiner leidenden Miene und seiner unaufhörlichen Klagen, ein überaus komisches Ansehen hatte. »Bei solchem Leiden aber,« fuhr ich fort, »ist Ihnen vielleicht auch der häufige Wechsel der Lebensart, dem Sie auf Ihren Reisen unterworfen sind, nicht heilsam; Sie hätten zu Hause bleiben und sich ruhen sollen.«

»Zu Hause? Ruhe? O ich gequälter Mensch, wo finde ich Ruhe! Das Reisen ist mir eine Last, freilich, obgleich mir die Luft auch zu Hause nicht bekam. Aber die Pflicht, mein Herr, – ich bin ein alter Soldat, müssen Sie wissen, – die legt auch ein Gewicht in die Schaale. Wenn ich den Eltern des Grafen nicht den Gefallen thäte, ihnen mein Wort nicht verpfändet hätte, bei ihrem Sohne auszuhalten, glauben Sie, daß ich einen Tag länger bei ihm verweilte, als meine Gesundheit verlangt? Und Sie blieben so lange aus – ließen mich so lange allein – ich hatte gerade wieder meine Theekur begonnen – aber was klage ich! Jetzt sind Sie da und haben mir die Last vom Herzen genommen. O, es ist prächtig, daß Sie so jung und kräftig sind; nun kann ich mich pflegen, während Sie für uns Beide den Mentor spielen.«

»Wird unser Zögling aber damit zufrieden sein? Ich hoffe, Ihre bewährtere Stütze und Ihren erfahrenen Geist nicht ganz entbehren zu müssen.«

»Wie, was meinen Sie denn? Zögling? Glauben Sie, daß Sie an dem Grafen Bruno von Marchfeld einen Zögling haben werden, oder daß ich einen an ihm hätte? Bester Herr, welcher Irrthum! Der Graf wird *Sie* bald zu *seinem* Zöglinge machen, das werden Sie früh genug erfahren, denn er ist Meister in der Kunst der Erziehung.«

»Ein Meister in der Erziehung? Warum gebraucht er dann aber einen Begleiter, wie Sie, auf der Reise, und einen Lehrer, wie mich, zu seinem Unterrichte?«

»Lehrer? Unterricht? Aber mein Gott, leiden Sie etwa an krankhaften Einbildungen? Wären Sie vielleicht noch kränker als ich? Daß Gott verhüte! – Aber im Ernst gesprochen, junger Mann, hier werden Sie wenig zu lehren bekommen, denn was Sie wissen, wird hier gewiß am wenigsten gelernt. Und was die Erziehung und den Unterricht betrifft, den die Jugend gebraucht, so ist Beides schon längst bei uns beendet. Also bemühen Sie sich nicht umsonst oder geben sich verfehlten Wünschen hin. Bruno von Marchfeld war schon im zehnten Jahre erzogen, das heißt vollkommen *verzogen*. Mit fünfzehn Jahren war er Vater, Mutter und Lehrern über den Kopf gewachsen. Mit sechszehn war er ein Riese geworden, den kein Mensch mehr bezwingen konnte. Mit achtzehn war er ein gefallener Engel, mit zwanzig ein junger Teufel und mit zwei und zwanzig, was er jetzt ist, ein –«

»Nun was? Was kann er noch Schlimmeres als ein Teufel sein – Sie machen mich in Wahrheit ernstlich besorgt –«

»Nun, wenn Sie es denn wissen wollen, gerade herausgesagt – ein Wahnsinniger!«

»Aber was sollen *wir*, was soll *ich* denn da nützen?«

»Sehr viel, mein Herr! Sie sollen sein Gefährte, wo möglich sein unzertrennlicher Gefährte sein. Oder« – und er lachte laut auf – »wissen Sie vielleicht, was ein Fallhut für Kinder ist? Nun ja, Sie sollen Bruno's Fallhut sein – sorgen, daß er sich nicht den Kopf einrennt, wenn er gegen die Mauern des Herkommens und der Sitte stürzt, wenn er den Fels der Gesellschaft umrüttelt, sorgen, sorgen, mit einem Worte, daß er nicht noch verrückter wird, als er schon ist.«

»Sprechen Sie im Ernste, Herr Baron? Und das hätte man mir nicht vorhergesagt?«

»Im vollsten Ernste, Herr Lund. Und vorhergesagt? Aber, mein Lieber, wie können Sie denn erwarten, daß ein vornehmer, reicher Mann – ein Graf, der mit einer reichsgräflichen Familie nahe verwandt ist und Ansprüche auf eine mediatisirte Krone hat – daß der dem Begleiter seines Sohnes sagen wird, was er von diesem zu erwarten hat? Das müssen Sie mit eigenen Augen sehen, dafür sind Sie ein Studirter und ein vernünftiger Mensch – und was Sie nicht sehen, nicht finden, das findet ein zweiter, dritter, meinerwegen zehnter auf. Aber trösten Sie sich, Sie sind erst der vierte Begleiter seit Jahresfrist, den wir gewonnen haben, und müssen es schon aus Liebe

zu mir eine Weile bei uns aushalten. Wenn es Ihnen dann nicht gefällt, können Sie davonlaufen, wie Ihre übrigen drei Vorgänger.«

Ich stand wie erstarrt vor dem Baron, dessen Erzählung mir wie ein Märchen klang. Etwas Derartiges hatte ich mir nicht im Entferntesten vorgestellt, denn ich hatte keine Ahnung von der Möglichkeit eines solchen Verhältnisses gehabt. Im Stillen überdachte ich die ungeheure Schwierigkeit meiner Stellung und den geringen Erfolg meiner ehrlichsten Bemühungen bei einem solchen Zöglinge.

»Aber seien Sie nicht zu ängstlich,« fuhr der Baron sogleich fort, als er mein Schweigen und meine bedenkliche Miene sah. »Ich durfte Ihnen ja kein Hehl von Ihrer Lage machen, und damit Sie Ihre Aufgabe kennen und würdigen, trage ich lieber gleich die stärksten Farben auf.«

So erfuhr ich denn im Laufe des Gesprächs allmählig, daß mein Telemach bereits Alles im Leben einmal gewesen war – Soldat, Student, Schauspieler, Kunstreiter, moderner Gladiator und was eine tolle Jugend sonst noch für Masken liebt; daß er aber jetzt auf Reisen geschickt sei, um sich vollends die Hörner abzulaufen, wie der Deutsche spricht, oder sich auszurasen, wie der Holländer schmunzelnd sagt.

An diesem ersten Abende bekam ich meinen Zögling nicht mehr zu sehen; er war in eine Weinstube oder eine Spielergesellschaft gegangen, die ihn erst bei anbrechendem Tage wieder losließ. Als ich nach einer ziemlich schlaflosen Nacht am nächsten Morgen den Diener, der dem Baron und mir zugleich aufwartete, fragte, wann der Graf nach Hause gekommen sei? antwortete er, er wisse es nicht genau. Er habe geschlafen, als sein Kamerad, der Leibdiener des Herrn Grafen, zu Bett gegangen, und jetzt, da er selbst auf sei, schlafe jener noch.

»Bedarf denn der Herr seiner nicht?« fragte ich weiter.

»Sie meinen den Herrn Grafen? O, der steht erst um zwölf auf. Also hat Friedrich bis zehn Uhr Zeit.«

»Es ist gut. Ist der Herr Baron schon bei Wege?«

»Er erwartet Sie bereits und bittet Sie, mit ihm den Thee zu trinken.«

Gleich darauf begab ich mich zu dem Baron, den ich bis an den Hals in einer mit Wasser gefüllten Kufe sitzen fand, wobei er behaglich seine Cigarre rauchte und sich von Zeit zu Zeit eine Tasse heißen Thee's reichen ließ. Es war nämlich bei diesem Herrn jetzt die Periode der Theekur. Alle vier Wochen gebrauchte er eine andere, weil ihm, seiner Ansicht nach, keine einzige half und er auf eine neue schon Hoffnung setzte, während er noch inmitten der alten war. So aß er zum Beispiel, wie ich später erfuhr, volle vier Wochen lang gebratenes Fleisch, vom Morgen bis zum Abend, ohne Brod und sonstiges Zubehör. Das war die Fleischkur. Dann plötzlich konnte er, was mir sehr natürlich schien, das Fleisch nicht mehr

verdauen, und es kam altes und verhärtetes Weißbrod an die Reihe. Das war wieder zu trocken und er ging zum Gemüse über. Das war zu unschmackhaft und es folgte das Obst. So bewegte sich seine launenhafte Hoffnung fast durch sämtliche genießbare Gegenstände, alle waren einmal heilsam und dann wieder schädlich. Wie gesagt, gegenwärtig nun war die Theekur eingeleitet, und ich bequeme mich daher, ihm dabei Gesellschaft zu leisten, weil es mir mein ganzes Leben hindurch im Ganzen gleichgültig gewesen ist, womit ich meinen Hunger und Durst stillte. Denn das epikuräische Wohlbehagen an irgend einer leckeren Speise, welches so viele Leute als das höchste Gut des Lebens schätzen, war mir von der Natur versagt. Hunger und Durst sind mir stets nur sehr natürliche Dinge gewesen, waren also auch stets leicht und natürlich zu befriedigen, wodurch mir vielleicht mancher Genuß im Leben entgangen sein mag, wie Viele sagen, jedoch auch manche Entbehrung von Hause aus unbekannt geblieben ist.

»Guten Morgen, Herr Baron!« sagte ich zu dem im Wasser Plätschernden. »Wie befinden Sie sich heute Morgen?«

»Ganz abscheulich schlecht, bester Herr; ich habe höchst lästige Kreuzschmerzen, die ich mir eben vertreiben will. Kaltes Wasser, o Gott, welcher Genuß!«

»Dann wären Sie ja sehr glücklich geworden, wenn die Natur Sie zu einem Fische bestimmt hätte –«

»O machen Sie mich nicht lüstern darauf, ich beneide die Dingerchen schon lange. Bitte, bedienen Sie sich – da liegen die Cigarren.«

»Ich rauche nicht.«

»Auch das? Sie sind ein Sonderling – die Welt wird Ihnen Vieles beibringen oder abgewöhnen müssen. Nun aber bin ich fertig. Sie kommen doch mit in den Garten, wenn ich angekleidet bin?«

»Sehr gern, wenn Sie es wünschen.«

Nach einiger Zeit begleitete ich ihn in den Garten, der hinter dem Hause lag, wo er zwei volle Stunden damit zubrachte, an meiner Seite hin und her zu laufen, immer denselben Weg auf und ab, und mir dabei alle schrecklichen Erlebnisse zu erzählen, denen sein armer Magen seit fünfundvierzig Jahren in diesem irdischen Jammerthale ausgesetzt gewesen war, was ich ihm auch auf's Wort zu glauben anfang.

Zwölf Uhr Mittags aber trat er in mein Zimmer, wo ich eben einen Brief zu schreiben angefangen hatte, um mir, wie er sagte, seinen Gegenbesuch zu machen, und nachdem er einige Angriffe auf das Wetter losgelassen, welches wegen der Hitze dazu angethan sei, einen nur halb gesunden Menschen vollends krank zu machen forderte er mich auf, ihn zu dem Herrn Grafen zu begleiten, auf dessen nähere Bekanntschaft ich bereits den ganzen Morgen gespannt gewesen war.

Der Leibdiener stand vor der Thür seines Herrn und öffnete sie uns ehrfurchtvoll, als wir naheten. Wir traten

ein. Ich war der erste im Zimmer. Von dem unerwarteten Anblicke, der mir hier zu Theil wurde, überrascht, blieb ich aber gleich nach dem ersten Schritte einen Augenblick verwundert stehen. In dem großen Gemache lag auf Tischen und Stühlen Alles bunt und wirr durch einander; Kleider, Waffen aller Art, Schmucksachen, Parfüms und tausenderlei unnennbare Dinge, die man mit sich in der Welt herumschleppt, ohne eigentlich einen vernünftigen Dienst von ihnen zu haben, aus dem einzigen Grunde, weil sie einmal erfunden und für den liebhaberischen Gebrauch eingeführt sind. Auf dem großen Mitteltische, der einem Kaufmannsladen Ehre gemacht haben würde, in dem zehn lüsterne Kunden zugleich die verschiedenartigsten Spielereien durchwühlen, fiel mir vor allen Dingen ein Paar schöner Rappiere auf, die kunstgerecht über einander gekreuzt dalagen. Das war das Einzige im Zimmer, wofür ich Sinn hatte, denn ich liebte diese herrlichen Waffen und hatte sie auf der Universität hinlänglich zu führen gelernt. Außerdem aber fiel mir ein stark narkotischer Geruch darin auf, welcher ohne Zweifel von dem Tabak herrührte, der seine Dampfwolken wie eine dicke Nebelschicht in dem ungelüfteten Raume verbreitet hatte. Ich komme aber jetzt zu dem Bewohner dieses Zimmers selbst, aus dessen Munde alle diese Nebel, als wäre er der wolkenschaffende Zeus, hervor wirbelten. Anfangs glaubte ich einen Türken vor mir zu sehen, denn der Herr Graf, der auf dem Sopha in seiner ganzen Länge ausgestreckt lag und mir ziemlich gnädig entgegenlächelte, war von Kopf bis zu Fuß in weite und bunte

orientalische Kleidung gehüllt. Selbst sein Kopf war mit einer turbanartigen Schlafmütze bedeckt.

Wenn Bruno von Marchfeld, wie Herr von Malte sagte, mit zehn Jahren schon vollständig erzogen, mit funfzehn ausgewachsen, mit sechszehn ein Riese und mit zwanzig ein Teufel war, so konnte man sicher mit demselben Rechte hinzufügen, daß er mit zehn Jahren ein Jüngling, mit funfzehn ein Mann und mit zweiundzwanzig Jahren ein Greis geworden war, denn es zeigten sich bereits, wie es bei seiner Lebensweise auch kaum anders möglich sein konnte, die deutlichsten Spuren leiblichen Verfalls auf seinem schlaffen Gesichte und in dem abge-spannten Wesen seiner ganzen Erscheinung. Nur von Zeit zu Zeit, bei künstlicher äußerer, oder bei natürlicher innerer Erregung seiner leicht erweckbaren Leidenschaftlichkeit, flackerte das Lebenslicht jugendlicher und heller in ihm auf, dann aber erschien es nicht wie ein erwärmendes, behagliches Licht, sondern wie eine dämonische, wild auflodernde Flamme. Jetzt war er in Folge des überstandenen Rausches der letzten Nacht sichtbar abge-spannt und ermattet, die Wangen hohl, die Augen erloschen, alle Züge des sonst wohlgebildeten Gesichts mit einer abschreckenden geisterhaften Blässe überzogen. An den eingefallenen Schläfen zeigten sich schon vom Haar entblößte Stellen und von dem Scheitel schaute die nackte glänzende Haut dem Beschauer unheimlich entgegen. Was den Ausdruck der Mienen dieses gefallenen Engels anbelangte, so erwies er sich gutartiger, als ich erwartet hatte; Heimtücke, Dünkel, Hochmuth sah ich in keinem

Zuge lauern, sein ganzes verwüstetes Innere offenbarte sich vielmehr in einer nicht unedlen Offenherzigkeit und beinahe harmlosen Nichtigkeit.

Einigermaßen über das eben geschilderte Aeußere meines Zöglings befangen, ließ ich meine Blicke etwas lange auf seiner Erscheinung ruhen. Aber ich brauchte mich mit meiner Betrachtung auch nicht zu beeilen, er selbst beschaute mich mit nicht geringerer Muße und nahm sich Zeit, meine ganze Gestalt von Kopf bis zu Fuß wiederholt zu mustern.

Ich verbeugte mich und sprach einige Worte, wie sie meine Stellung zu ihm natürlich erscheinen ließ. Er nickte mir wohlgefällig zu, nahm die lange türkische Pfeife, die er an den welken Lippen hielt, einen Augenblick bei Seite und sagte mit einer angenehm klingenden Stimme, in der ich durchaus keinen Spott aufzufinden vermochte: »Hübscher Kerl!« Dann ergriff er ein kleines Augenglas, was ihm Tag und Nacht am Halse hing, klemmte es unter das rechte Auge und fuhr ungestört fort, mich einer noch genaueren Musterung zu unterwerfen.

»Also Sie kommen aus Berlin?« fragte er. »Wohlan, ich bin es zufrieden. Sie behagen mir – man sieht Ihnen nichts Pädagogisches an. Das Einzige, was ich an Ihnen beklage, ist, daß ein so wohlgewachsener Mensch mit einem so intelligenten Gesichte, sich zu einem Schulmeister hat hergeben können.«

»Sie irren, Herr Graf,« erwiderte ich, unwillkürlich lächelnd. »Ich bin kein Schulmeister.«

»Der Tausend! Das sagen Sie ja beinahe mit Stolz. Auch das gefällt mir. Was sind Sie aber sonst, wenn Sie kein Schulmeister sind?«

»Ein Predigtamtscandidat –«

»Haha! Ist das nicht dasselbe? Oder nein, Sie haben Recht, es ist etwas Anderes. Ob es besser ist, weiß ich nicht. Mit einem Worte, nicht wahr, Sie sind ein junger Pfaffe? Den Teufel auch, wie kann man sich dazu entschließen, bei jetziger Zeit ein Pfaffe zu werden!«

»Bei jetziger Zeit? Ein Pfaffe, Herr Graf? Wer sagt das? Sie irren abermals. Ein einfacher Geistlicher will ich werden und ich danke Gott dafür, daß er mir diese Eingebung hat zukommen lassen.«

»Schnickschnack! Als wenn das nicht dasselbe wäre! Geistlicher ist Pfaffe und Pfaffe ist Geistlicher. So verstehe ich das und so versteht es die Welt. Haha! Aber bei Gott, Herr – Malte! wie heißt der Herr?«

»Walther Lund, Herr Graf!« rief der Baron aus der Ecke des Zimmers, wohin er sich, in sich hinein lachend und unser Gespräch beobachtend, zurückgezogen hatte.

»Also Herr Lund – bei Gott, sage ich, Sie thun Unrecht, ein Pfaffe zu werden. Das wäre Schade um Sie. Aufrichtig, wenn ich es verhindern kann, werden Sie Keiner.«

»Wie wollten Sie das verhindern?«

»Ei! Eine naive Frage! Ich brauchte ja bloß mit diesem Rappiere da Ihnen einen handgreiflichen Strich durch das Gesicht zu malen, und Sie wären nicht im Stande, die Kanzel zu besteigen.«

»Wirklich?« sagte ich und warf meine Augen verlangend auf die schönen vorher schon erwähnten Waffen.

Er sprang auf, stieß die Pfeife fort und ergriff ein Rappier. »Ha! Sie kommen von der Universität her. Können Sie vielleicht fechten?«

»Ein wenig,« sagte ich und fühlte ein noch größeres Verlangen, das zweite Rappier zu ergreifen und ihm sonnenklar zu beweisen, daß ich die Wahrheit gesprochen. Er schien meine Gedanken zu errathen und ihnen blitzschnell entgegen zu kommen. Schon hob er sein Rappier und deutete mit den Augen auf das andere.

»Nehmen Sie, wir wollen es versuchen.«

Ich faßte rasch das Rappier und ließ prüfend die Klinge durch die Finger der linken Hand gleiten. Erstaunt aber blickte ich auf, denn ich hatte sogleich entdeckt, daß die Spitze scharf geschliffen war.

»Die Spitzen sind scharf, Herr Graf, die Waffen eignen sich also nicht zu einem bloßen Versuche.«

»Ei was! Ich schlage immer damit. Mit stumpfen Rappieren fechten nur Kinder. Zeigen Sie, was Sie können und ersparen Sie sich die Unkosten der Worte.« Dabei brachte er sich in die richtige Fechterstellung und legte sich aus.

Ich trat einige Schritte zurück und sammelte meine Gedanken. Sie schwirrten mir blitzschnell durch den Kopf. Aber nicht lange Zeit blieb mir zum Nachdenken übrig; mein Gegner führte eine tüchtige Winkelquart gegen meinen Kopf und ich parirte sie schulgerecht. Bei fortgesetztem Schlagen, dem der Baron wohlgefällig aus

der Ecke zuschaute, und wobei ich mich mehr abwehrend als angreifend verhielt, erkannte ich sehr bald, mit welchem Gegner ich es augenblicklich zu thun hatte. Er war ein sogenannter Haudegen ohne alle künstlerische Schule. Wacker hieb er zu, regelrecht parirte ich alle seine Hiebe. In einigen Minuten sah ich ein, daß es nur einiger Ruhe und Gewandtheit bedurfte, um seinem blinden Ungestüm mit Erfolg zu begegnen. Das schien er auch bald selbst zu fühlen, und nach einigen zwecklosen Finthen warf er das Rappier auf den Tisch, wobei er eine Flasche kölnisches Wasser zerbrach, und lachte überlaut.

»Vortrefflich!« rief er. »Ich mache Ihnen mein Compliment. Sie haben eine sichere und geübte Hand. Und Sie wollten ein Geistlicher werden? Wollen wir wetten, daß Sie es *nicht* werden? Jammerschade wäre das! Für's Erste wenigstens wollen wir alle Tage fechten, Sie lernen von mir und ich von Ihnen, so haben wir Beide Vortheil davon.«

»Herrlich, herrlich!« jauchzte der Baron, der in der Freude seinen kranken Magen vergessen hatte. »Nun hat der Graf Veranlassung, vier Wochen den Fechtmeister zu spielen. Eine neue Maske! Sie sind ein vortrefflicher Gefährte, mein lieber Lund, Sie bringen ihn schon am ersten Tage in ein neues Geleise.«

»Meine Herren!« sagte ich, »ich will alle Tage fechten, aber nur unter *einer* Bedingung –«

»Und die wäre?« fragte der Graf erstaunt.

»Daß wir mit stumpfen Rappieren fechten.«

»Aha! Fürchten Sie sich? Sind Sie um einen Tropfen Ihres edlen Blutes bange?«

»Mein Blut ist so edel, wie das eines Anderen, aber, aufrichtig gesagt, meinetwegen beharre ich durchaus nicht auf jener Bedingung. Ich möchte Ihnen gern meine vollkommene Geschicklichkeit zeigen, aber das Schicksal könnte dabei wollen, daß ich Sie selbst verletzte – und das wäre gegen mein Gewissen und meine Stellung –«

»Also Sie haben ein zartes Gewissen, mein Lieber? Nun, ich bin es zufrieden. Andere Rappiere auf morgen, Malte, und dann drauf los wie der Wind – ha!« –

Nach einigen Fragen über verschiedene gleichgültige Dinge schlug der Graf einen Spaziergang noch vor Tische vor. Der Baron entschuldigte sich mit der Ausrede, an heftigen Kreuzschmerzen und Kopfweg zu leiden, weshalb er sich eine Stunde von seinem Diener wolle bürsten lassen.

»Bürsten Sie sich den Teufel aus dem Leibe, der in Ihnen steckt, Malte, immer zu. So gehen wir allein!« rief der Graf. »In fünf Minuten bin ich fertig.«

Die fünf Minuten waren kaum vorüber, so meldete mir der Leibdiener, der Herr Graf erwarte mich an der Treppe. Ich begab mich hinaus und wir stiegen auf die Straße hinab. Der Graf machte auf mich den Eindruck eines Stutzers, wie man sie dutzendweise auf den Straßen einer großen Stadt steht. Seine Kleidung war gewählt, glänzend, seine Erscheinung in der That vornehm; seine

Haltung aber schlaff, wie sie ein Mensch hat, der sehr ermüdet ist oder seinen Körper aus irgend einem Grunde nicht recht in seiner Gewalt hat.

Auf der Straße angelangt, hing er sich traulich in meinen Arm und sprach sich sogleich wieder belobigend über meine Muskelkraft aus, wobei er sich immer schwerer auf mich stützte. Er schlug den Weg nach der Jägerzeil ein und, sobald wir dieselbe erreicht, klemmte er sein Augenglas fest in das Auge. »Aufgepaßt!« sagte er lächelnd, »hier wohnen einige sehr hübsche Frauen.«

»Das wissen Sie schon und sind erst vier Tage in Wien?«

»Ich wäre ein schlechter Edelmann, wenn ich keine guten Kundschafter für diese Art Krieg hätte, mein bester Herr Lund, abgesehen davon, daß schon der Instinkt darin seine Schuldigkeit thut. Sehen Sie da – ein herrlicher Fuß! Und diese brennenden Augen – pah!«

## ZWEITES KAPITEL. GRAF BRUNO VON MARCHFELD.

Es wäre in meiner neuen Lage eine unverzeihliche Thorheit gewesen, wenn ich mich bei so fest ausgeprägtem Charakter und so tief eingewurzelten Lebensgewohnheiten des mir anvertrauten Schützlings gleich von Anfang an als ein Sittenprediger und gelehrter Jugendbändiger hätte zeigen wollen, denn das hatte ich sehr bald eingesehen, daß Graf Bruno keiner von den leitbaren und zugänglichen Menschen war, die man mit einer gutgemeinten Moralpredigt oder mit wiederholter

eindringlicher Ermahnung, Vorstellung, oder gar Tadel-  
sucht, von dem drohenden Abgrunde retten konnte. Bei  
diesem Menschen mußte eine vorsichtigeren und zweck-  
mäßigeren Zügelleitung angewandt werden, als sie bei  
einem leichtsinnigen und verzogenen Jünglinge so oft  
wohlthätig ist. Denn hier war nicht allein von einem sol-  
chen die Rede, hier hatte ich, wie schon gesagt, einen  
nach allen Richtungen entwickelten Charakter vor mir,  
der von Geburt an durch Herkommen, falsche Erziehung,  
schlechte Lebensart und tausenderlei andere unausrott-  
bare Einwirkungen sich zu einem Riesen oder Dämon  
von ganz besonderer Art ausgebildet hatte und der auf  
dem besten Wege war, ein moralisches Ungeheuer zu  
werden, wenn er es in mancher Beziehung nicht schon  
längst und unwiderruflich war. So wild aber auch sei-  
ne Gewohnheiten, so tumultuarisch seine Leidenscha-  
ften sich ihre dunkle Bahn brachen, so erkannte ich doch  
sehr bald, daß er im Grunde seines Wesens kein vollende-  
ter Bösewicht war, dazu fehlte es ihm an der diabolischen  
Energie des Willens, an der unverwüstlichen Fülle physi-  
scher Kraft. Im Gegentheil, er war gutherzig gegen Je-  
dermann, mildthätig gegen Arme, gefällig, sobald es ihm  
seine Laune zu sein erlaubte und sobald der ihn Anspre-  
chende seine Aufmerksamkeit zu fesseln im Stande war.  
Daher ward es sehr bald meine Aufgabe, mich aller direk-  
ten Einwirkung auf seine zügellose Lebensweise für's Er-  
ste zu enthalten und allein seinen geistigen Trieb, so weit  
dieser noch vorhanden war, nach allen Seiten hin zu stu-  
diren. Das war freilich in meiner Lage kein angenehmes,

wohl aber ein sehr interessantes Studium, in welches ich mich oft mit aller meiner Fähigkeit, zu begreifen und zu enträthseln, vertiefte. Und wie man aus dem Negativen das Positive lernt, so lernte auch ich von seiner Weltanschauung aus die meinige gründlich kennen, und mir waren hiermit Stoff und Mittel geboten, wenn auch nicht meinen Gefährten, doch wenigstens mich selbst weiter zu bilden und zu fördern.

Nach reiflicher Ueberlegung also wurde diese zurückhaltende Beobachtung meinerseits eifrig fortgesetzt, und sehr bald gewährte ich davon eine überraschende Wirkung. Ich blieb nicht allein Beobachter, ich wurde vielmehr selbst sehr hartnäckig wieder beobachtet. Der Graf sah mich in der Regel ernst, nachdenklich, oft sogar bedenklich. Warum ist dieser Mensch so? fragte er sich dann, und darauf antwortete ihm sein natürlicher Verstand: weil er wider seine Erwartung in eine Stellung gerathen ist, die seiner Ueberzeugung, seinem Pflichtgefühle, seinem Gewissen schnurstracks zuwider läuft. Ja, er errieth ohne Zweifel Dinge, die ich nie aussprach, die mich aber, wenn ich sie ihn vollbringen sah, bitter schmerzen mußten. Er vermied es also, mich in seine Geheimnisse einzuweihen, fühlte aber, da ich selbst sein Vertrauen nicht erzwang, sehr bald den Reiz der Mittheilung, wie ihn die Jugend unter allen Verhältnissen immer empfindet. Da er nun sah, wie ruhig ich meine Zeit abwartete, um ihn vielleicht plötzlich und unerwartet mit

einem geistigen Niederschlage zu überraschen, so entstand allmählig eine Art geheimnißvollen Bündnisses zwischen uns, so daß er nicht recht zum Genusse des Lebens aufgelegt und mit sich selbst zufrieden war, wenn er mich nicht an seiner Seite fand.

In diesen Genüssen aber konnte ich mich nie zurecht finden, denn sie überschritten nach meiner Ansicht der Dinge alles natürliche Maaß, alle Gränzen der Bildung und Moralität. Und eigenthümlich dabei war, daß, wie beim Baron die verschiedensten Kurarten periodenweise auf einander folgten, dieselbe Erscheinung auch in den Leidenschaften und Genüssen Bruno's obwaltete. Vier Wochen lang zum Beispiele trank er die feurigsten Weine in unerhörter Menge und raschester Folge, dann widerstand ihm plötzlich auch der köstlichste Wein und er wandte sich zur Aufregung des Spiels. Hatte er einen bedeutenden Gewinn oder Verlust davongetragen, denn nach einem von beiden schien sein excentrisches Herz nur zu verlangen, ohne jedoch Freude an dem einen, noch Trauer über den anderen zu empfinden, so wählte er irgend einen neuen Zeitvertreib, eine frische Unterhaltung, und so kehrte er endlich in weitem Kreislaufe wieder zum Troste der Flasche zurück.

Jeder vernünftige Mensch wird es natürlich finden, daß es mir schwer, oft sogar unmöglich wurde, mich in dieses seltsame Leben zu schicken und an so Manchem Theil zu nehmen, was mir früher einen Schauer erregt hätte, wenn ich es mir nur als vorhanden gedacht. Aber ich hatte einmal eine schwierige Aufgabe übernommen

und mein Stolz, meine Eigenliebe, mein ganzes Wesen sträubte sich dagegen, sie unvollendet liegen zu lassen. Ich liebte einmal nicht, selbst in diesem, meinem geistigen Organismus so wenig verwandten Fache, mitten auf dem Wege nach einem bestimmten Ziele stehen zu bleiben, und hatte mir daher vorgesetzt, nachdem ich den ersten Schritt gethan, auch die übrigen bis zum Endpunkte zurückzulegen. »Also durch – auch durch diese chaotische Wüste!« sagte ich zu mir. »Jenseit derselben liegt ein schönes, stilles, friedliches Land, wo Glück, Ruhe und Zufriedenheit wohnen; es ist Deine Bestimmung, das Leben jetzt auf diese Weise zu sehen, und eben so wird es auch Deine Bestimmung sein, künftig ein besseres zu erreichen.«

Daß ich erst allmählig und nach langem Kampfe zu diesem Entschlusse kam, wird mir Jeder gern glauben. Endlich aber hatte ich mich in ihm festgesetzt. Wie ein kunstgeübter Reiter in unverrückbarem Schlusse im Sattel sitzt und mit der unüberwindlichen moralischen Ueberzeugung, Herr des unter ihm schäumenden Thieres zu sein, über Felder und Hecken dahinstürmt, so geberdete ich mich im Umgange mit meinem unzählbaren Genossen, und er fühlte sehr bald, welcher Reiter ich auf seinem Rücken war. Niemals verlangte er mich zum Gefährten, wo er wußte, daß ich ihm solcher nicht sein würde, nicht sein könnte. Und das bewies mir, daß er Achtung vor meinen Gefühlen und Lebensansichten hegte, daß ihn mein stiller Ernst, mein leidenschaftloser Mußschritt zum Nachdenken zwang. Daß ich hierbei wirklich

so viel als möglich ein Fallhut für ihn zu sein mich bemühte, wie Baron von Malte sehr richtig bemerkte, kann ich nicht unterlassen zu bestätigen, denn es war unläugbar wahr, daß er ohne mich mit seinen Kräften und Mitteln noch bei Weitem verschwenderischer gewirthschafetet hätte, als er es ohnehin schon that.

So groß ich mir nun bei diesen Verhältnissen den Abstand zwischen meinem früheren und jetzigen Leben vorgestellt hatte, ich fand ihn doch noch größer, wenn ich in stillen Augenblicken mit mir darüber zu Rathe ging. Man denke sich mein idyllisches Landleben und versetze sich gleich darauf in den wüsten Zeitvertreib mit Bruno von Marchfeld. Ich selbst will diese beiden Zustände nicht genauer ausmalen, ich überlasse es der Phantasie Dessen, der in ähnliche zwei Lebensverhältnisse einen Blick geworfen hat und beide nach ihrem Inhalte zu würdigen weiß. Mein Herz blutete oft, wenn ich die Vergangenheit mit der Gegenwart verglich, aber was half es? Immer durch – durch die Wüste – jenseit derselben ist Ruhe, ist Frieden! So dachte ich damals, so tröstete ich mich, so ertrug ich den schweren Kampf des Daseins, um vielleicht – einem noch schwereren entgegenzugehen.

Bevor ich mich jedoch zu einem bedeutsamen Abschnitte meines Lebens wende, muß ich noch verschiedene Einzelheiten desselben erwähnen, die auf Bruno's eigenthümlichen Charakter und seine merkwürdige Organisation ein helleres Licht werfen.

Unsere Fechtübungen wurden täglich fortgesetzt und zwar mit dem entschiedensten Erfolge auf meiner Seite,

zum nicht geringen Verdrusse meines Gegners. Er hatte, sobald wir mit stumpfen Waffen kämpften, sehr bald erkannt, daß ich sein Meister war und trotz aller seiner Anstrengung auch blieb. Er konnte es einmal nicht weiter bringen, als er es bisher gebracht hatte, denn er trieb Alles, was er unternahm, nur bis zu einer gewissen Höhe oder Gränze, wie ich schon vorher angedeutet. Bis zu diesem Punkte gelangt, erlahmte entweder seine Kraft oder erlosch seine Neigung dazu.

Aehnlich verhielt es sich auch mit seinen Besuchen in verschiedenen vornehmen Familien, in denen er, und ich natürlich mit ihm, Zutritt erhalten hatte. Wider Willen und Neigung mußte ich ihn vier Wochen lang jeden Abend in eine andere Gesellschaft begleiten. Es ist dies, wenn sie zur Lebensregel wird, eine der hohlsten Gewohnheiten der Welt, die ich kennen gelernt habe, vor der ich sogar noch jetzt einen unüberwindlichen Abscheu hege. Ein freundschaftlicher Besuch, bei dem man sich ausspricht und in Folge dessen gefördert, gebessert sieht, ist jedem Gebildeten nothwendig, aber für den mit schärferen Genüssen übersättigten Tagesmenschen kein genügender Reiz mehr. Hinstürzen muß er aus Salon in Salon, von Tanz zu Tanz, von Gelage zu Gelage, um für sich selbst und Andere den eitlen Ruhm erworben zu haben, dagewesen zu sein. Welchen Genuß, welche Freude haben diese Menschen dabei? Gesprochen, geredet, gehört hat kein Einziger, aber durch einander geschrien, was kein Mensch verstand oder verstehen wollte, haben sie Alle. Da stehen und sitzen sie herum und sagen

sich gegenseitig Dinge, die eben so unwahr wie lächerlich sind, die weder aus dem Herzen kommen, noch zu dem Herzen gehen und nicht einmal die Oberfläche eines geistigen Daseins berühren, viel weniger in die Tiefe desselben eindringen. Das nennen die Leute heut' zu Tage, das Leben genießen, – und je toller sie es treiben, um so göttlicher finden sie es. O, wer einmal erst die behagliche Wonne geschmeckt hat, in seinem Hause wirklich zu Hause zu sein, und bei einem guten Buche, bei eigener Selbstschau oder gemüthlicher Mittheilung eines Gleichgesinnten sich glücklich – weil ruhig – zu fühlen, der wird gleich mir nie begreifen können, warum die Menschen so oft so thöricht sind, ihre vollkommenste Behaglichkeit und Freude rücksichtslos gegen das eigene und fremde Ich aus dem Fenster zu werfen.

Bruno stürzte wie ein Wüthender in alle Gesellschaften und dergleichen Vergnügungen, und wenn er sie wie ein Wüthender durchkostet, mitgeschmält, mitgeschimpft, mitgeheult hatte, sagte er zuletzt beim Nachhausegehen zu mir: »Hol' sie Alle der Teufel! Sie sind nicht einen Schuß Pulvers werth! Ich werde ein Einsiedler werden und mein eigenes Licht über mir leuchten lassen. Und bei Gott! so schwach dies auch brennt, heller ist es gewiß, als alle die Lichter und Lampen, die sie heute angesteckt hatten, um die Dunkelheit des Innern zu überstrahlen.« –

Bei Hofe ließ Bruno sich niemals sehen, »das widerstrebe seinen Grundsätzen,« sagte er.

»Wie?« fragte ich ihn ernst, »haben Sie darin auch Grundsätze?«

»Warum nicht? Ich verhalte mich zu den Hofleuten und Schranzen, wie Sie sich zu mir verhalten – o ich weiß und fühle das wohl – ich bin Ihnen in vielen Dingen ein Gräuel – und so sind mir auch jene ein Gräuel.«

»Warum denn?« fragte ich weiter.

»Beantworten Sie sich das selber. Daraus aber schließe ich eben, daß Sie oft gegen mich Recht haben, und daraus wieder entspringt meine Achtung vor Ihrem Werthe.«

–

Der Baron war eigentlich eine große Nebensache in unserem Leben. Wir hatten sehr wenig Genuß, aber auch wenig Last von ihm. Er badete, bürstete, rannte und war in seine Kuren vertieft, womit er seinen Unterleib zu heilen versuchte, der aber alle Tage heilloser erkrankte, wie er uns oft mit kläglicher Miene erzählte, und worüber wir lachten, was ihn beinahe zum Weinen zwang. In Uebrigen ließ er Alles gehen, wie es ging, besorgte höchstens die Correspondenz nach Hause, die Geldangelegenheiten, und hütete sich vor allen Dingen sehr, mit dem jungen Grafen ernstlich anzubinden. Denn er gehörte zu der Klasse von Leuten, die es mit Niemandem zu verderben trachten, und in sofern nur halbe Menschen sind, da sie sich nie vollständig entwickeln. Sie sind allerdings freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann, aber eben deshalb unzuverlässig. »Ein tüchtiger und ehrenwerther Feind,« sagte der Graf eines Tages zu mir, »ist

mir lieber, als so ein unbeständiger Hampelmann – meinen Sie nicht auch?«

»O ja!« erwiderte ich. »Ein ehrenwerther Feind ist oft eine gute Gabe Gottes und gleicht dem Gewitter. Es kühlt ab, belebt, erschüttert und stellt das Gleichgewicht in der Natur wieder her, indem es die Luft reinigt –«

»Hören Sie auf zu donnern, Sie junger Jupiter. Um Ihnen zu nützen, weiß ich also jetzt, was ich Ihnen einmal werden muß –«

Auch in anderen ernsteren Dingen gab Bruno oft meinen Wünschen und Anregungen nach und ich will hier noch zwei, obwohl sehr verschiedene, aber doch charakteristische Vorfälle mit ihm erzählen. Der junge Graf hatte nämlich die liebenswürdige Mode mitgemacht, sich, wie es bei der aristokratischen Welt eine *Sitte* ist, die Nägel an den Fingern wie die Klauen eines Geiers wachsen zu lassen. Sie waren beinahe einen Zoll lang und verhinderten ihn, verschiedene kleine Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Dabei hatten sie die neuste Façon, sie waren scharf und spitz zugeschnitten, wie ein hörnerner Dolch. Eines Tages reichte der Baron dem Grafen irgend einen Gegenstand, nach dem dieser verlangte, und dabei kratzte er ihn, ich glaube absichtlich, tüchtig in die Hand. Der Baron schrie laut auf und, da er einen Tropfen Blut an seiner Hand sah, geberdete er sich wie ein vom tollen Hunde Gebissener. »Graf!« schrie er auf, »wenn ich nun zu dem Geschlechte der Bluter gehörte, so hätten Sie mich getötet und wären ein Mörder!«

»Dann hätte ich Sie von unzähligen und langen Leiden befreit und Sie müßten mir eigentlich dankbar sein.«

Der Baron verließ brummend das Zimmer und ließ sich den Tag über nicht sehen. Ich erlaubte mir aber die Bemerkung, daß jene Mode eine wahnsinnige sei und daß ich den Menschen nicht begreifen könne, der sich absichtlich in ein Raubthier verwandle, von dem er vermöge seines Geistes und seiner Bildung doch so weit entfernt sein wolle.

»Ei was, ein Wenig mehr wahnsinnig oder nicht, thut zur Sache nichts, die meisten Moden kommen dem Wahnsinne nahe. Aber dennoch haben Sie Recht, sie ist zugleich unsinnig und ekelhaft.«

»Gewiß,« fuhr ich fort. »Warum hat uns Gott den edlen Tastsinn gegeben? Gewiß nicht, um ihn hinter einem häßlichen Nagel zu verbergen, wie der da ist, den ich an Ihren Fingern sehe.«

»Nicht weil ich den Malte gekratzt und beinahe getödtet habe, sondern weil ich Ihre Worte beherzige, will ich diese Thorheit ablegen,« sagte er lächelnd, ergriff eine Scheere und schnitt sich das Raubthierorgan ab, wie ein ganz gewöhnlicher *gebildeter* Mensch.

Auch seine Abneigung gegen die ›Pfaffen‹, wie er sie nannte, bezwang ich auf ähnliche Weise, wenigstens mäßigte er allmählig seine Ausbrüche über dieselben gegen mich. Eines Tages hatte ich ihn veranlaßt, mit mir eine Predigt zu besuchen. Der Redner hatte unverkennbar

einen großen, aber leider wieder sehr rasch vorübergleitenden Eindruck auf ihn gemacht. »Der Mann hat gut gesprochen,« sagte er beim Nachhausegehen – »wenn sie alle so wären und sprächen – hm!«

»Gewiß sprach er gut,« sagte ich warm. »Ein würdiger Priester ist, man mag die Priesterschaft leiden können oder nicht, und den Priesterstolz verachten, so viel man will, immer eine Zierde des menschlichen Geschlechts –«

»Ein unwürdiger Priester aber,« schloß er das Gespräch, »ist das erbärmlichste Geschöpf Gottes, denn er kokettirt mit dem Himmel, an den er nicht glaubt.«

»Sie haben Recht,« mußte ich aus vollem Herzen beistimmen.



Unser Aufenthalt in Wien näherte sich unerwartet seinem Ende, nachdem wir über zwei Monate daselbst verweilt hatten. Plötzlich ergriff den jungen Grafen eine wahre Reisewuth, die er nicht schnell genug löschen zu können vermeinte, und schon in zwei Stunden waren alle Koffer gepackt. Schon am nächsten Tage waren wir mitten in den Alpen und steuerten mit allen Kräften und Mitteln der Schweiz zu. Mir öffnete sich weit und mächtig die Brust. Bisher hatte ich in der Fremde nur Menschen und ihre Schwächen gesehen, jetzt sah ich Felsen, auch von Gott gemacht, aber nach unwandelbareren Gesetzen und in unvergänglicheren Formen gebaut. O was dachte und fühlte ich da wieder! Mein Herz, beinahe dem

Verkalten, dem Verhärten nahe, wurde weich wie mildes Wachs, und Gottes Hand drückte seine unvertilgbaren Spuren darin ab.

Aber schneller, als ich gewünscht, wurden die Granitberge überflogen; sie waren Bruno von Marchfeld zu hart, er konnte sie nicht bezwingen wie die nachgiebigen Menschen. Nach Italien, nach Italien trieb ihn das Verlangen aller seiner Sinne. –

In Venedig machten wir Halt. Hier begann das Wiener Leben von Neuem, aber noch schwelgerischer, üppiger, weil die Gelegenheit günstiger und der Reiz der Neuheit größer war. Einige Monate vergingen wie im Fluge, aber unter großer Sorge und Kümmerniß von meiner Seite, denn der Graf Marchfeld verwickelte sich und uns in Verlegenheiten, die nur mit großer Mühe, Opfern und Demüthigungen unsererseits wieder ausgeglichen werden konnten. Ein solches Ereigniß welches ich hier nicht näher erörtern will, weil es mich zu weit von meinem Vorsatze ablenken würde, gab auch die Veranlassung unseres abermaligen schnellen Aufbruchs. Wir gingen nach Mailand zurück, von da nach Florenz, endlich nach Rom, wo wir uns auf lange Zeit häuslich niederließen. In Rom begann dasselbe Spiel, wie es an den andern Orten aufgeführt, und unbegründet erwies sich meine frühere Hoffnung, mir werde es mit der Zeit gelingen, das Eisen im Innern des Wüstlings zu schmelzen und sein Gemüth auf geebnetere Bahnen des Lebens zu lenken. Bisweilen ließ er das Beste erwarten, dann plötzlich brach er hervor wie

eine Sturzwlawine vom Schneeberge und begrub alle unsere Wünsche und Hoffnungen auf einen Schlag. Dennoch ging es im Ganzen erträglich, wir halfen uns durch, so gut wir konnten, und als wir am Ende des Winters Rom verließen und uns nach Neapel wandten, war unsere Hoffnung wieder um einige Grade höher gestiegen. Ich könnte ein Buch über die Thorheiten dieses Menschen schreiben, denn sein Leben war aus den abenteuerlichsten, gewagtesten, unbesonnensten Unternehmungen zusammengesetzt, aber ich verzichte darauf, denn dergleichen ist kein Stoff für meine Feder und mein Geist lehnt sich gegen die Ueberlieferungen solcher jugendlichen Abscheulichkeiten auf. In Neapel endlich schien er aus seinem Taumel zu erwachen und eine Zeit lang zur Besinnung zu kommen, er bewegte sich damals im ruhigsten Geleise seines Weltgangs. Dazu trug wahrscheinlich die herrliche Umgegend, das nie gesehene Meer, der klare Himmel, mit einem Worte, der geheimnißvolle Reiz der südlichen Natur bei.

Für mich aber war Italien ein neues Eldorado, eine Wiege meines so lange schlafen gegangenen Geistes und meiner Schöpfungskraft, in der sie sich wieder gesund schaukelte und zu rüstigerem Lebensmuth erwachte. Nie hatte ich solchen sonnigen Himmel, solche süße milde Luft, solchen Glanz der farbenreichen Gestirne gesehen. Mein Blut floß in volleren Wellen durch meine Adern und ich sog den Blüthenduft der Natur und Kunst mit langen Athemzügen ein. Schon in der Schweiz hatten die Wunderschöpfungen Gottes meine Seele in höheren

Schwung gesetzt, der Himmel Italien's aber und die ewigen Werke der irdischen Meister schlossen mir das innere Wunder des Menschengestes auf. Wie der Klang einer großen Glocke hämmerte es in mir und ihre Töne riefen mich wach zum Dienste, für den ich nun einmal erschaffen zu sein schien.

Noch mehr verstärkt wurden diese süßen Triebe durch die glücklichen Nachrichten, die ich um diese Zeit aus der Heimat erhielt. Jeden Abend seit meiner Abreise hatte ich das Erscheinen des strahlenden Hesperus erwartet und so mein süßestes Gelübde erfüllt. Wie meine Augen, so suchte mein Herz die goldene Bahn des treuen Gestirnes auf, und ich fand stets, was ich suchte, die entfernte, unvergeßlich theure Geliebte. Und da kamen ihre Briefe, treulich durch das Bankhaus Sina in Wien nachgesandt, und meldeten mir, daß der Stern der Liebenden auch im Norden alle Abende aufgehe, daß er Wunder wirke und im Harren und Hoffen bestärke. Sowohl der Pfarrer als Anna ermuthigten mich zu meinem fortgesetzten Kampfe und verhiessen irdischen und himmlischen Lohn für die ausgestandenen Aengste und Sorgen. Im Pfarrhause selbst war Alles ziemlich beim Alten geblieben; nicht das Kleinste in Außendingen war verändert, im Innern der Familie nur ein Einziges. Und das wunderte mich nicht allein, es erregte mir sogar ein dunkles Bedenken. Anna schrieb, die Pfarrerin sei seit meiner Abreise liebevoller, freundlicher, umgänglicher geworden, sowohl gegen sie, als gegen den Vater. Die ganze Familie säße sogar

jetzt oft Abends beisammen und spräche von vergangenen und zukünftigen Zeiten. Die Pfarrerin wünsche, daß Anna sie in verschiedene Gesellschaften begleite, und sie thäte es, allein ihr zu gefallen, nicht aus eigenem Behagen. Letzteres glaubte ich sehr gern, denn ich kannte sie ja. Ich sagte aber vorher, die nachgiebige Freundlichkeit der Pfarrerin habe mir Bedenken erregt, und so war es. Auch sprach ich dasselbe in meinen Briefen gegen Anna offen aus. Eine geheime innere Stimme, deren Ursprung und Bedeutung ich nicht kannte, warnte mich wiederholt vor jener Frau, und als jene Stimme eines Tages sehr laut zu mir redete, schrieb ich Anna: »sie solle sich hüten; eine gewisse Person gehöre zu dem Geschlechte der Katzen und Tiger, die, wenn sie Blut begehren, erst schmeicheln und die stachliche Zunge sanft auf die Haut legen, dann aber, wenn sie Blut sähen, plötzlich auf den eingeschläferten Feind losstürzten und die angeborene Mordgier befriedigten.« Wie gesagt, woher mir diese Besorgniß kam, weiß ich nicht, ob sie gerechtfertigt worden, ist mir nie klar geworden, denn die nächstfolgenden Ereignisse nahmen für mich eine von allen meinen Vorsätzen und Entwürfen so verschiedene Wendung, daß ich noch heute nicht weiß, ob vielleicht die Vorahnung dieser Ereignisse jene Besorgniß nicht veranlaßt haben möge.

Doch kehren wir jetzt noch einmal nach dem schönen Lande Italien zurück, welches schneller zu verlassen, als wir geträumt, uns vom Schicksal beschieden war. Am liebsten wäre ich mit meinen Gefährten nach Griechenland und Kleinasien gereis't, wovon auch bisweilen die

Rede war, aber plötzlich schnitt ein Brief aus der Heimat diesen Wunsch ab, indem Herrn von Malte angedeutet wurde, die vorgesezte Reise zu vollenden, das heißt, durch Ungarn und Polen nach Rußland zu gehen und von dort nach Hause zurückzukehren.

Auch Bruno's Ansichten stimmten wunderbar genug mit diesen Winken überein. Er hätte das weichliche Leben des Südens satt, sagte er eines Tages, er begehre nach kräftigerer Speise, nach einem markigeren Menschenschlage; das ganze Italien sei nur eine Ruine, eine Todtenmaske, und die Menschen darin glichen girrenden Turteltauben mit lächerlich ergrimmtter Leidenschaft; die reine und gesunde Urnatur mit Bären und Wölfen aber wüchse nur in Ungarn und Rußland. Auch habe er ein Gelübde gethan, noch vor Ablauf des nächsten Sommers aus dem Schuhe einer schönen Sarmatin zu trinken und das könne man nur in dem unvergleichlichen Lande Kosciusko's und Mazeppa's. –

So war denn die Reise über das adriatische Meer nach Triest beschlossen und wurde sofort eingeleitet. Ein österreichisches Schiff nahm uns an Bord und bald lagen die Gestade des schönen italischen Landes hinter uns.

### DRITTES KAPITEL. EIN UNGLÜCKSTAG.

Auch Ungarn hatten wir durchwandert; der Zweck aber, den Bruno's Eltern bei dieser Bestimmung vor Augen gehabt, ihren verwilderten Sohn durch verwildertere Gegenden und Völkerschaften reisen zu lassen, um in Anschauung ihrer düsteren Urzustände ihn zur geistigeren

Erkenntniß seiner selbst zu bringen, schien nicht erfüllt werden zu sollen. Das schöne aber wüste Land wirkte das Gegentheil, was es wirken sollte; die Naturmenschen rüttelten seine eigene Urnatur wach und riefen die Furi- en auf, die tief in seinem Innern zu schlafen schienen. So lange der sonnige Himmel und die milde Luft des Südens über ihm lag, blieb er gleichsam eingelullt in süße kind- lichere Träumereien. Der sanfte und harmonische Reiz, mit dem die äußere Natur an ihren gesegnetsten Stätten sich umhüllt, das Leidenschaftliche im Menschenherzen beschwichtigt und den Trieb nach Gewagtem und Un- geregeltem zurückdrängt, rief auch in seiner Brust die sanfteren Triebe hervor, die immer und ewig in jedem Menschen schlummern, und sei er auch noch so verderbt. Kaum aber wehten die rauhen Winde der Karpathen ihn an, so schien der alte Dämon in ihm zu erwachen; er bäumte sich auf wie ein wilder Geist der Nacht und ließ ihn Dinge thun und sprechen, die mich oft um seinen Verstand besorgt machten. Hier half kein Zureden, kein Bitten, kein Fordern mehr, immer düsterer wurde seine finstere Stirn und immer unheimlicher prägte sich das dumpfe Gefühl seiner Seele in seinem zuckenden Mie- nenspiele aus.

»Wir wollen nach Polen,« rief er einmal über das ande- re – »Polen, Polen, das ist das Land der Verheißung; da werden einst Stämme und Völker erstehen, die das künst- liche Gebäude der civilisirten Welt in Schutt und Trüm- mer zu werfen bestimmt sind – dahin sehne ich mich, dahin zieht es mich.«

Ja, es zog ihn dahin, das unwiderstehliche Verhängniß, und mich zog es mit ihm. Denn Anna's Vaterland war vom Schicksale auserlesen, die Heimat meiner Schmerzen und meiner noch heutigen Leiden zu werden. –

Endlich waren wir in Warschau angekommen, wo uns durch die Vorsorge unseres Bankiers ein kleines Haus in der Nähe der Ujazdow'schen Alleen gemiethet war. Hier schien es, als ob der schwirrende Geist des Grafensohnes sich sammeln wolle. Aber es war nur das Sammeln der Wolken, welche das aufsteigende Gewitter zusammenrafft, um seine gewaltigen Streiter um sich zu schaaren und siegreich davon zu stürmen über die bebende Erde und durch die krachenden Himmel. Hier, an dieser für mich so verhängnißvollen Stätte, nehme ich den abgerissenen Faden meiner Erzählung wieder auf und führe den Leser, der meine Schicksale vielleicht einst lesen wird, mitten hinein in unsern kleinen aber von unsichtbaren Dämonen bewohnten Kreis.

Das Haus, welches wir in Warschau inne hatten, gehörte, wie schon bemerkt, zu den Alleen von Ujazdow, ein mitten in der Stadt gelegener Parkgarten, dem Thiergarten in Berlin, oder dem Prater in Wien beinahe ähnlich. Nur bei Tage war die ziemlich einsame Gegend von etwa vorbeifahrenden oder reitenden Personen und einigen Spaziergängern belebt. Hundert Schritte hinter dem Wohnhause, durch einen kleinen Garten von ihm getrennt, lag ein unansehnliches Gebäude, worin der eigentliche Besitzer seine Wirthschaft betrieb und, streng

von uns geschieden, in gar keinem Verkehr mit den fremden Miethern stand. Das Innere des sogenannten Herrenhauses war mit dem für solche Wohnungen in Warschau üblichen Luxus ausgestattet. Es bestand aus einem größeren unterm und einem kleineren oberen Stockwerke, von denen das erstere Graf Marchfeld und Baron Malte, das letztere, eigentlich nur aus drei Mansardenstübchen bestehend, ich selbst und die beiden Diener bezogen hatten. Ich war mit meiner kleinen Wohnung vollkommen zufrieden und hatte sie mir nach meinem eigenen Gefallen behaglich genug eingerichtet.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft in diesem Hause trat der Baron sehr früh in mein Zimmer, und sogleich bemerkte ich an seiner jämmerlichen Miene, daß er wieder sehr leidend war. »Guten Morgen,« sagte er kleinlaut und ließ sich seufzend auf mein Sopha fallen. »Zum Teufel, Sie wohnen hier eng. Aber was thut das in diesem Hundeleben! Ist es überhaupt nicht wie ein Sarg, worin man sich kaum bewegen kann? Ah, und das heillose Wetter! Sehen Sie mein neues Leiden an – ich glaube, ich bekomme die Wassersucht, denn ich schwelle förmlich auf.«

»O! Sie sollten sich lieber beglückwünschen als klagen, Herr Baron, das ist Fett – Zunahme Ihrer Leibeskraft –«

»Herr! Spotten Sie meiner? Hat man bei zunehmender Leibeskraft krankhafte Gefühle, wie ich sie habe? Nein, nein, es muß endlich anders werden oder ich unterliege. Morgen fange ich die Citronenkur an.«

»Wie? Citronen? Wollen Sie die essen?«

»Ganz gewiß, fünfzig Citronen täglich mit Zucker und ein wenig Weißbrod dazu. Das, sollen Sie sehen, hilft besser als Alles. O ich Thor, daß ich das früher nicht wußte! In dem gesegneten Italien wäre es ein Vergnügen gewesen und ohne Kosten geschehen – hier ist selbst eine Citrone verflucht theuer und saurer als Essig.«

»Sie werden künftig noch viel mehr wissen, als Sie jetzt wissen, insbesondere aber, daß Sie auf eine unverantwortliche Weise mit Ihrem Körper umgegangen sind. Alle Ihre Abhärtungen, Kasteiungen, Kuren und was dahin gehört, haben nur dazu beigetragen, Sie kränker zu machen, als Sie waren, da ich Sie kennen lernte. Wenn Sie das läugnen, haben Sie entweder früher oder jetzt Ihr Uebelbefinden übertrieben.«

Er sah mich starr an, denn so streng hatte ich noch nie den Stab über sein maaßloses Leiden gebrochen.

»Was verstehen Sie von Krankheit!« rief er plötzlich ärgerlich aus und fuhr mit beiden Händen gegen mich auf. »Sie sind zu gesund dazu, eigentlich niederträchtig, beleidigend gesund sind Sie. Aber, damit Sie auch eine Last auf dieser Welt tragen, mein *lieber* Lund, und das war der eigentliche Zweck meines Besuchs, so – so können Sie mir einen großen Gefallen thun.«

»Sehr gern. Soll ich Sie aus Leibeskräften bürsten?«

»O, keinen Scherz! Die Sache ist ernst. Sehen Sie, ich muß Ruhe haben bei meiner neuen Kur, und die genieße ich nicht, so lange mir die abscheulichen Geldgeschäfte auf dem Halse liegen. Täglich habe ich zwei, drei Wortwechsel mit dem Grafen, denn Sie wissen ja selbst, daß

er mehr gebraucht, als ihm zu fordern zusteht. Bis jetzt habe ich nun den Säckel geführt. Sie stehen aber – und das werden Sie gewiß nicht läugnen – mit ihm jetzt auf einem so vertrauten Fuße, können mit ihm machen, was Sie wollen, er gehorcht Ihnen wie ein Windspiel –«

»Ja, wie ein ungehorsames, welches mir jeden Augenblick davonläuft –«

»O Sie scherzen, Sie scherzen, sind heut' bei Laune, Sie Glücklicher; das kommt von Ihrer unüberwindlichen Constitution her – aber da – nehmen Sie – da ist das Gold, hier das Papier und hier das Rechnungsbuch. Das da ist *Ihr* Conto, das *sein* Conto, das *mein* Conto, und da hinten finden Sie die Bedienten. Wollen Sie?« Und er sah mir beinahe zärtlich in die Augen, als ob er sich bereits einer allerdings nicht geringen Last entledigt hätte.

»Herr Baron!« sagte ich fest. »Die Sache ist ernster als Sie denken –«

»Gott sei Dank, daß Sie das einsehen –«

»Ja – aber auf eine andere Weise, als Sie es meinen. Sie sind von den Eltern des Grafen bevollmächtigt, die Kasse zu führen, nicht ich. Wenn ich nun Mißbrauch damit triebe?«

»O, spielen Sie doch nicht mit mir –«

»Außerdem ist der Graf gewohnt, von Ihnen sein Geld zu empfangen oder es vergebens zu fordern, wenn Sie es ihm verweigern. Sie sind ihm ein bedeutend älterer und dadurch zuversichtlicherer Mann; außerdem kennt er Sie lange Jahre und gehorcht Ihnen deshalb eher.«

»Ja, wie Ihr Windspiel; nur noch etwas ungehorsamer, aha!«

»Ich bin dagegen jung, unerfahren und nicht gewohnt, mit so großen Summen umzugehen. Er könnte einmal Geld von mir fordern und auf die Einhändigung bestehen

–«

»Dann weisen Sie ihn zurück, ohne Erbarmen. O, aber das verstehen Sie ja prächtig mit Ihrer priesterhaften Gebärde – so etwa – wie Sie immer die Hand heben. Haha! Mit einem Worte, Lieber, Sie thun mir einen ungeheuren Gefallen und machen mich vielleicht dadurch gesund –«

»Es ist dies eine ganz neue Kur,« sagte ich zu mir und überlegte mir den unangenehmen Vorschlag. Der Baron aber liebkos'te mich, indem er dicht an mich heranrückte und mir die Backen strich. »Ja,« sagte ich endlich, halb verdrießlich und halb über den Hypochonder lächelnd – »ich will es; das heißt, ich will Ihnen den Gefallen thun, aber nur so lange die Citronenkur dauert – ist diese zu Ende, dann liefere ich Geld und Bücher wieder an Sie zurück.«

»Wir wollen sehen, wir wollen sehen; Sie sind ein allerliebster Mensch. Aber Sie wissen, jeder Kur muß eine Nachkur folgen. Da haben Sie meine Hand, ich danke Ihnen, Sie sind wirklich ein braver und ehrlicher Kerl – Gott soll mich strafen! – Nun aber wollen wir sehen, ob meine Rechnung stimmt.«

Wir beugten die Köpfe über die Bücher, sahen die Rechnung durch und fanden sie richtig. Mir aber schienen dennoch ein Fehler darin zu sein, ein Hauptfehler, der

darin bestand, daß *ich* sie fernerhin führen sollte. Ich war mit dergleichen nicht vertraut und es langten von seit zu Zeit sehr große Summen an, wie wir in den nächsten vier Wochen wieder eine erwarteten. Diese lagen nun wie eine neue Last auf meinem Herzen und ich verhehlte mir nicht, daß mir große Unannehmlichkeiten aus meiner gutmüthigen Einwilligung hervorgehen könnten.

Um zwölf Uhr begaben wir uns gemeinschaftlich zum Grafen und der Baron theilte ihm meine neue Würde und die Gründe mit, die ihn dazu bewogen hatten, sie mir zu übertragen. Der Graf lächelte, das heißt, er zog die Mundwinkel zusammen und kniff die Augen ein. Das sollte bedeuten, ich bin damit zufrieden, oder mir ist es einerlei – ich aber las darin, denn ich hatte mich seit langer Zeit geübt, sein Mienenspiel zu entziffern: »das ist ein herrlicher Tausch – nun werd' ich mir wohl Geld zu verschaffen wissen!«

Mit diesem unausgesprochenen aber von mir wohlverstandenen Gedanken übereinstimmend, richtete er sein Benehmen fernerhin gegen mich ein. Er schmeichelte mir, er machte mir kleine Geschenke, kaufte mir Bücher, die ich gern hatte, wie er wußte, und was dergleichen mehr war. Aber ich ließ mich dadurch keinen Finger breit von dem mir vorschwebenden Wege des Rechts ableiten, ich gab nur, was ich geben durfte und mußte, und es gelang mir auch in der ersten Zeit, Gründe genug ausfindig zu machen, um dem verschwenderischen Grafensohne die Nothwendigkeit meiner Handlungsweise als unabweislich vorzustellen.

Das ging nun eine Zeit lang recht gut, bisweilen aber fielen schon einige harte Worte zwischen uns vor, wie bisher noch nie; der Graf zeigte eine unterdrückte Ungeduld gegen mich, zürnte in meiner Anwesenheit über seine Eltern, daß sie ihn darben ließen und wie einen Pfaffen erzögen, und sprach von der Engherzigkeit aller Menschen, wo es sich nur um ein paar lumpige Louisd'ors handele. Hierauf entgegnete ich ihm stets mit Ruhe, wie es mir meine Pflicht verschrieb, daß jeder Mensch, der reichste wie der ärmste, seine Ausgaben nach seinen Einnahmen regeln müsse, und es gelang mir auch ziemlich, ihn von Woche zu Woche zu beschwichtigen, so daß er mit den Summen, die er erhielt und die verhältnißmäßig sehr bedeutend waren, befriedigt schien.

Mit der regelrechten Verausgabung der Gelder aus meiner Hand aber war ich noch lange nicht zufrieden gestellt; ich fühlte vielmehr die Verpflichtung, auch die Verschleuderung derselben aus der Hand des mir anvertrauten thörichten Menschen so viel wie möglich zu beschränken. Dies war auch einzig und allein der Grund, warum ich mich ihm näher als sonst anschloß, seine Schritte bewachte und bei seinen Vergnügungen wenigstens so viel und so lange in seiner Nähe blieb, wie es mir das Gefühl der eigenen Würde und Sittlichkeit gestattete. Da betrat ich denn eine unbeschreiblich schlüpfrige Laufbahn. Ich war Augenzeuge von dem dämonischen Spiele und der Wuth der losgelassenen Leidenschaften menschlicher Teufel. Ich stand an dem grünen Tische und

sah die verzerrten leichenhaften Gesichter der Unglücklichen, die daselbst Gold und Unterhaltung erraffen wollten und Leben und Ehre verloren. Ich saß, oft der einzige Nüchterne, unter Trinkern und beobachtete, wie der Mensch, um sich den Göttern gleichzustellen, im verführerischen Rausche dem unvernünftigen Thiere sich zugesellte. O was sah ich nicht noch, wogegen sich noch jetzt mein reines Gefühl des Anstands und der männlichen Ehrenhaftigkeit sträubt. Und Warschau war der Ort, wo derartige Orgien in ungeheuerster Größe verübt werden konnten. Unter eiserner Faust lebten die Geringen, die Armen; in gränzenloser Freiheit wußten die Vornehmen, die Reichen geheimnißvoll den Becher aller erdenkbaren Genüsse bis auf den letzten Tropfen zu leeren. Mich erfaßte ein unbeschreiblicher Ekel vor dem Leben und dem freigeborenen Menschen, den ich hier als den erniedrigten Sklaven seiner eigenen Leidenschaften kennen und verachten lernte. Hier schon faßte ich den Gedanken, mich so bald wie möglich von meinem unverbesserlichen Gefährten auf immer zu trennen.

Bei solcher Lebensart konnte es nicht anders sein, als daß Bruno von Marchfeld tiefer als je in den Strudel der Ueppigkeit und des Leichtsinns versank. War er aber in Wien und Italien nur leichtsinnig gewesen, so wurde er hier wild. Er lernte die sarmatischen Ursitten sehr bald, und die Rauferei des zügellosen Geistes, ansteckender und verheerender als die des Leibes, zündete eine verzehrende Flamme in ihm an.

Eines Morgens fand ich ihn im Bette liegen und seine scharfen Rapiere noch schärfer schleifen. »Was thun Sie da?« fragte ich mit umwölkter Stirn.

»Wie Sie sehen, schleife ich die unschuldigen Dinger.«

»Wozu das?«

»Man könnte sie einmal gebrauchen. Sie haben meine Nerven verweichlicht durch Ihr Kinderspiel – ich muß wieder ein Mann werden und bei Gelegenheit Blut sehen.«

»Auch ohne Blut zu vergießen kann man ein Mann sein – Sie haben mir ja versprochen –«

»Sparen Sie sich die Mühe, *die* Zeiten sind vorbei – haben Sie mir Geld mitgebracht, daß Sie mich so früh stören?«

»Nein! Sie wissen, daß ich es erst morgen vom Bankier empfangen. Die letzte Sendung ist verbraucht.«

»So borgen Sie mir von Ihrem Ersparten –«

»Gern. Wieviel wollen Sie haben?«

»So viel Sie geben können.« – Ich ging und holte ihm einige Louisd'ors.



Der Morgen des mir so verhängnißvollen 25. September des Jahres 1839 war angebrochen. Er weckte mich

frühzeitiger als gewöhnlich durch einen heftigen Regenguß, der laut prasselnd an mein Fenster schlug. Ich richtete mich von meinem Lager auf und schaute mich verwundert in dem trüben Morgengrauen um, das unbehaglich und kalt durch die Scheiben fiel. Dabei bemerkte ich, daß ich Kopfschmerzen hatte, was bei mir ein ungewöhnlicher Fall war, denn ich befand mich immer wohl. Zuerst wollte ich noch einmal einzuschlafen versuchen, aber es gelang mir nicht, die süße Ruhe war für diese Nacht dahin. Gleich darauf bemächtigte sich meiner eine eigentümliche Unruhe und ich stand auf und kleidete mich wie gewöhnlich vollständig an. Dann trat ich an das Fenster und schaute hinaus. Es war nebelig draußen und in der beginnenden Tagesdämmerung sah ich den Morast glänzen, der alle Wege des Parks bedeckte, und den Nebel in wilden Gestalten um die Wipfel der Bäume ziehen. Mich fror und ich schauderte unwillkürlich zusammen. Das rührte aber mehr von innerer als äußerer Kälte her, denn die Luft, die durch das geöffnete Fenster einströmte, war milde und der Jahreszeit angemessen. Ich dachte über meine augenblickliche Lebenslage nach und schritt nach meiner gewöhnlichen Weise im Zimmer sinnend auf und ab.

Es giebt Tage im Leben, an denen wir sanft gestimmt und zu jedem Wohlwollen geneigt erwachen. Ruhig wenden wir dann unsere Schritte zu unseren Geschäften, als ob kein Zwist, keine Zwietracht, keine Sorge in der Welt wäre. Dagegen giebt es andere Tage, wo es vom Morgen an wie eine Schlachtdrommete in uns donnert, in denen

wir ungestüm vorwärts zu stürzen trachten, einem unbekanntem Ziele entgegen, als würden wir von unsichtbaren Geißelhieben in die Weite getrieben. Wie an einem dünnen Faden scheint dann das Schicksal über uns zu hängen und schwer und wuchtig hin und her zu schweben, wie das regelmäßige Schwingen des Perpendikels der Lebensuhr; wir brauchen nur daran zu rütteln, und augenblicklich stürzt die centnerschwere Last herab, uns zu zersplittern, zu zermalmen. Woher kommt dieses Vorgefühl, woher stammt diese Ahnung, wie man es nennt? Giebt es unsichtbare Geister, die uns warnen, und körperlose Stimmen, die uns wach rufen aus unserer geistigen Erstarrung? Ich weiß es nicht. Aber ein solches Gefühl lag an diesem Tage auf mir und drückte meine Schultern fühlbar nieder in den Staub, mich zu demüthigen und zu ängstigen. So viel in meinen Kräften stand, kämpfte ich das schwere Gewölk nieder, welches sich um meine Seele gesammelt hatte, und versuchte zu lesen, denn es war unterdessen heller Tag geworden. Bald darauf brachte mir Louis das Frühstück, da er schon meine Schritte gehört hatte. Aber ich fühlte keinen Appetit und genoß daher nur wenig. Auch das Lesen behagte mir nicht, die Buchstaben kräuselten sich vor meinen Augen und der Geist in den Zeilen schien mir erlahmt und kraftlos, wie ich selber war. Ich nahm mein Reisetagebuch hervor und goß meine elegische Stimmung in eine lange Selbstschau aus. Um zehn Uhr endlich, nachdem ich dem Baron einen guten Morgen gewünscht, der in seiner Wasserkufe, unbekümmert um alle traurigen Stimmungen der Welt, nur

seiner eigenen hingegeben saß, dabei aber behaglich seine erste Cigarre tauchte, brachte mir ein Commis des polnischen Bankhauses, an welches uns Sina gewiesen, das seit vier Wochen sehnlichst erwartete Geld. Ich trug die große Summe in das Rechnungsbuch ein, schloß das Gold in einen Kasten, worin ich auch mein eigenes erspartes Vermögen bewahrte, und steckte das Papiergeld in eine lederne Briefftafel, die ich stets in meiner Brusttasche bei mir trug, weil ich sie da sicherer hielt, als in dem hölzernen Kasten eines von aller Welt abgelegenen Hauses. Mittags speis'te ich mit dem Grafen in einem Gasthofe der Stadt. Nach Tische ritt Jener mit einigen polnischen Edelleuten spazieren und kam, wie ich von Louis hörte, etwa Abends um sechs Uhr nach Hause, wo er sogleich einige Flaschen Wein bringen ließ und sich seinem leidenschaftlichen Genusse hingab. Denn er befand sich gerade wieder in der Periode des Trinkens.

Es war sieben oder acht Uhr geworden und ich schrieb wieder an meinem Tische. Da ging die Thür auf und Louis brachte mir einen Brief herein, der durch die Post, nicht durch unsern Bankier gesendet war, was mir ganz ungewöhnlich erschien. Der Diener verließ sogleich wieder das Zimmer und ich saß mit meinem Briefe in der Hand allein. Die Adresse, von einer mir unbekanntem Feder sehr zierlich und beinahe künstlich geschrieben, lautete: An Herrn Walther Lund, Begleiter des Herrn Grafen Bruno von Marchfeld, augenblicklich zu Warschau, Allee Ujazdow No. 18. Der Poststempel ließ Berlin als Abgangsort erkennen. Das Petschaft, womit er gesiegelt,

war das mir ebenfalls unbekanntes Wappen eines Edelmanns, einen Fuchs mit einem Wolfe im Kampfe zeigend.

»Wer in aller Welt,« sagte ich leise zu mir, »kann in Berlin so genau wissen, wo ich bin? In Pfarrhause zu Glindow allein kennt man den Ort meines Aufenthalts, wie er hier bezeichnet ist. Sonderbar! Aber Anna sendet mir stets ihre Briefe, da dieses bei unserm häufigen Ortswechsel sicherer ist, durch den Bankier. Dieser Brief muß daher von den Anverwandten des Grafen kommen – ja, das ist es. Vielleicht wird mir eine geheime Mittheilung gemacht, vielleicht – ach! das wäre herrlich! – der Abschied ertheilt.«

Noch sinnend über den fremden Schreiber und den vermuthlichen Inhalt des Briefes, saß ich unbeweglich da. Mir zitterte unwillkürlich das Herz in der Brust. Ach! seitdem ich diesen Brief an jenem Tage empfangen, zittere ich jedesmal, wenn ich einen Brief erhalte, dessen Adresse von unbekannter Hand geschrieben ist.

Eben griff ich nach einer Scheere, um das Couvert des Briefes unbeschadet des schönen Wappens zu zerschneiden, als es an meine Thür klopfte. Auf meinen Ruf trat Friedrich, des Grafen Leibdiener, ein und ersuchte mich im Namen seines Herrn, augenblicklich zu diesem zu kommen, der großes Verlangen nach mir trage.

Ich erhob mich sogleich, steckte den Brief in die Tasche, worin ich das Papiergeld verwahrte, knöpfte meinen Rock bis an das Kinn zu, löschte mein Licht und folgte dem voranschreitenden Diener auf dem Fuße nach.

Als ich in's Zimmer des Grafen trat, sah ich ihn anfangs kaum; Wein- und Tabacksdünste verdickten die Luft desselben und ich mußte mein Auge erst an den Nebel gewöhnen, der es verschleierte. Endlich sah ich meinen Zögling auf dem Sopha in seiner gewöhnlichen türkischen Kleidung liegen, die etwas in Unordnung war, denn aus den feinen Falten seines Hemdes blickte die bloße Brust hervor. Sein Gesicht war sehr bleich, seine Augen glänzten noch ausdrucksloser als gewöhnlich, und aus den von Zeit zu Zeit geöffneten Lippen blies er in starken Stößen den narkotischen Dampf in die Luft. Auf dem Tische, der wie in Wien mit allerlei Tand belegt war, brannten einige Kerzen, die der Diener noch um zwei vermehrte, ehe er das Zimmer verließ.

»Es ist gut, daß Sie kommen, Lund,« redete mich der Graf mit etwas lallender Sprache an. »Ich habe Langeweile, das Wetter ist abscheulich – hören Sie, wie der Regen wieder an die Fenster schlägt – ein schändlicher Tag! Man kann nicht einmal ausgehen.«

»Aber man kann einen Wagen bestellen, der Sie in's Theater führt.«

»Lassen Sie das – ich liebe das Puppenspiel nicht und bin ein besserer Komödiant, als alle die lumpigen Kerle auf den hölzernen Bretter.«

»Ich glaube, es ist heute Ballet –«

»Ach was! Auch das habe ich satt – ich habe Alles satt – die ganze Welt und mich vor allen Dingen. Aber ich weiß Etwas, was noch für unsereins das Beste ist. Wir wollen

trinken. Wünschen Sie Tokaier oder Champagner? Es ist Beides da.«

»Mir ist es gleich, was ich trinke; ich fühle mich überhaupt nicht besonders dazu aufgelegt – ich befinde mich heute etwas unwohl.«

»Sie auch? O, so geht es mir gleichfalls. Heda, Lund, mein edler Mentor! Aufgeschaut! Wir müssen uns einen kleinen Spaß machen. Dadurch vertreibt man die bestialische Krankheit. Da ist eine Flasche alten Gewächses – entkorken Sie den höllischen Magyaren und träufeln Sie ihn sich und mir ein.«

Ich that es, denn der Korkzieher lag auf einem kleinen Teller neben der fest versiegelten Flasche. Ich trank rasch ein Glas des feurigen Weines aus und fühlte, daß er mir wohl bekam, indem er einen freundlichen Strom gesunder Lebenswärme durch meine Adern goß.

Gleich mir trank auch der Graf, aber er blieb nicht bei einem Glase stehen, sondern ließ rasch dem ersten das zweite und dritte und bald noch mehrere folgen.

»Herrlicher Wein!« sagte er, mit der Zunge schnalzend; »der gießt Leben in das morsche Gebein des Todes.«

»Des Todes?« fragte ich. »Sie sind ja lebendig.«

»Freilich – noch! Aber wie lange kann ich's noch machen, he? Sagen Sie mir das, Sie wissen ja so Vieles – aber sein Sie aufrichtig.«

Ich glaubte eine Stunde gekommen, wo ich ihm meine ernste und tief gefühlte Meinung über sein zügelloses

Leben enthüllen konnte und ließ mich in einigen freundlichen Redensarten, obwohl mit großer Vorsicht, darüber aus.

»Ach was!« rief er und trank noch ein Glas Ungarwein. »Das wollt' ich nicht hören, darum sind Sie nicht gerufen. Lassen Sie das. Wie lange, meinen Sie, kann ich noch leben?«

»Ich bin weder ein Arzt, noch ein Wahrsager. Wenn ich aber Alles zusammen fasse und Sie bei Ihrer Lebensweise beharren, so, glaube ich, erreichen Sie nicht das vierzigste Jahr.«

»Vierzig Jahre! Beim Satan! Was, sollte ich noch so lange auf dieser Welt umherirren – das wäre mir kein angenehmes Geschenk.«

»Das Leben giebt Gott –«

»Ja, ich weiß es, und den Tod auch. In die Hölle oder in den Himmel, wenn die Stunde ruft, mir ist es einerlei, nur nicht zu lange darf dies Hundeleben dauern!«

»Das ist Ihnen *nicht* einerlei.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil jetzt der Wein aus Ihnen spricht und die Galle, die Sie über das verflossene Leben schmecken – nicht aber Ihr Verstand, Ihr Herz – Ihre unsterbliche Seele –«

»Dummes Zeug! Ich habe weder das eine, noch das andere. Ich habe aber noch *Eins* nicht – wissen Sie, was das ist?«

»Nein, Herr Graf, das weiß ich nicht.«

»Ich habe kein Geld und Geld ist das Einzige, was ich haben muß, wenn ich leben soll.«

»Das haben Sie ja auch. Es ist heute ein bedeutender Wechsel eingelaufen, der letzte bis Petersburg.«

»Vortrefflich! Aber das sagen Sie mir so spät? Geben Sie her.«

Ich nahm eine kleine Rolle Dukaten, die ich zu dem Ende in die Tasche gesteckt hatte, und legte sie auf den Tisch.

»Hier ist Geld!« sagte ich ernst.

Sogleich griff er gierig danach und zählte es rasch auf dem Tische auf. »Zwanzig Dukaten? Das ist zu wenig – geben Sie mir mehr.«

»Für den Augenblick nicht. Sie wissen es ja, ich darf nicht.«

»Sie dürfen nicht? – Aber ich will es. Ich habe gestern eine Spielschuld gemacht und morgen früh muß ich sie zahlen.«

Das war nicht wahr, ich wußte es bestimmt. Auch spielte er jetzt überhaupt nicht, denn, wie gesagt, er trank gegenwärtig nur, und er übte immer nur Eins oder das Andere, nie Beides zusammen, – »das wäre kein reiner Vollgenuß,« pflegte er zu sagen.

»Herr Graf,« rief ich mit erhobener Stimme, »Sie sagen mir nicht die Wahrheit. Ich weiß es gewiß. Sie haben gestern nicht gespielt.«

»Schweigen Sie – Sie ermüden mich mit Ihren Grobheiten.«

»Ich bin nicht grob, wenn ich die Wahrheit spreche, und die werde ich verkündigen, so lange noch Athem in mir ist. Sie kennen mich.«

»Ja, ich kenne Sie – Sie Heuchler!«

»Ereifern Sie sich nicht, Herr Graf – ich entferne mich schon. Morgen wird es Ihnen leid thun, daß Sie mich in der Hitze des Weins einen Heuchler genannt haben.«

»So werde ich Sie morgen auch noch nennen.«

»Vielleicht auch nicht – ehe Sie morgen Ihr Bett verlassen haben, werde ich nicht mehr in Warschau sein –«

Er stand mit weit aufgerissenen, gläsernen Augen da und starrte mich sprachlos an. Die unerwartete Aufkündigung meines Dienstes hatte ihn einen Augenblick niedergedrückt, wenigstens kam es mir so vor. Aber ich irrte mich; er sammelte nur seine Wuth, um sie auf einmal wie ein Donnerwetter auf mich niederregnen zu lassen.

»Wie?« sagte er, indem er sich geschmeidig wie eine Katze mir auf einige Schritte näherte. »Sie wollen mich verlassen? Warum das?«

»Weil Sie mich unwürdig behandeln und ich das nicht von Ihnen verdiene.«

»Sie verdienen gar nichts, Sie Lump, Sie Bettler, Sie – Pfaffengelichter!«

»Herr Graf!« rief ich und erhob drohend mein Haupt, wobei mir die Augen wie ich fühlte, Blitze schleudernd aus ihren Höhlen traten. »Herr Graf – genug der Schimpfreden! Ich bin ein Mann und kein Lump – ein um Lohn dienender Mensch allerdings – aber kein Bettler. Und da ich doch einmal gehe, so hören Sie meine Meinung vollends an.«

»Was wollen Sie noch sagen?« schnaufte er mich an und streckte die rechte Hand nach dem Tische aus, worauf wie gewöhnlich die geschliffenen Rapiere lagen.

»Ich wollte Ihnen das letzte Schimpfwort, womit Sie mich ungerechter Weise belastet, nur kurz auseinander setzen. Es besteht aus zwei Worten. Wenn beide hier angewandt werden können, so muß man sie theilen. Ich nehme den Pfaffen auf mich, und Ihnen – Ihnen bleibt – das Gelichter!«

Aber da hatte ich den Tiger in ihm entfesselt. »Das Reisegeld! das Reisegeld!« schrie er wuthschnaubend aus, sprang auf die eine Waffe los und schon funkelte sie im Kerzenlicht dräuend über meinem Haupte. Ich aber wollte mich nicht tödten lassen, wie einen Hund. Pfeilschnell sprang ich nach der zweiten Waffe – glücklich erfaßte ich den Griff, aber leider etwas zu spät. Denn als ich sie vorwärts mit eisernem Arme ihm entgegenstreckte, fühlte ich bereits einen furchtbaren Schlag auf meinen Scheitel niederfallen, während der wüthende Mensch mit seiner ganzen Leibeskraft in meinen vorgestreckten Degen rannte.

Alles war das Werk eines Augenblicks gewesen. Mir war plötzlich zu Muth, als ob ein dunkler Vorhang vor meine Augen und vor meinen Geist herabgelassen würde. Ich fühlte mich ohnmächtig werden. Eine warme Flüssigkeit – es war mein eigenes Blut – floß mir in breitem Strome vom Kopfe herab und füllte mir Augen, Nase und Mund. Ich taumelte rückwärts – griff instinktmäßig nach der Thür – öffnete sie und, nicht wissend, ob rechts,

ob links schreitend, wankte ich einige Schritte fort. Plötzlich fühlte ich eine kalte Luft meinen heißen Körper anwehen und noch kältere Tropfen auf meinen offenen Schädel fallen. Schnell noch einige Schritte auf's Gerathewohl oder schon besinnungslos vorwärts stürzend, fiel ich plötzlich nieder und verlor mein Bewußtsein.

#### VIERTES KAPITEL. DAS KLOSTER DER BARMHERZIGEN SCHWESTERN.

Wie lange ich so mitten auf der morastigen Straße gelegen, weiß ich nicht, obgleich es nicht lange gewesen sein kann, weil sonst anzunehmen wäre, daß man mich vom Hause aus, nachdem man den unglücklichen Vorfall erkannt, hätte suchen müssen, ob man mich nun für einen Mörder oder einen Gemordeten hielt. Den Ersten zu ergreifen, dem Letzten beizuspringen, schien mir so natürlich zu sein, daß es sich fast von selbst verstand, allein in der Umgebung des Grafen war jedes natürliche Ding so aus dem gewöhnlichen Geleise der Sitte und des Herkommens gerückt, daß Alles, was geschah, stets anders geschah, als es geschehen mußte. Genug, ich kam wieder zu mir, ehe man mich suchte, und wahrscheinlich zu meinem Glücke; ich erwachte wenigstens so weit zum Selbstbewußtsein, daß ich hörte und sah, was um mich her vorging. Aber das schien für den Augenblick nichts Erfreuliches zu sein. Ein rasch heranfahrender Wagen, an dessen Schläge zwei Laternen brannten, war es, der meine schlafenden Sinne zuerst erweckte. In Gedanken schon von den daherbrausenden Pferden überrannt und

von den Rädern des Wagens zermalmt, befahl ich Gott meine Seele. Aber es war anders im Rathe des Himmels beschlossen, denn dieser Wagen sollte meine unbekannteten Retter herbeiführen. Kaum nämlich waren die edlen Pferde, die ihn zogen, im schnellsten Laufe in meine unmittelbare Nähe gelangt, so daß der unter ihren Hufen hervorspritzende Koth mich schon benetzte, so sprangen sie plötzlich zur Seite und hielten den Wagen dadurch auf. Ein Diener, der neben dem Kutscher auf dem Bockesaß, sprang zur Erde und forschte nach der Ursache des unerwarteten Vorfalles. Er fand mich sehr bald auf und ich sah ihn sich tief über mich niederbücken, wobei ich zu ihm in polnischer Sprache sagte: »Helfen Sie mir!«

»Ah!« rief er dagegen französisch aus – »es ist ein blutender Mensch!« Sogleich stieg ein Herr aus der Kutsche und ich fühlte, daß man mich aufrichtete und bei'm Laternenscheine des Wagens genauer betrachtete. Ich muß einen schauderhaften Anblick dargeboten haben, dennoch aber mochte man mir ansehen, daß ich ein gebildeter Mann sei, denn ich wurde in den Wagen gehoben, worin mich ein Diener aufrecht erhielt, während der Herr selber sich zum Kutscher setzte. »Fahre bei den barmherzigen Schwestern vor,« sagte Jener zu Diesem, »wir kommen dicht an ihnen vorbei.«

Durch die rasche Bewegung und den vermehrten Blutverlust wieder erschöpft, sank ich abermals in Besinnungslosigkeit, und als ich aus dieser nach längerer Zeit wieder zu mir kam, fand ich mich entkleidet auf einem

etwas harten Lager in einem ziemlich geräumigen, grünen Zimmer liegen, in dem ich, unfern des meinen, noch ein Bett mit einem Kranken stehen sah. Um mich herum, das erkannte ich aber erst nach langer, mit allen zusammengehaltenen Seelenkräften aufgebotener Ueberlegung, waren drei Personen beschäftigt. Ein Arzt, der meine große Wunde besichtigte, untersuchte und verband, nachdem er mir die Haare rings herum abrasirt; ein sehr alter Mann, der sich durch seine Worte sogleich als einen Geistlichen ankündigte, und eine im Nonnengewande thätig um mich besorgte Frau. Das war Alles, was ich zuerst bemerkte, und erst nach längeren Pausen, in denen völlige Bewußtlosigkeit mit Schwerbesinnlichkeit abwechselte, erforschte ich die Gesichtszüge dieser mitleidigen Leute und unterschied ihre Worte, die sie zu meiner Freude in deutscher Sprache von sich gaben.

»Nun, wie steht es, lieber Doctor?« fragte der alte Geistliche mit schneeweißem langem Haupthaare, wie ich jetzt sah. »Ist der ganze Schädel zerschmettert, wie bei Jenen da, oder hast Du mehr Hoffnung?«

»Hochwürdiger – ja – warum soll man nicht hoffen – ich hoffe immer – der Knochen ist nicht ganz, nur halb durchhauen; die Waffe war scharf und die Gewalt groß, aber die Erschütterung des Gehirns scheint nicht bedeutend zu sein. War der Schädel des jungen Mannes ein wenig weicher, so hätte man ihm das Gehirn mitten durchgeschnitten.«

»Ein schöner Trost!« dachte ich und schloß wieder Ohren und Augen. In halb taumelndem Geisteszustande

blieb ich die Nacht über liegen, ich fühlte wohl Schmerz in der Wunde, aber er war erträglich; vielleicht konnte ich nicht recht zur Empfindung desselben gelangen, denn irre Träume wankten an meiner Seele vorüber, nur bisweilen erschreckten mich das laute Stöhnen und abgerissene klagende Worte des in meiner Nähe liegenden Kranken, und da sah ich denn jedesmal, daß die Klosterfrau, die mir von Zeit zu Zeit kalte Leinentücher über den Kopf legte und mein Gesicht mit einem lauen Schwamme wusch, von mir hinweg an das Bett Jenes eilte.

Ob es am nächsten oder erst am zweiten Tage nach meiner Verwundung war, wo ich die Augen aufschlug und unter meinem Verbande hervor meine Umgebung zum ersten Male deutlicher als früher erkannte, weiß ich nicht recht.

»Bist Du wach, mein Sohn?« fragte freundlich die Frau und beugte ihr mildes und blasses, noch ziemlich jugendliches Gesicht über mich herab.

»Ja, ich bin wach – aber wo befinde ich mich?«

»In einem klösterlichen Krankenhause, mein Sohn, wo man Verunglückte aufnimmt, sie wo möglich heilt und unter dem Beistande des Allmächtigen von barmherzigen Schwestern, was auch ich bin, bedienen läßt.«

»Ich bin wohl sehr schwer verwundet?«

»O ja, aber nicht tödtlich. Bist Du Deiner Sinne vollkommen mächtig, mein Sohn?«

Nachdem ich eine bejahende Antwort gegeben, fragte sie mich, ob ich katholisch sei und vielleicht den Wunsch nach dem tröstenden Zuspruche eines Geistlichen hegte?

»Ich bin nicht katholisch,« erwiderte ich, »aber selbst ein angehender Diener Gottes und habe also Ehrfurcht vor allen seinen würdigen Dienern. Sende mir daher einen gütigen Mann hierher, meine Schwester, und ich denke schon mit ihm fertig zu werden. Aber woher kommt es, daß Du Deutsch sprichst?«

»Wir sind aus Schlesien hierher gekommen, sowohl der Arzt des Hauses, wie auch ich und zwei meiner Schwestern, die in den Nebenzimmern ihre Kranken pflegen. Erst um Weihnachten, wenn wir hier unsere Pflicht erfüllt und jüngere Schwestern zum Berufe angeleitet haben, kehren wir in unser Vaterland zurück. Du bist auch ein Deutscher!«

»Gewiß – aber ich spreche auch Französisch und etwas Polnisch.«

»Es ist Beides hier nicht nöthig; der Prior, den ich Dir holen werde, spricht eben so gut Deutsch, wie Du.« Und mir noch ein frisches Tuch um den Kopf legend und einen trüben Blick auf meinen kranken Gefährten werfend, verließ sie das Zimmer, ohne daß ich ihren leisen Tritt vernahm.

Nach kurzer Zeit erschien sie mit dem alten Manne, den ich schon früher erblickt und den ich sogleich wieder an seinem schneegelockten Haupte erkannte. Er war sehr alt, sein Gesicht mit unzähligen Runzeln bedeckt, aber in jeder derselben spiegelte sich unverkennbar eine unglaubliche Güte und eine tiefe Frömmigkeit ab, so daß er mir vom ersten Augenblicke an die hingebendste Ehrfurcht einflößte.

Der edle und mir unvergeßliche Mann leitete sein Gespräch mit mir durch die Frage nach meinem Namen und meinen Verhältnissen ein. Ich beantwortete Alles, wie ich es mit reinem Gewissen konnte, genau und bis in's Kleinste hinein. Er hörte mir schweigend und aufmerksam zu, seine Theilnahme schien sich von Augenblick zu Augenblick zu verdoppeln. »Also, Du bist ein junger Priester?« sagte er endlich.

»Noch nicht, mein Vater, aber ich bereite mich schon seit langen Jahren darauf vor, meinem Gotte so aufrichtig zu dienen, wie Du.«

»Gott gebe, daß es Dir gelingen möge; Du gehörst zwar, wie ich sehe und höre, nicht der Kirche an, zu der ich mich zähle, aber mein Alter ist so hoch betagt und das Leben hat mich so Vieles gelehrt, daß ich vor Gott alle wahre Christen gleich erachte. Was aber denkst Du darüber?«

»Ich denke wie Du und ich beweise es Dir damit, daß ich zu Dir dasselbe kindliche Vertrauen hege, wie zu dem edelsten Priester meiner evangelischen Kirche. Wie alt bist Du?«

»Im nächsten Jahre werde ich achtzig.«

»Gott segne Dich!«

»Ich danke Dir. »Hast Du vielleicht eine Schuld auf Dir, die mit Deinem jetzigen Schicksal in Verbindung steht, die Dich drückt und durch deren Mittheilung gegen mich Du Deine Brust erleichtern könntest? Ich dringe nicht in Dich, mir zu vertrauen, aber ich möchte Dir helfen, denn Du gefällst mir in Deiner Offenherzigkeit wohl.«

»Ich habe in dieser Beziehung keine Schuld auf mir, es drückt nichts mein reines Gewissen –«

»Aber Du bist verwundet, mein Sohn – woher das?«

»Weil ich zu einem Gottlosen von der Allmacht Gottes sprach –«

»Ach!« seufzte der ehrwürdige Priester. »Je mehr Religion in der Welt, um so mehr Anfechtung und Krieg! Welcher Widerspruch in Deinen Geschöpfen, Allgütiger! Fahre fort, mein Sohn, ich bin begierig, die Veranlassung Deiner jetzigen Lage zu erfahren.«

Und, von dem heiligsten Vertrauen zu diesem edlen Manne überwältigt, erzählte ich ihm mein ganzes Verhältniß zum Grafen Bruno von Marchfeld, vom Anfange bis zum Ende, und beschwor auf das heilige Evangelium die Wahrheit meiner Worte, wie ich es mit gutem Gewissen konnte. Er hörte mir aufmerksam zu und als ich fertig war, sprach er abseits leise mit der Schwester Martha – so hieß sie – und mit dem Arzte, die eben hinzugekommen waren, um nach meinem Verbande zu sehen. Als ich diese Beichte abgelegt, fühlte ich mich ungemein erleichtert. Ich hatte die instinktartige Empfindung, als ob man mir nun nichts mehr anhaben könne und als wäre der ganze Streit der Gegenwart für immer geschlichtet.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß etwas Bedeutenderes um mich vorgefallen wäre, der Prior aber besuchte mich häufiger und sprach über Verschiedenes länger mit mir, um mich zu erheitern und mit Lebenshoffnung zu

füllen. Auch zwischen der Schwester Martha und mir entwickelte sich ein angenehm freundschaftliches Verhältniß und sie unterhielt sich gern und fleißig mit mir. Mein Gefährte aber, der neben mir im Bette lag und ein junger, in einem Duell verwundeter Oesterreicher war, wurde von Stunde zu Stunde kränker und man erwartete seine Auflösung jeden Augenblick.

Am nächsten Tage aber erst, nachdem man ihm die Sterbesakramente gereicht, trat diese ein. Man war eben um ihn beschäftigt, als der Prior aus dem Zimmer abgerufen wurde. Er ging hinaus, kam aber nach einigen Augenblicken wieder herein und sagte schnell zu mir:

»Mein Sohn, bereite Dich auf einen ernsthaften und unerwarteten Auftritt vor. Was Du aber auch hören magst, enthalte Dich jeder Aeußerung bei unserem Gespräche und stelle Dich, als ob Du fest schliefest.«

Gleich darauf ging er wieder fort und nur Martha blieb am Bette des Sterbenden sitzen, auf den ich angstvoll meine Blicke gerichtet hielt, denn ich war nie einem Menschen so nahe gewesen, der das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht.

Wenige Minuten später öffnete sich die Thür und unter Vorantritt des Priors traten zwei Männer in's Zimmer, die ich an ihrer Kleidung als Polizeibeamte erkannte und von denen der eine augenscheinlich von höherem Range war, als der andere. Sie blickten sich sogleich wie Spürhunde im Krankenzimmer um; ihre Augen aber wurden durch Martha, die noch neben dem Sterbebette stand, und den

Prior abgeleitet, der die Fremden sogleich an das Lager des eben Verscheidenden führte.

»Sie wollten Walther Lund sehen und sich von seinem Befinden überzeugen, meine Herren,« sagte er mit seinem gewöhnlichen milden Tone. »Hier ist er, was wollen Sie von ihm?«

»Er ist ein Mörder an dem Leben seines Herrn und ein Dieb an seinem Eigenthum.«

Als ich diese schrecklichen Worte vernahm, brach mir beinahe das Herz. Es war gut, daß Keiner der Fremden die Augen auf mich gerichtet hielt, denn er hätte die dunkle Röthe der Schaam und Entrüstung auf meinem Gesichte bemerken müssen, welcher sogleich die Blässe des Schreckens und der Furcht folgte. »Ich ein Mörder und ein Dieb! O Gott!« –

»Machen Sie das mit ihm selber aus, mein Herr,« fuhr der Prior fort, »ich überlasse Ihnen den Mann. Fragen Sie ihn, wie er sein Thun verantworten will. Aber beeilen Sie sich, denn Sie sehen, er stirbt.«

»Heda, mein Herr!« rief die rohe obrigkeitliche Person mit scharfer Stimme und legte hart ihre schwere Hand auf den schon erkalteten Arm des bereits verschiedenen Dulders. »Heda! wo haben Sie das Geld des Herrn Grafen? Schade! ich glaube, er ist schon todt. Nun, nach Sibirien werden sie ihn nicht mehr bringen.«

Schon wollte mein Rechtlichkeitsgefühl, das sich mir dem Thun des Priors nicht einverstanden erklären konnte, die Warnung desselben, zu schweigen, was ich auch hören würde, vergessen; das Wort Sibirien aber, – ob

ernstlich, ob nicht gemeint, drängte die Stimme meines Gewissens zurück. Ich wandte ruhig den Kopf, um noch besser hören zu können, was gesprochen wurde, und stellte mich schlafend, so gut ich es vermochte.

»Wer ist der da?« fragte der Beamte, wahrscheinlich auf mich deutend.

»Moritz Brand, ein österreichischer Student, im Zweikampfe verwundet.«

»Meinetwegen, warum ist die junge Welt so verlaut. – Aber, hochwürdiger Prior, ich habe hier noch drei Aufträge zu erfüllen. Ich muß mich durch den Augenschein von der Verwundung jenes Menschen, des Grafenmörders, unterrichten; sodann, wenn er todt ist, muß ich mir den Todtschein erbitten; und endlich, wenn er wirklich todt ist, muß ich – muß ich –«

»Was müssen Sie noch?« fragte der Prior mit ernsterer Stimme, als gewöhnlich.

»Ich muß Sie auffordern, mir das Geld des Verstorbenen einzuhändigen, welches man bei ihm vorgefunden hat.«

»Das Geld? Des Todten? Des hier im Kloster der barmherzigen Schwestern Verstorbenen? Mein Herr, über diese Forderung muß ich mich wundern. Sind Sie nicht ein Man des Rechtes und des Gesetzes? Kennen Sie also auch nicht das Recht unseres Klosters, welches die Gesetze beschützen?«

»Ich kenne es, ja; aber in diesem besonderen Falle, meine ich, dürfte eine Ausnahme von der Regel gemacht werden, da das hinterlassene Vermögen des Verstorbenen

nicht ihm, sondern einem Anderen, dem Bestohlenen gehört.«

»Nein, mein Herr, hier sind nie Ausnahmen gemacht und werden nie welche gemacht werden. Das Kloster thut jedem Verunglückten ohne Ausnahme seine Pforten auf, ob er ein Schuldiger ist oder nicht, um ihn wo möglich zu heilen. Stirbt er aber, so ist sein bei ihm vorgefundenes Eigenthum das Eigenthum des Klosters geworden und Ansprüche daran hat Niemand auf der Welt mehr. Dadurch allein erhält es sich und besoldet seine Diener. Auch hat der Czaar, den Gott segnen möge, dieses alte Gesetz bestätigt und keine Ausnahme von der Regel festgesetzt.«

»Sie sind in Ihrem Recht, hochwürdiger Herr, ich gestehe es ein, aber – lassen Sie uns die Sache ein wenig überlegen. Sie sollen auch der Erbe des Menschen da sein, man will Sie keines Falls berauben; ich habe sogar Auftrag dazu, Ihnen das zu sagen, denn er hat in der Wohnung des Grafen alle seine Besitzthümer gelassen –«

»So – dann ist er aber auch kein Dieb, wie Sie sagen – und worin bestehen diese Besitzthümer?«

»In Kleidern, Büchern und dergleichen mehr.«

»In weiter nichts?« forschte der Prior. »Der Kranke hat mir kurz vor seinem Tode gesagt, er habe auch eine bedeutende Summe Geldes in der Wohnung des Grafen gelassen – der Diebstahl schwindet also noch mehr zusammen – wird man mir diese Summe vorenthalten?«

»Bei Leibe nicht, ich denke und sage das nicht.«

»Gut, so schaffen Sie das Eigenthum Walther Lund's hierher, sein Geld mit einbegriffen, und dafür sollen Sie die Summe, die bei ihm vorgefunden wird, in Empfang nehmen.«

»Ich bin es zufrieden. Darf ich mir den Todtenschein ausbitten, Herr Doctor?«

»Sehr gern,« erwiderte dieser, der als stummer Zeuge dieser sonderbaren Verhandlung beigewohnt, und verließ mit den beiden Beamten das Zimmer. Kaum waren sie hinaus, so schloß der Prior die Thür fest zu und trat an mein Bett. »Hast Du gehört, mein Sohn?«

»Leider ja, Sie haben eine Lüge auf Ihr Haupt genommen.«

»Eine Nothlüge, ja, für Dich und zu Deinem Besten; Du wirst das noch später begreifen und Gott wird sie mir verzeihen. Er hat Dein Herz begnadigt, daß Du mir die Wahrheit sagtest, und mich, daß ich Dir beizustehen eine Aushülfe fand. Wie verhält sich das aber mit dem Gelde des Grafen?«

»Sie haben die Wahrheit gehört,« sagte ich; »in meiner Brieffafel, die in der Brusttasche meines Rockes sich befand, ist die Summe befindlich, die dem Grafen gehört.« Und ich theilte ihm genau den Zusammenhang der Sache mit.

»So hat es ja seine Richtigkeit damit. Martha, wo ist der Rock unseres Kranken?«

»Alles ist in Ordnung,« entgegnete Martha, »ich habe das Geld gleich am ersten Tage in Sicherheit gebracht. Soll ich es holen, Hochwürdiger?«

»Nicht eher, Schwester, als bis die spitzbübischen Beamten die Hinterlassenschaft des vermeintlichen Gestorbenen bringen; denn, bleibt er am Leben, so gehört alles Geld, was er bei sich hat, ihm allein.«

»Niemals!« rief ich aus. »Ich werde keinen Pfennig von dem behalten, was nicht mein ist.«

»Warte geduldig, die Zeit wird lehren, was geschehen muß. Wie groß ist aber Dein eigenes Vermögen? Ich muß das wissen, damit sie Dich nicht betrügen.«

Ich nannte genau die Summe und der Prior beruhigte sich. Vierundzwanzig Stunden später aber brachte ein Unterbeamter meinen wohl verschlossenen Koffer nebst Schlüsseln und händigte dem Prior die von mir angegebene Summe in Gold aus. Man war also eben so ehrlich wie ich, was ich auch nicht anders erwartet. Ich hatte auch den Prior gebeten, den Beamten zu fragen, wie es dem Grafen gehe und ob er bedeutend verwundet sei? Er brachte mir die Nachricht, daß er tödtlich krank darnieder liege, da ihm meine Waffe in die Lunge gedrungen. Die Aerzte gaben aber dennoch Hoffnung, ihn zu retten. Auch fügte der Berichterstarter hinzu, daß es dem Herrn Baron leid gethan habe, zu hören, daß Herr Lund gestorben sei, er möge ihm ein anständiges Begräbniß zu Theil werden lassen und seine Gebeine segnen.

»So!« dachte ich, »begraben also wie ein Hund, dem man nicht einmal die Ehre einer Begleitung gönnt. O Menschen, Menschen, wie verfähret Ihr gegen einander!«

So kam ich unerwartet wieder in den Besitz meines Eigenthums, was mir namentlich wegen meiner Bücher

und Schriften lieb war, die zu besichtigen mir aber der Arzt noch verbot, weil es der Zustand meiner Wunde noch nicht gestattete, wie er sagte.

---

Mehrere Tage waren vergangen und mein Befinden besserte sich zusehends. Schon fing ich wieder an, meine Gedanken von meinem äußerlichen Leiden ab auf den inneren Zustand meiner Seele zu richten. Aber eine wunderbare Erscheinung trat mir hier entgegen. Ich war in gesunden Tagen immer so gern allein gewesen und hatte mich am liebsten mit mir selbst unterhalten. Jetzt fühlte ich mich geängstigt, wenn ich einmal eine Stunde allein lag, und ich bat meine drei Beschützer, mich so wenig wie möglich mir selbst zu überlassen. Die einsame Lage, in der ich mich in dem düsteren Krankenzimmer befand, mochte viel zu diesem Gefühle beitragen. Bei Tage und bei Nacht hörte ich nichts, als das bohrende Nagen des Holzwurmes in dem alten Wandgetäfel, oder das unendlich langweilige Tiktak der großen Hausuhr, die auf dem Corridor dicht vor meinem Zimmer stand. Da ich mit den Augen dem Fenster abgewandt lag, so konnte ich weder einen Baum, noch den wolkigen Himmel sehen, die ich doch so sehr liebte, und ich beschäftigte mich, in Ermangelung aller äußeren Unterhaltung und der zur eigenen Beschauung nothwendigen inneren Kraft damit, die rothen Würfel zu zählen, die in die Decke meines Bettes eingewebt waren. Hundertmal wenigstens hatte ich sie

schon durchgezählt und immer wieder fing ich von vorne an. Endlich fragte ich den Arzt, ob er mir nicht wenigstens eine Zeitung zu lesen erlauben wollte, das könne doch meinen Geist nicht anstrengen. Eine Stunde darauf brachte mir Martha ein Blatt und ich ergriff es mit Entzücken. Plötzlich aber verdunkelte sich mein Blick, das Blatt zitterte in der Hand und eine unwillkürliche Thränenfluth strömte über meine eingefallenen Wangen nieder. Was hatte ich gelesen? Die Beschreibung meines Vorfalls mit dem Grafen, aber als ein Attentat gegen sein Leben dargestellt, um ihn zu berauben. Schließlich war mein schneller Tod im Kloster der barmherzigen Schwestern angezeigt.

»Was!« rief ich laut aus, so daß die erschrockene Martha schnell an mein Lager eilte. »Ich bin also wirklich ein Mörder und ein Dieb zugleich? Ist es möglich! Bricht die Welt so leicht den Stab über einen Unglücklichen, der keine Macht hat, sich zu seinem Rechte zu verhelfen? Was der Graf mir gethan, davon spricht kein Mensch, nur was ich ihm gethan, das allein ist das Verbrechen. O herrliche Welt! herrliche Richter! herrliche Gerechtigkeit!«

Der Prior trat herein und ich theilte ihm das Gelesene mit. Erstaunt nahm er das Blatt und las es. »Härme Dich nicht, mein Sohn,« sagte er, »es ist einmal so in der Welt und wird nie anders sein: Die tausend Bitterkeiten dieses Lebens, bestehend in Sorge und Kummerniß jederlei Art, in Treulosigkeit unserer Freunde und hämischen Angriff unserer Feinde, würden oft gar nicht zu ertragen und der Tod bei Weitem dem Leben vorzuziehen sein,

wenn die Natur uns nicht mit einem stählernen Herzen und dem unbeugsamen Geiste des Widerstandes begabt hätte. Diese beiden Hülfquellen müssen wir oft zum Beistande nehmen, um das irdische Dasein einigermaßen erträglich zu finden. Das thue auch Du und Du wirst Dich selbst beruhigen. Im Uebrigen verlaß Dich auf mich, ich werde Dir helfen. Erwidern darfst weder Du, noch ein Anderer, irgend ein Wort auf diese schamlose Lüge, denn Du bist für die Welt, für die in Warschau wenigstens, todt, und es würde Dir bei unsern Gesetzen keine Frucht tragen, wolltest Du den Grafen verklagen. Er ist nun einmal der Erhabene und Du bist Staub. Wenn Du ein Christ in Demuth und Ergebung bist, wie ich glaube, und ein Verkündiger der Wahrheit des Herrn werden willst, wie Du sagst, dann lerne früh Dich in den Staub beugen. Das Gold und die Ehre der Erde ist Denen nicht beschieden, die allein nach der Seligkeit des Himmels trachten.«

»Aber giebt es denn keine Vergeltung?« rief ich schluchzend.

»Ja! Ja! Ja! Wir sehen sie freilich nicht, aber Gott hält sie in seiner allmächtigen Hand!«

Diese und noch andere erhebende Reden wirkten besänftigend auf mich und ich fand mit meiner fortschreitenden Genesung allmählig auch meine geistige Kraft wieder. Meine Selbstschau wurde nur zu bald dadurch erweckt, aber diese war, ich muß aufrichtig sagen, durchaus nicht trüber Natur. Ich fühlte mich, freilich auf unerwartete und traurige Weise, von einer Fessel befreit, die

ich nur mit innerem Widerstreben und großer Selbstaufopferung getragen, aber ich fühlte mich auch dabei frei von aller Schuld; kein Verbrechen, wie das aufgebürdete, belastete meine Seele und mein Herz konnte offen und ehrlich dem reinen Antlitze Gottes entgegenschauen. Der Gedanke, daß mein ehrlicher Name auf ewig gerichtet sei, war zwar fürchterlich, aber das Bewußtsein, über der falschen Anklage erhaben zu sein, half mir auch diese Last ertragen, und je näher und häufiger ich sie betrachtete, um so kleiner erschien sie mir. Dabei dachte ich schon wieder mit verjüngter Wonne an ein nächst zu erwartendes Glück, wenn ich mir Anna's Liebe in die Erinnerung zurück rief, und so half die sonnige Zukunft die umschleierte Gegenwart glorreich besiegen. »Es war dies Dein Schicksal,« sagte ich mir zuletzt, »welches Dir aufgegeben war; das mußtest Du überwinden, bevor Du in den Frieden eingingst. Jetzt ist es da und nun zeige Dich als Mann, was Du ja immer zu sein bemüht gewesen bist.«

Schreiben konnte ich noch nicht, und wenn ich es auch gekonnt, ich hätte es nicht gethan, um Anna nicht zu erschrecken. Sie erfuhr früh genug, was mir widerfahren, wenn ich sie wieder sah, oder falls auch dieser Augenblick in noch zu weite Ferne gerückt blieb, wenn ich nach vollkommen wiederhergestellter Gesundheit ihr von meinen neuen Verhältnissen, die ich anzutreten hoffte, Bericht erstattete.

»Aber was soll nun aus mir werden?« fragte ich eines Tages den guten Prior, der mir jederzeit als ein treuer

Rather und Beschützer zur Seite stand. »Walther Lund ist todt und begraben, wie soll ich aus dem Chaos gerathen, in welches mich Ihre Güte versetzt hat? Wie soll ich fortkommen von hier und was giebt mir den Glanz und die Ehre meines verschollenen Namens wieder?«

»Mein Sohn,« erwiderte der redliche Mann, »verzweifle nicht, denn kein Mensch soll verzweifeln, so lange er seinen klaren Verstand und seinen freien Willen besitzt. Ohne die nöthigen Hülfsmittel wirst Du nicht zu Deinem früheren Leben zurückkehren, dafür ist gesorgt. Sieh, ich würde nur halb meine Menschenpflicht gegen Dich geübt zu haben glauben, wollte ich Dich nur von den körperlichen Leiden befreit aus meiner Nähe scheiden lassen. Ich muß Dich auch von den geistigen Banden befreien und Dir daher auch einen neuen Lebensweg bahnen. Walther Lund freilich ist todt, von dem darf hier nichts mehr verlauten; aber sieh, jener junge Mann, den Gott zu seinem Unglück, Dir aber zum Glück hierhergesandt zu haben scheint und der Dir an Jugend und äußerer Gestalt so ähnlich war, giebt Dir die Mittel, Dich unerkannt von hier zu entfernen. Nach dem uralten Gesetze unseres Hauses sind wir die Erben seiner Hinterlassenschaft. Wir treten die Erbschaft an, aber diesmal nur die Erbschaft desjenigen Theiles, den wir gebrauchen können. Seine Papiere, die sich sämmtlich unversehrt vorgefunden haben, sollen Dir zu Theil werden. Bist Du vollkommen genesen, so reisest Du in der Stille fort, als der lebendig gebliebene Moritz Brand –«

»Moritz Brand hieß er?«

»Ja, und so mußt Du in der nächsten Zeit auch heißen. Mit diesem Namen kehrst Du in Deine Heimat, wo Niemand von Deinen hiesigen Schicksalen weiß, zurück, denn die Warschauer Zeitungen verirren sich nicht in Eure Lande, und thust daselbst, was Du willst und Dir Gott auferlegen wird. Gefällt Dir das nicht?«

»Nur halb, mein ehrwürdiger Vater. Also Walther Lund ist todt und Moritz Brand steht wieder auf. Ja, so geht es in der Welt. Nicht mit den Gütern des Nächsten allein, auch mit seinem Namen schmückt man sich. Ja, ja, ich sehe es, es geht diesmal nicht anders und ich muß mich schon darein fügen.«

»Daran thust Du Recht und Gott wird auch Recht thun, indem er Dich auf die richtigen Wege bringt.« –

Eines Tages theilte mir der Arzt mit, meine Wunde sei der Vernarbung nahe. »Du wirst Dich freuen, wenn Du Dich wieder erblickst,« sagte er.

»Ja, das möchte ich wohl, darf ich Sie um einen Spiegel bitten?«

Er ging hinaus und holte einen kleinen Handspiegel herein. Kaum aber hatte ich einen Blick hinein geworfen, so fuhr ich mit einem Ausruf des Schreckens zurück. Ich kannte mich nicht mehr. Meine Wangen waren bleich und eingefallen, meine Augen lagen tief im Kopfe und schienen wie dunkle Kohlen zu glimmen. Der Bart war im ganzen Gesicht gewachsen und ich sah wenigstens um zehn Jahre älter aus. Die Stirn aber, die sonst so glatte, reine Stirn, ach! wie war die verändert! Einen Zoll

tief in die Haare hinein, die noch lange nicht ihre volle Lockenfülle wieder erlangt hatten, begann der fürchterliche Streich und reichte bis zur Nasenwurzel herab, den oberen Theil meines Kopfes in zwei Hälften spaltend. Und dabei war die Narbe roth, noch nicht fest und beinahe einen kleinen Finger breit.

»Nun?« fragte der gute Arzt, der aufmerksam neben mir stand und mich beobachtete. »Was sagst Du nun, haben wir das gut gemacht?«

»Ja, mein Freund, Sie haben es nach Ihrer Art sehr gut gemacht und ich danke Ihnen dafür; dennoch aber erschreckt mich mein trauriges Gesicht.«

»Das thut nichts, das ändert sich bald. Du hättest es nur vor ein paar Wochen sehen sollen. O! Selbst die Röthe des Strichs da wird verschwinden und seine Breite wird abnehmen, das sage ich Dir vorher. Ich wenigstens habe meine Freude daran.«

»Das glaube ich wohl!« dachte ich und legte mit einem inneren Schauer den Spiegel fort, um ihn für's Erste nicht wieder in die Hand zu nehmen.

#### FÜNFTES KAPITEL. DER BRIEF VON UNBEKANNTEN HAND.

Bald drei Wochen waren seit meiner Verwundung verstrichen, als mein guter Doctor mir die Erlaubniß erteilte, einige Stunden außerhalb des Bettes zuzubringen. Ich zitterte schon vor Freude, lange bevor der sehnlichst erwartete Augenblick gekommen war. Martha rollte mir einen weichen Lehnstuhl an das Fenster und half mir, mich auf denselben niederlassen. Ich war schwach

geworden, wie ein Kind, alle meine Muskeln entbehrten ihrer früheren stählernen Kraft und meine Gliedmaßen gehorchten meinem Willen nicht mehr, so daß ich einst so starker Mann, zu meiner eigenen Schaam, mich auf den schwachen Arm eines Mädchens stützen mußte. Da saß ich nun und schaute mich zum ersten Male seit langer Zeit wieder in dem kleinen Stück Welt um, welches ich mit meinen Augen erreichen konnte. Ach! es war glücklicherweise ein sonniger Tag, der mir das Fest der Genesung feiern half. Wie sehnsüchtig flogen meine Blicke nach dem blauen Himmel und seinen reinen Lüften, wie neugierig folgte ich den herumflatternden Sperlingen, wenn sie in die Blätter der Bäume des alten Klostergartens schlüpften, in den ich von meinem Sitze aus hineinschauen konnte. Ich fühlte über Alles das ein wahrhaft kindisches Entzücken und schloß daraus, daß meine Kräfte doch bedeutender gelitten haben mußten, als ich früher für möglich gehalten hatte.

Einzelne kleine Wölkchen von glänzend weißer Farbe flogen auf ihrer luftigen Bahn nach Nordwesten. »Grüßet meine Liebe!« sagte ich und winkte mit der Hand ihnen einen guten Weg nach. »Aber saget nicht, daß ich krank bin!« Da fiel ein Strahl der Oktobersonne in das Fenster herein und beschien meine ausgestreckte Hand. Wie war sie so abgemagert, bleich und klein geworden! – Noch war ich im Anschauen dieser meiner Schwäche versunken, als Martha, die vor kurzer Zeit mich verlassen, wieder zur Thüre hereintrat. Sie lächelte verstohlen, als

wenn sie einen heimlichen Scherz auszuführen gesonnen sei und verbarg ihre linke Hand hinter ihrem Rücken.

»Nun,« fing sie an, »rathe einmal, mein Bruder was ich hier für Dich habe?«

»Für mich? Was könntest Du haben?«

»Aha, Du hast es also vergessen, ich dachte es mir beinahe. Aber sieh, ich will Dir heut' eine Freude bereiten. Früher durfte ich es nicht, Du warest zu krank. Nun sprich, hast Du nichts verloren oder vermißt?«

»Verloren? Ach, Manches! Aber ich weiß nicht, was Du meinst.«

»So ist es Dir also blos auf den Gedanken gekommen. Sieh, neben dem Papiergelde in Deiner Briefftasche fand ich auch diesen Brief, der Deinen Namen trägt – er ist so zierlich und fein geschrieben – es ist gewiß ein kleiner Liebesbote, dem Du für eine gesunde und glückliche Stunde Audienz ertheilen wolltest.«

»Ach, der Brief!« rief ich, und unwillkürlich mußte ich über meine Vergeßlichkeit laut aufseufzen. »Ja, es ist wahr, es ist mir allerdings auf den Gedanken gekommen. Ich erhielt ihn kurz vorher, ehe mich Graf Marchfeld zu sich rufen ließ, um mich in den Zustand zu versetzen, in welchem ich hiehergekommen bin. Gieb her!« Und ich nahm ihr den Brief aus der Hand. Noch einmal besah ich die Aufschrift; auch jetzt war sie mir noch unbekannt. Das fiel mein Auge auf das schöne Wappen – Fuchs und Wolf, auf den Hinterbeinen aufrecht stehend, hatten sich umfaßt und bissen sich herzhaft herum. »Wer wird siegen?« fragte ich mich, »der Wolf oder der Fuchs?

Nun, ich gönne noch eher dem Fuchse als dem Wolfe den Sieg, denn er ist der schwächere, und wenn er auch listig und verschlagen ist, so ist er doch nicht ein so gemeiner Mörder, wie der da!« Noch einmal zauderte ich, ehe ich das Couvert zerriß – dann war es geschehen; ich zog ein feines bläulich schimmerndes Papier hervor, entfaltete es und las – folgende gewiß am wenigsten erwartete Worte:

»Mein Herr! Trotzdem Sie vor Zeiten so wenig Achtung vor mir hegten, daß Sie in Ihrem jugendlichen Uebermuthe sich erlaubten, mich in meinem eigenen Hause zu beleidigen – Sie, ein Mann, und ich – ein Weib! – trotzdem wir mit dem Wunsche schieden, nie wieder von einander weder etwas zu sehen, noch zu hören, ich Ihnen also keine Mittheilung irgend einer Art schuldig bin, so ist doch das stets von Ihnen verkannte Mitleid in meiner Brust für Sie so groß, und mein Gefühl zu weiblich, um Ihnen ein Ereigniß vorzuenthalten, welches Sie, je früher Sie es erfahren, um so eher überwunden haben werden.

»Leider bin auch ich bei demselben hoch betheilig, obwohl ich nicht unterlassen kann, zu wünschen, daß Sie der alleinige Träger des ganzen Schmerzes wären, und ich fühle in diesem Augenblicke tiefer als früher, was ich an denen verloren habe, die jetzt nicht mehr sind, und die ich, als sie lebten, vielleicht unter ihrem ganzen Werthe schätzte.

»Ja, mein Herr, Ihnen und mir zugleich ist ein Unglück widerfahren, wir haben Beide einen Theil unseres Besitzes verloren, – wer mehr oder weniger, wage ich im Augenblick nicht zu entscheiden. Die Gesundheit meines Mannes und meiner Kinder war im letzten Frühjahre besser als je und man konnte nur schwer an etwas Schlimmes denken. Da brach eine ruhrartige Krankheit zuerst in der Nähe und dann in unserm Dorfe selbst aus, die im Sommer wuchs und endlich in die Cholera überging, wie wir sie so heftig noch nie in unserer Gegend gesehen. Ganze Familie, und namentlich die uns benachbarten, starben aus. Viele Leute hatten aus Angst den Ort verlassen und sich bei Verwandten in der Umgegend eine schützende Heimat gesucht. Auch ich rieth, aus dem verpesteten Dorfe wegzuziehen, aber meine Stimme war, wie immer, zu schwach, um sich Gehör zu verschaffen. Da war es endlich zu spät. Zuerst legte sich der Pfarrer, und wir Gesunde pflegten ihn mit aller Sorgfalt, aller Liebe. Darauf legte sich Marianne, zuletzt Anna. Doch was soll ich viele Worte machen, wo *ein Wort* Alles ausspricht. Das Ende war, daß mein Mann und Anna ihrem Leiden am sechsten Tage erlagen. Beide behielten bis zum entscheidenden Augenblicke ihre volle Besinnung und trugen mir den letzten Gruß an ihren Freund, an Sie, auf, was ich hiermit zu erfüllen als meine Pflicht betrachte. Auf dem Kirchhofe, der mir immer als ein trauriges Warnungszeichen nur zu dicht vor unsern

Fenstern lag, ruhen die Beiden in friedlichster Stille nebeneinander. –

»Aber ich bin noch nicht fertig mit der Erzählung unseres Unglücks. In der Nacht nach dem Tage, wo Beide begraben wurden, brach ein heftiges Gewitter aus und entlud sich gerade über unserm Dorfe. Und als ob der Himmel das unselige Haus des Todes noch nicht genug bezeichnet und gezüchtigt hätte, so beschloß er es ganz zu zerstören. Der Blitz zündete im Pfarrhause und in wenigen Stunden war es ohne Rettung Staub und Asche geworden. Mit Mühe retteten ich und die noch kranke Marianne das nackte Leben; wir flüchteten und brachten eine schreckliche Nacht im Hause des Küsters zu. Gegenwärtig sind wir in Berlin, und ich hoffe, daß morgen oder übermorgen meine Tochter kräftig genug sein wird, mich zu meinen Verwandten zu begleiten, die ich vor einigen Monaten in Holland aufgefunden habe.

»Mein Herr, ich schließe eine Locke von dem Haar der Verstorbenen bei, die Sie einst so überaus liebten, wie ich weiß. Es ist das einzige Ueberbleibsel von dem armen Kinde auf Erden. In Ihren Händen glaube ich es am Besten aufgehoben. Leben Sie wohl, und wenn Sie nicht in Freude Derer gedenken können, die Ihnen diese Nachricht mit traurigem Herzen giebt, so vergessen Sie sie oder verzeihen Sie ihr wenigstens, daß sie vom Schicksale dazu auserlesen war.

Berlin.

Katharina Rieding geb. von Bilbeck.«

Nur bis zur völligen Durchlesung dieser entsetzlichen Zeilen hatte mir Gott Kraft und Verstand genug übrig gelassen. Als meine Blicke auf die letzten Worte, den unglückseligen Namen des elenden Weibes fielen, war es mit beiden zu Ende. Was ich jetzt erzähle, weiß ich nur durch die spätere Mittheilung Martha's, des Priors und des Arztes.

Ich fiel vom Stuhle und schrie laut auf. Martha, die sich die Schuld beimaß, diesen Zufall herbeigeführt zu haben, weil sie mir den Brief gebracht, trug oder zerrte mich in mein Bett. Ich ras'te und schlug um mich. Das heftigste Fieber tobte in meinen Organen. Meine Kopfwunde war aufgebrochen und ich lag im Delirium da. Der Arzt erklärte, ich hätte eine Gehirnentzündung. Acht Tage blieb ich ohne Bewußtsein, schreiend, tobend, wüthend wie ein Wahnsinniger. Alles, was ich wußte, plauderte ich aus; von der schwarzen und weißen Anne, dem Pfarrer und der Pfarrerin und was sonst mein Leben so herrlich oder schmerzlich gemacht hatte, berichtete ich jedes Einzelne haarklein. Fernere vierzehn Tage vergingen, bis ich mich von der tiefsten Erschöpfung meiner Kräfte erholte, und erst da kam völliges Bewußtsein meiner selbst in mich zurück. Aber, guter Gott, was für ein Bewußtsein war das! Hätte ich es doch nie kennen gelernt! Wäre ich doch gestorben, wie ich Gott so oft und flehentlich bat, um mit ihr, die ich allein auf der Erde geliebt, wie man einen Menschen lieben kann, unter der grünen Hülle zu

ruhen, die alle menschlichen Schmerzen mit Vergessen deckt! Aber Gott erhörte meine Bitten nicht, er ließ mich allein zurück, um mich noch fernere Kämpfe auf Erden bestehen zu lassen.

Kann ich, wenn ich auch möchte, alle Empfindungen beschreiben, die mich damals durchwühlten? O nein, ich vermag es nicht, denn sie waren zu schrecklich, zu unbeschreiblich schrecklich. Oede und leer stand mir die Welt vor Augen, des süßen Sonnenlichts der Liebe entbehrend, keine Menschen, nur Füchse und Wölfe erzeugend. Wohin ich blickte, war Alles wüst und kalt, Alles todt und ausgestorben, wie mein von Kümmerniß und Qual verwüstetes Herz. Gott, Gott allein und ich, wir sind auf der Welt, er, um mich zu strafen, ich um seine Strafe zu erleiden. Was wollte gegen diesen unsäglichen Schmerz aller übrige Schmerz sagen, den ich vorher durchgekämpft? Was war der Verlust meines Namens, einer ehrenvollen Stellung unter gepriesenen Menschen, der Anerkennung aller meines Gleichen gegen diesen einen Verlust? Nichts, nichts als ein Körnchen Staub, den ein Regentropfen auflös't und in ein unsichtbares Atom verwandelt. Wer hatte je so gelitten, wie ich? Ihr Menschen, Ihr habt ja so Vieles, – Eltern, Verwandte, Freunde, Genossen – ich hatte ja nur das Eine, das Einzige. Und das ist nun ausgelöscht aus dem lebendigen Reiche der Schöpfung, der Gnade, des Lichts, der Erkenntniß – o!

Mit solchen und ähnlichen Empfindungen, die Tag und Nacht meinen schwankenden Geist erschütterten, lag ich, bleich, trostlos, erschöpft, wie es der geistige Tod mit

sich bringt, auf meinem einsamen Lager, und meine neuen, ach! jetzt meine einzigen Freunde auf der Welt, saßen und standen, ohne Worte zu haben, nur im Herzen mein Leid mitfühlend, neben mir, – sie wußten Alles, was früher und jetzt mit mir geschehen war, denn ich hatte ihnen mein ganzes Herz ausgeschüttet. Alle weinten, als sie meine Erzählung zu Ende gehört, selbst der Arzt, der doch der Abgehärtetste von ihnen war. Martha wich keinen Augenblick, weder bei Tage noch bei Nacht, von meiner Seite, immer bereit, mich mit freundlicher Güte zu trösten; und der Prior hatte seinen Arbeitstisch neben mein Bett gestellt, um seine große geistige Gewalt, die er über mich gewonnen, jeden Augenblick geltend machen zu können.

Hohl und geisterartig bleich, einem Schatten vergleichbar, kam ich mir selbst wie ein Schatten meines früheren Ichs vor, und so blieb es eine lange Zeit. Ich hatte es über mich gewonnen, den verhängnißvollen Brief noch einmal, dann alle Tage, später alle Tage zehnmal zu durchlesen. Zeile für Zeile, Buchstabe um Buchstabe durchzifferte ich, um nur noch Etwas zu finden, was mich vielleicht trösten könnte, aber es war nichts vorhanden. Wie ich die schwarze, glänzende Locke auf meinem Bette betrachtete, die einzelnen seidenen Haare aus einander legte, küßte, befühlte und dann wieder sorgsam zusammenband, ach! das war eine süße, aber kummervolle Beschäftigung, worin mich Niemand unterbrach, denn es war ja das Einzige, was mir von ihr übrig geblieben war.

Aber so blieb es nicht immer, so konnte es nicht bleiben. Meine innerlich kräftige Natur und Gottes Wille siegten über meine Schwäche, meine Schmerzen, meine Klagen. Ich erhob mich endlich wieder vom Lager, um noch einmal Gottes herrliche Sonne und seinen Himmel zu sehen. Aber ich war ein anderer Mensch geworden, umgewandelt im Aeußern und Innern. Gleichgültig war mir die Welt und ihr Tand, der Menschen Tadel und Beifall, des Schicksals Glück und Unglück. Ich betrachtete mich nur als ein lebendiges Wesen ohne Trieb und Wünsche, das auf die Erde geschleudert ist, wie ein kalter Planet in den Weltraum, um seine vorgeschriebene Bahn zu durchlaufen. Auch ich wollte nur die meine durchlaufen, und wenn es Jahrhunderte dauerte, um dann willenlos dem Tode entgegenzuschreiten, dem alleinigen Willen des ewigen Weltgeistes gehorchend, um, wie er gebot, in Trümmer zu zerfallen, oder in eine neue Gestaltung überzugehen.

Doch genug der Klage und der Erneuerung des Schmerzes, der in jedem Individuum seine individuelle Form, Inhalt und stufenweise Abnahme hat. Er ist ja nie ganz, nie vollkommen zu beschreiben, und wir erfahren durch Worte nicht, wie er im Herzen nistet und alle Fugen der Seele erfüllt und durchdringt. Langsam, äußerst langsam erholte ich mich. Mit einem Wurf waren alle Kräfte gewichen, mit einem Schlage das Herz vernichtet; – zögernd, mit scheuem Fuße und prüfendem Blicke trat das Leben wieder an mich heran; Monate lang war ich noch wie betäubt; wo ich ging oder stand, schien es

mir, als rauschten immer noch die Fittiche eines dunkelen Geschicks brausend und einschüchternd über mir. Und da, in meiner langen geistigen und leiblichen Ohnmacht, stellte sich plötzlich eine neue Erscheinung bei mit ein.

Es mag lächerlich klingen, wenn ich es ausspreche, aber es ist darum doch eben so wahr. Ich begann mich zu fürchten. Vor wem? vor was? wird man fragen. – Vor Jedermann, vor Allem, was um mich und außer mir war. Als mich der Prior zum ersten Male in den Klostergarten leitete und ich die reine Luft des Himmels mich umfächeln fühlte und das Licht des Tages erblickte, empfand ich eine tiefe Erschütterung meiner Seele. Und gerade dadurch fühlte ich, daß ich wieder das empfindende, denkende Wesen geworden, welches die Welt sieht und in der Welt sich spiegelt, mit einem Worte das war, was mich an mein früheres Ich erinnerte. Aber ich hatte die eigenthümliche Empfindung dabei, als sähe mir jeder Baum, jedes am Boden liegende vergelbte Blatt die mir angedichtete Schande, das Verbrechen des Mordes und Diebstahls an. Aus jedem Busche, glaubte ich, träte ein Scherge des Gerichts hervor, der mich ergreifen, knebeln und in die Wüsten Sibirien's führen wollte. Ruhelos, obgleich ich wußte, daß mich Niemand sah, Niemand innerhalb der hohen Klostermauern sehen konnte, wandte ich die Augen links und rechts, vor jedem säuselnden Winde oder brechenden Zweige erschreckend. Und ich war nicht einmal ein Schuldiger, wenn ich nicht das vom Menschengerichte uns zuerkannte, aufgebürdete Verbrechen für wirkliche Schuld halten will. Wie muß nun erst

einem wirklichen Verbrecher zu Muthe sein, der das Bewußtsein seiner Schmach mit in der Welt herumschleppt. Ihm, der vor allen Menschen flüchtig, den Qualen seines Gewissens allein überlassen, irr und unstät auf den entlegensten Pfaden schweift. Jedes ihm begegnende Gesicht ist ihm verdächtig, jede Hand scheint sich nach ihm auszustrecken, um ihn auf frischer That zu ergreifen, jeder harmlose Fremde, ihm zufällig in's Auge blickend, scheint ihm ein Scherge des öffentlichen Gerichts. Kein Augenblick Ruhe, kein Augenblick Rast vor dem anklagenden Rufe und Drange des Gewissens! O so war mir gerade zu Muthe, und ich war doch noch weit ab vom Verbrecher!

Es ist schon oft ausgesprochen worden, daß das erbärmliche Menschenleben der Sorge und des Jammers, die man so häufig zu tragen hat, nicht werth sei, und ich unterschreibe vollkommen diesen Ausspruch. Je älter und weiser wir werden, um so fester werden, wir von der Wahrheit desselben durchdrungen. Gewisse philosophische Leute, die Alles im Leben zu ihrem Vortheile auszubeuten verstehen, meinen daher, es sei darum eine Aufgabe für uns, die kurze Spanne, die man noch zu durchschreiten hat, so angenehm wie möglich zu durchleben, aber ich behaupte, daß auch diese Annehmlichkeiten nicht so groß und verführerisch genug sind, um sich darum besondere Mühe zu geben.

Und dennoch mußte ich leben; – aber leben, nicht um zu genießen, sondern um zu wirken und in ein neues, meinen Geist beschäftigendes Verhältniß zu treten, denn

hier in Warschau, im Kloster bei den guten Leuten, konnte ich ja nicht immer bleiben, und so nahte der Tag des Abschieds von ihnen allmählig heran. Der Arzt hatte sich auf meinen Wunsch kurz vorher noch einmal zum Landhause des Grafen begeben, und beim Besitzer desselben nach dem Befinden seines Gastes erkundigt. Er brachte die Nachricht mit zurück, daß Bruno dem Leben freilich erhalten sei und bleibe, aber fortan nurein sieches Dasein führen werde. Die leiblichen Mittel zum Genusse und Mißbrauche des Lebens seien ihm auf immer genommen, denn er sei gelähmt, gebeugt, gealtert wie ein gichtbrüchiger Greis.

»So habe ich ihm doch genützt,« sagte ich zu mir. »Wenn auch sein Leib gefesselt sein und bleiben muß, seine Seele wird dafür vor größeren Gefahren bewahrt sein.« Er erwartete, wie mir der Arzt zu berichten fortfuhr, nur den Frühling, um eine Reise nach einem heilkräftigen deutschen Bade anzutreten, um dort noch einmal eine Wiederbelebung zu versuchen. »Gott gebe sie ihm!« sagte ich, und das war das letzte Wort, was ich je über diesen Menschen gesprochen habe, dem ich so viel Unheil und Kummer verdanke.

Meine drei Beschützer wollten mich noch lange nicht ziehen lassen, sie meinten, ich sei noch nicht kräftig genug dazu. Mich aber hatte eine bestimmte Sehnsucht erfaßt, die so allmächtig in mir wurde, daß ich sie nicht mehr bezwingen konnte. Was ich zu thun beschlossen, wird man sogleich erfahren. Endlich, auf vieles Bitten und Flehen willigten alle Drei in meine Abreise, obwohl

mit innerem Widerstreben, denn ich war in der That noch sehr schwach und mußte mich auf einen Stab stützen, um gehen zu können. Man rieth mir, den Weg über Breslau zu nehmen. Mir war das sehr gleichgültig, ich sah doch nichts, was mir unterwegs begegnete, denn mein Auge war allein nach Innen gewandt. Der Prior begab sich mit den Papieren Moritz Brand's, denn der war ich ja jetzt, auf die Post und besorgte das Nöthige. Abends um zehn Uhr ging der Eilwagen ab. Ich verweile nicht bei dem Abschiede vom Kloster – er war herzzerreißend für mich, denn was ich in diesen Mauern erfahren und gelitten – wer kann es begreifen und nachempfinden?

Als ich durch den Vorflur des Hauses schritt, warf ich eine für meine Verhältnisse sehr bedeutende Summe in den Armenstock; ich konnte die gastliche Schwelle nicht verlassen, ohne wenigstens ein äußerliches Zeichen meiner Dankbarkeit von mir gegeben zu haben. Vom Klosterarzte geführt, während zwei Knechte mein Gepäck vor mir her trugen, schritt ich durch die belebten Straßen der schönen Polenstadt. Die Laternen vermied ich behutsam, ich scheute mich, irgend einen Menschen in mein Gesicht sehen zu lassen. Ach, das war eine unnöthige Besorgniß, denn Niemand hätte mich erkannt. Ueber mein bleiches Gesicht war ein langer dunkler Bart gewachsen, der Kopf verschwand unter einer dicken Pelzmütze, denn es war kalt und ich mußte meinen armen Schädel schonen, der keine harte Bedeckung vertrug. Ohne ein Wort zu wechseln nur fest an den Arm meines Führers mich haltend

kam ich im Postgebäude an. Es war hohe Zeit; zwei Minuten nach meiner Ankunft flog die mit Menschen vollgestopfte Kutsche dahin. Ein fester Händedruck, so fest ich ihn damals geben konnte, war mein dankbares Lebewohl für den menschenfreundlichen Arzt, den Gott für seine Wohlthaten an mir segnen möge!

Auf der Reise bis Breslau sprach ich mit Niemandem ein Wort. Keiner konnte sagen, meine Stimme vernommen zu haben. Man hielt mich vielleicht für stumm. Die Angst, erkannt, ergriffen und zurückgeschleppt zu werden, war immer noch groß, und ein ganzes Jahr lang, auch als ich wieder in Ruhe und vollständiger Sicherheit war, folterte sie mich. In Breslau schöpfte ich Athem, ich befand mich wieder auf heimischem und gastlicherem Boden; aber ich fuhr sogleich nach Berlin weiter, denn Weihnachten stand vor der Thür und ich wollte am heiligen Abend an einer bestimmten, mir ewig heiligen und unvergeßlichen Stelle sein.

#### SECHSTES KAPITEL. EIN LEBENDER BESUCHT EINE TODTE.

In Berlin hielt ich mich nur etwa vier und zwanzig Stunden auf, um mir eine Wohnung zu miethen und mich in derselben einzurichten, damit ich es wohnlich und einladend bei mir fände, wann ich von meiner zunächst auszuführenden Pilgerfahrt zurückkehrte. Glücklicherweise fand ich in einer abgelegenen Straße ein kleines Stübchen, welches meinen Bedürfnissen vollkommen entsprach, denn ich hatte mir vorgenommen, so bald wie

möglich meine unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen, um meinem Geiste Beschäftigung zu geben und ihn von den traurigen Gedanken abzuleiten, die ihn in Ueberfülle heimsuchten und beinahe erdrückten. Als das geschehen und in Ordnung war, begab ich mich am 24. Dezember Nachmittags um zwei Uhr auf die Post. Um vier Uhr stieg ich eine halbe Stunde vor den Thoren meiner Vaterstadt am Eingange des Parks von Glienicke aus dem Wagen und schlug den Weg quer durch denselben ein, der mir in allen seinen Richtungen von früherer Zeit her wohl bekannt war. So kam ich an seiner Wasserseite wieder heraus und befand mich am Ufer der Havel, dem kleinen Vorlande Sakrow gegenüber. Ich rief den immer bereiten Fährmann herüber und er holte mich an das jenseitige Ufer. In Gasthause zum Doctor Faust kehrte ich ein und bestellte mir einen Wagen, um damit meinen Weg fortzusetzen, denn es war mir nicht möglich, in meiner schweren Winterkleidung den weiten Weg nach Glindow zu Fuße zurückzulegen. Schon jetzt, nach dem kurzen Gange durch den prinzlichen Park, fühlte ich mich ermattet und hinfällig, und nur ein einziger Gedanke gab mir Kraft genug; mich noch auf den Füßen zu erhalten.

Also ich saß in dem Gastzimmer des Doctor Faust auf jenem schönen Punkte der Havelgegend, den in jedem Sommer so viele Einheimische und Fremde bewundern. Für mich aber hatte die Schönheit der Gegend keinen Reiz mehr, ich sah nichts um mich her, weder Wasser, noch Land, weder Himmel, noch Luft; ein anderes, traurigeres Element herrschte allein in meiner Brust, das

Element des Grames, des Kummers, des unaustilgbaren Schmerzes, auf dem der glückliche Mensch so ungerne sich tummelt. Darum auch, um so wenig wie möglich zu sehen, und so wenig wie möglich gesehen zu werden, hatte ich die späteren Tagesstunden zu meiner Reise gewählt, denn es dunkelte bereits stark, als ich über den grau schimmernden Fluß setzte. Ich war der einzige Gast im ganzen Hause und hielt mich still auf einer Bank in der Ecke, als der Wirth selber zur Thür herein trat, den ich aus früherer Zeit noch von Ansehen kannte.

»Guten Abend, mein Herr!« sagte er. »Ich höre, Sie haben einen Wagen nach Glindow verlangt?«

»Ja, Herr Wirth, so ist es.«

»Sie können ihn auch sogleich erhalten, aber Sie wissen doch, daß die Cholera noch nicht ganz in dem armen Dorfe erloschen ist?«

»Noch nicht?« sagte ich scheinbar gleichgültig, während mir doch das Herz in der Brust dabei laut hämmerte.

»Nein, noch nicht ganz; das Dorf steht auch halb leer. Ein Theil der Bauern ist gestorben, ein anderer in die benachbarte Gegend geflüchtet, und der Pfarrer –«

»Der ist ja wohl auch gestorben?« fragte ich leise und drückte meine Hand krampfhaft auf das pochende Herz.

»Ja, leider, der arme Pfarrer! Nun, er ist von seinen Leiden erlöst, Freude hat er nicht viel im Leben gehabt

–«

»Warum nicht?«

»O, er hatte eine böse Sieben zur Frau, eine sogenannte vornehme Dame, die besser in ein Cavalier- als in ein einfaches Predigerhaus gepaßt hätte – aber, aber –«

»Sie wollten noch etwas sagen –«

»Ja freilich – daß auch das arme Kind, eine seiner Töchter, in ihrer Schönheit und Jugend so hinsterven mußte, das war ein schrecklicher Schlag, und wir alle haben sie von Herzen bedauert. Nun freilich, er, er hat nichts davon gefühlt, denn er starb ja beinahe zugleich mit ihr.«

Ich war verstummt, meine Lippe bebte und konnte kein Wort mehr herauslassen. »Der Arme!« brachte ich endlich seufzend hervor, mehr um meiner eigenen Empfindung Luft zu verschaffen, als dem Wirthe zu antworten.

»Ja, ja – so geht's!«

»Wo ist denn die Frau geblieben?« nahm ich nach einer Weile das Gespräch wieder auf.

»O, die ist auf und davon gegangen, froh wie ein Vogel, der aus dem Käfig kommt – nachdem ihr der Himmel selbst gezeigt, daß das Haus, wo der würdige Verstorbene gelebt und gelitten, kein Schutz mehr für sie sei.«

»Wie so denn?«

»Ei, wissen Sie das nicht? Der Blitz schlug ja in das Dach, in der Nacht nach Beerdigung des Pfarrers, und Alles, was in dem vermaledeiten Hause war, verbrannte bis auf den letzten Block. Kaum rettete sich die vornehme Pfarrersfrau mit ihrer zweiten kranken Tochter, die der Müller in der Nachbarschaft aus dem Feuer trug – sie hat

eine Nacht und einen halben Tag bei dem alten Küster zugebracht, den der Schreck beinahe verrückt gemacht – dann aber packte sie ihre paar Armseligkeiten zusammen und ging auf und davon, kein Mensch weiß, wohin, aber es bekümmert sich auch Keiner darum.«

»So – also der Küster ist verrückt geworden, sagen Sie?«

»Nun, nicht so ganz; er war ja immer schon ein Bischen faselig, wie man sagt, der alte Herr war ja auch alt genug dazu. Die Cholera, die ihm seine Frau und Tochter genommen, hat ihm aber den Rest gegeben. Er hat sie auch gehabt, ist aber kurirt. Dann kam noch das Feuer der Pfarrer dazu und die Angst und der Schreck, da konnte es denn nicht anders sein. Nun lebt er mit seiner Nichte allein, die ihm zu Hülfe gekommen ist; wenn aber der neue Pfarrer im Frühjahr einrückt, wird auch ein neuer Küster angestellt, solange müssen sich die paar Leute im Dorfe mit dem alten behelfen.«

»Sie sagten vorher, der Müller habe die eine Tochter des Pfarrers gerettet – der lebt also noch und wohnt noch oberhalb des Dorfes?«

»O ja, der lebt noch. Warum nicht? Unkraut verdirbt nicht.«

»Unkraut? Wie so? Der Müller war ja vor einigen Jahren, so viel ich weiß, der vernünftigste Mann im ganzen Dorfe nach dem Pfarrer –«

»Das war ehemals, Herr; aber seitdem ist Mancherlei da unten geschehen. Mit einem Worte, er hat sich den

Trunk angewöhnt und ist jetzt keine Stunde bei Tage nüchtern.«

Ich wollte noch etwas antworten oder fragen, aber da fuhr der Wagen vor. »Kommen Sie heute vielleicht wieder zurück?« fragte der Wirth, als er mich an den Schlag begleitete.

»Der Wagen gewiß, Herr, er soll mich nur bis zum Eingange des Dorfes fahren, dann kann er sogleich wieder umkehren; ich werde wohl irgendwo ein Unterkommen für die Nacht finden.«

»So leben Sie wohl, aber – Sie sehen sehr kränklich aus, mein Herr – nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht auch der böse Feind des Dorfes packt.«

»Er hat keine Macht über mich – gute Nacht!« Und sogleich setzte der Kutscher seine Pferde in Bewegung.

Die abendliche Fahrt ging langsam von Statten. Vor einigen Tagen hatte es gefroren, dann wieder geregnet und die Wege waren dadurch einen halben Fuß tief eingeweicht. Mir war das ziemlich gleichgültig, ich hatte keine Eile mehr. Die, welche ich besuchen wollte, empfingen mich zu jeder Stunde, sie waren für mich immer zu Hause. Ich schloß die Augen und überließ mich meinen geheimen Gedanken. Ach! in solchen aufgeregten Stunden, wie ich sie damals durchlebte, zumal wenn keine äußere Störung unsere Aufmerksamkeit abseits lockt, denkt man viel und schnell. Jahre drängen sich in eine Minute zusammen und man durchfliegt im Geiste tausend Erlebnisse, die zu ihrem Entstehen und ihrer Entwicklung ein halbes Menschenalter bedurft haben. Was ich damals, in

jener schaurigen Nacht allein im Wagen sitzend, vor meinen Augen stehen sah – ich brauche es hier wohl nicht zu wiederholen.

Endlich hielt der Wagen an, ich befand mich am Eingange des heimgesuchten Dorfes. Ich stieg aus und blickte mich um. Ein Moment reichte hin, mich zurecht zu finden, ich war, wo ich zunächst sein wollte. Ich reichte dem Fuhrmanne seinen Lohn und er lenkte die Pferde sogleich auf den Heimweg zurück. Ich war allein. – Langsam schritt ich durch das weite Dorf, in dem ich jedes Haus und jede Scheune kannte. Viele sah ich unbewohnt; einige dagegen, in denen vielleicht vor Monaten, Wochen oder gar Tagen der Würgengel des Todes gewüthet, hatten sich schon wieder der Freude des Tages hingegeben. Kleine Weihnachtsbäume brannten auf mehreren Tischen, aber mit kärglichen Lichtern. Mit den Menschen hatte sich auch die Freude am Feste verringert, in den meisten Fällen mochte man zufrieden sein, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Da – bebte mir das Herz und mein Fuß zögerte, weiter vor zu schreiten. Ich sah das Pfarrhaus von ferne liegen, oder wenigstens erkannte ich die Stelle, wo es gestanden. Wüst und kothig stellte sich Alles rings umher dar; Vorplatz und Garten waren niedergetreten und mit verkohlten Trümmern oder neuen Baumaterialien bedeckt. Ich stellte mich dicht davor und blickte über die grausige Verwüstung hin. »Großer Gott!« dachte ich – »ist das Alles, was von der vorigen Herrlichkeit, die es mir war, übrig geblieben ist?« Ich

schritt rings um das todte Ganze herum, trat in den Garten – aber da wehete ein eisiger Wind von Norden her mich an und trieb mich hinweg, ach! es war nichts, nichts mehr vorhanden, was mich die geringste Spur der süßen Sommerabende erkennen ließ, die ich hier mit ihr, mit dem Pfarrer, mit Mariannen kosend und scherzend verträumt und genossen hatte. Rasch trat ich hinweg, denn es wurde spät und ich wollte den alten Küster, den ich sprechen mußte, noch außerhalb des Bettes finden.

In wenigen Augenblicken stand ich vor dem wohlbekannten Häuschen desselben, welches auf der anderen Seite des Kirchhofes, dem ehemaligen Pfarrhause gegenüber lag. Ich schaute durch den halbgeöffneten Fensterladen hinein und sah die ganze jetzige Familie beisammen sitzen. Auf der Ofenbank hockte ein etwa zwanzigjähriges Mädchen und spann, welches ich nicht kannte und wahrscheinlich die herbeigerufene Nichte des Küsters war. Dieser lag lang ausgestreckt auf seinem ledernen Lehnstuhle dicht daneben, die Füße auf der Bank ruhen lassend. Ein kleines grünes Lämpchen beleuchtete dürftig die traurig einsame Gruppe. Laut pochte ich an den Fensterladen. Das Mädchen erschrak und fuhr in die Höhe; der alte Mann aber drehte nur leise den Kopf nach meiner Seite und ich konnte in sein verstörtes Gesicht blicken, über welches seine langen eisgrauen Haare in sonst nicht gewohnter Unordnung fielen. Die Farbe seines Gesichts war krankhaft bleich und es trug die

unverkennbaren Spuren eines kindisch gewordenen Geistes. Gleich darauf trat das Mädchen an das Fenster, öffnete es und fragte, wer da sei?

»Oeffne mir, mein Kind,« sagte ich, »ich muß den alten Treumund sprechen.« In wenigen Minuten war ich im Zimmer und stand dem alten mir so genau bekannten Manne gegenüber. Regunglos blieb er auf seinem Stuhle sitzen und starrte mich fragend und in halber Geistesabwesenheit an.

»Guten Abend, mein alter, guter Treumund,« redete ich ihn an und bot ihm die Hand. »Seht mich einmal recht fest und lange an und sagt mir, ob Ihr mich noch kennt?«

»Ich kenne Niemand mehr!« erwiderte eine klanglose, kalte und gebrechliche Stimme.

»Doch, doch, alter Freund; ich will Euch aber zu Hülfe kommen. Erinneret Ihr Euch des ehemaligen Knaben, des Jünglings dann, der bei dem verstorbenen Prediger so viel verkehrte und Walther Lund hieß?«

Das gläserne Auge des Kranken heftete sich mit sichtbarer Spannung auf meine veränderten Züge.

»Nein,« sagte er kleinlaut, »oder auch ja, wie Ihr wollt. Ich weiß es aber nicht mehr recht.«

»Er hat fast ganz das Gedächtniß verloren,« flüsterte mir das Mädchen verstohlen zu, während sie es vermied, den Oheim dabei anzublicken.

»Ich sehe es wohl, mein Kind, aber ich will versuchen, es aus dem Schlummer zu wecken – Treumund, alter Freund, höret mich an: dieser Walther Lund steht vor

Euch und grüßt Euch herzlich nach jahrelanger Abwesenheit.«

»Ich freue mich und grüße ihn wieder.«

»Also Ihr kennt mich?« rief ich freudig.

»Ach nein – aber es ist wohl möglich, daß ich Euch kenne – ich habe viele gekannt –«

»Aber des guten Pfarrers Rieding und seiner schönen Töchter, der schwarzen und der weißen Anne, erinnert Ihr Euch doch noch?«

Das erloschene Auge des Küsters blitzte lebhafter auf und sah mich fest an, während ein leises Lächeln über sein faltenreiches Gesicht lief, wie eine rasch vorüberschwebende Wolke, und er nickte herzhaft mit dem Kopf.

»O ja,« sagte er, »die kenne ich recht gut – sie wohnen ja bei mir – hier, hier haben sie geschlafen,« und er zeigte mit der zitternden Hand auf ein großes Bett mit rothgewürfelten Vorhängen.

»Er meint die Pfarrerin mit ihrer Tochter,« erklärte die Nichte, die in der Nacht, wo das Feuer ausbrach, hier ein Obdach fanden.«

»Ich weiß es wohl, mein Kind, unterbrich aber seine Gedanken jetzt nicht. – Es war eine grausige Nacht nicht wahr, mein Alter?«

»Sehr grausig! Und die bitterböse Krankheit – es starben so viele Menschen daran –«

»Ihr habt auch Eure gute Frau und Euer Kind verloren, nicht?«

»Ja wohl, ja wohl!« seufzte er und wischte sich mit dem Rücken der vertrockneten Hand die zährenfeuchten Augen aus.

»Könnt Ihr mir wohl sagen, wie der Pfarrer und die schwarze Anne starben – ob sie viel gelitten oder was Ihr sonst noch von ihnen wißt?«

»O ja, ich weiß Alles. Sie starben – und da waren sie todt. O Herr, es war ein trauriges Schauspiel. Da lag der Vater – und da die Tochter im Sarge – und da legte sich die lebendige Tochter weinend über den Sarg der Schwester. Und es war ein wunderbar schöner Anblick, wie sich das schwarze Haar der Lebendigen mit dem weißen Haar der Todten vermischte –«

»Ihr irrt Euch; Ihr wollt sagen, das schwarze Haar der Todten mit dem weißen der Lebendigen –«

»Ja, ich irre mich – aber todt ist todt und lebendig ist lebendig – es ist Alles Eins und wir müssen alle einmal sterben –«

»Ja, freilich! Wißt Ihr sonst nichts mehr?«

»Ach ja, ich weiß Alles, sage ich Euch – das Feuer war schrecklich und Alles verbrannte, und mit Mühe trugen sie, der Müller vor Allen, das kranke Mädchen heraus und hierher – da hat sie gelegen!«

»Kann ich wohl genau den Tag erfahren, wann dieses Unglück geschah? Erlaubt Ihr mir wohl Einsicht in das Kirchenbuch?«

»Das Kirchenbuch?« fragte er sinnend und schaute mich wehmüthig an.

»Ach, Herr,« sprach die Nichte wieder – »das ist mit verbrannt, denn es lag gerade in der Nacht im Hause des Pfarrers, der so viele Todte einzutragen hatte. Und darum grämt sich eben mein Oheim so sehr, weil er es dreißig Jahre lang mit eigener Hand geführt –«

»Verbrannt!« rief ich. »Das ist schlimm. Weißt Du vielleicht, mein Kind, was sonst noch hier geschah?«

»Ach nein, mein Herr, ich weiß nichts davon. Ich kam erst hierher, als Alles vorbei war, und die armen Leute da drüben schon begraben und die gnädige Frau, wie sie Alle nennen mußten, weg war – aber der Müller, der ist gewiß der Einzige, von dem Sie etwas Näheres erfahren können.«

»Ich will sogleich zu ihm gehen. Kann ich wohl die Stelle sehen,« fragte ich leise und fühlte, wie mein Auge sich verschleierte – »wo die Gräber des Pfarrers und seiner Tochter sind?«

»Sehr gern, mein Herr, ich will sogleich die Laterne anzünden; sie liegen unter einer schönen Hängebirke.«

Gleich darauf sagte ich dem alten Küster gute Nacht und folgte dem Mädchen in das Freie. Sie schloß die knarrende Thür des alten Kirchhofs auf und führte mich, der ich ihr fast ohne Athem folgte, an die bewußte Stelle. Ich warf nur einen kurzen Blick daraus und sie war für ewig meinem Gedächtniß eingepägt.

»Es ist gut, mein Kind,« sagte ich, »ich danke Dir – jetzt aber will ich zum Müller gehen.«

»Wissen Sie auch, wo er wohnt? Sonst will ich leuchten.«

»Ich danke; ich kenne jeden Steg im Dorfe – gute Nacht!«

Und ich war wieder allein und eilte dem Hause des Müllers zu, welches oberhalb des Dorfes einsam an einem kleinen Bache lag, der das ziemlich große Mühlwerktrieb. Bald verkündete mir das Rauschen des Wassers, mit dem sich das Klappern der Räder vermischte, daß ich an Ort und Stelle war. Ich drückte die wohlbekannte Thür auf und befand mich im hellen Mühlenraum. Zwei rüstig arbeitende Gesellen schauten verwundert auf den unerwarteten und späten Besuch.

»Guten Abend, Ihr Leute; ist der Müller zu Hause?«

»Er ist in seiner Stube,« sagte der Eine.

»Ist er allein?«

»Ach ja, er ist meist immer allein!« Und schon war ich die kleine Treppe hinauf geschritten, hatte die Thür geöffnet und stand vor dem wohlbekanntem Müller. Der unselige Mann saß bei der Flasche und hatte ein großes Kelchglas vor sich stehen, woraus er eben nippte. Sein Gesicht glühte, seine Augen sprachen deutlich den Geist aus, der unglücklicherweise seit Jahren in ihn gefahren war.

»Nun was soll's?« herrschte er mich an.

»Guten Abend, mein lieber Meister;« sagte ich mit liebevoller Stimme, »Ihr habt mich heute gewiß nicht erwartet –«

»Ich habe Niemanden erwartet und bin mir selbst genug,« brummte er – »was giebt es, frage ich noch einmal.«

»Seht mich einmal genau an und sagt mir, ob Ihr mich vielleicht noch kennt?«

Der halbtrunkene Müller schielte oberflächlich auf mich hin und lächelte. »Da, trinkt einmal,« sagte er und schob mir das Kelchglas zu.

»Ich danke Euch, ich trinke keinen Branntwein.«

»Es ist kein Branntwein – es ist alter Korn – da seht, ich beweise es Euch!« Und er trank auf einen Zug das ganze große Glas leer, worauf er sich sogleich ein neues vollschenkte.

»Ich bitte Euch,« fuhr ich fort – »beantwortet mir meine Frage – kennt Ihr mich?«

»Die Stimme kenne ich – ja – das Gesicht nicht – wer seid Ihr?«

»Ich bin Walther Lund, der sich früher so häufig im Hause des verstorbenen Pfarrers aufhielt.«

»Aha!« sagte er halb zu sich und lachte überlaut. »Seid Ihr zurückgekommen? Ja freilich – man hat das wohl gedacht –«

»Wer hat das gedacht, mein guter Müller?«

»Nun ich – wer denn sonst? Hattet Ihr denn nicht eine Liebschaft mit des Pfarrers einer Tochter?«

»Ach ja – also Ihr wißt es – nun gut, ich dachte, es wüßte es Niemand.«

»Da seid Ihr sehr im Irrthum – die Mutter wußte es auch –«

»Ja freilich, und sie war dagegen, der Vater aber war dafür –«

»Nun, der war leicht zu lenken, das weiß ich wohl. Aber Ihr thatet Unrecht, der Mutter das Wort nicht zu gönnen.«

»Das Wort nicht zu gönnen? Sprecht Ihr das aus Euch selber oder hat es Euch Jemand gesagt? Ich habe es ihr ja gegönnt; sie mochte mich aber nicht leiden und schlug mir die Hand der Tochter ab.«

»Das ist schon öfter vorgekommen, und Ihr werdet wohl selber daran schuld gewesen sein –«

»Das von Euch zu hören, bin ich nicht hierhergekommen.«

»Warum denn sonst? Ihr glaubt doch wohl nicht – aber da – trinkt einmal –«

»Ich habe es Euch schon einmal gesagt – ich trinke nicht – ich bin krank.«

»Und ich sage es Euch ebenfalls noch einmal – dann sage ich Euch auch nicht, was Ihr wissen wollt –«

»Ihr wißt ja noch nicht, was ich wissen will – o bitte, trinkt doch nicht mehr und laßt mit Euch reden.«

»Hand vom Glase – sage ich!« Und er trank das neue Glas abermals zur Hälfte aus. »Was wollt Ihr wissen?« fragte er darauf barsch.

»Alles, was Ihr von dem traurigen Verfall in des Pfarrers Hause wißt – Alles von Anfang bis zu Ende, jedes kleine Ereigniß ist mir von unermesslichem Werthe.«

»Ich glaube es wohl – also von Anfang bis zu Ende? Nun, der Anfang war die Krankheit und das Ende war der Tod! Das ist Alles, was ich weiß, und nun gehabt Euch wohl!«

»Noch nicht, mein Freund. Ihr habt die weiße Anne auf Euren Armen aus dem Feuer getragen, höre ich.«

»So sagt man!« grinste er widerwärtig.

»Und man dankt Euch dafür –«

»Wer dankt mir und womit?«

»Ich, Ihr hört es ja; mit herzlichen Worten. Ihr habt eine menschliche That damit vollbracht – war das arme Mädchen sehr leidend?«

»Gewiß war sie das. Sie ist ja auch darum gestorben.«

»Nein, ich meine Marianne, die weiße Anne, wie Ihr sie immer nanntet –«

»Ob es die weiße oder die schwarze war, ist mir einerlei; beide waren Mädchen, und weiß ist so rechtschaffen wie schwarz, und schwarz eine Farbe so gut wie weiß. Da habt Ihr Alles, was ich Euch sagen kann, und nun gute Nacht!«

»Ihr wollt mir wirklich nichts weiter sagen?«

»Ich *will* nicht – nein! Da habt Ihr ganz Recht. Soll *ich* gehen oder wollt *Ihr* gehen? Ihr habt mich lange genug belästigt.«

»Ich werde gehen – ja – aber erst will ich Euch danken, daß Ihr das arme Mädchen gerettet –«

»Ich will Euren Dank nicht und habe Euch nicht gerufen; man bat mir schon im Voraus gedankt –«

»So lebet wohl – ich wünsche Euch heitere Feiertage.«

»Desgleichen – gute Nacht!« brummte er finster und leuchtete mir nicht einmal die dunkle Treppe hinab. Still den Müllerburschen eine gute Nacht wünschend, verließ

ich das ungastliche Haus und ging – meinem letzten Besuche am heutigen Abend zu. Da war ich willkommen, das wußte ich vorher. –

Rasch schritt ich wieder dem Kirchhofe zu, denn mich riß eine kaum zu zügelnde Sehnsucht nach ihm hin. Bevor ich ihn aber noch erreichte, richtete ich meine Augen zu dem Himmel empor. Was ich aber da oben suchte, fand ich heute nicht. Mein theurer Stern, ach! nicht der auf der Erde allein, auch der am Himmelszelte war mir verschwunden, und dicke, schwere Schneewolken jagten ungestüm an dem dunklen Nachtgewölbe hin. Da hatte ich die Kirchhofsmauer erreicht, deren zugängliche Stellen mir von Kindheit an bekannt waren. Ich suchte einen Stein, auf den ich stiege, um mich so auf die Mauer hinaufzuschwingen, und ich fand ihn bald. Leise sprang ich jenseits hinab und eilte mit ausgebreiteten Armen in vollem Laufe auf die einsamen Hügel zu, die bereits eine dünne, aber jetzt im Winter verwitterte Rasendecke überkleidete. Da stand ich dicht vor ihnen und sah, was ich so lange, so sehnsüchtig, so inbrünstig sehnsüchtig erstrebt hatte. O! Und hier unten also lagen sie, die ich liebte und die mich so innig wieder liebten, und dennoch sollten wir uns nur auf diese Weise wiedersehen? Darf ich es glauben, Vater da oben, daß Du mir das als letztes Ziel meines Lebens gesetzt hast?

Und ich sank zuerst auf den größeren Hügel nieder und legte mich auf die Kniee. Ein stilles, warmes Gebet vereinigte meine Seele mit der des darunter Schlafenden, und es dauerte nicht lange, so hatten wir uns wieder im

Geiste gefunden und schütteten unsere vollen Herzen vor einander aus. Dann aber riß ich mich schnell empor und wandte mich dem benachbarten kleineren Hügel zu. Auf ihn aber streckte ich mich ganz aus und legte meine warme klopfende Brust auf seine kalte Decke und umfaßte mit bebenden Armen, was ich allein noch von dem darunter schlafenden Engel umfassen konnte.

»Anna!« rief ich, mein Gesicht tief in den Sand verbergend, als dränge meine Stimme so leichter zu zu ihr hinab, »Anna! hier bin ich – mit Gott, wie ich gegangen bin, kehre ich auch wieder zurück. »Meine ganze Seele ist, wie sie immer war und kein Haar breit ist sie von dem Pfade der Tugend und des Dir gegebenen Gelübdes abgewichen, und doch bin ich so elend. Da bin ich, bei Dir – aber wo bist Du, daß ich Dich sehe, Dich fühle, Dich bewundere? Ach, Du liegst da unten in kühler Erde, ruhig und schmerzlos – Deine strahlenden Augen haben sich für ewig geschlossen und Deine weiche Hand drückt die meine niemals wieder. Dein Herz klopft nicht mehr in der unschuldigen Brust und Deine Pulse stehen still und sind leer von dem warmen Lebensstrom, der in ihnen so wunderbar rein und lauter floß. Ach! warum bist Du mir gestorben, oder warum bist Du allein ohne mich gegangen, Du einzig Geliebte! Komm – reich' mir die Hand und ziehe mich nach – da hast Du sie – o ich weile ja hier so ungerne ohne Dich, komm, komm und befreie mich von meinen unsäglichen Schmerzen und laß mich bei Dir wohnen, hier unten in kühler Gruft! O!«

Aber da hemmten mir Thränen Gedanken und Worte – strömend flossen sie aus meinen wunden Augen und bedeckten mein Gesicht mit dem eigenen Weh. – Lange lag ich so auf ihrem Hügel, und meine Augen bohrten sich, wie mit göttlicher Kraft begabt, durch die dicke Erdrinde und ich sah sie tief unten klar und deutlich vor mir liegen. »Still –!« schien sie mir entgegen zu flüstern – »störe mich nicht!« Hier unten ist Ruh – ist Frieden – ist Seligkeit! Bleibe da oben – noch lange – strebe und wirke; was Du streben und wirken kannst – aber wenn Du einmal kommst, dann, sieh, dann werde ich Dir so die Arme öffnen und Dich an mein Herz drücken, wo Du dann ewig bleiben sollst. Zurück, zurück! Meine Welt ist dies – und Deine Welt ist das – und zwischen uns liegt nur eine kurze Spanne Zeit, und wenn diese vorübergerauscht, werden unsre Welten in einander schmelzen und auch wir uns verwischen und vereinen. Geh, und sei ruhig, sei hoffnungsvoll – ich bin es auch.«

Das, ja das sagte mir die Stimme, die für mich wie eine himmlische Musik aus der Tiefe des Grabes aufstieg, und diese Musik beruhigte mich. Ich erhob mich, schlug meinen Mantel fester um mich und setzte mich still auf den Hügel nieder. Den Kopf senkte ich in meine Hände und so blieb ich in tiefen, unmöglich zu wiederholenden Gedanken sitzen. Stunde um Stunde verrann – ich wußte es nicht – die düsteren Wolken über mir hatten sich geöffnet und ihre weißen Flocken auf die Erde, auf das Grab, auf mich selbst gesenkt – ich fühlte es nicht – ein weißer Mantel, der Sterbemantel der Natur, hatte sie

und mich eingehüllt, uns trennte jetzt nichts mehr, das allein wußte, das fühlte ich. Da übermannte mich plötzlich der Schlaf, denn ich war noch schwach wie ein Kind und hatte meine Kräfte heute mehr, als ich sollte, angestrengt. Bald war ich entschlummert, fest, wie nur ein Kind schlafen kann, das nichts verschuldet hat. Und da kam über mich ein himmlisches Traumgebilde. Vor mir lagen die blauen Himmel, die Weltkörper von Weltkörpern trennen, und ich schaute weit, tief durch alle hindurch. Plötzlich öffneten sie sich noch mehr und im hintersten Grunde sah ich Anna auf einem Wolkenstuhle sitzen. Lächelnd war ihr Gesicht, nicht bleich, wie das einer Todten, sondern rosig, wie das eines Engels des Lichts, und frohlockend ihre Miene in jedem einzelnen Zuge, wie sie immer gewesen, wenn sie mich freundlich anblickte. »Was weinst Du, Walther,« sagte sie zu mir, »siehe, ich lächele ja. Stehe auf und vollende Deine Bahn! Ich halte mein Versprechen, halte auch Du das Deinige. Werde ein Mann und ich werde Dein Weib sein. Denn uns trennt Niemand, nicht Vater, nicht Mutter, nicht Freund und nicht Feind, wir sind immer vereinigt, wo wir auch sind, auf Erden und im Himmel – das sage ich Dir und Du magst es mir glauben. Also stehe auf und thue, wie ich Dir gesagt. Siehe, die Nacht entweicht und der kalte Morgen bricht an und Deine Glieder zittern vor Kälte – steh' auf und gehe, zu leben, zu wirken!« – Als sie dies gesagt, schlossen sich die Himmel wieder, und ich sah nichts als das graue Gewölk der Nacht, wie es war, ehe ich mich

niederließ. Da erwachte ich wirklich. Ein kalter Fieberfrost schüttelte meine Gebeine und ich bemerkte nun erst, daß ich unter einer dichten Schneehülle saß. Ich sprang auf und schüttelte den unwillkommenen kalten Gast von mir ab. Noch einen Blick warf ich auf die jetzt kaum erkennbaren Hügel und nahm zärtlichen Abschied von ihnen. Dann setzte ich meinen Fuß auf die Mauer und schritt in das ruhelose Leben draußen zurück. Langsam, kaum wissend wie es geschah, verfolgte ich meinen dunkelen Weg. Immer langsamer ging ich, denn es wurde mir immer schwerer und schwerer. Endlich konnte ich nicht mehr. Ich mußte mich an einen Baum lehnen, um Athem zu schöpfen. Der Tag graute im Osten und der Schnee flatterte nicht mehr herab. Ach, ich hatte die ganze Nacht, ohne es zu wissen, auf dem Grabe Anna's gesessen. Allmählig sammelten sich meine Kräfte wieder und ich schritt ruhig weiter. Endlich, mit unerhörter Anstrengung, hatte ich das Gasthaus zu Sakrow wieder erreicht. Die Leute waren schon munter und gingen daran, den heiligen Tag des Weihnachtsfestes zu feiern. Man nahm mich gern und willig wieder auf. Ein warmes Frühstück stärkte und belebte mich. In einer Stunde fuhr man mich über die Havel, und dieselben Pferde, die mich gestern nach Glindow gebracht, zogen mich diesmal nach meiner Vaterstadt, wo ich in ein Gasthaus ging, um mich einen halben Tag zu ruhen, was ich so sehr bedurfte. Ach! so schwach ich körperlich war – innerlich hatte mich der Besuch am Grabe der Verlorenen wunderbar gestärkt und

auf lange Zeit getröstet. Ich hatte beschlossen, zu leben und zu wirken, wie *sie* es mir geheißen.

## SIEBENTES KAPITEL. DAS KAINSZEICHEN.

Schon seine Stunde nach meiner Ankunft in dem städtischen Gasthause hatte ich leider mehr Unheil erfahren, als ich zu erfragen gekommen war. Die Cholera hatte auch hier ihre Opfer gefordert und zwei meiner nächsten Bekannten befanden sich darunter. Mein theurer Vormund und Gustav's, meines Jugendfreundes, Vater waren die ersten gewesen, die der traurigen Heimsuchung zur Beute geworden. Auch von dieser Seite also waren die Bande abgeschnitten, die mich an meine Heimat knüpften. Ich suchte sogleich meine Jugendfreundin Julie, die Tochter meines Vormunds, auf, um ihr mein Beileid auszudrücken und ihr meine eigenen Verluste mitzutheilen, falls sie sie noch nicht wüßte. Aber sie war mit einer befreundeten Familie in eine andere Stadt gereist und die Wohnung, in der ich ehemals so gastlich aufgenommen, stand leer. Aehnlich verhielt es sich mit Gustav's Familie; seine jüngeren Geschwister waren bei entfernteren Verwandten untergebracht, und seine Mutter hatte sich zu einer Schwester auf das Land begeben. So blieb in der winterlich öden Stadt für mich nichts zu thun übrig; andere Menschen, Orte und Verhältnisse wollte ich nicht sehen, und am Mittag schon reis'te ich daher nach meiner neuen Heimat ab. Hier empfing mich mein kleines Stübchen mit freundlichem Behagen. Die Wintersonne schaute traulich zum Fenster herein und ließ ein wehmüthiges

Licht auf meine geringen Besitzthümer fallen. Ich stand jetzt ganz allein in der Welt und war nur auf meine eigene Kraft angewiesen. Ach, aber diese Kraft bedurfte noch langer und gründlicher Stärkung, um sich wieder in der alten Weise und Fülle geltend zu machen. Nur allmählig konnte ich mich anstrengenden Studien hingeben und langsam nur fühlte ich meinen früheren Lebensmuth und meine ehemalige Leistungsfähigkeit zurückkehren. Sobald ich aber einigermaßen meine Gesundheit befestigt sah, kam ich sogleich beim Ministerium ein, mir die Arbeiten zu meinem zweiten Examen zu liefern. Man machte mir einige Schwierigkeiten, weil ich eine längere als die gesetzliche Frist zwischen dem ersten und zweiten hatte verstreichen lassen, aber da ich nachwies, daß ich auf Reisen und wegen mangelnden Vermögens nicht mein eigener Herr gewesen war, entschuldigte man mich und gab mir, was ich verlangte – hinreichenden Stoff zu ernster Arbeit. Ich legte mich mit einem Eifer hinter die Bücher, der meinem früheren in glücklicheren Tagen nichts nachgab. Meine Ausarbeitungen schritten daher rasch vor, denn ich faßte das Nothwendige schnell und die Ausführung folgte bei mir dem auftauchenden Gedanken immer gleich auf dem Fuße nach. So war ich in einigen Monaten fertig und nach gehöriger Durchsicht beschloß ich, sie unverzüglich einzureichen. Vorher aber wollte ich einen Besuch abstatten, von dem ich eine große Wirkung für meine Zukunft erwartete. Mein früherer alter Gönner war leider nicht mehr am Leben und

konnte mich also mit seinem erfahrenen Rathe und seinem guten Willen nicht mehr unterstützen. An die einflußreiche Stelle aber, die er zuletzt bekleidet, war ein Anderer getreten, den man mir nicht allein als einen sehr gelehrten, sondern auch frommen, humanen und gefälligen Mann bezeichnet hatte. Seine Gunst war einigen jungen Leuten, die ihm mit Vertrauen entgegengetreten, sehr nützlich gewesen und sie wurden schnell an vortheilhafte Stellen befördert. Warum sollte er mir nicht ein Gleiches thun, sagte ich zu mir selbst, ich will ihn bitten, sich meiner anzunehmen, da ich weder Verwandte noch Freunde auf Erden habe, die für mich in die Schranken treten könnten. Helfen lassen muß man sich nun einmal in dieser sonderbaren Welt, durch sich selbst und allein kommen Wenige zum erwünschten Ziele und seien sie so klug und tugendhaft wie sie wollen. Es ist dies eine den Menschen von Charakter und Selbstgefühl niederdrückende Betrachtung, und wer sie durch die Erfahrung bestätigt findet, wird wissen, in wie kläglicher Färbung sie das Chaos irdischen Wirkens dem klaren Auge des redlich Vorwärtsstrebenden erscheinen läßt.

So bereitete ich mich denn auf meinen Besuch ernstlich und würdig vor. Mein Gesicht war schon längst wieder frei von dem im polnischen Kloster gewachsenen Barthe und ich sah so ziemlich aus, wie ein Candidat der heiligen Theologie aussehen muß. So dachte ich wenigstens, ohne daß ich es mir im Einzelnen eingestand, denn ich war nicht gewohnt, mit egoistischer Liebhaberei mein eigenes Bild im Spiegel anzuschauen.

Es war eines Sonntags nach beendigtem Gottesdienste, als ich mich auf den Weg zu dem Hochwürdenträger der evangelischen Kirche machte, den man mir so außerordentlich gerühmt hatte. Ich war wunderbar ruhig gestimmt und hatte meine Gedanken allein auf das christliche Gespräch gerichtet, welches mich meiner Erwartung gemäß sogleich in Anspruch nehmen sollte. Ich zog die Glocke an der Thür des ansehnlichen Hauses und wurde eingelassen, erhielt aber die Meldung, daß der gesuchte Herr noch nicht aus der Kirche zurückgekehrt sei. Da ich beschlossen hatte, ihn an diesem Tage bestimmt zu sprechen, um mit meinen Vorsätzen auf's Reine zu kommen, so wartete ich auf dem Flure des rückkehrenden Frommen. Auf- und abgehend wiederholte ich mir Alles, was ich ihm an's Herz zu legen gesonnen war. Da ging die Thür auf und er trat selbst herein. Ich kannte ihn schon, denn ich hatte ihn früher oft auf dem Hofe der Universität gesehen und auch in einigen Vorlesungen gehört, als ich noch eifriger Student war. Mit gesenktem Haupte und demüthiger Miene, ein großes vergoldetes Gesangbuch in der Hand tragend, wollte er an mir vorüber streifen und sich in sein Zimmer begeben, als ich mich ihm in den Weg stellte und ehrerbietig meinen Hut zog.

»Begrüßen Sie *mich*, mein Herr?« fragte er salbungsvoll.

»Ich gebe mir die Ehre, Ihnen meine Aufwartung zu machen.«

»Aber es ist Sonntag, mein Lieber – bedenken Sie das wohl – ein heiliger Tag! Ich liebe nicht die Arbeit am Gottestage, denn ich feiere ihn, wie ein guter Christ es muß.«

»Auch ich feiere ihn, und gerade darum komme ich heute zu Ihnen, Herr \*\*\*« und ich nannte ihn bei seinem vollen Titel. – »Es ist keine Arbeit, die ich von und mit Ihnen verlange, es ist vielmehr ein Gespräch über mir heilige Dinge, welches mich zu Ihnen führt.«

»So folgen Sie mir!« Und er schritt mir gravitatisch in sein Zimmer voran. Dort angekommen, brauchte ich nur einen Blick um mich zu werfen, um Alles zu sehen, was darin und nicht darin war. Es war das Arbeitszimmer des Gelehrten, aber es war auch das Parade- und Betzimmer des Frommen. Ueberall wo es nur ging, zwischen Pulten, Bücherschränken und Möbeln allerlei Art, waren Christusbilder angebracht, und von einem kleinen, schwarz behängten Altare, auf dem zwei dicke Kerzen brannten, schaute das blutige Haupt des Gekreuzigten herab.

Der fromme Mann legte seinen Hut ab, warf einen demuthsvollen Blick auf diesen Heiland und setzte sich auf einen sammtenen Sessel, während er mich, den Hut in der Hand, vor sich stehen ließ.

»Was wünschen Sie, mein Herr?« fragte er mehr streng als freundlich.

Ich theilte ihm mit beflügelten Worten meine verlassene Stellung im Leben mit, was er ziemlich gleichgültig anzuhören schien; kam dann auf meine Studien, meinen Eifer und endlich an meine Wünsche, sobald wie möglich mein vorgestecktes Ziel zu erreichen.

»Welches Ziel haben Sie sich vorgesteckt?«

Ich sah ihn betroffen an, denn ich hatte es ja deutlich genug bezeichnet. »Ich suche ein evangelisches Pfarramt,« sagte ich endlich, »sobald ich meine Prüfungen rühmlich werde bestanden haben.«

»O, bemühen Sie sich nicht mit Prüfungen – wozu sollten Ihnen die nützen?«

»Ich muß doch die gesetzlichen Prüfungen ablegen, wenn ich ein Geistlicher werden will?« entgegnete ich etwas verduzt.

»Sie ein Geistlicher? Wie können Sie an so etwas denken?«

»Ich? Warum denn nicht so gut wie jeder Andere, der – den Beruf und die göttliche Kraft dazu in sich fühlt?«

»Ich bitte Sie,« – und er warf einen scharfen, flackernden Blick auf meine Stirn – »Wie wollen Sie Milde und Verträglichkeit Ihren Mitmenschen von der Kanzel herabpredigen wenn Sie selber das Kainszeichen der Zwietracht und Sünde auf Ihrer Stirn tragen?«

»Das Kainszeichen?« fragte ich und fühlte mich im Innersten meines Lebens erschüttert.

»So sage ich – ja. Oder hat vielleicht eine segnende Hand jene brennende Schrift auf Ihrem Haupte zurückgelassen?«

»Mein Herr, das ist ein Unglücksfall, den ich, bei Gott! am wenigsten verschulde –«

»Das können Sie nicht Jedermann sagen, der Sie zum geistlichen Beistande wählt –«

»Aber ich sage es *Ihnen*, in dessen wohlthuender Hand es liegt, zu spenden und zu segnen, wem und wen Sie wollen –«

»Mein Herr – ich habe nicht die Macht zu binden und zu lösen in meiner demuthsvollen Hand – ich bin nicht Priester, ich bin nur Beamter – an heiliger Stelle zwar, aber nur für Die, die es verdienen. Sie können es nicht verdienen, da Sie, wie jeder Mann sieht, der Augen hat, ein Raufbold gewesen sind.«

»Nie, mein Herr, bin ich ein Raufbold gewesen – ein Unglück, wiederhole ich, hat mir ohne meine Schuld dies traurige Maal aufgedrückt.«

»Ich habe es schon einmal gehört, daß Sie schuldlos sind – *aber* Sie irren – wir sind Alle voll Schuld, Alle Sünder ohne Maaß und Ziel – und Sie werden doch nicht besser sein wollen, als die Ersten und – Besten im Lande.«

»Nie habe ich solch' einen vermessenen Gedanken gehegt, davor soll Gott mich bewahren – aber dieses traurige Zeichen, da Sie mir es doch zum Verbrechen anrechnen, – wenn es mir nun ein Straßenräuber aufgedrückt, oder wenn ich es in ruhmvollem Kampfe für König und Vaterland empfangen – würde es auch dann mich ausschließen, ein Diener und Verkündiger des Wortes Gottes, unseres Herrn zu werden?«

»Mein Herr, Sie sind nicht hierhergekommen, hoffe ich, um mir spitzfindige, sophistische Fragen vorzulegen,

sondern ganz einfach darum, sagen Sie, einen wohlgemeinten Bescheid zu empfangen. Wohlan denn, Sie haben meinen Bescheid –«

»Und der lautete?« fragte ich, ernst und stolz mein Haupt erhebend, das ich vor diesem Manne nicht beugen konnte.

»Der lautete?« wiederholte er spitz. »Auch noch Trotz? Das geht zu weit – Gott verzeihe mir die Sünde, den Sabbath so zu entheiligen – mit einem Worte, mein erhabener Herr – so lange ich hier am Ruder bin, können Sie *bei uns*, daß heißt in unserm gesitteten Lande, *nie* ein *Priester* werden. Guten Morgen!« Und er stand rasch auf und verließ mit hastigen Schritten, als würde er von einem unreinen Geiste verfolgt, das Zimmer.

Ich stand wie niedergedonnert da und schaute die Thür an, durch die der heilige, fromme Mann verschwunden war. »Was war das?« rief ich laut aus. »Was wollte er von mir – was that ich ihm? Ah!« – Und alles Blut meiner Brust warm zu meinem Munde herauf kochen fühlend, als müßte ich daran ersticken, verließ ich das Zimmer, das Haus, eilte nach meiner eigenen kleinen unbescholtenen Wohnung und schloß mich fest ein, als ob ich mich gegen einen nahen Feind verriegeln wollte.

Lange Zeit verging, ehe ich wieder zu einer ruhigen und vernünftigen Ueberlegung gelangen konnte. Der neue Schlag war zu rasch gekommen und zu heftig gewesen, als daß ich mich sobald davon zu erholen vermocht hätte. Grollend und bissig lief ich zwischen meinen vier Wänden auf und ab, wie ein gefangener und verspotteter

Löwe, und es dauerte lange, ehe ich Worte finden konnte, die meinen Grimm nur einigermaßen wiedergaben. Endlich hatte ich sie gefunden und ich sprach laut vor mir selbst aus, was mein Herz so mächtig und rastlos bewegte.

»Ist es dahin mit mir gekommen,« sagte ich, »daß man mir nach alle dem, was mir geschehen, auch noch so begegnet? Habe ich das verdient? Bin ich ein Bettler geworden an Leib und Geist, daß ich von diesen Heuchlern ein Almosen erstehen sollte? Bin ich so weit in meiner Selbstachtung heruntergestiegen, daß dieser von Tugend und Sitte strotzende Mann mir wie einem hungrigen Hunde ein erbärmliches Stück trocknen Brodes versagt? Was ist mein Herz, mein männliches Herz, wenn es Das dulden kann, wo blieb mein so oft gepriesener Geist, wenn er sich gegen eine solche Erniedrigung nicht zu sträuben vermag? Wache auf, Herz und Geist, und erhebe Dich, so weit Dir Gottes freie Minute es gestatten, Du hast Flügel, wenn Du fliegen willst; Du hast Füße, wenn Du laufen willst. Hier ist ein Feind zu besiegen, der schwach und erbärmlich genug ist, also ermanne Dich, daß Du über ihm stehst – lebe und wirke, wie es der Engel im Grabe Dir zugeflüstert hat.

»Ja, ich bin der ewigen Sklaverei, des Handelns nach Vorschriften, des Thuns nach Befehl müde. Der menschliche Geist vermag nur bis zu einer gewissen Höhe die sich aufthürmende Last der Welt zu ertragen. Ich habe es satt, ein Spielball in der Hand sich erhaben dünkender und doch nur im Erbärmlichen befangener Menschen zu

sein, auf meinen eigenen Füßen will ich stehen und von jetzt an frei über mein Schicksal schalten und walten.

»O, wie hat man mich gequält, gehetzt, geplagt bisher, und was habe ich damit erreicht? Nicht allein von den fremden Menschen, die, Hetzhunden gleich, unablässig und gierig auf meinen Fersen waren, sondern auch von meinem eigenen innern, immer vorwärts dringenden und sich niemals genügenden Gewissen bin ich gestachelt und gepeinigt worden.

»Wie ist diese Welt so kahl, so nichtig, so armselig, wenn sie nur Vorgesetzte, Befehlshaber und Herren hat, die nur die Peitsche zu schwingen verstehen, wenn keine Liebe, keine Neigung, keine Menschlichkeit in ihnen ist! Wenn diese alle heulend und wüthend über uns herfallen und den allgemeinen Tummelplatz, den Gott zu unserer Entwicklung angewiesen, zur Wahlstatt der Leidenschaft, des Neides, der Habsucht umwandeln, was ist es dann für eine gottgesegnete Wohlthat, sein Ruheplätzchen zu besitzen, wohin man sich zurückziehen und, unberührt von dem Taumel der Welt, sich selbst leben und genießen kann, was der allgütige Schöpfer ja einem Jeden von uns zum Genusse dargeboten hat.

»Und wie, Ihr habt mir so oft gesagt, ich hätte Talent, wozu hätte ich es, als um es zu gebrauchen? Habe ich es wirklich, dann bedarf ich Eurer nicht, Ihr lästigen Helfershelfer, wie Ihr auch heißt, und wer Ihr auch seid. Beschützen wollt Ihr so gern und Ihr rühmt Euch dessen, um Euch groß und breit zu machen im Lichte der Andern. Wohl, Ihn mögen viele beschützen, aber Leute

von Talent habt Ihr noch nie beschützt, denn Ihr fürchtet sie, und Gott sei Dank, sie bedürfen Eurer auch nicht und können sich selber helfen! Die Protektion ist nur für die Dummköpfe da, und das ist kein Wunder, denn die Protektoren erinnern sich dabei ihres eigenen Schicksals und wiederholen es nur gar zu gern, wie der abgerichtete Pudel seine Kunststücke. Ich will kein Protektor, aber auch kein Pudel sein, ein Mensch, ein Mensch allein, das heißt, ein freier Geist, um *leben* und *wirken* zu können, wie ich will, wie ich muß. Also weg, ihr Bücher, ist denen nur todte Asche glimmt und kein wahres lebendiges Wort enthalten ist, denn die Leute, die sie schreiben und auslegen, deuten und erklären, sind matte, kranke, todte Menschen, sie lehren den Buchstaben und verstehen den Geist nicht, der in Gottes Schöpfung kreis't.

»Ach, wie fühle ich mich nun stark, frei, unabhängig – die Sklaverei ist beendet und die Freiheit beginnt – ja, auf meinen eigenen Füßen will ich stehen und das Haupt zu meinem Schöpfer erheben, der es so stolz, so erhaben gemacht hat, wie das aller Jener, die sich öffentlich vor ihm im Staube beugen und innerlich auf den Köpfen ihrer Nächsten spazieren gehen.

»Abgemacht! Geschlossen ist die alte Zeit und eine neue öffnet ihre Pforten – auf, weit auf – laßt mich hindurchschreiten, ich sehe mein Ziel!« –

In solcher oder doch ähnlicher Weise brach ich den langen Zwiespalt meines Innern mit kühner und rascher Hand entzwei und betrat den neuen Pfad meines sonderbaren Lebens. Wohl mir, daß ich seit langen Jahren

auf diese Revolution meines Innern vorbereitet war und daß Gott mir Mittel in die Hand gegeben hatte, mir auf den Trümmern des alten ein neues Dasein aufzubauen. Das belebende Agens Adolfs, des Barden, damals mit kindischer Hand in die kindische Brust gesäet, war üppig und glanzvoll aufgekeimt und allmählig zum mächtigen Baume aufgewachsen, der unzählige Blüten und manche süße Früchte trug. Jetzt wollte ich sie pflücken, diese Früchte, davon zehren, und von meinem Ueberflusse noch Anderen anbieten. So ward es beschlossen und so wurde es ausgeführt. Auch war es hohe Zeit dazu, denn meine geringen Mittel waren so gut wie erschöpft, sie reichten nur noch eine kurze Weile, und hungern – hungern konnte ich doch nicht, denn ich war ja keine Maschine von todtem Holze oder Metall, sondern ein fühlendes Wesen von Fleisch und Blut, das der Speise und des labenden Trunkes bedürftig war. Wahrlich, ich war von Jugend an nicht an Leckerbissen gewöhnt und das war gut, denn jetzt kam mir die dürftige Gewohnheit meines früheren Lebens vortrefflich zu Statten.

Aber der erste feurige Rausch eines freiwilligen Aufschwungs flog vorüber und es blieb, wie nach jedem leiblichen oder geistigen Rausche, der nüchterne Rest der nackten Wirklichkeit zurück. Es ist kein kleines und gleichgültiges Ereigniß in dem Leben des schon erwachsenen Menschen, plötzlich seinen Beruf, an dem er so lange Jahre gearbeitet, auf dessen Früchte er gehofft, für dessen Entwicklung er gesorgt, wie ein Vater für sein Kind, aufzugeben und dafür einen anderen zu ergreifen;

es kostet Mühe, Selbstüberwindung, Arbeit und Sorge, mehr als seine ganze frühere Entwicklung gekostet hat.

Aber für mich war das nicht ganz so schwer wie für Andere. Mancher bittere Kummer war durch mein Herz gezogen, manche Sorge hatte mir schlaflose Nächte verursacht, ich war an Opfer, Noth und Schmerz gewöhnt, eine Sorge mehr oder weniger drückte mich nicht tiefer nieder. Meine Schultern waren wieder stark und mein guter Wille riesengroß geworden, das Beste zu wollen, das Schwerste zu vollbringen.

So stellte ich denn meine bisher mir so lieben theologischen Bücher in den Schrank, band meine vergeblichen Prüfungsarbeiten zusammen und begrub sie wie einen Todten im tiefsten Fache meines Schreibtisches. Da liegen sie noch und harren, wie so Manches im Leben, der Stunde der Auferstehung, die für sie aber, so lange ich bin, nicht wieder schlagen wird. Und alsobald nahmen andere köstlichere Werke ihre bisherige Stelle ein. Mein Shakespeare, mein Goethe, mein Ariost traten in ihre unvergänglichen Rechte, sie herrschten fortan in meinem Geiste, meinem Herzen. Triumphirend schüttelten sie ihr siegreiches Banner und mein Haupt ruhte fortan im Schatten desselben kühl und wohl. Ach! ein Shakespeare, ein Goethe, ein Ariost wollte und konnte ich nicht werden dazu waren mir die aetherischen Schwingen versagt, aber ich konnte denken, schreiben, dichten wie sie, denn auch in meinem armen Kopfe lebten Gedanken, auch in meiner Brust schlummerten Empfindungen, die ich nur zum wachen Dasein zu erwecken brauchte.

»Das Leben kann ich mir doch wenigstens mit meiner Arbeit fristen,« dachte ich, »und das ist ja jetzt, für den ersten Augenblick wenigstens, die Hauptsache; dann bettele ich nicht, dann darbe ich nicht, dann beuge ich mich nicht vor den Heuchlern in den Staub, dann bin ich frei, unabhängig, Eigen – das schönste Bewußtsein des Menschen, des Mannes, des gottähnlichen Geschöpfes!« –

So war es denn im Rathe der Götter beschlossen – ich sollte ein Schriftsteller werden und – ich ward es.

#### ACHTES KAPITEL. DAS ERSTLINGSWERK.

Die Schriftstellerlaufbahn hat, wie jede andere, die ein Mensch im Leben betritt, ihre besonderen Hindernisse, Unannehmlichkeiten und Trübsale, die sich der unerfahrene Anfänger, wie ich einer war, vor Beginn derselben unmöglich vorzustellen vermag. Ich sollte das sehr bald erkennen lernen und gewahrte gleich in der ersten Zeit, daß, wie jeder Kämpfe im Mittelalter, ehe er zum Ritter geschlagen ward, sich erst die Sporen verdienen, das heißt irgend eine bedeutende Handlung vollführen mußte, eben so Derjenige, welcher ein sogenannter Autor zu werden beabsichtigt, sich eine wirkliche Autorschaft erringen muß, – was in der That nicht so leicht ist wie es aussieht und ich es mir früher in meinen phantasiereichen Vorstellungen eingebildet hatte.

Es handelt sich hierbei nicht allein um das Denken und Schreiben, denn beides thun viele Menschen häufig und in allen möglichen Richtungen, es handelt sich vielmehr darum, etwas Wohlgedachtes so gut zu schreiben,

daß es nicht nur der Mühe des Druckes, sondern auch des Lesens lohnt, und das weicht von jenem so weit ab, wie das Haben vom *nicht* Haben, das Können vom *nicht* Können. Ich bedurfte zu meiner beschlossenen ersten Arbeit nicht allein des Stoffes, sondern auch des wesentlichen Kunstvermögens, denselben äußerlich wohl gerundet, innerlich aber dem Geiste lehrreich und dem Herzen angenehm zu verarbeiten und darzustellen. Früher, bevor ich die Sache selbst versucht, das heißt die Feder zu einer öffentlichen Schaustellung angesetzt, dachte ich mir, es mache sich Alles sehr leicht von selbst, und wenn der Stoff da sei, sei auch das Kleid vorhanden. Als ich aber nun wie ein verständiger Schneider an das Zuschneiden meines Stoffes ging, siehe, da fand ich eine unendliche Menge ungeahnter Hindernisse und Bedenklichkeiten vor, die ich alle erst im Geiste nicht sowohl überspringen, als vielmehr überwinden mußte. Alle diese Ueberlegungen, zu denen ich dadurch gelangte, kosteten mir manchen schönen Tag und manche geistige Kraftanstrengung. Wie ein hypochondrischer Kranker, der seine tägliche Laufpartie ohne eine Minute Verlust abmachen muß, lief auch ich im Berliner Thiergarten herum und gelangte doch nicht sobald zu einem bestimmten Entschlusse. Ich hatte immer meine Augen auf ein zu schreibendes Meisterwerk gerichtet, und doch war ich erst ein anfängerischer Schüler. Alle guten Werke, die ich des Beispiels halber zur Hand nahm, lasen sich so leicht und glattweg, boten dem Lesenden durchaus keine Schwierigkeiten im

Verfolgen und Entziffern des Gedankens dar, daß ich anfangs der irrigen Meinung war, es müsse sich auch dem Schreibenden keine Mühe beim Schreiben derselben bieten, es müsse sich vielmehr das zu Verarbeitende aus dem Geiste, der es einmal erdacht und gefaßt, so leicht und glatt ausgießen lassen, wie man Wasser oder Oel aus einem Gefäße gießt. Aber welcher furchtbare Irrthum war das! Man versuche es selbst und man wird die Schwierigkeit schon finden, die der geübte Leser nie oder höchst selten, der Schreiber aber, namentlich der Anfänger, fast immer oder wenigstens sehr oft zu besiegen hat.

Nachdem ich also an manchem Stoffe hin und her gesucht, darauf herum gepflückt, dies und das zu loben oder zu tadeln, niemals aber Etwas, was mich vollkommen befriedigte, darin gefunden, kramte ich endlich in meinen alten Schriften und Plänen herum und hoffte hier Manches zu finden, was wohl der Belebung durch den Druck würdig wäre. Ich fand auch einzelne gute Gedanken, manche hübsche kleine Gedichte, aber, das war nur Einzelnes, Abgerissenes, kein brauchbares Ganzes.

»Ei,« sagte ich zu mir, »wie ist mir denn zu Muthe? Ist es mir doch nie so schwer geworden, etwas zum Schreiben zu finden, da es noch nicht mein Beruf war, zu schreiben, und jetzt, da ich diesen Beruf zu meinem Lebensunterhalte gewählt, sollte es mir unmöglich geworden sein?«

Aber auch hier sollte ich bald die Erfahrung machen, daß der Mensch oft im Weiten sucht was er ganz in der

Nähe besitzt, und daß er, wenn er lange nach einem Gegenstande forscht, nach dem Punkte, wo er liegt, in der Regel zuletzt tappen wird. Mit einem Male fragte ich mich klar und bündig: »Was willst Du?« – »Schreiben! Und zwar etwas schreiben, was man gern lesen möchte.« – »Es handelt sich also allein um das Was?« – Da antwortete mir eine innere Stimme ganz einfach: »Schreib, was in Dir ist, denn was *nicht* in Dir ist, kannst Du niemals schreiben, wie es auch kein Anderer vermag, und wenn er im Uebrigen der fähigste, geistreichste und unterrichtetste Mensch wäre.«

Das war für mich ein wichtiger Aufschluß, der mir ganz leicht den richtigen Weg bahnte, denn in meinem Innern hatte sich sehr viel Stoff angehäuft. Ich hatte nicht allein viel gedacht und empfunden, sondern ich hatte auch viel gesehen und gehört, ach! und sogar selbst erlebt. Gesehen! Dabei blieb ich zuerst stehen, das Gedachte und Empfundene würde sich schon mit dem Gesehenen vermischen, dachte ich, und das bestätigte sich auch. Und da war mit einem Schlage mein Plan vollendet, ich sah, was ich vorher übersehen, daß ich im Besitze eines großen Schatzes war. Ich beschloß nämlich meine italienische Reise mit den Eindrücken, die sie auf mich gemacht, und mit den Anschauungen, die sie in mir hervorgerufen, wiederzugeben, und im Handumdrehen, ohne noch eines besonderen Nachdenkens zu bedürfen, setzte ich mich nieder und begann mein erstes für die Oeffentlichkeit bestimmtes Werk.

Die erste Zeile wurde mir schwer, meine Feder stockte oft und ich mußte mich besinnen, ob dies oder das das rechte Wort, dieser oder jener der geeignete Gedanke wäre. Als ich aber erst ein paar Seiten hinter mir hatte, floß mir das innere Leben wie aus einer geöffneten Ader entgegen und ich konnte den lebhaft quellenden Strom kaum hemmen. Mit einem Worte, das Eis der Befangenheit war gebrochen, die Bahn des Laufes klar, und ich schwebte mit wonnig gefühlter Freiheit darauf hin.

O und nun lernte ich die köstliche Wollust des Denkens und Schreibens in einem Momente, also des Schaffens kennen. Unter meiner nie ermüdenden Hand wuchs, wie von selbst, die Pflanze auf, die ich einst als unscheinbaren Saamen in den Boden gelegt; herrlich und prächtig hob sie ihre Blätter empor und erfrischte mit ihrer bewundernswürdigen Triebkraft mein Auge und Herz. Ja, die Gedankenwogen kamen in so übermächtiger Fülle, daß ich die Hälfte, weil ich sie so rasch nicht eindämmen und bändigen konnte, ungenutzt vorüberrauschen lassen mußte. Tag und Nacht saß ich im eigentlichen Sinne des Worts bei der Arbeit. Denn wenn ich Abends spät, selten vor Mitternacht, zu schreiben aufhörte und, ein wenig ermüdet, mich der nothwendigsten Ruhe wegen auf das Lager warf, so begann die innere Arbeit von freien Stücken erst recht ihr Werk, und mein Gehirn entwickelte ohne mein Zuthun, im Stillen, seine geheimen Pläne aus ureigener Begabung. Gerade Nachts, wenn Alles um mich in tiefstem Schlafe lag, kamen mir angerufen und bisweilen sogar unwillkommen so viele neue Gedanken über den

Hals, daß ich mich vor ihnen nicht anders zu retten wußte, als daß ich wieder aufsprang, Licht anzündete und rasch die Feder ergriff, um in hastigen Zügen das Skelett des am nächsten Morgen zu vollbringenden Abschnitts auf das treue Papier zu werfen. Kaum graute der Morgen, so saß ich schon wieder am Schreibtische, und wenn ich auch einmal nicht wollte, ich *mußte* schreiben, denn die Gäste waren ungebeten von selber da und machten sich mit ungestümer Heftigkeit in meinem Kopfe und in der Unruhe meines ganzen Wesens bemerklich. Oft kam mir die Mittagsstunde so eilig heran, daß ich sie für aufdringlich hielt, kaum nahm ich mir so viel Zeit, als nöthig ist, den Appetit eines so kräftigen Menschen, wie ich es allmählig wieder geworden war, zu stillen, und oft fühlte ich erst, daß ich eigentlich Hunger hatte, wenn die Mahlzeit längst genossen war.

So lebte und webte ich damals fortwährend in Gedanken, und die Zeit hatte zu wenig Raum, alle meine Vorstellungen herauszulassen, und der helle Tag war zu kurz und die dunkle Nacht zu lang, um alle meine sich selbst verschlingenden Wünsche vollbracht zu sehen. So konnte es nicht fehlen, daß ich schneller mit meinem Erstlingswerke zu Stande kam, als ich mir selber vorgestellt. Da lag es fertig geschrieben vor mir und schaute mich wie ein liebes Kind mit seinen freundlichen Augen an; ich selbst aber freute mich darüber, als ob ich eine bedeutende und lobenswerthe That vollbracht. Aber leider war es erst geschrieben, es fehlte noch viel, ehe ich es gedruckt den spähenden Augen der Welt unterbreiten konnte. Als

ich es bei der Korrektur zum ersten Male im Zusammenhange überlas, traten mir meine eigenen Worte als etwas durchaus Fremdes und Unbekanntes entgegen, ich wunderte mich, daß ich das Eine so oder so aufgefaßt, das Andere so oder so gesagt hatte. Es war, als wenn das Ganze in einer Art von Bewußtlosigkeit oder geistigem Rausche beinahe von selbst entstanden wäre. Vieles gefiel mir gar nicht, Manches verwarf ich durchaus, nur sehr Weniges errang meinen vollkommenen Beifall. Als ich es aber wieder und wieder las, hier und da änderte, hier und da strich oder hinzufügte, ward allmählig ein flüssiges Ganze daraus und – meine Arbeit lag endlich fertig vor mir. Betitelt war das Werk: Reisebilder aus der Schweiz und Italien. Ich ließ es eine Woche in meinem Pulte liegen, ohne es anzusehen, was mir Ueberwindung genug kostete, hatte aber dabei eine entsetzliche Furcht, es könne mir durch irgend einen Zufall wieder entrissen, entweder gestohlen oder verbrannt werden. Nachts nahm ich es mit vor mein Bett, und wenn ich nach einigen Stunden zufällig aufwachte, tappte ich danach, ob es auch noch an meiner Seite wäre; Morgens begrüßte ich es als einen wiedergefundenen Schatz, der mir noch einmal wohl erhalten sei. Diese seltsame Beängstigung mußte aber endlich einmal ein Ende nehmen. Und das konnte nur dadurch geschehen, daß mein bisher geschriebenes Werk gedruckt wurde. Aber da trat mir eine neue Schwierigkeit in den Weg, auf die ich nicht sogleich vorbereitet war. Wie sollte das geschehen, wer sollte es mir aus den

Händen nehmen und drucken lassen, da ich selbst keine Mittel dazu besaß? Ich hatte nicht die geringste Erfahrung in solchen Dingen, keine mich belehrende Bekanntschaft, keinen Rathgeber, keinen Freund, denn ich stand wie ein armer, öder, einsamer Fels mitten im Strudel des um mich tosenden Weltmeeres da. Ich mußte also einen kurzen Entschluß fassen, mich nach einem Verleger umsehen und dabei auf mein gutes Glück vertrauen, einem billig und redlich denkenden Manne in die Hände zu fallen. Ich faßte mir also eines Tages ein Herz, nahm mein theures Kleinod, wohl eingewickelt, damit es keinen Schaden erlitte, unter den Arm und trat bei einem reichen Buchhändler ein, der jährlich eine große Anzahl ähnlicher Schriften, wie die meinige war, drucken ließ. Der wird es gewiß mit Freuden nehmen, sagte ich zu mir und freute mich selbst schon im Voraus. Als ich aber dem Manne mein Anliegen vorgetragen, lächelte er still vor sich hin und fragte mich:

»Haben Sie schon einen Namen?«

»Einen Namen? Gewiß!«

»Ich meine nicht den, welchen Sie von Ihrem Vater geerbt, sondern den Sie sich selbst gemacht haben. Was haben Sie schon geschrieben?«

»O sehr viel, mein Herr!«

»Darf ich mir die Titel Ihrer gedruckten Bücher ausbitten und den Namen des Verlegers, der sie herausgegeben?«

Ach! Jetzt verstand ich ihn erst. »Es ist mein erstes Werk,« sagte ich scheu, aber doch hoffnungsvoll, denn

der Mann sah freundlich genug bei meinem kritischen Antrage aus.

»Ihr Erstlingswerk also – ah! Aber mein Herr, ich drucke keine Erstlingswerke, nur berühmte oder wenigstens bekannte Autoren bediene ich.«

Damit war ich abgefunden und zog mit meinem unhebbaren Schatze wieder in meine einsame Wohnung zurück. Ich fühlte mich etwas eingeschüchtert, gedemüthigt. Ich glaubte, der Mann habe unrecht gehandelt, daß er mich nicht mit beiden Armen umfassen, und auch ich hätte unrecht gehandelt, daß ich mich nicht selbst wärmer empfohlen. Ich wollte es also demnächst besser machen und begab mich zu einem zweiten Buchhändler, zu dem ich einige herzliche Worte sprach. Er hörte mich ruhig an, nahm mir das Buch, ohne ein einziges Wort zu sprechen, aus der Hand und blätterte darin herum, ohne nur eine Zeile zu lesen. Endlich blieb er mit den Augen auf dem Titel haften und sagte kalt: »Reisebilder? Aus der Schweiz und Italien? Die existiren zu Dutzenden – ich bedaure, keinen Gebrauch davon machen zu können.«

Höchst betreten schlich ich zu einem dritten Buchhändler. Er nahm mein Buch, legte es bei Seite und vertröstete mich mit den Worten: in einigen Wochen solle ich seine Antwort erwarten.

»Ich werde sie mir selbst abholen!« bemerkte ich kleinmüthig.

»Das mögen Sie thun!«

Nach zwei Wochen begab ich mich wieder zu ihm und bat mir seine Antwort aus. »Ach,« sagte er, »ich habe es ganz vergessen, man hat so viel zu thun.«

»Das glaube ich wohl – aber ich habe dadurch zwei Wochen verloren –«

»Haben Sie es so eilig? Ist Ihre Zeit etwa kostbar?«

»Unbezahlbar, mein Herr!«

»Nun so nehmen Sie Ihr Werk wieder mit, ich habe in den nächsten Monaten keine Zeit, darin zu lesen.«

Auf das Bitterste ergrimmt, trug ich meinen glücklich eroberten Schatz, den mir kein Mensch abnehmen wollte, wieder nach Hause; mein Muth war gebrochen, mein Eifer erkaltet, mein Hoffnungsbarometer auf den tiefsten Punkt herabgesunken. Meine Mittel hatten sich unterdeß bedeutend verringert, ich richtete mich schon lange wie eine Armee ein, die in einer belagerten Festung eingeschlossen ist und keine Zufuhren von Außen zu erwarten hat. Aber noch war nicht aller Muth verloren, noch einen Besuch wollte ich unternehmen, den letzten Schritt wagen. Ich begab mich zu einem vierten Buchhändler und trug ihm mein Anliegen vor. Da aber erhielt ich den Gnadenstoß. »Hier in Berlin, mein Herr,« sagte er langsam, »wird so etwas nicht begehrt – wir drucken es also auch nicht.«

»Aber, mein Gott, wo begehrt man es denn und wo druckt man es?«

»Wenn Ihnen so viel daran gelegen ist, wenden Sie sich an einen Buchhändler in Leipzig, das ist der wahre Büchermarkt – für dergleichen!«

»Für dergleichen!« seufzte ich, als ich schwermüthig nach Hause schlich und ein Stück trockenes Brod aß, denn ich hatte an diesem Tage größeren Hunger, denn je. O, mein theures Erstlingswerk war schon ungelesen verurtheilt – *dergleichen!* Welch eine bezeichnende Kraft lag in diesem Ausdrucke, – welche Erniedrigung war für mich darin enthalten! – »Aber Leipzig!« dachte ich mit neu erwachendem Muthe, »das ist wahr! Leipzig ist die Stadt der Bücher und Buchhändler. Aber wie soll ich dahinkommen? Ich habe kein Geld zum Reisen – so will ich schreiben. An wen aber? Ich kenne keinen Menschen daselbst. Soll ich mich an einen Unbekannten wenden? Gewiß! Das habe ich ja hier auch gethan, und weniger kann er mir nicht bieten, als diese vornehmen Herren in der Königsstadt.« Mit dem raschen Schritte halber Verzweiflung ging ich sogleich in eine Leibbibliothek. »Geben Sie mir ein Buch,« sagte ich, »welches bei irgend einem Leipziger Buchhändler verlegt ist.«

»Ist es Ihnen einerlei, wer es ist?« fragte der alte Mann, der das Geschäft besorgte.

»Ganz einerlei.«

Der Mann stieg auf eine Leiter und holte einen ziemlich abgelesenen Band herunter, den er mir in die Hand gab. Gierig schlug ich ihn auf, fand es sehr schön gedruckt und las den Namen des Buchhändlers. Ich merkte ihn mir genau, indem ich ihn unterwegs wie das hochheilige Schiboleth eines geheimnißvollen Räthsels wenigstens hundertmal hinter einander wiederholte. Kaum zu Hause angelangt, setzte ich mich nieder und schrieb an

den unbekanntem edlen Sachsen, schrieb, wie es mir in die Feder kam – ich wußte selbst kaum was. Denn Hoffnung hatte ich fast keine mehr, daß mein Buch noch gedruckt werden würde. Ich trug den Brief sogleich selbst auf die Post. Die Hand bebte mir, als ich ihn dem Beamten überreichte und mit meinen mir so kostbaren paar Groschen bezahlte. Nachdem ich dem abgehenden Boten allen Segen mit auf die Reise gewünscht, kehrte ich trostlos nach Hause zurück. Ich konnte nicht essen, nicht schlafen; eine rastlose Unruhe trieb mich von Straße zu Straße, von Stadttheil zu Stadttheil. Hoffnung und Hoffnungslosigkeit wirbelten in meinem Innern durch einander, bald stieg die eine, bald die andere empor und keine Stunde verging, ohne daß ich im Stillen bei meinem Briefe war und die Augen des lesenden Unbekannten verfolgte, wie sie von Zeile zu Zeile glitten, wie er mit sich zu Rathe ging und endlich die Feder ergriff, um mir zu antworten. Acht unvergeßlich qualvolle Tage vergingen mir auf diese Weise wie ein unbehaglicher Halbtraum, aus dem ich zu erwachen fürchtete oder verlangte, je nachdem ich augenblicklich mehr oder weniger voll Hoffnung war.

Da, am neunten Tage Morgens früh, kam meine alte Wirthin zu mir heran und fragte mich, ob der eben angekommene Brief, den sie in der Hand hielt, derjenige sei, welchen ich erwartet und dessen Ankunft ich ihr bereits vorhergesagt hätte. Ich hatte nämlich dem Buchhändler in Leipzig geschrieben, er solle seine Antwort an Moritz Brand richten und unter der beigefügten Adresse meiner

Wirthin absenden. Denn meinen wirklichen Namen hatte ich ihm weislich verschwiegen, den durfte ich ja auf keine Weise der Welt anvertrauen. Walther Lund war ja gestorben und es gab Menschen in irgend einem Winkel der Erde, die an ihn nicht erinnert werden durften. Wenn sie erführen, daß der angeblich Verstorbene noch am Leben sei, so konnten sie ihn leicht verfolgen und wegen seines ihm schuldgegebenen Verbrechens anklagen und ergreifen lassen. So fürchtete ich damals noch immer, und auch später noch legte ich diese Sorge nicht ab, bis endlich die zunehmenden Jahre die Erinnerung an jenes Leid allmählich verwischten und – wie ich zur Zeit berichten werde – ein anderes wieder erwachendes mächtigeres Gefühl jenes schwächere ganz in den Hintergrund meiner Seele drängte. Freilich hatte ich mich seit meiner Jugend auf den einstigen Anblick gefreut, meinen redlich ererbten Namen auf dem Titelblatte eines Buches zu lesen, das war nun auch mit so mancher anderen Freude dahingegangen und ich durfte nicht mehr daran denken. So hatte sich denn auch für den Fall, daß mein Buch gedruckt würde, beschlossen, gar keinen Namen des Verfassers anzugeben, denn ich wollte allen Menschen lieber auf ewig unbekannt bleiben, als mich ihnen mit einem, einem Anderen gestohlenen Namen vorstellen. –

Kaum hatte ich einen Blick auf den Brief geworfen, den meine Wirthin in der Hand hielt, so jubelte ich laut auf. Er trug den Poststempel Leipzig und war von einer kaufmännischen Hand beschrieben. Zitternd öffnete ich das für mich so inhaltschwere Schreiben – aber schon

die ersten Zeilen preßten mir Thränen der Rührung, der Dankbarkeit gegen den Wohlthäter meines Lebens aus. Der Unbekannte verlangte mein Buch zu sehen und versprach es zu drucken, wenn es seinen Beifall gewänne. Auf ein Honorar aber, schrieb er, müsse ich für's Erste verzichten; er müsse sich selbst sicher stellen, ich sei dem Publicum unbekannt und die Druckkosten wären nicht unbedeutend; fände das Buch aber, wie er hoffe, Absatz, so würde er mir als Ehrenmann das zahlen, worauf ich den gerechtesten Anspruch hätte.

Das war zwar nicht, was ich erwartet hatte, denn ich wollte, ich brauchte Geld, um leben zu können, aber es war doch mehr, als mir die früheren Buchhändler verheißen hatten.

Man mag sich daher die Freude und Hast denken, mit welcher ich meine Schrift nach Leipzig beförderte. Nach acht Tagen schon hielt ich die Antwort in Händen: das kleine Werk gefalle und erzeuge im Leser ein großes Interesse nach weiteren Arbeiten des unbekanntem Verfassers. Ich solle fleißig sein und fortarbeiten, der Absatz des ersten Werkes erscheine ziemlich sicher und das zweite würde dem Verleger zu jeder Stunde willkommen sein.

Wer war froher, leichter, glücklicher als ich! O, der Hunger wurde nun mit geringerer Aufopferung getragen, und das Brod, wovon ich jetzt meistens lebte, weil ich nichts anderes anschaffen konnte, schmeckte mir von Stunde an süßer und schien mich leichter zu sättigen.

Das Mittagsessen in einem öffentlichen Speisehause hatte ich längst aufgegeben und meiner gutherzigen Wirthin, die mich so fleißig und häuslich sah, verdankte ich es allein, daß ich alle Tage eine warme Suppe und etwas Gemüse bekam. Damit war ich zufrieden, denn mein Körper verlangte keine kräftigere Speise und mein Geist befand sich leicht und munter dabei.

Mit gesteigerter Kraft und mit wahrer dichterischer Begeisterung ging ich nun an mein zweites Werk, während das erste gedruckt wurde, was in zwei Monaten geschehen sein sollte. Ich hatte mir einen Stoff gewählt, den ich bei größerer Erfahrung sicher hätte bei Seite liegen lassen, denn keinem deutschen Schriftsteller frommt es, seine Menschen, die doch nothwendig aus seinem deutschen Herzen und Geiste gewachsen sind, in einem fremden Lande leben, auftreten und handeln zu lassen, einem Lande, dessen Sitten, Gebräuche und Sprache er nicht vollständig, oder wie sogar ich, gar nicht beherrschte. Ich wurde aber zu diesem Plane, der sich in England abwickelte, aus einer gewissen Vorliebe für den Charakter und die praktische Thatkraft der Engländer gedrängt, eine Vorliebe, welche mir schon in den Schuljahren durch den bereits erwähnten Professor eingeprägt worden war. Ich hatte unzählige Male die berühmten Werke aller großen englischen Dichter gelesen und stets in ihnen eine mich ganz besonders anziehende und meinen Geist bewältigende innere Schöpferkraft gefunden. Gleich darauf und immer wieder mit größerem Interesse hatte ich

die englische Geschichte studirt, die Sitten, Lebensgewohnheiten und Gebräuche der stolzen Insulaner nach allen Seiten durchforscht und mir auf diese Weise ein mir eigenthümliches Bild von dem schönen Lande, seinen seltsamen Bewohnern und ihren sonderbaren Lebensansichten eingeprägt, welches ich nun in einem umfassenderen Werke wiederzugeben beschloß. Den Stoff meiner Geschichte machte ich mir selbst, die Personen schuf ich mir, und den Schauplatz wo sie auftreten sollten, malte ich mit den in meiner Phantasie wohnenden lebensvollen Bildern aus. So war der Plan meiner schlaflosen Nacht geschaffen und die Arbeit wurde gleich darauf begonnen. Daß ich nicht langsam verfuhr, versteht sich von selbst; ja, ich überbot sogar zuweilen meine Kräfte und gönnte mir nur so wenig Ruhe und frische Luft, als unbedingt zu meiner Lebenserhaltung nothwendig war.

Die zwei Monate, in welchen mein erstes kleines Werk gedruckt wurde, waren noch nicht ganz verstrichen, als mein zweites schon geschrieben war und ich hielt mich gerade bei der ersten Durchlesung meiner Blätter auf, als ein Brief aus Leipzig und zugleich sein Packet damit ankam. Ich war beinahe eben so erschrocken, wie freudig bewegt, als ich dieses Packet selbst von der Post holte, und schon auf der Straße riß ich mit zügelloser Ungeduld den Bindfaden auf, der es umschloß, und lauschte mit unerhörter Spannung dem Inhalte entgegen. Ja, es war, was ich schon lange, lange Jahre – mit der Sehnsucht des Knaben, des Jünglings und des Mannes erwarten hatte, es war mein Erstlingswerk gedruckt – so schön gedruckt,

wie je ein Buch aus der Presse hervorgegangen mir erschienen ist. In vollem Sturmлаufe stürzte ich nach Hause und schloß mich fest in mein Stübchen ein, selbst das Fenster verhing ich, damit kein Mensch mich stören und nicht einmal das neidische Tageslicht meine unbeschreibliche Wonne belauschen und belächeln könne. Ich las Tag und Nacht, selbst im Bette las ich noch, und nur zuweilen, wenn ich einem Druckfehler begegnete, durchzuckte mein Wonnegefühl ein kleiner prickelnder Schmerz. Wie kam mir das Alles so sonderbar und ganz anders vor; als da ich es nur geschrieben gesehen hatte! Klarer und deutlicher floß die Sprache, schöner klangen die Worte, aber freilich auch sicht- und fühlbarer traten einige Gebrechen hervor, die ich sogleich selbst bemerkte. Dennoch war ich vollständig entzückt und ich wäre es noch mehr gewesen, wenn ich eine befreundete Seele gehabt, der ich mein Glück hätte vertrauen können. Aber ich stand allein, ganz allein in der Welt. Meine unausgesetzten Arbeiten hatten mich bis jetzt von jedem Verkehre abgezogen, und neue Bekanntschaften hatte ich nicht gemacht und wollte ich für's Erste nicht machen, denn ich war von der Natur eigentlich mit einem einsiedlerischen Geiste und Gemüthe begabt.

So sprach ich denn mir allein meine Gedanken vor und schwelgte in nie erlebtem Genusse. Nur um so eifriger aber gab ich mich meiner neuen Aufgabe hin, und sie gedieh wie im Fluge unter meinen Händen. Da überraschte mich eines Tages eine neue unerwartete Freude. Ein Brief meines Verlegers aus Leipzig erschien abermals, diesmal

aber nicht mit einem Packet, sondern – mit Geld. Der gute Mann schrieb mir, mein Buch werde stark begehrt, es gefalle sichtlich, und um meinen Eifer zu spornen und mir zugleich seinen guten Willen zu zeigen und seine Verbindlichkeit zu lösen, sende er mir vorläufig eine kleine Summe.

O, mit welchen Empfindungen trug ich die klingenden Goldstücke in meiner bebenden Hand! Das war also das erste Geld, welches ich mir selbst erworben, welches die eigene Kraft, das eigene kleine Talent mir verschafft und wer ein solches Gefühl kennt, wird sich seine Innigkeit und bewältigende Macht leicht klar machen können, während Derjenige, dem das Glück oder Unglück nicht beschieden ist, von fremden Leuten für geistige Arbeit Geld nehmen zu müssen, durch meine Worte es nie begreifen wird. Nun merkte ich erst, wie kärglich ich bisher gelebt, wie mager ich gespeis't; von jetzt an aber konnte ich meinen Leib wieder besser versorgen, denn ich hatte schnell berechnet, daß das eben empfangene Geld so lange reichen würde, bis die zweite Sendung anlangen müßte. Und darin täuschte ich mich auch nicht. Von diesem Augenblicke an habe ich nie wieder aus Mangel an Mitteln gehungert und ich kann meinem Schöpfer nicht genug für die Segnung danken, die er mir damit auf mein Haupt geträufelt hat.

Auch mein zweites Werk ging an den Ort seiner Bestimmung ab, ward dankbar angenommen und dafür ein größerer Lohn verheißen. Während des Drucks desselben hatte ich schon wieder eine neue Idee zu einem dritten

Werke gefaßt und begab mich auch schnell an die Ausführung. Zu gleicher Zeit aber und indem ich schon langsamer, ruhiger und gemäßigter arbeitete, gab ich mich noch einer anderen Beschäftigung hin. Ich war nämlich neugierig geworden, wie die Welt mein Erstlingswerk aufgenommen habe, ob sie es willkommen heiße oder ob sie den Stab darüber breche. Daher besuchte ich Orte, an denen alle Zeitungen und Journale des In- und Auslandes aufgelegt waren, in denen ich blättern und lesen konnte, so viel ich wollte. So oft und ämsig ich das aber auch that, ich fand nirgends eine Erwähnung meines Buches, kein Mensch sprach davon, es war, als wenn Niemand etwas von seinem Dasein wußte oder Niemand es einer literarischen Besprechung werth hielt. Das verwunderte mich anfangs, als ich aber in meiner neuen Arbeit weiter vorrückte und meine Gedanken dabei eine andere Richtung verfolgten, vergaß ich es beinahe ganz und übersah vielleicht gerade dadurch die Anzeigen und Kritiken, die es allerdings erlebt hatte, wie ich später erfuhr. Indessen, sagte ich mir, ein solches erstes Buch, ohne großen literarischen Werth, worin meine inneren Anschauungen noch nicht so deutlich und reich an den Tag getreten sind, wie dies in dem zweiten Werke geschehen soll, hat noch Niemandes Aufmerksamkeit erregt, warten wir also die Zukunft ab. Ach ja, darin hatte ich wohl Recht; denn mir sollte die Erfahrung der sogenannten Kritik nicht erspart werden, dafür hatten die Götter schon gesorgt, denn sie haben ja – wie ein großer Mann sagt – in ihrem Zorne

die Kritiker erschaffen, und ich selbst war vielleicht daran schuld, daß dies in einer Art und Weise geschah, wie ich es wahrlich am wenigsten erwartet hätte.

### NEUNTES KAPITEL. DIE KRITIK.

Mein zweites Werk erschien im schönsten äußeren Bücherschmucke und erregte mir eine doppelte Freude, da mit ihm zugleich ein ziemlich reiches Honorar in meine Hände gelangte. Ich hätte mir nun eine bessere und bequemere Wohnung miethen, überhaupt mehr Lebensgenüsse bereiten können, aber ich blieb aus Dankbarkeit bei meiner alten Wirthin wohnen, und da ich noch kein Bedürfniß nach größerer äußerer Auffrischung empfand, lebte ich nach wie vor einsam bei meiner Arbeit fort. Noch wußte ich nicht, weder was innere Erschöpfung, noch Mangel an Stoff war, denn die Fülle meiner geistigen Kraft war noch lange nicht aufgezehrt und ich hatte wie ein sorgsamer Hausvater, der im Sommer für den Winter sammelt, schon in frühester glücklicher Zeit Vorrath genug für die spätere drangvolle aufgespeichert. Nun aber wurde auch die Neigung, zu erfahren, was die Welt zu meinem neuen Werke sagen würde, unbezwingbar; ich wollte unverholen wissen, was dasselbe und also auch ich werth war, denn ich bewahrte damals noch die Achtung vor der Unschuld und den Glauben an die Wahrheithaftigkeit der öffentlichen Kritik, ich wußte noch nicht, was ich heute weiß, daß dieselbe in vielen Fällen leider! eine Lüge, ein Mittel zu einem ganz besonderen egoistischen Zwecke, mit einem Worte ein Lebenszweig ist, an

welchem die Früchte für manchen hungernden Magen wachsen, wie es ja, noch mehr leider! die Schriftstellerei in mancher Beziehung selbst ist und werden muß.

Ich faßte also einen für meine Verhältnisse großartigen und kühnen Entschluß, indem ich mein Werk den Augen eines Mannes unterbreiten wollte, vor dem ich seit langen Jahren eine große Achtung hegte, dessen Talent ich von der einen Seite bewunderte, dessen entscheidende Stimme ich aber auch andererseits fürchtete, welche letztere ich aber dennoch herausfordern wollte, mit kategorischem Urtheil das Ja oder Nein über mein schwaches Leistungsvermögen zu sprechen. Von vielen Seiten hatte ich wiederholt die strenge Rechtlichkeit und den ernstesten Willen zum Guten und Schönen dieses literarischen Kunstrichters preisen gehört, und ein besonderer Fall war mir bekannt, wo sich ein junges Talent mit aller Mühe um seine bedeutsame Gunst beworben, dieselbe aber auf keine Weise erlangt hatte, eben weil die von dem Künstler selbst zu hoch angeschlagenen Gaben den Ansprüchen des Richters keineswegs entsprachen.

Dieser Mann, dem ich hier den Namen Meister Ludwig beilegen will und der mir verzeihen möge, daß ich ihn, im Gefühle meiner unauslöschlichen Dankbarkeit in den Kreis meiner Betrachtung ziehe, hatte unter allen einheimischen und reisenden Künstlern, und überhaupt bei dem mit den Musen verkehrenden Publicum allmählig und in Folge der consequenten Durchführung seiner Kunstanschauung eine gewaltige und gewöhnlich entscheidende Stimme über den Werth oder Unwerth aller zu Tage

tretenden Kunsterzeugnisse erlangt. Wer sie auch waren und woher sie auch kamen – alle angehenden Musenjünger, mochten sie singen, sprechen, schreiben oder überhaupt leisten, was sie leisten konnten, traten, willig oder unwillig, vor seinen Richterstuhl, um seine Meinung über das Geleistete zu vernehmen. Sagte er dann mit seiner weithin tönenden Stimme: »Es genügt mir,« oder, »es ist schön, es ist gut, es ist wunderbar!« so folgte die allgemeine Geltung und Anerkennung in der Regel bald darauf. »Meister Ludwig hat es gesagt, und darum muß es wahr sein, denn er versteht es,« pflegte das aufmerksame Publicum zu sagen, wenn es seine Meinung über irgend eine künstlerische Neuigkeit mit gewichtigen Gründen belegen wollte. Dieser talentvolle, und mit Freuden sage ich heute, dieser eben so liebenswürdige, wie edle Mann war von dem Schicksal auf eine seltene Weise zur hohen Ausbildung seiner Kunstkennerschaft begabt worden; er hatte sich mühsam, Schritt vor Schritt, das Recht erworben, Recht zu sprechen, denn seit einem Vierteljahrhundert hatte er die verschiedenen Leistungen der Zeit in allen Richtungen der Kunst zu erkennen und zu durchforschen die beste Gelegenheit gehabt. Von Hause aus selbst mit schöpferischem Talente begabt, war er Dichter und Musiker zugleich. Auch er hatte sich durch mannigfachen Kampf mit den Spitzfindigkeiten der kritisirenden Kunstwelt emporgeholfen, denn er hatte alle ihm widerstrebenden Gewalten durch ruhige, sinnvolle und ehrenhafte Gegenwehr überwunden. Jetzt stand er

vollkommen selbständig, unangefochten und hochgeachtet vor den Augen der schöpferischen Jugend da. Was seit fünfundzwanzig Jahren Schönes, Seltenes und Gutes der Hauptstadt der Intelligenz dargeboten war, was eine künstlerische Menschenhand vollbracht oder ein erhabenen Menscheng Geist erdacht und geschaffen, er hatte es gesehen, gehört und begriffen. Sein Urtheil war also gereift, seine Erfahrung bedeutend, sein an die Kunst selbst und ihre Leistungen gelegter Maaßstab, wie der aller verständigen und humanen Meister, ein mäßiger, in keiner Weise übertriebene und unmögliche Forderungen stellender. Diesen Mann hatte ich nie gesehen, aber desto mehr von ihm gehört, und die meisten seiner bedeutenden Kritiken hatte ich mit stillschweigender Bewunderung gelesen, weil es ihm gegeben war, mit einem Blicke den Hauptinhalt und das Wesen jeder menschlichen Schöpfung nach allen ihren Richtungen zu durchdringen und danach mit wenigen Worten ihren Werth zu bestimmen. Vor diesen in meinen Augen erhabenen Richter hatte ich unbedeutender Mensch mich kühn zu stellen beschloßen, ihm wollte ich mein ganzes ferneres Geschick als Schriftsteller anvertrauen. Ohne daß er wußte, wer ich war, sandte ich ihm ein Exemplar meines neuen Werkes zu und bat ihn freundlich, mir seine Meinung darüber zu sagen. Er solle tadeln, was zu tadeln, und loben, was des Lobes würdig wäre, denn mir liege daran, zu wissen, ob ich leistungsfähig sei oder nicht.

Mein Brief ging ab und ich sah mit großer Spannung dem herausgeforderten Richterspruche entgegen. Einige Wochen verstrichen mir in athemloser Erwartung, ich fand nirgends Etwas, was mich hätte berechtigen können, anzunehmen, er habe mein Buch des Lesens gewürdigt. Da, eines Morgens, begab ich mich in ein Lesekabinet, wo das Journal, für welches er gewöhnlich schrieb, gehalten wurde, Ich nahm es auf und augenblicklich fand ich die Stelle, wo von mir die Rede war. Erröthend, wie ein junges Mädchen, welches zum ersten Male die Bühne der Welt betritt, ziehe ich mich mit meinem Blatte in einen Winkel zurück, um ungestört den Artikel zu verschlingen, aber schon die ersten Zeilen spannen meine Nerven auf das Höchste an. »Ein Unbekannter,« sagt er, »hat uns mit einem Werke beschenkt, welches ich von ganzem Herzen begrüße und als ein wohlgelungenes bezeichnen muß.« Und nun geht er, wie der Kunstrichter es soll, im Ganzen und Einzelnen das Werk durch, bespricht den Stoff, den Styl, die Gedanken, Empfindungen und Anschauungen desselben, kurz, er beleuchtet es von allen Seiten, wie das Sonnenlicht eine Gegend beleuchtet und uns dabei im erhöhten Tagesglanze alle Erhabenheiten und Vertiefungen des Bodens erkennen läßt. Und daß er es ehrlich mit mir meint, geht daraus hervor, daß er nicht Alles lobt, sondern Manches und gerade Dasjenige rügt, was ich als einer Verbesserung wünschenswerth, als mir selbst nicht vollkommen genügend im Stillen bezeichnet habe.

Ich war entzückt, aber auch betroffen und gerührt; mein Herz schwelgte in einem Meere von Empfindungen, die ich unmöglich alle mit Worten klar machen kann. Die gelesene Kritik überflügelte alle meine Erwartungen und ich beschloß mit heiligem Ernste, künftig in Wahrheit das Lob zu verdienen, was ihr Verfasser über mich ausgesprochen, und das zu leisten, was er von mir zu erwarten sich und der Welt zu versprechen schien. Ich konnte den ganzen Tag keine Feder ansetzen, stets schwirrten mir die Worte des Meisters in den Ohren und – aufrichtig gesagt – ich fand sie sogar zu schmeichelhaft für mich.

Etwa eine Woche lang trug ich mich mit diesen berauschenden Gefühlen herum; da trat Etwas ein, was ich bei meiner damaligen geringen Lebenserfahrung in Bezug auf literarische Produktionen am wenigsten vorausgesehen hatte. Die oben erwähnte Kritik war im Fluge durch alle Welt gegangen und hatte viele andere Kritiker auf mein armes Buch aufmerksam gemacht, diese aber, da sie überaus lobend war, von vorn herein dagegen erbittert. Und das hatte zunächst einen sehr einfachen, aber weniger vernünftigen Grund. Wie jeder Mensch in dieser Welt seine Feinde oder Gegner hat, so hatte sie auch Meister Ludwig, denn man konnte ihm von mancher Seite her nicht verzeihen, daß er in der Regel das Endurtheil in einer die Kunst betreffenden Angelegenheit sprach, daß er in einer großen Stadt selbständig eine Stellung behauptete, die an eine Art geistiger Souverainetät erinnerte und daher vielfach Gelegenheit zum Neide bot. So richtete

sich denn die nächste Kritik über mein Buch weniger gegen den unbekanntem Verfasser, als gegen den sehr wohl bekannten Lobredner desselben.

Aber einige andere, kurz daraus folgende Kritiken, die mir bekannt geworden sind, sprachen sich auch über den wirklichen Autor auf eine fabelhaft leichtfertige Weise aus. Das neue Werk, sagten sie, hat kein Deutscher geschrieben, denn es *kann* es keiner geschrieben haben. An jeder Zeile, in jeder Wendung, im Style, in der Lebensanschauung erkennt man den Britten. Er ist ein ächter Engländer, durch und durch, in seinen Stärken und Schwächen, das sagt uns die Sprache nicht allein, sondern auch der Stoff und der Geist, der das Buch erfüllt und belebt. Ein Deutscher hätte seinen Stoff ganz anders erfaßt, Manches weniger glücklich, Manches viel glücklicher durchdrungen und bearbeitet. So, wie dieser Autor schreibt, schreibt unserer Ansicht nach nur ein Britte, und es ist daher die Angabe, daß vorliegende Arbeit ein deutsches Originalwerk sei, nur ein beißender Spott, womit man uns narren und in Versuchung führen will.

Ich lachte heimlich über den kolossalen Irrthum, und lernte frühzeitig daraus begreifen, daß auch ein Kritiker, der ganz sicher und fest auftritt, sich vollkommen irren kann, denn ich war so wenig ein Britte, wie ich ein Spanier bin, ich verstand nicht einmal die englische Sprache, hatte selbst das Land nicht gesehen, welches ohne Widerrede meine Heimat sein sollte und welches ich nur mit allzu kühnem Pinsel beschrieben und, nach jener Kritik zu schließen, auch leidlich getroffen hatte.

Selbst mein guter Verleger in Leipzig wurde durch diese scharfsinnige Kritik irre an mir. Er fragte mich ernstlich, ob ich mein Buch aus dem Englischen entlehnt oder wohl gar übersetzt hätte? Ich sandte ihm augenscheinliche Beweise, daß dies nicht geschehen war, und er glaubte mir. Aber der Anstoß zum Zweifel an meiner deutschen Autorität war einmal gegeben und es gab Nachbeter genug, die denselben Ton durch diese Weltposaune verbreiteten. Indessen verklang dieser Ton bald, denn andere Kritiker traten auf die Bühne, die den unbekanntem Autor von einer neuen Seite angriffen.

Und das geschah auf eine eben so unerwartete, wie lieb- und geistlose Weise. Man ließ an meinem Buche, welches vorzüglich dadurch empörte, daß es viel gelesen wurde, beinahe keine Zeile ungeschoren, man versuchte sogar, da man es nicht verbrennen konnte, dem Autor den Trieb und die Lust zu einem künftigen Werke ganz aus der Seele zu reißen, als wenn das eine so leichte und auf so schonungslose Weise, wie es hier geschah, durchzusetzende Sache wäre. Ich wurde als Ignorant dargestellt, der wohl zum Holzhauen, aber nicht zum Bücherschreiben prädestinirt sei. Ich war ein roher ungeschliffener Kiesel, dessen innerer Werth nicht einmal der Mühe des Schleifens lohne. Da ich nun keinen Beruf zur Schriftstellerei in mir trüge, so möge ich mich dem Publicum nicht ferner aufdrängen und Niemanden nöthigen, sein kostbares Augenlicht an meinen alltäglichen Plunder zu vergeuden.

Ja, ein besonders feiner Kritiker überließ sich so ganz und gar seiner leidenschaftlichen Tadelwuth, daß er gewisse stereotype Kraftausdrücke den Eigenschaften der Thierwelt entlehnte, um mich lächerlich zu machen und wo möglich für immer aus seinem usurpirten Paradiese zu vertreiben. Es gehöre ein Straußenmagen dazu, sagte er zum Beispiel, meine fabelhaften Erfindungen zu verdauen, und eine Kameelgeduld, mein unberufenes Geleier zu ertragen. Die Füße eines Hirsches seien nicht schnell genug, meinen fatalistischen Ueberrumpelungen zu entfliehen, und wie ein Sperber, auf wohlschmeckende Beute lüstern, schwebte ich, trunken vor Einbildung, in meiner erträumten Höhe, um mich über die Enten und Gänse lustig zu machen, die begierig nach meinen, Gott weiß wo! aufgelesenen Körnern pickten. Regenwürmer seien es, die man in meinen Blättern finden könne, wenn man mit einer Laterne bei Nacht darin suche, aber Gedanken, edle Gefühle und wahrhaft poetischen Aufschwung gewiß nicht. Er warne das Publicum, welches, wie der Ochs das Futter, unterhaltende Lectüre begehre, sich die unerquickliche Mühe zu geben, meine erlogenen Thatsachen zu glauben, und endlich, ich scheine ein Verrückter zu sein, dem deutschen Publicum den Köhlerglauben aufdringen zu wollen, daß es heutigen Tages noch Geschmack an solchem Unsinne finde, wie ich ihn naseweis und voreilig genug demselben aufgetischt.

Ich könnte einen ganzen Band füllen, wollte ich hier Alles erzählen, was mir der Neid und der Aerger jener eben so wohlwollenden wie einsichtsvollen Männer in

die Schuhe schob. Das ganze Buch, sagte ein hochweiser Kritiker, der, selbst ein Poet, vortreffliche nichtige Dinge geschrieben, sei nicht aus der Seele nur *eines* Menschen geflossen. Bewahre! Ich hätte vielleicht zwanzig Bücher gelesen und daraus das einundzwanzigste zusammengesetzt; diese gelungene Composition sei das einzige Lobenswerthe an meiner Schrift, die man in *einer* Viertelstunde, ohne ein Hexenmeister zu sein, aus dem Aermel schütteln könne. Und um nun einmal das Henkeramt vollends zu erfüllen – also so nennen sich diese Herren selbst! – wolle man mich ganz und für immer dadurch abthun, daß man mir durch völlige und gränzenlose Verachtung die Lust, eine Feder anzusetzen, auf ewig verleide.

Dies nur als Probe der vielen menschenfreundlichen Rathschläge und Lehren, die dem ganzen Publicum und mir von verschiedenen Seiten mit salbungsvollem Tone vorgepredigt wurden. Das Publicum aber kehrte sich wenig oder gar nicht daran und las um so eifriger die Schriften, vor denen es so wohlwollend gewarnt wurde. Ich aber ließ mich nicht einschüchtern, sondern schrieb ruhig und gemüthlich weiter, wie es mein Genius mir eingab. Und mit jenen letztgenannten Anfechtungen war der Kampf auch so ziemlich zu Ende. Denn von mehreren mir unbekanntem Seiten folgten schnell aufeinander verschiedene Beleuchtungen der Meinungen jener erhabenen Kritiker, die meinen Vortheil gegen sie wahrnahmen. Plötzlich hatte sich das Blatt gewandt und weit und breit wurde das verrufene Buch empfohlen, indem es eben

so überschwänglich gelobt wurde, wie jene es getadelt hatten. Im Ganzen wurde der unbekannte Verfasser für einen Mann von Geist und Talent erklärt und zur Fortsetzung der begonnenen Laufbahn auf jede Weise ermuntert und ermuthigt.

Ueber diese nie erlebten Widersprüche aufgeregt und zweifelhaft gemacht, beschloß ich ein neues kühnes Unternehmen, und ich bin der Vorsehung dankbar, daß sie mir diesen Gedanken eingegeben. Ich ging persönlich zu Meister Ludwig und stellte mich ihm als den Verfasser jenes vielbesprochenen Werkes vor, dankte ihm für seine mich erhebende und belehrende Kritik und erbat mir Aufschluß über die boshaften Angriffe seiner Nebenbuhler.

Der mir unvergeßliche Mann empfing mich mit einer Herzlichkeit und persönlichen Bescheidenheit, die ich nicht erwartet hatte und mich augenblicklich ganz und für immer zu seinem Verehrer stempelte. Er freute sich, mich kennen zulernen, und gab mir Winke, wie ich meine Schreibart verbessern und den Beifall der Lesewelt erhöhen könne. Er zeigte mir, was ich an Talent besaß und nicht besaß, was mir ursprünglich zu Eigen und nicht zu Eigen war, mit einem Worte, er förderte, belehrte und unterrichtete mich, wie der Mensch den Nebenmenschen belehren und unterrichten soll, wenn er das Amt eines Lehrers gewissenhaft und mit wahrer Segenspendung verwalten will.

»Aber was sagen Sie zu der Kritik jener Literaten, die mir da und da widerfahren und die leider eben so gegen Sie, wie gegen mich gerichtet ist?« fragte ich ihn.

»O, mein junger Freund,« erwiderte er, »ich maße mir nicht an, ein unumstößliches Urtheil über die Literaten des Tages fällen zu wollen oder zu können, denn ich gehöre ja, wie ich einmal bin, mit zu ihnen; aber soviel ist gewiß, daß wir Lebenden Alle, mit unseren großen Todten verglichen, nur Pygmäen und Stümper sind. Was nun die Kritik gegen Sie betrifft, so kennen Sie die Welt nicht, wie ich sie kenne, wenn Sie sich darum ein graues Haar wachsen lassen, denn Sie müssen immer bedenken, daß die literarische Welt eben so, wie die politische, tief im Argen liegt. Haben Sie schon gehört, daß sich die Lerche um das Gekrächz der Raben kümmert und quält, und dadurch in ihrem Gesange stören läßt? Nun wohl! an denn! Vor allen Dingen müssen Sie gar keine Kritiken Ihrer Bücher lesen, wenn Sie den Verfasser derselben nicht als einen aufrichtigen und wahrheitstreuen Apostel der Kunst kennen, denn viele von ihnen werden nicht aus einer richtigen Erkenntniß der Sache, sondern aus egoistischen und persönlichen Rücksichten geschrieben. Viele Kritiker lesen gar nicht oder nur halb die Bücher, die sie besprechen, und ein oberflächliches Blättern darin, das Lesen des Anfangs und Endes genügt ihnen, einen scheinbar weisheitsvollen Orakelspruch darüber von sich zu geben. Sie haben zunächst in den Augen jener Kritiker damit einen großen Fehler begangen, daß Sie mit einem lesenswerthen Buche vor die Welt getreten sind.

Das ist das Hauptsächlichste, was man Ihnen nicht verzeiht. Sodann haben Sie sich keinem Wortführer jener marktschreierischen Phalanx vorgestellt, Sie haben nicht gesagt: »mein Herr, nehmen Sie mich in Ihren väterlichen Schutz, ich will mich Ihrer Gnade auch würdig erweisen. Wohlan, binden Sie mich an Ihr Schlepptau, die Gebühren für die Fracht werde ich Ihnen bezahlen. Ich will kein Schriftsteller von Fach sein, wie Sie, nur ein leidlicher Dilettant, der zu seinem Vergnügen schreibt, denn ich weiß sehr wohl, daß ich nicht werth bin, Ihnen die Schuhriemen aufzulösen. Das empfinde ich tief in dem durchbohrenden Gefühle meines Nichts!« – Sehen Sie, mein junger Freund, dergleichen hat man von Ihnen erwartet, das würde Sie in den Augen jener Leute gehoben haben. Man hätte dann den wohlfeilen Ruhm genossen, Sie in die Welt eingeführt zu haben, Sie wären das beschützte Kind jener Väter geworden, die das Privilegium zu haben glauben, jeden literarischen Anfänger zu bemuttern. Und da mußten Sie sich vor allen Dingen an die gestrenge Literatenwelt wenden. Gerade junge Kritiker, in denen der geistige Wein der Duldung und Menschenliebe noch nicht ausgegohren hat, kritisiren am liebsten und schärfsten und tadeln oft nur deshalb, weil sie müssen, denn sie arbeiten, wie ein Pferd in der Mühle arbeitet, an einem Journale, welches ein begüterter Verleger druckt und unterhält. Um ein solches Blatt in den Ruf eines weise und scharf zu Werke gehenden Unternehmens

zu bringen, ist diesen für Lohn arbeitenden Menschenpferden der Auftrag geworden, zu schlagen und zu beißen, wo sie nur können, und fürwahr! sie schlagen und beißen oft blindlings darein, ohne zu sehen, Wen und Was sie verwunden. Welchen Vortheil, fragen Sie freilich, hat ein Verleger von solchem Treiben? Diese Frage ist mit folgenden zwei sehr einfachen Gründen beantwortet. Einmal treibt sie der Brodneid; denn sie gönnen ihren zahllosen Concurrenten keinen neuen und guten Autor – ein solcher ist ihnen lebendiges Geld – sodann, ich habe es ja schon gesagt, wird Ihr Blatt als ein bedeutendes und aufrichtiges verschrieen, gelesen, gekauft, gerühmt, weil es Niemanden schont – der Kunst zu Liebe! O diese Kunst, wie verächtlich wäre sie, wenn sie durch jene Kobolde könnte verjagt, verbrannt und geächtet werden! Nur der schlecht Unterrichtete, der minder klar Sehende läßt sich durch solche zunftgemäße Manöver täuschen, denn der Besonnene und Vernünftige denkt darüber nach und vergleicht das von X getadelte Werk, mit dem, welches X selber zu schreiben so frei gewesen, und was findet er oft da? Daß sich Gott erbarme! Glauben Sie mir, es ist eine unläugbare Wahrheit, die mir mein ganzes schriftstellerisches Leben als solche ergeben hat: der gute talentvolle Schriftsteller, der wirklich etwas Bedeutendes leisten kann, ist immer und überall ein ruhiger, besonnener, milder Kritiker, denn er weiß, was es heißt, ein Werk aus dem innersten Herzblute herauszugießen, aus dem ureigenen Geiste zu schaffen, er kennt die Schwierigkeit, und

eben darum würdigt er sie auch. Da lesen Sie aber 'mal die Schriften eines –«

»Ach nein!« fiel ich ein, »ich habe keine Lust und Zeit dazu – ich kenne sie Alle, die Sie meinen, und habe nichts in ihren Schriften gefunden, was man loben oder tadeln könnte, denn es ist eben – Nichts.«

»Na, dann brauche ich Ihnen weiter nichts zu sagen, wir verstehen uns – künftig einmal mehr darüber.«

»Nur Eins möchte ich noch fragen: rathen Sie mir nicht, gegen diesen oder jenen der vorlautesten Beller eine Gegenkritik zu schreiben?«

»Gott bewahre Sie davor! Schweigen Sie! Es ist eine alte Redensart, aber sie ist so wahr, wie Gottes Wort: der Vernünftigste schweigt immer zuerst. Glauben Sie mir, Sie ärgern Ihre Widersacher am meisten, wenn Sie sie unbeachtet im Dunkeln fischen lassen, auf diese Weise werden sie ihr heimliches Wirken selbst sehr bald lästig finden, denn sie haben einen guten Geruch, diese Herren, und wittern zeitig, mit wem sie zu thun haben. – So weit für Sie, nun noch etwas über mich. Ich habe Ihnen diese Rathschläge ertheilt, nicht etwa, weil ich mich erhaben über die Kritik oder die Kritiker der Welt erachte und von Ihnen verlange, nur meinen Worten allein zu glauben. Ach nein! denn es giebt vortreffliche, redliche und ehrenwerthe Leute unserer Gattung, vor denen ich gern den Hut ziehe und mein Haupt beuge, und Gott weiß, daß ich meine eigene Schwäche aus erster Hand erkenne und beherzige und, als ein lernbegieriger Schüler, jeden Augenblick bereit bin, von einem wirklichen Meister – für

den ich mich nie, weder gehalten, noch erklärt habe – zu lernen, was ein ehrlicher und strebsamer Mensch auf dieser Welt lernen kann; nein! ich ertheile sie Ihnen, weil ich mit ganzem Herzen die Schwächen und Gebrechen meines Berufes erkenne und Sie vor den bitteren Angriffen Derer bewahren möchte, die meiner Ansicht nach dazu da sind, den nie vollendeten Tempel der Kunst mit bauen und vollenden zu helfen, nicht aber, wie es so häufig geschieht, auf lieblose und unmännliche Weise die Säulen umzustürzen, die, so schwach sie auch sind, doch immer dazu beitragen, jenen ewigen und großen Tempel selbst tragen und stützen zu helfen. – So weit für heute über diese Angelegenheit. Haben Sie vielleicht Lust, einige vernünftige liebevolle und warmherzige Literaten kennen zu lernen, so bleiben Sie heute Abend bei mir, es ist zufällig mein Gesellschaftstag und Sie werden einem Jeden willkommen sein. Darf ich aber Ihren Namen wissen, um ihn meinen Freunden mitzutheilen?«

»Ich heiße Moritz Brand.«

»Moritz Brand! Ich danke Ihnen – da haben Sie meine Hand; ich bin beinahe noch einmal so alt, wie Sie, aber das stört uns nicht, im Geiste und Herzen sind wir ja immer jung, wir wollen also Freunde sein –«

»Auf immer!« sagte ich, und unser Bund war auf ewig geschlossen.

Gleich darauf war ich so glücklich, der lebenswürdigen Frau des Hauses vorgestellt zu werden. Ich fand eine im Aeußeren eben so anmuthige, wie innerlich hoch

gebildete und geistreiche Frau an ihr, die mich freundlich wie ihr Mann willkommen hieß. Als wir sehr bald in seine aufrichtige und unbefangene Unterhaltung über die Literatur der Jetztzeit gerathen waren und ich mit allem mir eigenen Feuer und der ganzen Innerlichkeit meines Wesens mein Herz aufgeschlossen hatte, öffnete sich die Thür und herein schritten einige Künstler ersten Ranges, Schriftsteller und solche Leute, die an den Vorgängen innerhalb des Bereiches der Künste und Wissenschaften ein eben so aufrichtiges wie warmes Interesse nahmen. Zum ersten Male seit Jahren befand ich mich in einer angenehmen Gesellschaft, ich hörte und lernte in einigen Stunden mehr, als ich in langer Zeit aus Büchern gelernt. Denn die Kunst ist nur die wahre Kunst, wenn sie lebendig ist, wenn sie, wie sie von der Hand in den Stoff übergeht, auch von Herz und Lippe zu Ohr und Herzen springt – und das that sie mir an diesem Abende in reichlichster Fülle. Vier Stunden verbrachte ich in diesem herrlichen Kreise, und sie rauschten mir schnell wie eine rasche lichte Wolke vorüber; als ich endlich nach Hause ging und mein stilles Stübchen betrat, mußte ich mir gestehen, daß ich von heute an in eine neue Epoche meines Lebens getreten sei. Ich war, selbst ein Mensch und für meines Gleichen geschaffen, wieder unter Menschen gerathen, mit denen zu verkehren ein Glück und ein Vortheil zugleich für den strebenden Mann ist.

## ZEHNTES KAPITEL. DER BESUCH IN DER HEIMAT.

Meister Ludwig hatte mir in Bezug auf meine schriftstellerischen Erfolge die Wahrheit vorhergesagt, das sollte ich nicht sowohl bei dem Erscheinen meines dritten Werkes, sondern noch mehr bei den übrigen in den nächsten Jahren rasch auf einander folgenden einsehen. Die Kritiker, die mir von Anfang an wohlgewollt, blieben bei ihren Aussprüchen, und die mir entgegen gewesen, milderten wenigstens um ein Bedeutendes ihre schroffen Angriffe, sie belehrten nur noch mit schwach aufgetragenem Pinsel und ertheilten Rathschläge, die ich mir gern gefallen ließ, denn ich weiß sehr wohl, daß man gerade von seinen Gegnern viel des Guten lernen kann. So war denn meine Bahn als Schriftsteller gebrochen und ich konnte allmählig in Ruhe Athem schöpfen, ohne un- ausgesetzt, Tag und Nacht, für meine Erhaltung arbeiten und um den zweifelhaften Erfolg meiner Mühen besorgt sein zu müssen. Nur wenn ich die unwiderstehliche Lust dazu empfand und mich die Begeisterung, Neues zu schaffen, ergriff, nahm ich die Feder zur Hand; das aber begegnete mir in den ersten Jahren noch sehr häufig und ist auch noch jetzt glücklicherweise nicht selten der Fall. Dabei erweiterten nützliche und angenehme Studien von Tage zu Tage das Feld meiner Kunstansichten, meine Erfahrungen vermehrten sich mit der fortschreitenden Zeit, und die Gemälde, die meine Feder entwarf, wurden, was mir vor Allem Noth that, gedrungener, gepreßter, das Zu- viel des jungen Autors wich dem gehörigen Maaße und

bald konnte ich selbst die Richtung mit den Augen verfolgen, die meine Muse allmählig einzuschlagen begann, während mein Geist unverrückbar das erhabene Ziel festhielt, welches zu erreichen ich mir vorgesetzt, mit meinen schwachen Kräften jedoch wahrscheinlich niemals erreichen werde.

Das Publicum liebt mich aufrichtig, davon habe ich unzählige Beweise in Händen; den Beifall desselben aber im Einzelnen hier zu erzählen und mich so gewissermaßen selbst zu vergolden, ist nicht meine Absicht und gehört nicht zu meinen Eigenschaften, da ich von jeher wußte und noch heute am besten weiß, daß ich nur ein kleines Licht und mit den größeren vergangener Tage und sogar mit den bedeutenderen der gegenwärtigen Zeit auf keine Weise zu vergleichen bin. Daher erwähne ich es auch nur vorzüglich deshalb, weil mir manche Freude daraus erwuchs und manche schöne Erkenntniß dadurch zu Theil wurde, die ich, wenn ich kein Schriftsteller geworden wäre, gewiß niemals erworben und erkannt hätte. Den Namen Moritz Brand wußten nur sehr wenige meiner Leser, den meisten war gar keiner bekannt, und wenn man von mir sprach, so gebrauchte man stets das Wort: der Verfasser der Reisebilder u. s. w. oder der Unbekannte, oder der Mann, der so standhaft seinen Namen verbirgt und was dergleichen mehr war. Meinen wirklichen Namens Walther Lund aber kannte Niemand, selbst Meister Ludwig nicht, denn in solchen Dingen muß ein Autor Vorsicht üben; sein Name verbreitet sich wider seinen Willen

wie eine ansteckende Krankheit oder ein verhängnißvolles Gerücht unbemerkt durch die Lüfte, ohne daß man eigentlich weiß, wie und wodurch er in den Mund der Leute gelangt. Ich hatte aber, wie man weiß, genügende Gründe, mich im Schatten vollkommener Namenlosigkeit zu verbergen, und diese meine Absicht gelang mir bis auf den heutigen Tag, wo die Wenigen, die mich kennen, nur der Meinung sind, ich sei Moritz Brand und Niemand anders.

Die böswilligen Kritiken also, um noch einmal auf sie zurückzukommen, hatten mir nicht geschadet; im Gegentheil, sie hatten mir genutzt, indem sie meinen Ruf schneller verbreiteten und mir viele, mit eigenem Verstande prüfende Leser verschafften; einige meiner früheren Gegner sogar traten mir mit Zuschriften, die ich durch meinen Verleger empfang, allmählig näher, ohne von ihren ehemaligen Ansichten zu sprechen, und baten mich, mit ihnen eine briefliche Verbindung anzuknüpfen. Ich antwortete, wie ich in meinem Leben jeden Brief beantwortet habe, der an mich eingegangen ist, das heißt so, wie meine Natur es verlangte, mild, ernst, zurückhaltend, denn in diesen drei Richtungen hatte sich mein Charakter in der letzten Zeit vorzugsweise ausgebildet.

Mit meinem Verleger selbst stand ich auf dem freundschaftlichsten Fuße, obwohl ich ihn niemals, weder früher noch später, persönlich gesehen. Er gab mir reichliche Honorar, mehr, als ich zu meinem einfachen Leben bedurfte, und ich hatte mir schon eine hübsche kleine Summe wohlverdienten Gutes erspart, die mir sehr bald

zu Statten kam, wie ich sogleich erzählen werde. Auch andere Buchhändler aus verschiedenen Städten hatten sich um meine Bekanntschaft beworben, indem sie mir ihren Verlag anboten, verschiedene literarische Aufträge ertheilten und sehr ansehnlichen Sold verhiessen. Ich verlangte aber nicht mehr, als ich hatte und blieb meinem ersten Verleger treu, dessen edelherzigem Benehmen ich ja meine ganze jetzige Stellung verdankte. Das größte Vergnügen der Art aber wurde mir durch dieselben Verleger zu Theil, die mich damals so schnöde und herrisch mit meinem Erstlingswerke abgewiesen hatten. Kaum hatten sie es gedruckt gesehen und erfahren, mit welchem Heißhunger das Publicum darüber herfiel, so bedauerten sie, den so freundlich angebotenen Handel auf eine so plumpe Weise abgebrochen zu haben. Als ich zufällig eines Tages einem der hochweisen Herren auf der Straße begegnete, begrüßte er mich sehr höflich, fragte nach Namen und Wohnung und lud mich am nächsten Sonntage zu einem glänzenden Mittagsessen ein, zu dem ich mich begab, weil Meister Ludwig und mehre andere meiner Freunde auch daran Theil nahmen. Am nächsten Tage besuchte mich der reiche Mann auf meinem einsamen kleinen Stübchen, welches ich noch inne hatte, bot mir eine Wohnung in seinem schönen Hause und eine jährliche Rente an, wenn ich mich dafür an einem literarischen Unternehmen betheiligen wollte, welches er mir mit den glänzendsten Farben auszumalen bemüht war. Ich lehnte dieses Anerbieten dankbar ab, vorgebend, ich

wolle in meiner Selbständigkeit, Zeit und Neigung zu bestimmten Arbeiten auf keine Weise gebunden sein, mein Geist schaffe nur, wenn er frei aus sich selbst entwickle und schöpfe, ich sei in meinem schriftstellerischen Geben einem höher begabten Thiere zu vergleichen, welches nur seinen instinktartigen Trieben folge, für alles Uebrige und außer ihm Liegende aber todt oder nicht vorhanden sei. Unter dem ernsthaftesten Bedauern seinerseits verließ er mich und ich habe ihn seit jener Zeit nicht wiedergesehen.

So vergingen mir einige Jahre sehr schnell in angestrenzter Thätigkeit, bei fortgesetztem reinem Streben, im allmäligen Erkennen der, meinem inneren Bedürfniß nothwendigen Erfordernisse, und niemals ließ ich meinen freien Willen zum Ergreifen solcher Dinge zwingen, die meinem fest ausgeprägten Wesen fremd waren. Ich näherte mich stark den Dreißigen und fühlte, daß meine erste Jugend hinter mir lag. Nicht etwa, daß ich irgend eine Abnahme meiner physischen Kräfte wahrgenommen hätte, o nein! aber ich bemerkte es deutlich an dem sicheren Festhalten meiner Ansichten der Dinge des Lebens, an meiner wachsenden Neigung nach ungestörter Ruhe und außerdem an einem besonderen inneren Etwas, das ich sogleich näher erläutern werde.

Die einzige Familie, in der ich gern und oft verweilte, weil sie mich wahrhaft mit Freundschaft beglückte und meinem Herzen näher als eine andere stand, war die Meister Ludwig's. Ich hatte zwar viele andere und

auch angenehme Bekanntschaften durch dieses Haus gemacht, aber nur wenige gepflegt, noch wenigere mit Eifer gesucht. Der Umgang mit einigen, aber ausgezeichneten, Menschen genügte mir vollständig und ich bedurfte keiner größeren Anregung. Die geistigen Genüsse einer großen Stadt waren mir dabei nicht fremd geblieben, wie sich das für einen gebildeten Mann in meiner Lage von selbst versteht, die Künste hatten mir bereitwillig ihre Pforten aufgethan und an der belehrenden Hand meines Meisters hatte ich manchen tiefen Blick in die reichen Schöpfungen derselben geworfen.

Alles dies aber, die Freundschaft einer liebenswürdigen Familie, Kunstgenüsse aller Art, Bearbeitungen von Gegenständen, die meinem inneren Wesen und meiner Neigung vollkommen entsprachen, reichten dennoch bei Weitem nicht aus, mich glücklich zu machen, ach nein! mir fehlte sogar sehr viel dazu. Ich war in die Jahre gekommen, wo der gefühlvolle Mann sich nach einer Gefährtin umschaute, um mit ihr die süßen und herben Erfahrungen des Lebens zu theilen, wo ein volles Herz, wenn es aus dem Strudel des Tages nach Hause zurückkehrt, sich sehnt, ein ihn erwartendes Herz zu finden, wo eine in weiten Bahnen umherflatternde Seele sich eine andere Seele wünscht, die die seinige begreife und begränze, mit der er Gabe um Gabe tauscht und die ihn tröstet, wenn irgend ein Kummer, ein trüber Gedanke ihn erdrücken will.

Ach ja! dieses Herzens, dieser Seele bedurfte ich sehr – aber – für mich war sie ja nicht mehr vorhanden, denn

die einzige, die mich ganz verstanden und begriffen hätte, die ich liebte mit unvergänglicher Liebe und die ich eben so wenig vergessen, wie mit einer andern vertauschen konnte, die weilte ja nicht mehr in dieser Welt. Und wenn ich nun so viele glückliche Menschen um mich her, oder wohl gar ein Braut- oder junges Ehepaar sah – wie schwoll und wogte mir da das Herz! Ach, da fühlte ich erst recht, daß ich nicht so glücklich war, wie jene, daß mir des Lebens schönere Hälfte fehlte, und mein Herz versank in bittere Trauer und Wehmuth darüber. Lange und wiederholt blutete es dann, wie es schon so oft geblutet, und immer waren es die aus derselben Quelle stammenden Tropfen, deren langsam tödtenden Erguß ich nicht zu hemmen und zu stillen vermochte.

Auch fing um diese Zeit meine Gesundheit etwas zu schwanken an, wenigstens litt ich häufig an heftigen Kopfschmerzen, die von meiner alten Wunde ausgingen und mir die größte Einsamkeit und Ruhe geboten. Ich selbst bemerkte alle dergleichen Vorfälle nicht so recht, denn ich war ja schon lange daran gewöhnt, Schmerzen zu leiden, erst ein anderes, aufmerksames Auge mußte mich durch eine gütige Bemerkung daran erinnern. Das geschah eines Tages, als Meister Ludwig seinen Geschäften nachgegangen war und ich in seinem Hause die verehrte Freundin allein fand.

»Mein lieber Freund,« sagte des Meisters gutes Weib zu mir, »ich muß Ihnen endlich sagen, daß mich etwas um Sie besorgt macht. Sie leiden, und Sie leiden ernstlich, ohne es vielleicht selbst zu wissen oder es uns wenigstens

eingestehen zu wollen. Ich habe schon oft mit meinem Manne darüber gesprochen und er giebt mir Recht darin. Entweder drückt Sie irgend ein unbekannter Schmerz, den Sie aller Welt verheimlichen, oder Sie haben Ihren Geist über Ihre Kräfte angestrengt, sich, mit einem Worte, überarbeitet. Gönnen Sie sich also gehörige Ruhe, oder wenn Sie lieber unsern Vorschlag annehmen wollen, begleiten Sie uns auf unserer nächsten Reise –«

»Um Gotteswillen nicht – nein!« unterbrach ich sie fast erschrocken, denn der Gedanke an eine neue Reise beunruhigte mich vor allen anderen Dingen. »Wenn Sie wüßten, beste Frau, was mir das Reisen gekostet hat, was ich dadurch verloren habe, Sie würden mich nicht vom Neuem dazu auffordern.«

»Und doch haben Sie so schöne Reisebilder geschrieben –«

»Es wäre mir lieber gewesen, wenn mir die Anschauungen derselben erspart geblieben wären. Nein, nein, lassen Sie mich zu Hause, mir ist nur wohl, wenn ich allein und ungestört bin –«

»Wir wissen es wohl, daß Sie ein unverbesserlicher Stubensitzer sind; aber wohlan, so habe ich einen andern Vorschlag. Gehen Sie wenigstens auf's Land, so lange wir den Sommer über die Stadt verlassen – ruhen Sie sich aus, erholen Sie sich, und wenn wir uns dann im Winter wieder begrüßen, lacht uns das gegenseitige neue Leben frisch aus den munter gewordenen Augen an.«

»Auf's Land!« rief ich, wie von einem elektrischen Schläge berührt, aus. »Auf's Land! Ja, das ist ein Vorschlag, der meine Seele trifft – das ist es, jetzt begreife ich es, was ich lange schon von selbst gewünscht, wonach ich mich gesehnt, ohne daß ich einen Namen dafür gewußt hätte.« –

Tief sinnend begab ich mich am Abende dieses Tages nach Hause und dachte über diesen vortrefflichen Vorschlag weiter nach. Da bemächtigte sich meines ganzen Wesens plötzlich eine unwiderstehliche Sehnsucht nach meiner Heimat, die ich seit beinahe sechs Jahren nicht wieder gesehen hatte, denn der nächtliche Besuch, den ich in jener Weihnachtsnacht an Anna's Grabe abgestattet, konnte nicht dazu gezählt werden, ich hatte ja damals von Allem, was um mich her geschah, nichts gesehen, denn ich lebte nur im Geiste, und dieser Geist war noch dazu nur voll Schmerz und Wehmuth. Wie mit einem Zauberschläge traten mir die Gegenden wieder vor Augen, die mir seit meiner Kindheit immer die liebsten gewesen, in denen ich so glücklich war und die füßesten Tage einer unvergeßlichen Jugend verlebt hatte. O, und nebenbei war der Mai gekommen und die Knospen und Blüthen waren aufgebrochen, die Bäume füllten sich mit lispelndem Laube und die Gräser hatten ihr schwankendes Haupt frisch und jung aus dem Boden erhoben. Und ich sollte das nicht aus erster Hand sehen und genießen?

Wie nun der Gedanke erst einmal in mir wach geworden war, sich der ländlichen Natur wieder mit vollem Herzen und ganzer Seele hinzugeben, da konnte

ich nichts anderes mehr denken, als ihn allein; Tag und Nacht träumte ich von meiner schönen Heimat, und wie mit unsichtbarer Gewalt riß es mich zu ihr hin. Da konnte ich denn nicht begreifen, wie es gekommen, daß ich so lange davon entfernt geblieben war, ohne das Bedürfniß danach mir selbst einzugestehen, zumal sie mir doch mittelst der Eisenbahn so nahe lag; und wieder erfuhr ich, wie man oft im Weiten vergebens sucht, was man in nächster Nähe besitzt. So raffte ich denn schon am nächsten Tage die nothwendigsten Kleider und Bücher zusammen, warf sie in meinen alten Koffer und, nachdem ich den zärtlichsten Abschied von meinen paar Freunden genommen, flog ich, das Herz voll süßer und trüber Bilder der Wehmuth, auf dem kürzesten Wege der lang entbehrten Heimat zu.



Mir war beklommen und beinahe angstvoll zu Muthe, als ich meinen Fuß auf das lange nicht betretene Pflaster meiner Vaterstadt setzte. Ich stieg in einem kleinen Gasthause ab, wo Niemand mich kennen konnte. Sogleich beschloß ich einige der Plätze aufzusuchen, die mir von Kindheit an theuer und werth gewesen waren und so richtete ich meine Schritte ohne Aufenthalt nach dem Neuen-Garten, um von da aus die Seen der Havel zu betrachten und nach der unvergeßlichen Römerschanze überzusetzen.

Auf dem ganzen Wege durch die Stadt, das Naunertor und die lange Vorstadt bis zum königlichen Garten begegnete mir Niemand, der mich oder den ich kannte. Es ist wunderbar, wie rasch sich in einer so wenig volkreichen Stadt die Menschengesichter in einigen Jahren verändern und verlieren. Das war mir diesmal indessen lieb, denn ich wollte unaufgehalten meinen einsamen Weg verfolgen. Durch das grüne Gitter trat ich in den Garten ein und sah von Weitem das schöne Marmorpalais vor mir liegen. Ruhig und friedlich wie immer standen die holländischen Häuser und grüntem die Bäume, kein Mensch bewegte sich durch die schattigen Gänge und Anlagen. Ich bog in die Platanenallee ein und schritt der alten Meierei zu. O, wie schwoll mir das Herz vor süßer Wehmuth, wie schwankten meine spähenden Augen von einem bekannten Punkte zum andern – jeder einzelne Baum, jede Bank, jeder Rasenfleck hatte für mich eine Geschichte, und ich begrüßte sie alle wie einen alten lange nicht gesehenen Freund. Langsam, mit Gewalt meine innere Aufregung zurück drängend, schritt ich immer weiter vor. Mir fielen sogar alte Gespräche ein, die ich mit Gustav auf diesen Wegen so oft traulich und glücklich geführt, und die halb vergessenen Tage der Jugend tauchten immer deutlicher vor meinem Geiste aus. Da, noch einige Schritte weiter vorgerückt, stand ich unter den schönen Lindenbäumen, oberhalb der Meierei, und sah den spiegelblanken Jungfernsee unmittelbar vor mir liegen. Noch wie ehemals ruderten die weißen Schwäne

stolz und und sicher darauf herum, noch wie ehemals zogen in weiter Ferne zur Rechten schwerbeladene Kähne mit weitgebläheten Segeln ihren Weg langsam und majestätisch dahin. –

Da trat die mir wohlbekannte Meierfrau, noch eben so trägen und schleppenden Ganges wie früher, aus ihrem gemüthlich von Blättern beschatteten Hause, stieg den kleinen Hügel herauf, um, beinahe ohne Gruß, an mir vorüber nach der Stadt zu gehen. Ich blieb stehen und ließ sie dicht an mich herankommen.

»Guten Morgen, Frau Thiele,« sagte ich zu ihr und stellte mich dicht vor sie hin, denn ich wollte sogleich prüfen, ob ich leicht oder gar nicht erkannt werden würde. »Sie kennen mich wohl nicht mehr?« fragte ich weiter.

Die Frau blickte mich lange und aufmerksam mit ihrem nüchternen Gesichte an, dann schüttelte sie leise den Kopf.

»Nein,« erwiderte sie, »ich kenne Sie nicht, es kommen so viele Leute hierher.«

»Kann ich ein Glas Milch erhalten?«

»Ja, gehen Sie nur hinein und fordern Sie es sich von meiner Tochter, Sie finden sie bei den Kühen.« Und langsam wie immer setzte sie ihren Weg fort und ich freute mich, daß ich mich so verändert hatte, daß selbst diese genaue alte Bekannte mich nicht bei meinem Namen nennen konnte.

Ich begab mich in das Haus. Zwei Töchter, zu meiner Zeit noch Kinder, waren jetzt erwachsen und die eine war sogar schon Braut, was sie mir sogleich erzählte, ohne

daß ich sie danach gefragt hätte. Ich trank meine Milch und bat, mich im Nachen über den See fahren zu lassen. Der alte Knecht von früherher, noch dieselbe zerrissene Jacke tragend, die er vor Jahren trug, und das Haar noch eben so unwirsch über das gealterte Gesicht geworfen, stieg nach einigem Zaudern in den Kahn, den ich ebenfalls noch als einen alten Bekannten begrüßte.

In einer Viertelstunde, nachdem ich während der Fahrt dem lieben Wasser tausend süße Worte zugeflüstert und mein gebräuntes Gesicht mit dem dunklen Barte in seinem Spiegel selbst verwundert angestaunt hatte, befand ich mich am jenseitigen Ufer, dem Lande meiner jugendlichen Thaten.

Ich sprang an das Ufer und begrüßte es wie ein seit langer Zeit verlorenes und nun siegreich wieder erobertes Eigenthum. Die Sträucher am Rande des Wassers waren zu Bäumen geworden, die alten Bäume selbst aber, Kiefern und Erlen, waren dieselben geblieben, kaum merklich gewachsen. Mich befiel ein heiliger Schauer, als ich das Rauschen ihres Blätterdaches wieder über mir vernahm und langsam, zögernd, bald hierin, bald dorthin spähend, in das tiefere Gebüsch drang.

Eine Stunde war bald verstrichen und ich näherte mich hochklopfenden Herzens der alten Römerschanze. Scharf blickte ich hinauf zu der grünen Höhe, aber ach! keine sylphenhafte Gestalt stand wie damals auf ihrer Spitze, mich sehnsüchtig zu erwarten und freudig willkommen zu heißen. Ich fühlte, wie mein Herz voller schlug und

mir beinahe der Athem versagte, als ich die Anhöhe hinaufstieg – endlich war ich oben. Niemand war rings um mich her, der mich hätte beobachten können, nur die goldene Maisonnette stieg allmählich ihrem Höhepunkte entgegen und schaute mich, wie es mir vorkam, liebevoll und lächelnd an. Ich sank auf den Boden, an derselben Stelle nieder, die mir für ewig durch Anna's Fuß eine geweihte geworden war; ich küßte ihn, ja, ich legte meine Brust auf ihn hin. Ach! aber er war kalt, todt, wenigstens nicht so lebenswarm, wie meine von wollüstiger Erinnerung so volle und doch so traurige Brust. Nach einer Weile erhob ich mich wieder und schritt auf dem grünen Walle weiter vor. Eine durch keine äußere Störung unterbrochene Stille umgab mich feierlich. Ich sah mir die alten Eichen und Kiefern an, unter denen ich kosend und überglücklich mit Anna einst umhergewandelt, aber sie erschienen mir kalt, öde und finster, wie der graue Boden, auf denen sie seit Jahrhunderten wurzelten. Da flötete eine Nachtigall ihr seelenvolles Lied – ach! wie lieblich schwoll ihre Klage, ihre unaussprechliche Liebeswehmuth mir entgegen. »Ja,« sagte ich, »Du fühlst das Leid, was auch ich fühle, sei mir gegrüßt, denn ich bin wie Du allein!« Ein frischer Wind aus dem finsternen Walde weh'te herüber und schüttelte wie ein ernster Mahner die Bäume und Sträucher – ach! es war auch nicht derselbe Wind, der damals ihre und meine Locken vermischte, denn jener kam vom Süden und dieser vom Norden herüber.

Ich verließ die Schanze und trat in den dichterem Wald ein. Unwillkürlich folgte mein Fuß dem früher oft betretenen Pfade, der sich, nicht mehr, nicht weniger ausgetreten, durch das Dickicht zwischen den nahe beisammen gewachsenen Kiefern schlängelte. Sinnend, nur der Vergangenheit lebend, die Gegenwart völlig vergessend, und bei Leibe nicht der Zukunft gedenkend, schritt ich weiter, immer weiter, bis ich die grüne Höhe erreichte, von der herab man das Dorf Glindow zuerst sieht. Fast athemlos trat ich aus den Bäumen hervor und schaute hinüber und hinunter in die grünende Fläche vor mir. Da lag es, still wie sonst, freundlich wie immer – aber, was war das? »Wo ist das Pfarrhaus geblieben?« fragte ich mich ängstlich. Es war verschwunden, oder – jetzt blickte ich genauer hin – man baute es eben vom Grunde wieder neu herauf. »Wie, ist es noch nicht fertig?« fragte ich mich. – Und ohne es zu wissen, war ich unter die alte Eiche getreten, unter deren schirmenden Aesten Anna zuletzt gestanden, als ich den zärtlichen Abschied von ihr nahm. Wieder ließ ich mich auf den Rasen nieder – denn es war, als ob er mich gewaltsam an sich zöge. Auch ihn, auch diesen theuren Boden küßte ich, der einst mein Liebstes, Theuerstes auf der Welt getragen. O, und ich blieb lange auf ihm liegen, denn ich hatte ihm so viel, so unendlich viel zu sagen, und zu klagen. Da, hier an dieser unvergeßlichen Stelle, erfaßte mich plötzlich ein seltsamer Gedanke. »Hier willst Du bleiben,« sagte ich mir, »in der Nähe wenigstens eine Hütte bauen und wie ein frommer Einsiedler leben!«

Auf dem Wege nach dem Dorfe dachte ich diesen Gedanken weiter aus und wälzte tausend neue Entschlüsse in meinem Geiste herum. So erreichte ich die erste Stätte des Vordorfes, die ein armer Käthner bewohnte. Er selber trat eben heraus, um auf den Acker zu gehen, denn er hielt seine selbst gefertigten Werkzeuge in der Hand.

»Was ist es mit der Pfarre, Mann?« fragte ich leise.

»Die Pfarrei. Nun, die ist abgebrannt vor zehn Wochen.«

»Vor zehn Wochen? Zum zweiten Mal? Wie kam denn das?«

»Das weiß Gott allein – den müssen Sie fragen. Wir hatten im März ein Gewitter und der einzige Blitz, der zur Erde fuhr, schlug in das Haus und brannte es nieder.«

»Wieder ein Blitz!« rief ich unwillkürlich laut aus und stand wie in den Boden gewurzelt und von dem heiligen Schauer vor einer unbegreiflichen Allmacht leise durchbebt vor dem mich fragend anblickenden Manne.

»Ja, wieder ein Blitz,« entgegnete er, – »jetzt bauen sie abermals daran, bis vielleicht ein dritter kommt.« –

Ich schritt weiter, dem Dorfe zu, und sah bald um das zweimal vom Feuer des Herrn verzehrte Gebäude die munteren Arbeiter sich tummeln. Es verhielt sich wirklich so, wie der Mann mir gesagt hatte. Auf das Tiefste ergriffen, schaute ich eine Weile der Arbeit zu und konnte, so viel ich mich müdete, den Willen des Allmächtigen nicht erkennen, der mit schwerer Hand auf diesem unglücklichen Hause lag. Nach einigem Zögern ging ich um den Kirchhof herum und betrachtete, über die Mauer hin

blickend, die beiden befreundeten Gräber. Sie grüntem im natürlichsten Frühlingsschmuck, die Thränenweide senkte liebevoll ihre kaum belaubten Zweige herab und deckte sie halb zu, als wollte sie sie in ihre Arme fassen, – sonst war kein Schmuck, kein Zeichen der Liebe an ihnen wahrzunehmen.

»Das soll bald anders werden,« sagte ich leise, indem ich meine Hand wie segnend über die Gräber ausstreckte. »Wartet bis zum Abend, bis die Augen der Menschen schlafen und nur die Gottes wachen, dann besuche ich Euch. Es braucht Niemand zu sehen und zu wissen, daß wir uns kennen, als ihr und ich und – Gott!«

Das Küsterhaus war neu getüncht, auch ein neuer Küster wohnte darin, der von der Geschichte der Verstorbenen, also auch von mir, nichts wußte, wie ich sehr bald erfuhr. Die Bauern, denen ich begegnete, waren mir theils fremd, theils so gealtert, als wären sie plötzlich aus der Jugend in's Greisenalter getreten. Die Kinder waren erwachsen und konnten mich nicht kennen, ich selbst kannte kein einziges mehr. Dem neuen Pfarrer war ein Zimmer in einem Bauernhause eingeräumt, ich sah ihn an diesem Tage noch nicht, lernte ihn aber später kennen, obwohl ich ihn meistens vermied, denn er erinnerte mich nur zu sehr an seinen Vorgänger und Das, was mir mit diesem geschehen. Nachdem ich auf diese Weise das Dorf nach allen Seiten gemustert und in allen Richtungen durchwandert, schritt ich denselben Weg, den ich gekommen war, zurück. Aber anstatt mich zur Römerschanze zu wenden, betrat ich den Pfad, der nach der Krampnitz

führt. In einer Stunde war ich in dem einsamen Forsthause und nahm ein bescheidenes Mittagsmahl ein. Eine mir unbekannte aber freundliche Frau aus der Umgegend, eine Verwandte des Försters, waltete zur Zeit darin; sie nannte sich Frau Wolter. Ich fragte sie, ob ich die Nacht bei ihr ein Unterkommen finden könne, und nach kurzer Ueberlegung bejahte sie es. Nachmittags besuchte ich der Reihe nach alle Plätze, die mir so lieb und werth waren; ich sah Alles wieder und fand es auch unverändert, selbst die Stelle, wo ich damals mit dem Pfarrer gesessen, als die beiden Mädchen uns mit Vergißmeinnichtkränzen geschmückt. Mein Kranz war zwar verwelkt, aber seine Blumen hatten ihren Namen bestätigt, denn ich hatte nichts, nicht das Geringste aus jener Stunde vergessen. Noch trat ich an das Ufer des immer ernst, dunkel und beinahe wild blickenden Sees und betrachtete nachdenklich die Kiesel, über die noch wie früher seine flüssigen Wellen rieselten. Ich nahm einige davon in die Hand und befühlte sie lange. Es war mir, als wären sie noch warm von der schönen Hand Anna's, die sie vielleicht berührt, und doch war die Kälte manchen Winters über sie hingegangen und hatte ihr steinernes Wesen noch mehr erkaltet – ach, mir hatte diese Kälte nichts geschadet und genommen, denn ich war noch eben so warm, so lebenswarm, wie immer, wie damals, – aber wo war sie, sie, die ich suchte? O Gott, o Gott, sie lag kalt und vermodert im feuchten Grabe! Du hast sie mir also gar nicht wiedergegeben!

## ELFTES KAPITEL. MEINE LETZTE HEIMAT AUF ERDEN.

Als sich dieser Tag zum Abende neigte, machte ich mich auf den Weg nach dem Kirchhofe in Glindow. Ich mußte nach langer Zeit einmal wieder mit meinen Lieben unter der Erde sprechen. Wie das erste Mal erzählte ich ihnen meine neuesten Erlebnisse und mischte meinen früheren schmerzlichen Erfahrungen also einige freundlichere bei, denn ich war ja ein selbständiger Mann geworden und Gott hatte mich gesegnet, daß ich den Antheil des Göttlichen, der in mir lag, laut und offen verkünden konnte vor aller Welt. Und wieder, wie vor Jahren, sog mein Herz Frieden und Zufriedenheit aus dieser Unterhaltung, und meine geistige Kraft ging ja allein aus dieser Seelenstimmung hervor, ich hatte also abermals für Gegenwart und Zukunft das Beste gewonnen. Hier, an diesem Abende, wurde mein Entschluß, mich in der Nähe anzusiedeln, unumstößlich festgesetzt; ich hatte den Todten versprochen, bei ihnen zu bleiben, und sie hatten es im Geiste genehmigt, ich mußte daher ihnen und mir Wort halten. Spät in der Nacht erst kehrte ich nach der Krampnitz zurück; Frau Wolter aber, der ich mein längeres Ausbleiben vorher verkündigt, erwartete mich, schloß mir das Haus auf und bemühte sich so sorglich und gastlich um mich, als ob sie eine Ahnung davon gehabt, daß ich auf diesem nächtlichen Wege eine Pflicht der Liebe und Dankbarkeit vollbracht.

Als ich am nächsten Morgen vor die Thür des Forsthauses trat, um mein Frühstück im Freien zu verzehren,

gesellte sich Frau Wolter, die überall und immer, wo es was zu thun und zu schaffen gab, bei der Hand war, zu mir und fragte mich im Laufe unseres Gesprächs, wie mir diese einsame Gegend am See gefalle?

»Wie sie mir gefällt, liebe Frau?« fragte ich freudig bewegt wieder. »Das ist nicht das rechte Wort, denn ich bin davon entzückt, und zwar so sehr, daß ich die größte Lust fühle, mich an diesem abgelegenen Wald- und Wasserge- stade auf längere Zeit niederzulassen.«

Die Frau betrachtete mich mit prüfendem Blicke, als ob sie zweifele, daß es ernstlich gemeint sei, was ich so eben zu ihr gesprochen.

»Sie sehen aber nicht so aus, mein junger Herr,« erwiderte sie auch sogleich, »als ob Sie es lange in einer so öden und von Menschen verlassenen Gegend aushalten könnten. Den Sommer lass' ich mir hier wohl gefallen, ach ja! der ist sehr schön; aber der Winter, den sollten Sie sehen, wenn der Strom mit fußdickem Eise belegt ist und die vom Schnee funkelnden Wälder wie große Heere weißer Gespenster erscheinen –«

»Das muß köstlich sein, meine gute Frau, zumal wenn man sich draußen müde gelaufen hat und durch und durch gefroren ist. Dann in einem warmen, behaglichen Zimmer zu sitzen und mit Gott, der Natur und sich selbst zu verkehren, dürfte ein größeres Glück sein, als sich mancher von Vergnügen zu Vergnügen taumelnde Städter vorstellen kann.«

»Aber mein Gott, wenn das ein so großes Glück ist, wie Sie sagen, so kommen Sie doch her. Ich dachte mir

immer nur wir, die wir hier geboren und groß geworden sind, könnten und müßten hier leben, weil uns Gott einmal hierher gesetzt, denn wir wissen es wohl, wie schön es hier ist; und was es Bitteres in der Einsamkeit zu ertragen giebt, je nun, daran sind wir ja von Kindesbeinen an gewöhnt. In einer großen Stadt laufen sie auch nicht so oft zu einander und stecken die Köpfe zusammen, wie unsereins sich das bisweilen denkt, und wer da fremd und unbekannt ist, steht verlassener da, als hier, wo es doch einzelne gute Menschen giebt, die rathen und helfen, wenn man in Noth geräth.«

Wir waren während dieses Gespräches unter den alten Tannen fortgeschritten und hatten uns eine beträchtliche Strecke vom Forsthause entfernt. Endlich erreichten wir eine alte verfallene Waldhütte auf einer grünen Anhöhe, die eine wunderbar herrliche Aussicht über den eirunden See und seine dunkelwaldige Umkränzung bot. Das Dorf Nedlitz, ganz links aus weitester Ferne herüberschauend, glich im heutigen leichten Morgennebel einer Jungfrau, die sich hinter einem halb durchsichtigen Schleier verbirgt und dadurch nur um so schöner und reizender erscheint. Ach, und die breite und krystallreine Wölbung des Himmels über dem leise rauschenden See, wie weit und tief gestattete sie dem Auge den Einblick in das klare Element der Luft, wie war hier jedem lauschenden Sinne unbegrenzte Freiheit und Willkür gestattet, zu schweifen, zu schauen, zu horchen nach Allem und auf Alles, was mit lauten und stillen Stimmen im weiten Schooße der Natur sich so reich und reizvoll verbirgt!

»Es ist prächtig hier, so erfrischend, so labend!« sprach ich mehr zu mir als zu meiner Begleiterin, die schweigend neben mir stand und mit stillem Entzücken den unbeschreiblich wohlthuenden Eindrücken folgte, welche die einfache und doch so reiche Natur in mir hervorrief. »Wie schade, daß man dies alte Waldhaus hier so ganz und gar verfallen ließ, man könnte sonst auf der Höhe eine herrliche Wohnung daraus zimmern.«

»Das kann man alle Tage, mein Herr, denn das ist mein Grundstück hier ringsum bis an die schlanken Birken in der Nähe des Forsthauses hin.«

»Ihr Grundstück?« fragte ich verwundert aufhorchend.

»Ja wohl, meines Herr! Ich habe es erst vor einigen Monaten ererbt von meines verstorbenen Mannes Bruder, der vor Kurzem das Zeitliche gesegnet und, ohne Kinder zu hinterlassen, mir dies kleine Erbtheil ohne alle Schulden vermacht hat.«

»Wer war Euer Mann?«

»Mein Mann war Küster in Nedlitz, und außerdem, was ich nicht bin, klug und gebildet.«

»Aber Ihr habt gewiß Manches von ihm gelernt, denn Ihr seht mir nicht ganz wie eine Bäuerin aus.«

»Das bin ich auch nicht. Ich stamme aus einer großen Müllerei bei Nauen her und meine Eltern hatten ein für ihre Verhältnisse ansehnliches Vermögen. Ich habe auch fleißig die Schule besucht und selbst noch als Küsterfrau, zwischen den Kindern sitzend, dem Unterricht meines Mannes beigewohnt.«

»So, das war brav von Euch. Sagt einmal, habt Ihr keine Lust, dies Waldhaus auszubauen?«

»Gewiß, mein Herr, ich bliebe von Herzen gern in der Nähe der Krampnitz, denn der Förster ist mein Vetter, und alle meine alten Bekannten wohnen hier rings umher – aber – es fehlt mir das nöthige Geld dazu, denn ich habe wohl etwas baar, aber lange nicht genug.«

»Hört 'mal, Frau Wolter, ich will Euch einen herrlichen Vorschlag machen. Laßt dieses Waldhaus ausbauen, nach Art der Schweizerhäuschen, wie Ihr sie da unten an der Havel neben der Zuckerburg gewiß schon gesehen habt. Ich will mich mit einigen hundert Thalern dabei betheiligen und dann so lange bei Euch dafür wohnen, bis die Miethe das Capital bezahlt hat.«

Die Frau sah mir freudig erschrocken in's Gesicht, als traue sie meinen Worten nicht ganz. Ich trug ihr aber noch einmal in allem Ernste meinen Wunsch vor und sie ging später darauf ein, nachdem sie sich mit dem Förster zu Hause darüber berathen hatte. Ich blieb noch einige Tage in der Krampnitz wohnen, um dem Zimmermeister, der das Haus herstellen sollte, meinen Bauplan anzudeuten. In kurzer Zeit ward das Werk begonnen und in den Sommermonaten desselben Jahres hergestellt. So entstand das kleine freundliche Schweizerhaus, welches ich noch heute bewohne, und so Gott will, als meine letzte Heimat auf Erden nicht wieder zu verlassen gedenke, denn ich fühle mich hier so ruhig, zufrieden und glücklich, wie ich es, meinen Verhältnissen nach, nur sein kann.

Als ich mit dem Zimmermeister die nöthige Verabredung getroffen, kehrte ich auf einige Tage nach Berlin zurück und nahm Abschied von meiner alten Wirthin. Sie weinte wie ein Kind, als sie mich für immer aus ihrem kleinen Hause scheiden sah, und sprach die Besorgniß aus, nie wieder einen so guten Herrn zu bekommen, wie ich ihr gewesen war; auch mir ging die Trennung von ihr sehr nahe.

Einen größeren Sturm aber, meinen unerwarteten Entschluß zu erschüttern, erhoben meine Kunstfreunde. Indessen besiegte ich allen Widerspruch durch meinen festen Willen, und so stimmte man mir endlich bei, nachdem ich das Versprechen gegeben, sie im Winter bisweilen auf einige Wochen zu besuchen, was sie mir dagegen im Sommer von Herzen erwidern wollten.

So zog ich nach acht Tagen mit allen meinen kleinen Habseligkeiten schon wieder nach der Krampnitz hinaus und miethete mich bei dem guten Förster bis zur Vollendung des Schweizerhäuschens ein. Frau Wolter wurde meine Hausfrau, wie ich mir keine bessere wünschen konnte, denn sie war stets fröhlich, arbeitsam, unverdrossen, lebte für mich allein und sah mir jeden Wunsch an den Augen ab. Ende September zogen wir in unsere neue Wohnung und richteten uns behaglich und gemüthlich darin ein; die eigentliche Besitzerin des Ganzen nahm die unteren, ich die oberen Räume in Beschlag. In wenigen Wochen war ich heimisch geworden und fühlte nun erst

vollkommen das Glück, welches ich mir von einem solchen Aufenthalte unmittelbar in Gottes freier Natur bis dahin nur geträumt hatte.

Mein erster Besuch, den ich von meiner neuen Wohnung aus abstattete, galt dem Landrathe des Kreises. Ihm, einem Ehrenmanne, dem ich in allen Dingen vertrauen konnte, theilte ich meinen wirklichen Namen, und die Gründe mit, die mich veranlaßten, denselben nicht vor der Welt zu führen. Ich wollte, daß Niemand durch mich an frühere Verhältnisse erinnert würde, aber auch ich selbst wollte ungestört sein und frei bleiben von aller fremden Einmischung, denn ich wünschte, allein meinen Erinnerungen zu leben und mir die Zukunft meinen Lieblingsneigungen gemäß zu gestalten. Je unbekannter man aber den umwohnenden Nachbarn bleibt, um so leichter wird uns dieses billige Verlangen gewährt. Der Landrath ehrte und genehmigte meinen reiflich überlegten Entschluß und verhiess mir in allen möglichen Dingen seinen Rath und seinen Schutz.

Sodann besuchte ich den neuen Pfarrer in Glindow. Ich lernte in ihm einen guten aber leidenden jungen Mann kennen, der wenig zu seinem Berufe als Landpfarrer taugte. Denn wenn ihn sein alljährlich wiederkehrendes Brustübel befiel, vergaß er Alles um sich her, ließ seine wichtigsten Geschäfte bei Seite liegen und gab sich ganz und gar seinen krankhaften Einbildungen hin. Ich besuchte ihn selten und nur dann, wenn mich das Bedürfniß geistigen Austausches zu ihm trieb. Von meinem Verhältnisse zu seinem Amtsvorgänger hatte ich ihm

nur das Nothwendigste mitgetheilt. Ich sagte ihm, ich sei seinem Hause befreundet gewesen und deshalb wären mir die Gräber der Verstorbenen lieb und werth. Auf diese Weise gewann ich Gelegenheit, die mir so lieben Stätten meiner Unvergeßlichen nach meinem Gefühle zu schmücken, wie es bisher nicht geschehen war. Ich ließ sie mit einem kleinen Gitter umgeben und zwei harte Steine behauen, die ich, mit dem einfachen Namen der Abgeschiedenen bezeichnet, an Ort und Stelle insgeheim aufstellte. Ich wußte zwar, wer da unten schlummerte, aber die Nachwelt sollte auch daran erinnert werden, daß zwei herrliche Menschen von ihr geschieden waren. Bei Tage besuchte ich nur sehr selten den alten Kirchhof; bei hereinbrechender Nacht aber, wenn die Leiber schliefen und nur die Seelen wachten, schlich ich zu ihm hin. Da sah ich denn die Sterne über uns Dreien flimmern und meinen treuen Gefährten, den schönen Hesperus, an den die Geliebte meines Lebens mich gewiesen, den trauernden Lebenden und die Gräber sich beschauen, in denen er vielleicht die Wiege seiner glänzenden Ewigkeit erkannte. Und niemals trat ich meinen Weg vergebens zu ihnen an, niemals haben sie mein Herz voll Trauer und Trübsal, immer voll himmlischen Trostes und Segens heimkehren lassen.

Nur von Zeit zu Zeit, wenn mich die Lust anwandelt, Menschen zu sehen und geistig mit ihnen zu verkehren, verlasse ich auf wenige Tage meine Einsiedelei und kehre bei meinen Freunden in der Hauptstadt ein, denen ich jederzeit willkommen bin. Aber plötzlich erfaßt mich

wieder die Sehnsucht nach meinem Hause und meinem Strome, nach meinen Wäldern und Gräbern, und schneller als ich gegangen bin, kehre ich stets wieder zu ihnen zurück.

Allen Wechseln der Witterung preisgegeben, bin ich bei einfacher Nahrung und geregelter Lebensweise gesund und frisch, und fühle mich im vollkommenen Besitze aller männlichen leiblichen und geistigen Kräfte. Die Schriftstellerei, in der ich noch täglich fortfahre, ist mir zur unentbehrlichen Gewohnheit geworden und legt mir niemals Beschwerden oder Mühen auf; im Gegentheil, hier in Gottes freier Natur ist es eine Wonne, an meiner geistigen Vollendung zu arbeiten, und Alles, was ich beginne, quillt mir wie ein natürlicher, unversiegbarer Born gleichsam von selbst unter den Händen hervor.

Jetzt sind schon mehr als drei Jahre verstrichen, seitdem ich als freiwilliger Einsiedler an meinem See wohne, und nur selten verlasse ich ihn, um irgendein kleines geselliges Bedürfniß in der nahen Stadt zu befriedigen, wo meine Jugendfreundin Julie jeden Sommer mit einer befreundeten Familie wohnt. Niemand als sie und der Landrath kennt mich bei meinem wahren Namen, allen Uebrigen bin ich, was ich der ganzen Welt bin, Moritz Brand, und selbst von meiner schriftstellerischen Beschäftigung haben nur die Wenigsten oberflächlich Kunde.

So lebe ich mir allein und bin frei von dem Geschwätze und der Anfeindung der großen und thörichten Welt. Wenn mich zuweilen ein trüber Gedanke in meiner Einsamkeit beschleicht und meinen Geist vorübergehend

niederdrückt, so ist es der, in meinem Leben nicht Das geleistet zu haben, was ich vielleicht hätte leisten können. Aber die Ungunst der Verhältnisse und Lebenslagen drückten meinen kühnen Aufschwung zu Boden, hemmte jede andere Thätigkeitsäußerung und senkte meine Fähigkeiten in lethargischen Schlummer, aus denen nur bisweilen eine blitzartig aufleuchtende Träumerei sie in's Dasein zurückruft. Stets aber, wenn meinen tiefen Schlaf irgend ein äußeres Reizmittel stört und mich zur Empfindung der Welt und ihres geräuschvollen Strebens erweckt, erhebe ich mich schnell, raffe alle meine Hilfsmittel zusammen und leiste in einigen Stunden mehr, als Andere kaum in eben so vielen Tagen vermögen.

Aber auch dann leiste ich – freilich wenig nur, das erkenne ich wohl, aber meinen Verhältnissen und Wünschen genügt es. Daß meine tiefe Abgeschlossenheit von allem gewöhnlichen Verkehr mich mit manchen ungewöhnlichen Eigenthümlichkeiten beschenkte, gestehe ich gerne ein. So vermeide ich zum Beispiel oft Wochen lang alle Menschengesichter, namentlich wenn ich, meinen eigenen innersten Gedanken hingegeben, in Gottes freier und schöner Natur auf und nieder wandele. Denn es kommt mir dann vor, als ob aller Haß, alle Feindschaft, alle Sorge der Welt allein an diesen Menschen haftete – und ihnen aus dem Wege zu gehen, war mir von jeher der größte Genuß.

Zu eigen geblieben sind mir dafür meine theuren Jugendträume, obwohl ich bekennen muß, daß mich die

meisten mit ihrer verführerischen Sirenenstimme belogen und betrogen haben. Denn, habe ich erreicht, was ich ehemals zu erreichen gedachte? Ach nein! Ich bin weit hinter meinen Vorsätzen zurückgeblieben. Ich wollte ein Heros werden und bin nichts weiter geworden, als was ich von Anfang war – ein Mensch, ein armer, elender Mensch! Ich wollte nach allgemeiner Anerkennung ringen und mir den Beifall der Besten erwerben, und sie haben mich bekrittelt und beschimpft; ich wollte ihnen Gutes thun, und sie haben mich verfolgt und verspottet und mein schwaches Haupt mit Schmerzen und Sorge überhäuft. O, wie hat mir die Stimme meines Innern Alles so süß vorgesungen, und wie bitter hat es meinem Herzen geschmeckt! Ich wollte in den Himmel fliegen und bin im Staube der Erde zurückgeblieben, ich wollte das ganze Weltall mit meinen Armen liebend umfassen, und sie haben mir das Theuerste hinausgetragen und es zu Staub und Asche werden lassen. Schreib', Schreib', Schreib', wie Du denkst und fühlst, flüsterte mir die rüstige Jugend zu, damit Du Ruhe findest im Herzen und Geiste, und ja – Ruhe, Ruhe, Ruhe, das ist das Einzige, was ich gefunden und mir errungen habe, aber es ist die Ruhe eines ausgebrannten Vulkans, die nur vom Tode und der Vergänglichkeit alles Irdischen zeugt. Und dennoch bin ich zufrieden damit, denn es giebt nirgends Ruhe in der Welt, wenn sie nicht im eigenen Herzen ist. Was mich auch quälte, erschütterte, bewegte, ich habe es durch Worte

ausgegossen, wie man ein Gefäß ausgießt, um es zu reinigen, und so ist mein Herz von dieser Sorge wenigstens gereinigt.

Wenn ich mich aber frage, was hat das größte Unglück Deines Lebens ausgemacht? – ach, so ist es nicht das, daß sie mich geschlagen, gekränkt, daß sie meinen Namen und meine Lebensstellung mir genommen haben, nein, nein, das ist es nicht – der Verlust meiner Liebe hat mir am wehsten gethan. Denn eine unglückliche, unwiederbringliche Liebe, wenn sie uns Alles ist, wie die meine mir es war, bietet des Schmerzes und der Qual genug, um ein ganzes reiches Menschenleben zu veröden und alle so voll strömenden Quellen des herrlichsten Daseins abzuschneiden und versiegen zu machen. Ich bin zwar nicht, wie Viele, in Schwermuth verfallen, die mein ganzes Leben vergiftete, ich bin nicht widerstandslos in ohnmächtige Verzweiflung gesunken oder habe mein Lebensöl, was auf Jahre berechnet war, in wenigen Monden vergeudet, nein, Gott sei Dank, zu diesen unglücklichen, weil schwachen und unmännlichen, Charakteren gehörte ich nicht. Ich habe aber auch nicht, wie ein leichtsinniger Mensch, der Alles lächelnd erträgt und also nie zu einer tiefen, sein ganzes Wesen durchdringenden Liebe gelangen kann, der das Unglück abschüttelt, wie ein Hund sich das Wasser aus dem Felle schüttelt, den Schmerz der verlorenen Liebe von mir gethan; nein, ich hatte einen Trost, einen Beistand auf dieser Welt, und das war mein productiver Geist, der alle von Außen herandringenden Qualen durch Wonnen, die er sich innerlich schuf, ertödtete. Die

untergegangene Liebe lieh mir Stoff zu den herrlichsten Gestaltungen menschlicher Vollkommenheit und Schönheit. Indem ich mir, wie ein Maler das Bild seiner Geliebten in tausend Gestalten, Verbindungen und Reizen malt, zu jeder Zeit das Ideal meiner Phantasie vergegenwärtigte, schuf ich mir die todte Geliebte lebendig wieder, und ob sie auch außer mir Tod, Verwesung und Moder war, blieb sie doch in ewiger Jugend, Schönheit und Unvergesslichkeit unvergänglich leben.

Wie ich nun mit der Vergangenheit, die außer mir todt ist und nur in mir in der Erinnerung lebt, abgeschlossen habe, so bietet mir die Gegenwart auch eigentlich keine wirklichen Schmerzen mehr, denn der Genuß, den sie mir schafft, liegt in meinen Gedanken, meinem Geiste, meinen beschränkten Bedürfnissen, und diese schließen den Schmerz aus. Was mir aber die Zukunft bringen wird, weiß allein Gott. Ich bitte ihn nie darum, mich glücklicher zu machen, als ich es bin, denn innerlich bin ich ja, wie ein Mensch es sein kann, beglückt. O, der gute Schöpfer hat mir ein genügsames und empfindungsvolles Herz gegeben, alle seine mannigfaltigen Gaben zu begreifen und zu verstehen. Ich fühle alle Tage seinen Athem durch die Wälder ziehen, ich begrüße die Morgen- und Abendröthe, ich höre und sehe seine Wonne im ewig flüsternden Rauschen seiner silbernen Welle spielen. Welch unnennbarer Genuß liegt für mich in diesen ewigen Stimmen der großen und heiligen Natur. O, wer sie gleich mir versteht, der wird nicht klagen und weinen, wie ich nicht klage und weine um Das, was mir

nicht zu Eigen gegeben ward, der wird allein hoffen auf Das, was wir Alle hoffen können, die wir an Gott glauben und auf seine Vorsehung bauen, der wird sich freuen, wie ich mich freue, Das einst dort oben wieder zu finden, was er hier verloren hat, und in dieser Hoffnung des unverlierbaren künftigen Besitzes so glücklich zu sein, wie es ein vergüngliches Geschöpf auf dieser armen Erde nur werden kann.

#### ZWÖLFTES KAPITEL. EIN UNERWARTETER BRIEF.

Nachdem wir die vorstehende Lebensbeschreibung Moritz Brand's, unseres Freundes, aus seiner eigenen Handschrift gelesen und mit seinen Schicksalen uns hinreichend vertraut gemacht haben, kehren wir ohne Aufenthalt auf denselben Punkt unserer Erzählung selbst zurück, wo wir sie am Ende des dritten Kapitels des ersten Theiles abgebrochen haben.

Beinahe zwei volle Tage hatte der einsame Mann gebraucht, um seine Handschrift von Anfang bis zu Ende durchzulesen, hie und da einen Ausdruck zu ändern, einen neuen hinzuzufügen oder diesen und jenen zu streichen. Der Zeitpunkt der Vollendung dieser Arbeit fiel also, um den Leser an die vielleicht vergessene Begebenheit zu erinnern, drei Tage später, nachdem der geheimnißvolle Besuch zweier vornehmer und fremder Damen in der Einsiedelei stattgefunden, der Pfarrer aus Glindow Herrn Brand vergebens gesucht und gleich darauf seine mehrwöchentliche Badereise angetreten hatte.

Es war ein goldener Junitag; die Spuren des Gewitters am Johannistage waren von der durstigen Sommersonne rasch aufgesogen worden und nur die reine Luft und die frische Kühle zurückgeblieben, die einem so bedeutungsvollen Naturereignisse in der Regel zu folgen pflegen. Entziehen wir uns aber noch einige Augenblicke diesem anlockenden Sommertage und begeben wir uns noch einmal in das einsame Studirzimmer des arbeitenden Dichters. Es war Vormittags elf Uhr, als Moritz Brand die Augen von seiner Handschrift erhob und sich sinnend in seinen Stuhl zurücklehnte, denn er hatte mit uns zugleich die Lesung derselben beendet. Sein Gesicht, ernst und ausdrucksvoll wie immer, war sichtbar belebt von den eben wach gerufenen Betrachtungen seines Schicksals und es spiegelte sich das unergründliche aber siegreich überstandene Weh seines Herzens in sanfter Ergebung auf demselben nieder. Noch einen Augenblick ruhte sein dunkles Auge auf den beschriebenen Blättern, dann schlug er das Heft zu und legte die Hand darauf.

»So,« sagte er, »das ist Alles, was ich jetzt von meinem Leben sagen mag. Künftig vielleicht mehr. Es ist freilich nur wenig, bei Weitem nicht Das, was ich sagen könnte, aber welcher Sterbliche vermag auf so wenigen Blättern auszusprechen, was er in dreiunddreißig Jahren erlebt und erlitten, gedacht und empfunden hat? Ich wenigstens kann es nicht, so gern ich auch möchte. Meinen Leistungen sind bestimmte und, wie ich alle Tage mehr einsehe, enge Gränzen gesteckt, die ich nicht zu überschreiten vermag; wohl fühle ich meine Schwäche und

bedauere sie, aber abhelfen kann ich ihr nicht. Nun, ich muß verbraucht werden, wie ich einmal bin; wenn das Lebensöl dieser Maschine nicht mehr geschmeidig ist und das geheime Räderwerk in meiner Brust stillsteht – wohl-an, so bin ich bereit zu gehen – wie Du willst, mein Gott! So lange ich aber noch etwas denken und fühlen kann, danke ich Dir für jede erlebte Stunde und jeden gehabten Genuß. Ach ja! – aber über Eins muß ich mich doch wundern,« – und er öffnete das eben geschlossene Heft noch einmal wieder und blickte prüfend über die flüchtig hingeworfenen Zeilen hin, »wenn ich nicht wüßte, daß meine eigene Hand diese Buchstaben geschrieben, ich würde es kaum glauben. Kein Mensch könnte diese Schriftzüge für die meinigen wieder erkennen, der meine früheren vor Jahren gesehen. Das Vielschreiben hat sie sehr verändert. Auch Das! Ja, es hat sich Vieles mit mir verändert – nur zwei Dinge sind mir treulich dieselben geblieben.« Und er fuhr mit der Rechten zuerst nach dem Herzen und dann nach der Stirn, als wolle er die Behausung seiner edelsten Organe prüfen und sich von ihrem unveränderten Dasein durch die sinnliche Wahrnehmung seines Tastsinnes überzeugen. Was er bei diesem stummen Spiele seiner Finger dachte und fühlte, wissen wir nicht, seine Aufmerksamkeit wurde auch bald durch den goldenen Strahl der Sonne auf Außendinge hingelenkt, indem dieselbe in diesem Augenblicke voll und glänzend in sein einsames Zimmer schaute.

»Sieh,« sagte er wieder und blickte heiter auf, »da ist meine treuste Gefährtin. Sei mir gegrüßt, allliebende

Sonne, und herzlich bedankt für Deinen frühen Besuch. Ich weiß wohl, was Du von mir willst. Du möchtest mich zu Dir in's Freie locken, um mein vom trüben Nachdenken dumpfgewordenes Hirn zu erwärmen und zu beleben. O, wie freundlich ist das von Dir! Ja, ja, ich komme sogleich, ach! es ist ein wahrhaft schöner Tag – wie da unten das Wasser seine Bahn so friedlich und fromm durchläuft! Wer erräth die tobende Leidenschaft in dem schlummernd daliegenden Busen? Ach, so ist es nicht mit dem Wasser allein, so ist es auch mit uns, den armen Menschen, in deren innersten Eingeweiden die Stürme wühlen, wenn unsre Augen und Wangen auch friedlich strahlen – doch genug davon für heute – ja, ja, ich komme, ich komme! Und nun lebe wohl, mein Buch – da, kehre in Deine dunkle Behausung zurück – im ersten Jahre sehen wir uns nicht wieder; mich rufen andere Geschäfte; die Lebendigen wollen die Todten verdrängen – aber laß sie nur – so viel sie drängen und treiben – *meine* Todten verdrängen und vertreiben sie nicht.«

Und er schloß langsam und bedächtig das geheime Fach seines Schreibtisches zu, in welchem er alle seine theuren Andenken und auch diese Handschrift verwahrte; dann erhob er sich, um an das Fenster zu treten. In diesem Augenblicke pochte ein bescheidener Finger an die stets verschlossene Thür. Er drehte sich herum und rief mit seiner kräftig tönenden Stimme: »Wer ist da?«

»Ich bin es, Herr Brand!«

»Was giebt es, Frau Wolter?«

»Der Landbote hat einen Brief an Sie gebracht.«

»Einen Brief?!« Und er zuckte zusammen und sein bis dahin mit lebhafter Farbe übergossenes Gesicht erbleichte sichtlich auf kurze Zeit. »Ein Brief!« sagte er leise zu sich – »woher kann der kommen? Heute erwartete ich keinen!«

Während er darauf langsam die Thür öffnete, flogen seine Gedanken pfeilschnell im Kreise herum, den Freund zu errathen, der ihm wohl heute Abend etwas zu schreiben haben könnte, denn seine Correspondenz war beschränkt; Meister Ludwig und sein Verleger in Leipzig waren die Einzigen, die seinen Aufenthaltsort bestimmt wußten und ihn zu festgesetzten Zeiten mit ihren schriftlichen Zusendungen besuchten.

Frau Wolter trat rasch wie sie in Allem war, herein; man sah es ihr an, daß sie gern etwas für ihren lieben Herrn that, und wenn es auch nur in der Ueberreichung eines kleinen papiernen Packets bestand, denn die gute Frau glaubte, wie so viele Leute ihrer Bildung glauben, ein Brief, an einen einsam lebenden Mann gerichtet, könne nur einen angenehmen Inhalt haben. Anders dagegen dachte Herr Brand und wir kennen ja, aus seinen eigenen Worten die Gefühle, die ihn ergriffen, wenn er unerwartet einen Brief oder wohl gar einen von fremder Hand erhielt.

Diesmal aber schien seine Besorgniß, wenn er solche gehegt, umsonst gewesen zu sein. Denn kaum hatte er einen Blick auf die Aufschrift geworfen, so leuchtete sein Auge ruhiger auf und seine krampfhaft verzogenen Gesichtsmuskeln kehrten in ihre gewöhnliche sanfte Lage

zurück. »Aus Leipzig!« sagte er. »Ah! Es ist gut, Frau Wolter!«

»Kommen Sie denn heute nicht herunter, Herr Brand?« fragte die Frau wohlmeinend – »es ist ja so herrliches Wetter –«

»Gewiß, gewiß, beste Frau; erst will ich nur den Brief lesen, dann werde ich Sie unten im Freien begrüßen.« Und er schloß hinter der abgehenden Haushälterin wieder sogleich die Thür. Noch hielt er den Brief in der Hand und betrachtete ihn sinnend. »Aber es ist dennoch ungewöhnlich,« fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, »daß mir der gute Mann schon heute schreibt. Nur Montags treffen seine Geschäftsbriefe sonst ein und heute ist erst Sonnabend. Was hat das zu bedeuten?«

Langsam öffnete er den geflügelten Boten und schlug das Papier aus einander. Sobald er aber die ersten Zeilen überflogen, beruhigte er sich ganz und las immer bedächtiger weiter. Plötzlich aber, er war beinahe bis zum Ende gelangt, hielt er inne, lächelte und warf das Papier auf den Tisch. »Was doch die Menschen neugierig sind!« rief er beinahe lustig aus. »Ja, so sind sie alle! Ich bin beinahe auch neugierig, zu wissen, was sie sich unter einem Schriftsteller denken, wie sie ihn sich in ihrer sonderbaren Phantasie vorstellen. Und wir sind doch so gebrechliche und fehlerhafte Menschen, wie alle anderen. Was wollen sie nur von mir?« Er blieb eine Weile sinnend stehen; endlich nahm er den Brief noch einmal auf und las ihn zum zweiten Male. Der Eingang desselben handelte von dem bereits vorgeschrittenen Druck seines

neusten Werkes. Schließlich aber sprang der Schreiber auf einen anderen Gegenstand über, und wir wollen die Worte, über die unser Freund sich vorher so verwundert äußerte, hier wiederholen, weil sie für die Entwicklung unserer Erzählung von Wichtigkeit sind.

»Und nun, mein lieber Herr Brand, muß ich Ihnen noch einmal mit einer Anfrage beschwerlich fallen, die Sie mir schon vor einigen Monaten verneinend beantwortet haben. Ich thue dies um so lieber, weil Sie sich seit jener Zeit vielleicht eines Anderen besonnen haben und heute geneigter sind, mir meinem Wunsche gemäß eine zustimmende Antwort zu Theil werden zu lassen. Ich habe Ihnen schon oft meine Freude darüber zu erkennen gegeben, daß Ihre Bücher ein so großes Interesse beim lesenden Publicum erregen; und daß dieses Interesse von Tage zu Tage im Wachsen begriffen ist, bestätige ich Ihnen heute abermals. Daß dies nicht allein zu meinem Vortheil, sondern auch zu dem Ihrigen gereiche, ist, wie Sie wissen, stets mein Wunsch und meine Hoffnung gewesen. Auch wissen Sie, daß von verschiedenen Seiten, wiederholt Anfragen an mich gerichtet worden sind, wer der ungenannte Verfasser der gern und viel gelesenen Schriften sei? Sie haben mir von Anfang an untersagt, Ihren Namen irgend Jemandem zu nennen, und bis jetzt habe ich Ihnen mein gegebenes Versprechen treulich gehalten. Diese Anfragen aber vermehren und verdoppeln sich jetzt mit jeder

vorschreitenden Woche, und namentlich von einer Seite her dringt man entschieden in mich, Ihren Namen, Wohnort und sonstige Verhältnisse fernerhin nicht unbekannt zu lassen. Gestatten Sie mir nun auch heute nicht, Ihren Namen wenigstens einigen Auserlesenen zu nennen? Ich für meine Person sehe keinen Nachtheil daraus hervorgehen, wenn man erfährt, wer der gepriesene Unbekannte ist, der die Welt mit seinen Dichtungen und Erfahrungen eben so angenehm wie lehrreich unterhält. Ihre Gegner sind verstummt; von dieser Seite also haben Sie auch nichts zu besorgen und es kann Ihnen doch nur ein Vergnügen bereiten, wenn Freunde oder wohlgesinnte Fremde so lebhaften Antheil an Ihrer Person nehmen, wie es bereits mit Ihren Leistungen der Fall ist. Ich will Sie nicht drängen, mir aus persönlicher Anhänglichkeit die Genugthuung zuzugestehen, die ich empfinden muß, wenn ich einen Mann namentlich bekannt machen darf, mit dem ich schon so lange und eng verbunden hin; aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu eröffnen, daß die Welt noch größeren Antheil nimmt, wenn sie weiß, wer ihr Liebling ist, wie er heißt und was sie vielleicht künftig von ihm zu erwarten hat. Erlauben Sie mir ein dichterisches Gleichniß einzuschalten, welches Sie selbst niedergeschrieben haben, aber ich schmeichle mir, Ihre eigenen Gedanken werden meinen Wünschen

in Erlangung dessen beistehen, was ich jetzt bestimmt von Ihnen erwarte. ›Wenn eine dünne, leichte, kaum sichtbare Wolke,‹ haben Sie in einem Ihrer Bücher gesagt, ›segnenden Regen spendet, so erheben wir verwundert das Haupt und fragen: Woher kommt das? Wir sehen ja nichts, was die köstlichen Tropfen giebt! Ist diese liebevolle Wolke aber sichtbar; und mag sie auch trübe und finster erscheinen, so kennen wir doch die Quelle des erbetenen Segens und freuen uns dankbaren Sinnes doppelt darüber.‹ – Und nun, also? Soll ich, darf ich? Versagen Sie mir diesmal die Freude nicht, ich bitte Sie herzlich darum; erlauben Sie mir, Ihren Namen auszusprechen, den ich selbst so ehre und liebe, wie ich nur einen befreundeten und wohlwollenden Menschen ehren und lieben kann. Fünf Jahre ist eine hinreichend lange Zeit, unbekannt und ungefeiert geblieben zu sein; lassen Sie die Maske fallen, zeigen Sie sich, wie Sie sind, und Sie werden sehr bald die Einsicht gewinnen, daß ich zu nichts Schlimmem oder Unbesonnenem gerathen habe. Ich sehe Ihrer neuesten Entschloßung mit Spannung entgegen und verhehle Ihnen nicht, daß ich diesmal von Ihnen zu hören erwarte, was ich so lange und wiederholt vergeblich gewünscht habe. Herzlich aber grüßt Sie wie immer  
Ihr ergebenster N. N.«

»Und er irrt sich doch!« rief der uns wohlbekannte Autor aus, als er den Brief zu Ende gelesen, »er irrt sich gewaltig! Warum quält mich der gute Mann so unablässig, was kann er von meiner Enthüllung für Vortheil haben, wenn sie mir nicht behagt? Nein, nein, nein, es behagt mir nicht, mehr Antheil zu erwecken und lauter gefeiert zu werden, als schon geschehen ist. Ich *will* nicht bekannt und genannt sein – ich bin glücklich in meiner Namenlosigkeit gewesen, wie ich es nur sein kann, Niemand vermag mir mehr zu bieten, – Niemand, sage ich; und ich sehe nicht ein, warum ich gegen meine Gefühle und Ansichten etwas thun soll, so lange ich es noch verhindern kann!«

Und er wollte sich sogleich an den Schreibtisch setzen und den Brief abermals ablehnend beantworten, als er sich eines Anderen zu besinnen schien.

»Es hat Zeit,« sagte er, »warum soll ich mich beeilen? Der Tag ist so schön und die beste Zeit verstreicht, ihn zu genießen. Heute, jetzt wenigstens, will und muß ich ihn genießen.« Rasch hatte er sich entschlossen, das Zimmer zu verlassen, als fürchte er, der offen da liegende und ihn gleichsam bittend anschauende Brief möchte Gewalt über ihn bekommen und zur augenblicklichen Beantwortung drängen. Eilig ergriff er seinen Strohhut und den Stock, den er immer trug, und stieg die Treppe hinunter. Freundlich nickte er unten seiner Wirthin zu, die ihn im Freien willkommen hieß und, wie sie gewöhnlich that, auf den reinen blauen Himmel und das leuchtende Grün des Waldes aufmerksam machte.

»Ja, es ist schön!« rief er und überflog, auf der Anhöhe vor'm Hause stehend, den schweigenden See und die im Sonnenscheine blinkenden Wälder jenseit desselben. »Es ist sogar sehr schön, heute Morgen. Ich werde nachher im Freien zu Mittag essen. Für's Erste aber will ich mich ein wenig auf's Wasser begeben und meinen Armen auch eine kleine Arbeit gönnen.«

»Das ist recht, Herr Brand. Nun, hat der Brief eine gute Nachricht gebracht?«

»O ja – wie man es nehmen will!« Mit diesen Worten schritt er mit seinem gewöhnlichen elastischen Schritte den kleinen Fußpfad hinab, der an's Ufer führte, und bald saß er im Nachen und ruderte kräftig in den See hinein, in dessen Mitte er halten blieb und sich in die wohlthuernde Betrachtung der schönen Umgebung verlor.

Als einige Stunden später das Mittagsessen, wie verabredet, im Freien eingenommen und Moritz Brand wieder in sein Zimmer zurückgekehrt war, setzte er sich sogleich vor den Schreibtisch, um den heute empfangenen Brief ohne Verzug zu beantworten. Denn das war ihm seit Jahren zur Gewohnheit in Handhabung des Briefwechsels geworden. Jedes einlaufende Schreiben wurde auf der Stelle erwidert, so häuften sich die Arbeiten nicht und das Interesse bei der Antwort war immer gleich rege und frisch. Was seine heutige Erwiderung betraf, so hatte sich sein zuerst gefaßter Entschluß auf keine Weise geändert; er antwortete dem Leipziger Buchhändler freundlich, aber bestimmt, er müsse auf seinem einmal gefaßten Entschlusse beharren, nicht aus Eigensinn oder

Laune, sondern zufolge reiflicher Ueberlegung und stest befolgten Grundsatzes. Es thue ihm leid, wenn dieser Bescheid den Erwartungen des Geschäftsfreundes nicht entspreche, noch weniger wolle er ihm damit zu nahe treten, allein seine Verhältnisse seien einmal *der* Art, daß sie ihm dies und kein anderes Verfahren gestatteten.

Als diese Benachrichtigung an den Ort ihrer Bestimmung abgegangen war, fühlte sich der Absender derselben wieder einigermaßen beruhigt. Er hatte, seiner Meinung nach, einen abermaligen Eingriff in seine einsame Lebensweise und sein geheimnißvolles Treiben abgewandt und jetzt glaubte er sich vor allen weiteren Anforderungen ähnlicher Art gesichert; daher setzte er sein gewohntes Leben in althergebrachter Weise fort. Aber er sollte sehr bald die Einsicht gewinnen, daß er sich diesmal bitter getäuscht hatte, falls er die Rechnung für abgeschlossen gehalten. Denn kaum etwas mehr als eine Woche war vergangen, und er kehrte gerade von einem längeren Spaziergange heim, als Frau Wolter mit lächelndem Gesichte, schon draußen vor der Thür ihm entgegen trat. Halb neckisch, halb scherzend, hielt sie beide Hände auf dem Rücken, und dem einsamen Wanderer, der kurz vorher an einige wichtige Ereignisse seiner Vergangenheit zurückgedacht, fiel ihr Benehmen schwer auf die Seele, indem er unwillkürlich an die barmherzige Schwester Martha im Kloster zu Warschau denken mußte, die ihm auch mit einem aufgefundenen Briefe eine große Freude zu bereiten gedachte und ihm gerade dadurch

wider Willen den empfindlichsten Schlag seines Lebens versetzte.

»Nun, was giebt's, Frau?« fragte der Ankommende, der vom Gehen erhitzt war, ernster und strenger, als er gewöhnlich that. »Ist wieder etwas vorgefallen? Heraus damit, ich habe heute keine Neigung, meine Zeit mit vielen Worten zu vergeuden.«

»Wie Sie heute so böse sind, Herr Brand – und ich dachte Ihnen doch eine Freude zu machen.«

»Nun, so lasset sie nur los – ich warte ja schon darauf!« Und er mußte unwillkürlich über das verschmitzt gutmüthige Gesicht der ehemaligen Küsterfrau lächeln, die dadurch schnell von ihrem leichten Kummer befreit wurde.

»Ja,« rief sie, sichtlich erheitert, – »rathen Sie, was es Neues giebt!«

»Ist wieder Besuch dagewesen?«

»Nein – das war falsch gerathen – aber, sehen Sie einmal hier – da ist schon wieder ein Brief – da!«

Rasch nahm er ihr den Brief aus der Hand, den sie ihm hinhielt, und überflog mit ängstlichem Gesichtsausdrucke seine Adresse. »Aus Leipzig!« rief er sogleich! »Schon wieder! Was giebt es denn so Wichtiges! Aber was ist das – der ist ja doppelt so schwer, wie gewöhnlich!« Und langsam, bedächtig, von bitterer Ahnung im Innern bedrückt, schlich er seine Treppe hinauf und verschwand den Augen der ihm verwundert nachschauenden Frau.

Als der Umschlag vom Inhalte entfernt war, fand Moritz Brand zwei Briefe vor. Der eine kam von dem Buchhändler, der andere, in feines Papier mit goldener Verzierung eingeschlossen, mit einem unbekanntem Wappen versiegelt und von eben so unbekannter Hand beschrieben, zeigte die Aufschrift: An den Verfasser der Reisebilder u. s. w. Wie vor einem neuen drohenden Schlage wich der Empfänger vor dieser nie gesehenen Handschrift zurück. Er warf den Brief auf den Tisch und vermied es sichtbar, seine von Besorgniß umschleierten Augen darauf zu richten. Der Brief des Leipziger Freundes aber, den er sogleich las, lautete folgendermaßen:

»Ich muß Sie leider noch einmal mit unserer alten Verhandlung belästigen, mein lieber Herr Brand, so ungern ich es auch Ihret- wie meinerwegen thue, denn Sie haben mir in Ihrem geehrten letzten Schreiben eine so ernstliche Ablehnung meiner Bitte zu Theil werden lassen, daß ich mich ferner nicht aus eigenem Antriebe an eine Erneuerung derselben gewagt hätte. Indessen, man zwingt mich dazu, noch einmal an Sie in derselben Angelegenheit zu schreiben, indem man mich bittet, beikommendes Schreiben in Ihre Hände gelangen zu lassen, welche Aufgabe ich hiermit pflichtschuldigst erfülle. Sie sehen, man ist nicht weniger hartnäckig und verfolgt das vorgesteckte Ziel mit eben so viel Eifer, als Geduld, und, wie es scheint, von eben so eingewurzelten Grundsätzen ausgehend, wie Sie selber. Im Uebrigen

habe ich heute nichts Neues zu melden und bleibe wie immer Ihr ergebener

N. N.«

Mißmuthig bewegte sich der also Bedrängte in seinem Zimmer hin und her. Er wußte in der That nicht, was er thun, wie er sich in diesem noch nicht dagewesenen Falle benehmen sollte. Niemals war er ein Freund von Zwangsmitteln, weder materiellen, noch moralischen, gewesen, und hier versuchte man eins der letzteren an ihm selber. »Wenn ich diesen duftenden Brief,« sagte er zu sich, »nun den Flammen überlieferte, dann bliebe ich wahrscheinlich auf lange Zeit verschont vor allen ähnlichen Aufdringlingen. Wahrscheinlich! Auf eine gewisse Zeit – freilich! Aber da sie so weit gegangen sind und sich so viele Mühe gegeben haben, gehen sie vielleicht noch weiter, was mir dann noch beschwerlicher wird. Es ist ein eigenes Ding mit der aufdringlichen Ergebenheit der Menschen, man ist vor ihr nicht sicherer, als vor der Anfeindung Leichtsinniger und Böser. Ja, es giebt auch edele Bettler, die uns in die Enge treiben, und denen wir geben müssen, ob wir wollen oder nicht. Aber was verlangen sie eigentlich von mir? Ich will versuchen, es mir klar zu machen. Sie kennen mich nicht. Gut. Darum wollen sie mich kennen lernen. Auch gut. Wenn das geschehen ist, was dann? Mich zur Seite werfen, wie ein unbrauchbares Stück Papier, nicht wahr? Und darum sollte ich von meiner guten Gewohnheit lassen, darum mich ihnen geneigt und willfährig zeigen? Nein, das verdienen die Menschen

nicht an mir. Oder wollen sie mir vielleicht einen Besuch abstatten? Ich danke schon im Voraus. Sie können ihn sich ersparen, ich bin, wie ich einmal bin, kein Freund von Besuchen. Oder wollen sie mich gar, sie zu besuchen, verlocken? O, die Thörichten! Ich verlasse mein Haus nicht mehr, um mir in der trüben Welt ein anderes zu suchen. So gesichert, so geschützt vor allen Angriffen von Außen, so ruhig in mir, wie hier, bin ich nirgends. Und nun, was begehren sie sonst noch? Ihre Neugierde vielleicht zu befriedigen? Wollen sie mich etwa beschauen, wie man einen ausländischen Vogel zu beschauen geht? O, meine Herren, ich habe keine Klauen zum Fangen, keinen Schnabel zum Beißen, keine bunten Federn zum Bewundern! Aha! aber jetzt hab' ich's. Sie wollen mir süße, gleißnerische Worte in die Ohren flüstern, um mein armes nüchternes Herz zu berauschen – o, thuet das nicht, ihr Menschen, mir ist Wehe genug geschehen; sparet Eure Worte, sie sind bei mir, was das Gezwitscher des Vogels in der Wüste ist, verloren, sie dringen nicht zu mir, ich bin taub, blind und – verlassen. Mit einem Wort, wenn es nicht das ist, weiß ich nicht, was sie von mir wollen – mögen sie daher warten!« –

»Eine schöne, männlich ausgeschriebene Handschrift!« sagte er nach kurzem Stillschweigen und nahm den Brief, der ihm so viele Unruhe machte, wieder zur Hand. »Diesmal aber hat ein Mann die Worte geschrieben, die mir

gelten sollen, die freien Züge verrathen Charakter, Entschlossenheit, Würde – ja, ein *edler* Mann hat sie geschrieben, das sehe ich jetzt – es ist nicht das böse, arglistige, vornehm dünkelfhafte Weib, wie damals – ach! woran mahnt mich dieser Brief – weg damit – heute mag und will ich ihn nicht lesen, mein Blut ist in Wallung und meine Seele in Nebel getaucht – bis morgen also!«

Und er las ihn wirklich an diesem Tage nicht. Er ließ ihn sogar uneröffnet auf dem Tische liegen. Als er Abends spät zur Ruhe ging, hatte er ihn beinahe vergessen; am nächsten Morgen dachte er erst wieder daran, als seine Blicke zufällig darauf fielen. Er faßte ihn schärfer in's Auge – wunderbar! der Brief schien ihm in der Nacht gewachsen zu sein. Seine Umhüllung däuchte ihm feiner, ätherischer, wenn man so sagen darf; die in seinem Innern enthaltenen Schriftzüge leuchteten ihm durchsichtiger nach Außen entgegen. Jedenfalls befand er sich heute in einer sanfteren, gleichmäßigeren Gemüthsstimmung. Er nahm ihn in die Hand und wog ihn. O, wenn man doch den Inhalt jedes Briefes am Gewicht erkennen könnte, das er, seinem geistigen Wesen wie ein wuchtiges Fluidum entströmend, in der prüfenden Hand zurückließe! »Dennoch leicht, sehr leicht!« sagte er bitter. »Es ist nur Papier, was darin steckt, und ich glaubte schon, es wären Gedanken, Empfindungen – ach, die fallen schwerer in's Gewicht. Ich fühle auch heute keine Lust, das unbekannte Glück zu entziffern, welches man mir damit zukommen zu lassen ohne Zweifel sich einbildet. Nein – noch ist nicht die Zeit dazu da; warte, mein Freund, auf eine

günstigere Stunde.« Und er legte den für ihn so bedeutungsvollen Brief abermals hin und begab sich an seine gewöhnliche Beschäftigung.

Am zweitenTage endlich war er milde gestimmt genug, um nichts Arges mehr zu denken, vielmehr war er geneigt, den Inhalt des unerbrochenen Schreibens für etwas höchst Gleichgültiges zu halten. »Wenn es weiter nichts ist, als das,« sagte er zu sich, »dann sehe ich nicht ein, warum ich ihn nicht wenigstens lesen sollte. Behagt er mir nicht, nun so werf' ich ihn fort, wie ich schon so Vieles fortgeworfen, behagt er mir wider Erwarten – nun – dann wollen wir sehen!«

Und er erbrach ihn schnell, als wolle er den günstigen Augenblick nicht ungenutzt vorüber lassen, und las langsam, bedächtig und mit wachsendem Erstaunen, in welches sich, er wußte nicht, wie es geschah, nach und nach eine Art geheimnißvoller Sympathie mischte, den einfachen Inhalt. Dieser aber lautete folgendermaßen:

»Hochzuverehrender Herr!

»Möchten Sie mit Güte und Nachsicht die folgenden Zeilen aufnehmen, welche ich, obgleich im Auftrage anderer Personen, doch voll eigener Verehrung für Sie, und deshalb eine Indiscretion um so mehr fürchtend, an Sie zu richten wage.

»Wiederholt sind Ihre vortrefflichen Arbeiten, die Sie der Welt in so mancherlei Form seit Jahren geliefert haben, Arbeiten, in denen sich die schärfste, feinste Charakterzeichnung mit den spannendsten

Lebenslagen und der tüchtigsten, reinsten und edelsten Gesinnung verbindet – eine in unseren Tagen leider! höchst seltene Erscheinung – bei uns gelesen und besprochen worden.

»Es ist natürlich, daß Werke von so bedeutendem Inhalte, von solcher geistigen Höhe und Tiefe den in- nigsten Wunsch erregen, sowohl den wirklichen Namen des Verfassers, wie die übrigen Verhältnisse, in denen er sich bewegt, kennen zu lernen.

»Verehrtester Herr! Wären Sie so überaus gütig, das Zudringliche, welches in der Bitte liegt, über Obiges einen Aufschluß zu ertheilen, freundlichst zu vergessen und die ersehnte Auskunft in Geneigtheit nicht vorzuenthalten, so würden Sie dadurch zwei verehrungswürdige, vortreffliche Damen, die jeder gegebenen Aufklärung mit mir das strengste Geheimniß zusichern, eine außerordentlich große Freude bereiten. –

»Jedenfalls gestatten Sie mir, Ihnen nochmals die hohe Verehrung aussprechen zu dürfen, von welcher ich tief durchdrungen bin und mit der ich mich zeichne

Ihr  
ganz ergebenster Diener  
Friedrich von Stahr,  
Haushofmeister Ihrer Erlaucht,  
der Gräfin von Dingelstein.«

»Schloß Dingelstein, Provinz \*\*\*.«

Der Leser war von dem Inhalte des Briefes von unbekannter Hand nicht so gleichgültig berührt, oder wohl gar verletzt, wie er kurz vorher vielleicht sich eingebildet hatte. Stumm und ernst blickte er auf die wohlgeformten Schriftzüge und überlas ihren Inhalt mit steigendem Interesse mehrere Male hinter einander. Sein Herz wurde sogar weicher und weicher gestimmt, je genauer er die einzelnen Gedanken und Worte abwog, und endlich las er mehr zwischen als in den Zeilen, wie wir wohl thun, wenn wir uns ihren Inhalt nicht ganz erklären können und doch eine geheimnißvolle, unausgesprochene Deutung darin zu liegen scheint. Endlich sagte er, wie gewöhnlich im halblauten Selbstgespräche: »Es ist sonderbar! Der unbekannte Schreiber flößt mir mit seinen warmen Worten nicht den vorher gefürchteten Widerwillen ein; er lobt mich zwar sehr, und das sollte mich bedenklich gegen die Aufrichtigkeit seiner Herzensergießung stimmen, aber – ich weiß nicht, wie es kommt, sein Lob thut mir wohler, als alles Uebrige, was ich bisher in Folge meiner schriftstellerischen Thätigkeit eingeerndtet habe. Jedenfalls ist es ein braver Mann, der diese Zeilen geschrieben hat, das sagt mir einmal die Handschrift und dann ein gewisses unnennbares Etwas, welches weniger in den Ausdrücken und Wendungen liegt, als es, wie ein geistiger Duft, über und zwischen den Worten zu schweben scheint. Aber wie? Zwei verehrungswürdige Damen? – Hm! damit kann er doch nur alte Damen meinen, denn verehrungswürdig ist ein Attribut eines gewissen Alters – ich denke mir das wenigstes so. Oder ist es vielleicht die

reine Neugierde, was das schöne Geschlecht zu wissen treibt, wer ich bin und wie ich heiße? Das sollte mir ihr wegen leid thun, denn sie werden nicht viel erfahren, und am wenigsten das, was sie so gern wissen zu wollen scheinen. Aber es ist wohl, diesen Damen gegenüber, der Höflichkeit gemäß, wenn ich diesen freundlichen Brief beantworte. Gut, das soll geschehen, und zwar sogleich, denn ich habe nicht immer die Laune dazu, die ich jetzt habe, und der gute Eindruck, den dieser Brief auf mich gemacht, könnte durch andere Einflüsse wieder verloren gehen. Ja! Aber ich möchte auch wohl wissen, wer dieser Graf, oder diese Gräfin Dingelstein ist, und wo eigentlich das Schloß gleiches Namens liegt. Aus letzterem Grunde setzte er sich sogleich an seinen Schreibtisch und schrieb an den Buchhändler in Leipzig folgende Worte:

»Mein lieber Freund! Ihr letztes Schreiben nebst Inhalt habe ich richtig empfangen und sage Ihnen meinen Dank für die gütige Besorgung Beider. Können Sie mir aber nicht einige Auskunft über den Grafen oder die Gräfin Dingelstein geben? Schreiben Sie mir recht bald, was Ihnen von Beiden bekannt ist und gehen Sie mit mir recht aufrichtig darin zu Werke. Ich werde übrigens das Schreiben des Herrn von Stahr beantworten, sobald ich eine Erwiderung dieser Zeilen von Ihnen erhalten habe.«

Bevor wir uns aber zu dem zweiten Briefe wenden, den Moritz Brand, voller Ungeduld und gegen seine erste Absicht, ohne die Antwort aus Leipzig zu erwarten, noch an

demselben Tage schrieb, wollen wir diese Antwort zuerst mittheilen, aus Leipzig pünktlich wie gewöhnlich, das heißt umgebend, einlief.

»Mein lieber Freund,« schrieb der Leipziger Buchhändler,

»ich freue mich sehr, daß Sie meine letzte Sendung mit größerer Befriedigung augenommen haben, als nach Ihrem geehrten früheren Schreiben und Ihrer Abneigung gegen die begehrten Aufschlüsse über Ihre Person zu vermuthen war.« –

»Oho!« unterbrach sich hier der Leser und fügte sogleich laut lachend hinzu: »Was denkt der gute Mann! Glaubst er vielleicht, ich werde ohne Weiteres hinschreiben, wer und was ich bin, wie ich auf die Welt gekommen und was ich Alles darin erlebt habe? Doch, lesen wir weiter!«

»Ich selbst weiß über die Familie Dingelstein sehr wenig, aber einer meiner Geschäftsfreunde, der vor mehreren Wochen in der Nähe von Dingelstein gewesen ist, sagt mir, daß die reichsgräfliche Dingelstein'sche Familie eine sehr alte, hochachtbare und angesehene ist, die zu den früheren Reichsunmittelbaren gehört und erst vor nicht langer Zeit ihre Souverainität gegen eine bedeutende Apanage von Seiten Ihres Monarchen ausgetauscht hat. Außerdem aber ist sie reich genug, um sogar ohne jene Apanage noch immer fürstlich leben zu können. Von der Gräfin Dingelstein konnte ich nichts erfahren; der Graf

selbst aber, der noch lebt, soll ein gebrechlicher alter Herr sein, der, von aller Welt abgelös't, auf seinem uralten Schlosse haust und nur mit sehr wenigen Menschen seines Alters und Standes verkehrt. Er stammt aus einer Seitenlinie der Dingelsteins und hat erst vor wenigen Jahren seinen jetzigen Besitz angetreten. Das Schloß selbst liegt in einer der reizendsten Gegenden Deutschland's, auf den Ausläufern des \*\*\* Gebirges, oberhalb des Städtchens gleiches Namens. Die nächste große Provinzialstadt ist \*\*\*. Das ist Alles, was ich weiß oder erfahren konnte, nun thuen Sie, was Ihnen gut dünkt und nehmen Sie meine besten Wünsche für einen guten Erfolg der neuen Bekanntschaft entgegen. Mit althergebrachter Ergebenheit

Ihr N. N.«

### DREIZEHNTES KAPITEL. EIN BRIEFWECHSEL ZWISCHEN UNBEKANNTEN.

Mit einer ungewöhnlichen Hast, die er sich selbst wohl nicht genau entziffern mochte, begab sich unser Einsiedler an die Beantwortung jenes unerwarteten Briefes selbst. Er hegte nicht die Absicht, wie wir wissen, Aufschlüsse irgend welcher Art über seine Person zu geben, und dennoch war gerade jene Hast selbst die Ursache, daß er mehr gab, als er wollte. Das sah er erst ein, als es bereits zu spät war, das Gegebene zurückzunehmen, das heißt, als Peter, der Jägerbursche aus dem Forsthause,

mit dem ihm anvertrauten Briefe nach Nedlitz hinübergerudert war, um ihn auf das ländliche Postamt daselbst zu tragen. Denn anstatt seine Antwort an den Verleger in Leipzig zu senden und durch diesen an ihren Bestimmungsort gelangen zu lassen, schrieb er direct an den Haushofmeister der Gräfin und setzte sogar, ob absichtlich, ob nicht, wissen wir nicht, seinen Namen und Wohnort darunter, wie wir sogleich sehen werden. Die Worte selbst aber, die er schrieb, lauteten folgendermaßen:

»Mein Herr! Ihre freundliche Zuschrift kam mir, wie Sie gewiß glauben werden, höchst unerwartet, aber zudringlich halte ich deshalb Ihre Bitte nicht. Nur hege ich nicht die Hoffnung, daß Sie sich mit der Antwort, die ich Ihnen geben kann, befriedigt finden werden, eben so wenig die hochzuverehrenden Damen, von denen Sie in Ihrem Schreiben zu sprechen mir die Ehre erweisen. Denn meine Verhältnisse und mein Name sind nicht der Art, daß sie irgend einen Menschen von Stande, der Verlangen trägt sie kennen zu lernen, befriedigen oder erheitern könnten. Ich bin kein vornehmer, sondern ein sehr einfacher, sogar armer Mann bürgerlichen Standes. Nichts an mir ist von irgend einer Bedeutung; meine Stellung verleiht mir kein Ansehen und keine Macht, ich bin Alles, was ich bin, durch Gottes unerforschlichen Rathschluß und meine eigene Kraft, also vollkommen mein eigener Herr. Das, mein

Herr, ist das Hauptsächlichste und für mich Bedeutungsvollste, was ich Ihnen über mich selbst sagen kann. Aber es ist auch fast Alles, was irgend ein Interesse für Sie oder für Andere hervorrufen könnte. Was mein Inneres anbetrifft, so ist dasselbe zwar von Schmerzen und Kümmerniß mancherlei Art gebeugt, meines Hoffnungen sind frühzeitig vom Leben getäuscht und gebrochen werden, und deshalb eben habe ich mich von der Welt, in der ich von Allem, was einem Menschen lieb und werth sein kann, verlassen stehe, zurückgezogen, um mir selbst und meinen Studien allein zu leben. In diesem meinem Verhältnisse bin ich zufrieden, ja, wenn es Ihnen Vergnügen macht, es zu hören, bin ich glücklich, denn ich wünsche nichts mehr, als das zu behalten, was ich habe, da ich der Natur meines Inneren und der Lage meiner Verhältnisse nach nichts weiter haben kann. Was meine Theilnahme an dem Beifalle der Welt betrifft, den sie mir etwa zollen könnte, so habe ich mich auch darin beschieden, denn die Geschicke Anderer sind mir frühzeitig gleichgültig geworden, und aus diesem Grunde sehe ich es gern, wenn man eben so gleichgültig an mir vorübergeht. Das ist kein Ruhm und keine edle Denkwungsweise, werden Sie vielleicht sagen, mein Herr, aber ach! Sie freilich können das Leben nicht von der Seite betrachten, von welcher ich es vor oder vielmehr hinter

mir liegen sehe. Eben jene meine früheren Lebensverhältnisse gebieten mir, fernerhin der Welt an jederlei Weise unbekannt und fremd zu bleiben, denn noch nie ist, meines Wissens, Jemand durch die Gaben dieser Welt zufriedener und glücklicher geworden, wenn er an und in sich schon zufrieden und glücklich war. Das Alles aber, mein Herr, verbietet mir nicht, mich über den Antheil zu freuen, den Sie und Andere an meinen Arbeiten genommen haben, ja, ich danke sogar Gott dafür, daß er mir die Gabe verliehen hat, einigen wenigen guten und nachsichtvollen Menschen ein paar frohe Stunden bereiten zu können.

»Im Uebrigen aber habe ich die Ehre, mich mit vollkommener Hochachtung zu nennen

Ihren ergebensten Diener Moritz Brand.«

»*Kramnitzsee* bei Potsdam.

Kaum war, wie gesagt, dieser Brief abgesandt und vielleicht schon auf dem Wege nach seinem Bestimmungsorte, so bedauerte der Absender die Uebereilung, mit der er zu Werke gegangen war. Allein es war zu spät, dieselbe ungeschehen zu machen. Anfangs befand er sich darüber in ungewohnter Aufregung und Unruhe, die indessen bald wieder seiner gewöhnlichen, durch nichts unterbrochenen stillen Lebensweise wich. Und als nun acht und mehr Tage vergangen waren und der Vorfall

selbst allmählig im Nebel der Vergangenheit zu verschwinden anfang, da stellte sich jenes beneidenswerthe Gleichgewicht in seinen Gefühlen und Gedanken wieder her, welches das unantastbare Eigenthum und Erbtheil einer schuldlosen Seele ist und schon früher nach heftigeren Lebenserschütterungen so viel zu seiner jetzigen geistigen Ruhe und Zufriedenheit beigetragen hatte.

Etwa zehn Tage aber mochten verflossen sein, – Moritz Brand hatte den schmeichelhaften Brief und die sonderbare Anfrage darin beinahe vergessen, – als er in seinem kleinen Zimmer vor seinem Schreibtische saß und seine neueste Arbeit mit der kleinlichen Sorgfalt eines liebenden Vaterherzens durchsah. Dabei war er so sehr in Nachdenken vertieft, daß er nicht bemerkte, wie in diesem Augenblicke ein Nachen von Nedlitz her über den See ruderte und an der alten Weide unten vor seinem Hause anlegte. Kurz daraus klopfte Frau Wolter in ihrer gewöhnlichen Weise an die Thür des Einsiedlers, so daß dieser den Störer seiner Ruhe und seines Nachdenkens auch heute an diesem Klopfen erkannte.

»Was giebts?« lautete wie immer seine Frage der außerhalb wartenden Frau entgegen.

»Ein Brief, Herr Brand. Der Landbote hat ihn eben herübergebracht.«

Der bisher so ruhige Arbeiter sprang bei dieser Meldung so heftig von seinem Stuhle auf, als hätte ihn eine stählerne Feder emporgeschnellt.

»Ein Brief?« rief er verwundert und doch ziemlich erfreut aus und öffnete wider seine Gewohnheit sehr eilig die Thür.

»Ja, Herr, hier ist er. Es ist jetzt eine schreibselige Zeit.«

»Ja, Frau, das ist sie – gebt her – ah! aus Dingelstein! Es ist gut, bezahlt nur den Boten.«

»Er ist schon bezahlt; das hätte auf dem Briefe gestanden, sagte er, Herr Brand!«

»Ich sehe es – guten Morgen!«

Diesmal ließ der Empfänger den Brief nicht zwei Tage lang unberührt vor sich liegen und zerbrach sich auch nicht den Kopf über den Inhalt desselben – er kam ja von einem Bekannten! Hm! – Im Gegentheil, er öffnete ihn sehr schnell, denn er hatte augenblicklich die schöne Handschrift des Herrn von Stahr wiedererkannt. Er stellte sich mit dem Rücken gegen das Fenster und las aufmerksam, Zeile für Zeile, Wort für Wort, das neue, wenn auch nicht erwartete, doch, wie es schien, nicht unwillkommene Schreiben, dessen Inhalt aber noch viel unerwarteter und wunderbarer war, als der des ersten.

»Geehrtester Herr!« lautete es. »Ihre rasche, im Ganzen und Einzelnen so gütige Erwiderung meines, wie ich sehr immer mehr einsehe, höchst zudringlichen Schreibens, hat in unserem kleinen Kreise die größte Freude und auch eine theilweise Befriedigung wenigstens hervorgebracht. Sie sagt zwar nicht Alles, was wir wünschten und erwarteten, nicht Alles, was

sie vielleicht sagen *konnte*, aber sie sagt immer Etwas und zwar etwas Beruhigendes, Tröstliches, also Angenehmes.«

»Wie!« unterbrach sich der Leser und schaute gedankenvoll an die Decke des Zimmers empor – »was habe ich denn Beruhigendes, Tröstliches und Angenehmes gesagt? Der gute Mann irrt sich ohne Zweifel. Ha! Der Brief ist doch an mich? Ja – da steht ja mein Name – Moritz Brand – am Krampnitzsee bei Potsdam! O, ich sehe es – ich habe mich ihm wirklich ganz verrathen und in die Hände gegeben; nun kann er mich verfolgen nach Belieben und mir meine ganze schwer erworbene Ruhe nehmen – ich Thor! ich sitze vielleicht in einer sehr unwillkommenen Klemme!« Aber er fuhr trotz dieser Klemme sogleich im Lesen des ausführlichen Briefes fort.

»Zufolge einer langen und eifrigen Berathung nun, die nach sorgfältiger Prüfung aller Ihrer werthen Mittheilungen stattgefunden, bin ich abermals beauftragt worden, Ihnen noch einmal mit einer Bitte beschwerlich zu fallen, die ich sogleich auszusprechen mir erlauben werde.

»Wir ehren und achten alle Ihre uns dargelegten Gesinnungen und Gefühle und wünschen dieselben auf keine Weise zu verletzen, aber Eins muß ich Ihnen sagen, wir haben in Ihrem Schreiben nichts Neues, nichts Unerwartetes gefunden.« –

»Was will er damit sagen, ich verstehe ihn gar nicht!« rief der Lesende aus.

»Entschuldigen Sie diese meine Aufrichtigkeit; aber auch in Ihrer Erwiderung herrscht dieselbe vor, ohne daß Sie es vielleicht selber wissen oder wollen – und sie ist von einem fein fühlenden Herzen wohl verstanden worden. So wie Sie sich selbst schildern, hat man Sie sich gerade vorgestellt: verlassen von aller Welt, gebeugt von mannigfachem Kummer und nur sich allein und Ihren Studien hingegeben. Gerade deshalb sogar hat man sich versucht gefühlt, mit Ihnen in nähere Verbindung zu treten, denn gewissen edelen Seelen ist es ein Bedürfnis, sich mit Gleichgesinnten zu vereinen, zumal wenn sie von einem ähnlichen Schicksale befallen sind und sich nicht ganz glücklich in ihrer Lage fühlen. – Und glücklich, mein Herr, sind Sie nicht, trotzdem Sie es selbst von sich sagen, ja, es geht aus Ihrem Schreiben ganz deutlich hervor, daß Sie es viel weniger sind, als Sie es sich vorzustellen scheinen.«

»Was, will er mich besser kennen, als ich mich selber kenne?« unterbrach sich wieder der Lesende, der immer begieriger wurde, das seltsame Ende dieses seltsamen Anfanges zu erhaschen. Wer hätte je so tief in mein Herz geschaut, als dieser gute Mann sich einbildet?« Und er blickte wieder in das Schreiben hinein und suchte die abgebrochene Stelle auf.

»Und nun,« las er weiter, »auf diese Voraussetzung fußend, mein Herr, gehen wir diesmal noch etwas

weiter mit unserer Bitte, als in unserm ersten Schreiben. Wir wollen nun nicht mehr Ihren Namen wissen, Ihre Verhältnisse und Ihren Wohnort erfahren, nein, wir wollen mehr! Mit einem Worte, wir wollen den Mann selbst und in Person sehen und kennen lernen, wir wollen ergründen, ob sein Aeußeres seinem vortrefflichen Innern entspricht, das uns, schon lange bevor wir seinen Namen wußten, mit seinen Gedanken, Empfindungen und Anschauungen so nahe getreten ist. Denn wenn man, so sagt meine freundliche Gebieterin, Ihre Erlaucht, die Gräfin Dingelstein, die Leistungen dieses einsamen Mannes genauer betrachtet, sie einzeln zergliedert und prüft, so findet man, daß seine Person jedenfalls eine bedeutende sein müsse, ob er nun bürgerlicher oder adliger Abkunft sei, worauf sie selber weniger Werth legt, als man ihrer hohen Stellung nach vermuthen sollte. Wenn man Ihre Bücher liest, so sagte sie mir noch heute, so ist dem Leser zu Muthe, nicht als ob er die Aussprüche eines Fremden, den Gedanken- gang oder die Anschauungsweise eines Unbekannten läse, sondern als ob man die eigenen Gedanken und Empfindungen, nur von einem Anderen vorge- tragen und durch seine klarere Darstellung verkör- pert und neu belebt, vor sich sähe.«

»Also noch einmal, mein Herr, wir müssen Sie persönlich sehen und begrüßen, das ist eine Nothwendigkeit geworden, die ich Ihnen mündlich wahrscheinlich genauer auseinander setzen werde. Entschließen Sie sich also kurz; die Jahreszeit ist günstig, das Wetter einladend, eine kleine Reise wird Ihnen bei Ihrer gewiß großen Anstrengung eben so ersprißlich wie wohlthuend sein. Besuchen Sie die reizenden Gebirge in unserer Nachbarschaft, und wenn Sie dann das alte Schloß, welches wir bewohnen, von irgend einem Gipfel der benachbarten Felsen vor sich liegen sehen, so denken Sie nicht allein, daß einige Ihrer Freunde daselbst athmen, sondern überspringen Sie leidlich den Zwischenraum, der uns trennt, wie Sie auch jetzt, indem Sie dies lesen, ihn geistig überspringen und mit Ihrer Seele mitten unter uns sind. Lieben Sie es aber nicht, in ein fremdes Eigenthum Ihren Fuß zu setzen, oder behagt Ihnen der düstere Aufenthaltsort unseres Grafen nicht, so bestimmen Sie gütigst einen dritten neutralen Ort in unserer Nähe, wo sie mich wenigstens treffen können. Sie sehen, wir erleichtern Ihnen jeden Schritt auf das Freundlichste! Sagt Ihnen das Schloß Dingelstein aber zu – den Grafen selbst werden Sie wohl nicht zu sehen wünschen, da er beständig krank ist, stets für sich allein lebt und nur selten mit Fremden in Berührung tritt – so würde uns dieser Entschluß allerdings der angenehmste sein. Sie sollen in keiner

Ihrer Gewohnheiten bei uns gestört werden. Unbelästigt, aufmerksam bedient, sollen Sie das einsamste Zimmer bewohnen und den belohnendsten Blick in die nahen Gebirge und Thäler genießen. Sie werden es romantisch und schön bei uns finden, selbst wenn Sie an Romantischeres und Schöneres gewöhnt wären. Da sollen Sie arbeiten, da sollen Sie denken und schreiben können, so viel Sie wollen und so oft Ihre Neigung Sie treibt; nur die wenigen Stunden, die Sie uns aus eigenem Wohlwollen schenken, werden die einzigen sein, welche Sie etwa hier verlieren könnten. Sollten Sie aber gegen alle unsere Erwartung durch Neigung oder Schicksal so sehr Einsiedler geworden sein, daß Sie auf keine Weise wünschen, Ihren jetzigen Wohnort zu verlassen und andere Menschen zu sehen, oder sollten Sie nur an Ihres Gleichen Antheil nehmen, o so hören Sie, was man mir besonders aufgetragen hat, Ihnen mitzutheilen, daß, – daß auch *wir* Einsiedler aus Neigung und Schicksal sind, die zwar ihrer Stellung zur Welt wegen nicht immer allein und ohne allen Verkehr bleiben, aber doch aus eigenem Antriebe, aus ureigenem Gefühle und Wünsche am liebsten unter uns oder mit einem vertrauten Freunde zu leben geneigt sind.

»Soll ich noch mehr hinzufügen, um Sie zu einer so kurzen Reise zu überreden, oder habe ich genug gesprochen, um Ihre Beistimmung zu gewinnen? Nein, ich will nichts mehr sagen, einem Manne, wie Sie sind, braucht man eine Sache nur einmal

klar darzulegen, um sie ihm verständlich und zugänglich gemacht zu haben. Alles weitere Bitten und Drängen würde bei ihm vergeblich sein. Also kommen Sie, kommen Sie bald, ehe der kalte Verstand mit seinen Spitzfindigkeiten das warme Herz vergiftet, ehe die schönste Zeit des Jahres verstreicht, und Sie werden in unseren Augen und vielleicht auch in unseren Herzen lesen, daß Sie uns je eher, je lieber hoch willkommen sind. Wenn Sie im Laufe der nächsten vierzehn Tage erscheinen, so brauchen Sie uns nicht mehr von Ihrer Ankunft zu benachrichtigen, Alles wird zu Ihrem Empfang vorbereitet sein; im Gegentheile aber bitte ich mir eine baldige Zuschrift aus. In der Hoffnung, daß ich auch diesmal nicht vergebens an Sie geschrieben habe, drücke ich Ihnen schon im Voraus die Hand und nenne mich wie bisher mit Hochachtung und Ergebenheit

Ihren Diener Friedrich von Stahr.«

»Schloß Dingelstein.«

Als unser Freund diesen Brief zu Ende gelesen hatte, gab er nicht, wie gewöhnlich, eine laute Bemerkung von sich. Im Innersten seines Wesens von der unerwarteten Herzlichkeit des unbekanntenen Schreibers ergriffen und erschüttert, sank er auf seinen Stuhl, beugte das Haupt auf seine Brust und ging innerlich mit sich und seinem Schöpfer über die neue wunderbare Fügung seines Schicksals zu Rathe. Wohl eine halbe Stunde mochte er so, stumm und ohne Bewegung, dagesessen haben, als

er fühlte, daß er dem hoch aufwogenden Gefühle in seiner Brust Luft machen müsse. Er stand von seinem Stuhle auf, trat an das Fenster und hob die dunklen Augen, in denen, wie immer, ein freundlicher und doch wehmüthiger Strahl lebhaft glänzte, zu dem klaren Himmelszelt empor, welches in seiner ganzen Morgenfrische und blendenden Schönheit über dem lautlos wogenden See sich majestätisch wölbte.

»Das ist ein abenteuerliches Ereigniß,« sagte er endlich, »und beinahe sollte ich mich versucht glauben, anzunehmen, man wolle mit einem kühnen Griff meine Grundsätze auf eine etwas harte Probe stellen. Es ist wahr, man schmeichelt mir ungewöhnlich, man dringt mit einer beinahe gesuchten Ausdauer und einer höchst umsichtigen Ueberlegung in mich, aber das scheint mir nicht von einem bösen und eigensüchtigen Herzen auszugehen. In Gegentheil, man glaubt, man ist überzeugt, mir etwas Gutes damit zu erweisen. Es mag sein, ja, ich glaube es wohl. Aber ach! meine schöne Ruhe soll ich verlassen? Mein friedliches Haus, meinen stillen See, meinen dunkel schattigen Wald? Nein, nein, wie Ihr mich auch bittet und locket, das werde ich nicht können, denn ich bin wie der Epheu mit tausend Wurzeln und Ranken an diese Eichen gebunden, alle meine guten, wahren und Gott ergebenden Gefühle hängen unzerreißbar an diesem Boden; er ist meine Heimat, meine Ruhestätte, mein einziges Paradies auf Erden. An einem anderen Orte kommen meine Lebenskeime nicht fort; da scheint meine Sonne nicht, da träufelt mein Regen nicht vom Himmel

herab, da bin ich nichts, als Staub, als eine verfallene Ruine, während hier mein Schicksal in jedem Baume eingeschrieben steht. Hier liegt meine Vergangenheit begraben, hier soll auch meine Zukunft eingescharrt werden, und – meine süße Gegenwart, die so theuer erkaufte, sollte ich die so ganz und gleich auf den ersten Wurf den Wünschen Anderer, Fremder opfern? Es ist zu bedenken, Walther, es ist sehr zu bedenken! Sieh Dich vor, was Du thust! Du könntest in neue Schlingen gerathen, aus denen Du Dich nicht so leicht zu entwickeln vermöchtest! Was wollen diese Menschen eigentlich von mir? Ja, das weiß ich nicht. Nun, ich nehme also an, sie wollen mich nur sehen, mit mir sprechen, einige Worte von mir hören, ob sie auch so klingen, wie sie sich die Worte in meinen Büchern klingend denken, wenn ich sie selbst spräche – weiter nichts? Das wäre freilich wenig und lohnte der Mühe der Reise nicht – aber in der That, viel mehr wird es nicht sein. Nun, das könnte ich ihnen wohl für ihre Freundlichkeit zu Gefallen thun – wenn sie weiter nichts wollen! Ich bin ja bei ihnen durch nichts gebunden. Behagt es mir nicht, dann kehre ich spornstreichs zurück, verberge mich wieder in meiner Hütte und rufe aus: Dank Dir, Vater da oben, daß ich wieder da bin – hier, hier laß mich bleiben, hier laß mich leben, hier sterben – ich gehöre nirgends anders hin. Aber wie? Das habe ich bei ähnlicher Gelegenheit schon einmal gedacht, fällt mir zu guter Stunde ein. Damals wollte ich mich auch sogleich losreißen, wenn es mir nicht gefiele, und wie erging es mir da? O! doch, das war etwas ganz Anderes.

Damals band mich eine Pflicht, ein Versprechen, meine hilflose Lage – jetzt bindet mich nichts, jetzt bin ich frei, jetzt bin ich ein Mann geworden, der sich selbst helfen kann, der selbständig ist und einen eigenen Willen hat. Ja, den habe ich und den will ich gebrauchen. Gut – es soll diesen Augenblick nichts beschlossen werden, was nicht zurückgenommen werden könnte, ich habe Zeit; es giebt auch noch andere Herzen zu fragen, als das meine, ob sie mir gestatten, mich von ihnen zu entfernen; und wenn sie Ja sagen, nun, dann in Gottes Namen fort, wohin mich das Schicksal ruft – versuche das Ungewohnte, Walther, den Tand und die Eitelkeit der Welt, sei einmal ein Mensch, wie es so viele sind und schau' Dir noch einmal das Leben an, wie es in der Nähe und im Glanze des hell gewordenen Tages aussieht. Bis jetzt hat es mir eben nicht gelächelt, vielleicht lächelt es mir von nun an. So soll es sein, so will ich handeln, es ist abgemacht!« –

Nach diesem beschaulichen Selbstgespräche setzte er sich, als ob nichts in und um ihn vorgefallen wäre, an seine Arbeit und las und schrieb weiter, wie er alle Tage that. Mittags aber, als er zu arbeiten aufhörte und in's Freie herunterkam, erschien er der ihn scharf beobachtenden Frau Wolter auffallend still, und sie merkte sehr bald, daß nicht Alles an ihrem guten Herrn so beschaffen sei, wie es wohl eigentlich sollte. Er wechselte kein Wort mit ihr, auch Nachmittags nicht, und endlich, als es gegen Abend ging, verließ er augenscheinlich in tiefes Sinnen verloren, das Haus und sprach nicht einmal ein Wort

zu dem guten Sultan, der wie gewöhnlich um seine Füße sprang und gänzlich unbeachtet ihm seine thierischen Liebkosungen zu Theil werden ließ.

Er schlug den Weg nach der Römerschanze ein und erreichte sie bald. Mit unterschlagenen Armen schritt er langsam und lange auf dem alten Walle umher und sprach mit Allem, was um ihn her athmete oder wenigstens lebte. Auch streckte er sich wieder an seiner Lieblingsstelle auf der Höhe der Schanze hin, von wo aus der schimmernde See am deutlichsten sichtbar vor ihm lag, und schaute mit sehnsüchtig liebendem Auge in die weite, rosig angehauchte Ferne.

So kam der Abend allmählig heran, den der Wanderer schon lange sehnsüchtig erwartet hatte. Es wollte ihm nicht schnell genug dunkel werden. Die Nacht, die nur zu oft so rasch kommt, schritt so langsam heran und doch sollte sie ihm gerade heute schneller als sonst ihre verhüllenden Schatten bringen. Endlich senkte sie ihre purpurnen Schleier tiefer auf die leiser athmende Erde, der glänzende Wasserspiegel hüllte sich in dunkleres Grau, bis er endlich schwarz und beinahe unsichtbar wurde; um die leise erbebenden Wipfel der alten Bäume legte sich der trübe nächtliche Mantel und es wurde still, hehr und feierlich in der ganzen Natur.

»Jetzt ist es Zeit,« sagte der einsame Mann, »jetzt bricht mein Morgen an; mein Hahn hat gekräht, der aufmerksame Weckerschlag meines Herzens sagt es mir. Wohlan denn, so wollen wir die Todten besuchen; sie erwarten uns, wie sie uns immer erwarten.«

Und er erhob sich und wanderte mit rascherem Schritte durch die schweigenden Säulengänge des duftenden Waldtempels, und nach kaum einer Stunde rüstiger Bewegung hatte er sein liebes Dorf und den Kirchhof darin erreicht. Alles war still und friedlich ringsum, wie immer zu dieser Zeit. Wohl hier und da hörte man aus einem Strohdache hervor das melodische Klingen, welches entsteht, wenn ein Schnitter, des kommenden Tages Pflicht schon im Voraus bedenkend, die Sense schleift; auch andere Stimmen aus der Natur und Menschenbrust waren noch nicht ganz verklungen, aber im Ganzen lag schon die Nacht, öde und fest wie ein bleiernes Gewicht, auf dem schlummernden All. Schon stand er an der Kirchhofmauer, da blickte er sich noch einmal ringsum. Aber kein Mensch stand ging oder lauschte wohl gar in der Nähe. Lautlos schwang er sich hinauf, eben so sprang er hinab, und wieder war er der einzige Lebendige unter den ruhenden Todten.

Gleichsam von selbst, ohne einer Leitung zu bedürfen, schritt sein Fuß zwischen den kleinen Hügeln hindurch, denn der Kopf mit seinen Gedanken war dem Fuße schon längst vorausgeeilt, im Geiste saß er schon auf dem Grabe und sprach zu seinem stillen Bewohner hinein. Endlich hatte er seine gewöhnliche Stelle eingenommen. Er beugte seinen Kopf hinab und sprach wie immer ein kurzes, herzliches Gebet. Dann theilte er seiner schlafenden Liebe das neue Verhältniß mit, in welches er wider seinen Willen gerathen war und schloß ihr sein ganzes Herz darüber auf.

»Ach, Anna,« sagte er endlich, »befreie mich von dem schwankenden Irrsal, in dem ich mich befinde; sieh, ich weiß nicht, was ich will, was ich soll – nun gieb Du mir, wie sonst auch, den besten Rath. O Du theures Kleinod meines Lebens, komm und hilf mir! Sieh, man will mich von Dir reißen, – mit Gewalt, die sich diesmal in das Gewand der Güte kleidet – ich soll Deine schöne Nähe verlassen, in die unbekannte Ferne soll ich ziehen. Unbekannte Menschen werden mir entgegen treten und sie werden versuchen, zu meinem Herzen zu reden – soll ich, darf ich, kann ich das zugestehen? O, ich bitte Dich, sieh, wie flehentlich ich Dich anspreche, sage mir, was Du denkst und leite meine Schritte, denn Dir vertraue ich wie meinem Gott, und Du bist ja bei Gott. Nun frage Du ihn für mich.«

Nachdem er eine Weile schweigend, gleichsam auf eine Antwort harrend, gesessen, sagte er abermals: »O Anna, theures Kind – Du sprichst ja sonst zu mir durch irgend ein Gefühl, welches Du lebendig und kräftig, daß ich es begreifen und verstehen kann, in meiner Brust erweckst; sprich auch heute durch irgend etwas zu mir, gieb mir ein Zeichen, welches Du willst, daß ich es auch heute begreife, und ich werde verstehen, was Du von mir begehrt.«

Als er dies gesagt und seine Hände fest auf den grünen Rasenhügel gestützt hatte, als wolle er sich noch inniger mit ihm verbinden, erhob er das Haupt, und vielleicht zufällig fielen seine Augen, die von warmen, mehr fühl- als sichtbaren Zähren flimmerten, auf das im

nächtlichen Dunkel aufgespannte Himmelszelt. Da hatte er einen Punkt gefunden, der ihn zu suchen schien und den er aus langer treuer Freundschaft genau kannte und innig liebte. Es war der leuchtende Hesperus, der dicht vor und über ihm stand. Klarer wie je funkelte er am dunkelen Nachthimmel und es war, als stiege er immer tiefer und näher zu dem entfernten Freunde herab. Unverwandten Blickes hatte der auf dem Grabe sitzende Mann ihn angeschaut – die weinenden Augen des Menschen senkten sich tief in das flammende und gleichsam lächelnde Auge des Sternes Gottes – und was dieser Stern sprach oder zu sprechen schien, das Mensचनाuge hatte es verstanden, denn er rief sogleich: »Ha! Du bist es, treuer Gefährte, Du siehst mich so traulich an, als hättest Du mir etwas zu sagen – Du lächelst – Du winkst – Du bejahest meine Frage. Ja! soll ich, darf ich? Ha! er sagt, ich soll, ich darf! Es ist gut, ich danke Dir, Gott, ich danke Dir, Stern, ich danke Dir, Anna, theure, liebe, innig geliebte Anna, ich danke Dir von Herzen, denn ich habe Dein Zeichen verstanden – ich – gehe!«

Aber noch einmal, bevor er sich erhob, beugte er sich tief zu dem Grabe hinab. »Anna,« sagte er, »ich weiß nicht, was mir auf meinem Wege begegnet. Bleib mir im Geiste zur Seite. Stärke mich mit Deiner liebenden Vorsicht, wie Du mich immer stärktest, da Du noch lebest und seitdem Du hier unten ruhst. Wenn Du die Zeit gekommen meinst, daß ich zu Dir zurückkehre, so gib mir abermals ein Zeichen, welches ich verstehe. Denn Dir

glaube und gehorche ich immer. Laß mich von Dir träumen, wie ich so oft und süß von Dir träume, und rufe mich dadurch zurück – und wenn es mitten in der Nacht, mitten im Freudentaumel eines unbekanntes Genusses wäre; ich werde gehorchen, ich komme zu Dir, um Dir Rechenschaft von meinem Thun abzulegen. Und nun, gute Nacht, Anna! Schlaf wohl!« – Und er küßte dreimal das von dem kühlen Nachthau duftende Gras und drückte liebend seine Hände darauf. – »Und auch Du, edler Pfarrer, schlaf wohl – ich gehe von Euch, morgen schon oder übermorgen – wann ich aber wiederkommen werde, ach! das wißt Ihr besser als ich, denn Ihr seid ja bei Gott – gute Nacht!«

Raschen Schrittes und fest zu der kurz vorher kaum für möglich gehaltenen That entschlossen, wie er bei wichtigen Gelegenheiten immer rasch entschlossen war, eilte er nach Hause, ohne an diesem Abende noch seiner Wirthin von der beabsichtigten Reise etwas mitzutheilen.

Wie verwundert daher, und fast wie erschrocken war die gute Frau Wolter, als am nächsten Morgen in aller Frühe Herr Brand aus dem Hause trat und zu einem eiligen Gange in die Stadt vollkommen gerüstet erschien.

»Wollen Sie denn nach der Stadt, Herr Brand?«

»Ja, Frau Wolter, ich muß sogar; denn morgen will ich noch weiter, wenn ich die mir nothwendigen Bedürfnisse an einem Tage beschaffen kann.«

»Wie? Sie wollen noch weiter? Wie soll ich das verstehen?«

»Ich will eine Reise antreten, beste Frau; verwundert Sie das so sehr?«

»Eine Reise?!« Und die Augen der Frau Wolter öffneten sich so weit, wie sie sich lange nicht geöffnet hatten. »Aber mein Gott, wohin wollen Sie denn reisen? Und wie kommt das so schnell, so urplötzlich zu Tage?«

»Meine liebe Frau, Ihr habt mir ja gestern selbst einen Brief gebracht – seht Ihr – darin stand es – Familienverhältnisse erfordern meine Abwesenheit auf einige Wochen –«

»Auf einige Wochen? Ei, mein Himmel, das ist ja noch gar nicht dagewesen –«

Herr Brand lächelte, ließ sich aber durch die Verwunderung seiner Wirthin nicht stören, den Kahn loszuketten und sogleich hineinzusteigen.

»Soll ich Sie hinübereudern, Herr?«

»Ich danke – zu Tische bin ich hoffentlich wieder hier – fort, Sultan – adieu, Frau Wolter!«

Und fort rauschte der Kahn, von dem kräftigen Arme des Ruderers schnell durch die Wellen getrieben, und noch lange blickte die Frau hinter ihm her, denn sie konnte nicht begreifen, wie ihr Herr, der fast niemals im Sommer sein stilles Haus verließ, sich so schnell zu einer wochenlangen Reise entschlossen habe.

»Diese dummen Briefe!« brummte sie, als sie in das Haus zurückging – »was bringen sie doch Uebles! Ich dachte immer, sie brächten nur Gutes; nun aber haben wir die Bescheerung – er geht und wer weiß, wann und wie er wiederkommt!«

Aber noch mehr sollte sie staunen, als ihr geliebter Herr etwa um vier Uhr Nachmittags wieder über den See zurückgerudert kam und ihr ein großes Packet neuer Kleider und sonstiger Reisebedürfnisse übergab, um es nach seinem Zimmer zu tragen. Der Gang und die Fahrt hatten ihn warm gemacht und er wischte sich den Schweiß von der glühenden Stirn. Da drehte er sich herum und sah die Frau mit ihrem Packete auf dem Arm immer noch auf demselben Flecke stehen. Ihr Mund war weit geöffnet und die aufgerissenen Augen traten beinahe ganz aus ihren Höhlen hervor – so blickte sie ihren Herrn auf das Aeüßerste betroffen an und konnte keine Worte finden, ihr Erstaunen auszusprechen.

»Nun,« rief Herr Brand lächelnd und sie vertraulich am Arme schüttelnd, »was starrt Ihr mich, so über alle Maaßen verwundert, ohne Unterlaß an? Was giebt es denn an mir zu sehen?«

»Ei du meine Güte, Herr Brand – wie sehen Sie aus! Sie sind ja um zehn Jahre jünger geworden!«

»Wie so denn?«

»Sie haben sich ja die schönen, vollen Lockenhaare abschneiden lassen –«

»Wie? Hat man sie mir ganz abgeschnitten?«

»O – nicht ganz, aber doch sehr viel, und der lange krause Bart ist auch um ein paar Zolle kürzer geworden – und ach! wie wunderbar schön sieht das aus –«

»Wirklich, meint Ihr?« fragte Herr Brand und lächelte noch einmal. »Also kann ich mich dreist vor den Menschen sehen lassen?«

»Na hören Sie – die werden schöne Augen machen; Sie sehen ja aus, wie der feinste Cavalier – Herr Brand, Herr Brand! was muß ich denken!« und sie drohte schelmisch mit dem Finger.

»Was denn, was müßt Ihr denken?«

»Wissen Sie, wie Sie aussehen?«

»Ich horche schon lange darauf, aber ich höre immer noch nichts.«

»So will ich es Ihnen denn sagen – und gerade heraus – Sie sehen aus, als ob Sie auf die Freite gehen wollten –«

»Auf die Freite? Haha!« Und er lachte, was bei ihm sehr selten geschah, laut auf, worin jedoch die erschrockene Frau nicht einstimmt. »Nein, beste Frau, auf die Freite gehe ich nicht und werde ich nie gehen, *nie*, sage ich, und Ihr könnt mir glauben – ich meine es ernstlich –«

»Und wenn Sie es mir zehnmal noch ernstlicher sagten, das glaube ich Ihnen *nie*.«

»Nein!« rief er, feierlich betheuernd, »nie werde ich heirathen – Ihr wenigstens werdet es nicht erleben, Ihr irrt Euch sehr –«

»Wollen wir wetten, Herr Brand?«

»Worauf Ihr wollt – bei Gott, ich schwöre es, ich denke nicht daran, ich kann nicht daran denken – und weil

ich mir das Haar und den Bart habe verschneiden lassen, glaubt Ihr das? O, wie thöricht seid Ihr! Ich gehe ganz einfach unter Menschen und da muß ich doch ihre Gewohnheiten und Sitten annehmen, während ich hier wie ein Wilder ungesehen und unbeachtet umherstreifen konnte. Das ist das Ganze – nun wißt Ihr es.« Mit diesen Worten schritt er, und wie es schien, um das unwillkommene Gespräch kurz abubrechen, rasch vor ihr in das Haus hinein.

»Er mag sagen, was er will;« brummte die Frau, als sie ihm das Packet auf der Treppe nachtrug – »ja, er mag schwören, bei wem er will – ich glaube es ihm dennoch nicht. Ein so hübscher Mann sollte nie an eine hübsche Frau denken? O, ich weiß, was ich weiß! Er geht ganz gewiß auf die Freite, denn einen solchen Aufputz habe ich an ihm noch nie erlebt. Ach Gott, ach Gott! und dann verliere ich ihn am Ende. Das wäre das Schrecklichste, was mir jetzt begegnen könnte – er ist so gut und ich bin so sehr an den schönen Haushalt gewöhnt!« und sie wischte sich mit einem Zipfel ihrer Schürze einen zitternden Tropfen aus dem Auge, der wider ihren Willen daraus hervorgequollen war.

Ihre egoistische Trauer aber sollte am nächsten Morgen noch größer werden, als Herr Brand, vollkommen zur Reise gerüstet, aus dem Hause trat, ihr freundlich die Hand bot und ein herzliches Lebewohl sagte. Sie hatte schon früher ihren Neffen Peter bestellen müssen, der den Koffer herunterholte, in den Kahn trug und diesen

selbst bestieg, um, ebenfalls zu seinem nicht geringen Erstaunen, den abreisenden Herrn nach Nedlitz zu fahren, wo er die Nauner Post benutzen wollte.

»Leben Sie wohl, Frau Wolter, behüten Sie unser Haus und Gott sei mit Ihnen – adieu.«

»Ach Gott – adieu, Herr Brand. Gott segne Sie! Ich sehe Sie gewiß nicht wieder –«

»Dummes Zeug – wenn ich länger als vierzehn Tage bleibe, schreibe ich –«

»An mich? Einen Brief –?«

»Ganz gewiß – hier haben Sie meine Hand darauf!«

»Nun, dann will ich mich trösten – leben Sie wohl, leben Sie wohl!«

Rasch sprang er in den Kahn, den Peter, um seine vollkommene Geschicklichkeit zu zeigen, mit allen Kräften pfeilschnell in die Mitte des Sees trieb.



Fort war er; Frau Wolter starrte ihm nach, bis ihr treues Auge ihm nicht mehr folgen konnte.

Still zwar die Luft, lautlos das Wasser, feierlich schweigend der Wald – eine unnennbar tiefe Oede und Einsamkeit umschloß ringsum das kleine abgelegene Haus und die traurige Bewohnerin desselben, die mit ihrem getreuen Sultan ihre wenigen Schätze darin nun allein behüten sollte. Frau Wolter weinte bitterlich, als sie ihr verlassenes Stübchen erreichte, und nicht eher faßte sie irgend

eine Arbeit an, bis sie sich bis auf den Grund ihres Herzens aus geweint hatte. Und warum weinte sie so sehr? Ach! so einsam wie jetzt war es ihr noch niemals an ihrem stillen See vorgekommen, nachdem ihr lieber guter Herr auf eine so weite und lange Reise gegangen war.

## DRITTER BAND.

## ERSTES KAPITEL. SCHLOSS DINGELSTEIN.

Aus wieviel verschiedenen Gründen werden im Leben nicht Reisen unternommen? Zum Vergnügen, zur Erholung, zur Belehrung; aus Neugierde, Veränderungssucht, Geschäftsrücksichten oder Wissensdrang; um einen geliebten Freund oder Verwandten nach langer Trennung wieder zu sehen, einen seiner Freudentage zu verherrlichen oder um ihn zur Gruft zu begleiten – und wieviel tausend Gründe giebt es nicht sonst noch! Aus welchen von diesen allen war Moritz Brand diesmal auf die Reise gegangen? Ach, er wußte es selbst nicht, es war ihm aber auch ziemlich gleichgültig geworden. Er reis'te, weil er reisen mußte, aus einer inneren namenlosen Nothwendigkeit, vielleicht auch aus Dankbarkeit, aus Wohlwollen, um einigen sonderbaren Menschen einen Gefallen oder ihren Willen zu thun. So dachte er wenigstens oft, aber immer dachte er anders, und was er auch dachte, den rechten Grund konnte er nicht finden, so sehr er auch seinen Kopf und seine Einbildungskraft dabei anstrengte. So war es ihm denn zuletzt zur Gewohnheit geworden, sich zu sagen: ich reise, weil man mir von Außen her die Reise aufgedrungen hat, am allerwenigsten aber reise ich aus eigenem inneren Antriebe und innerer Lust. – Aber dieser Antrieb, diese Lust zur Reise findet sich oft, wenn man erst auf der Reise ist. Man sieht und hört so viel Neus, Wissenswerthes und Angenehmes, man findet seine Erwartungen, zumal wenn man sie sehr niedrig spannte, so

häufig übertroffen, daß auch ein ungeru Reisender sich oft gestehen muß: es ist dies Reisen ohne Grund doch ganz hübsch, ich fühle mich angeregt, wo ich es nicht vorausgesetzt, und bin eigentlich nicht unzufrieden, daß ich mein stilles Haus verlassen habe und in die weite Welt gegangen bin. Das Letztere, sagte sich nun freilich unser Freund nicht, der so lange Jahre absichtlich von der Welt zurückgezogen gelebt, denn er hatte seine einsiedlerische Stille über Alles lieb gewonnen, so daß es für ihn nichts Angenehmeres gab, als eben zu Hause zu sein. Aber, er war doch einsichtsvoll und wahrheitsliebend genug, um sich schon nach einigen Tagen einzugestehen: es ist hier draußen besser, friedfertiger, angenehmer, als ich dachte, ich befinde mich ganz leidlich wohl dabei. Vielleicht war es auch der Reiz der Neuheit, der seinen Geist fesselte und sein Gemüth anzog, der Wechsel der Scenen, das Malerische der Landschaft, was sein Auge heiterer und seinen Schritt freier machte, denn es ist nicht zu läugnen, wer in einem im Ganzen ebenen Lande wohnt, und sei es auch noch so schön und mit Reizen aller Art geschmückt, wer nicht den wechselnden Anblick starrender Felsen, zerspaltener Klüfte, moosbewachsener Gießbachthäler kennt, der wird von diesen großartigen Spielen der wandelbaren Natur eben so leicht fortgerissen und entzückt, wie ein Fisch, der aus einem beschränkten Wasserbehälter plötzlich in einen freien klaren See sich versetzt sieht.

Wenn auch nicht dasselbe, doch ein ähnliches Gefühl belebte unsern einsamen Wanderer, als er sich nach kurzer Fahrt aus der beflügelten Schienenbahn in einer der herrlichsten Gegenden seines Vaterlandes wiederfand, wo der nackte Fels seine wunderbaren Gestaltungen ihm entgegenstreckte und der wildrauschende Bergstrom zu seinen Füßen rastlos dahin rollte. Stundenlang saß er an den romantischsten Stellen dieser schönen Gebirge und gab sich ganz den Riesenspielen der Schöpfung hin, deren nie gesehene Bilder unverhofft neue Gestalten in seinem schaffenden Geiste erzeugten. Eine große und unbekante Welt that sich hier vor seinem Blicke auf; Gnommen und Elfen tanzten vor ihm her oder stiegen aus dem tiefen Schlunde der Erde herauf, den die gierige Menschenhand Schätze suchend durchwühlt, und das lachende Märchen der Vorzeit, der einstigen Kindheit der jetzt ausgewachsenen Menschen, breitete seine zauberhaften Wunder vor ihm aus.

Rüstig schritt er dann weiter, von Fels zu Fels, von Thal zu Thal, und immer ruhiger, friedlicher, sanfter floß sein aufgeregtes Blut, immer dankbarer, zufriedener blickte er auf die unbekanntten Freunde hin, die ihn zu diesem Genusse verleitet hatten.

Da aber, am vierten oder fünften Tage seiner Wanderung, war er endlich an einen Punkt gelangt, der sein Gemüth von Neuem in Wallung versetzte. Es ging gegen Abend; der Tag war warm, obwohl etwas trübe gewesen, aber um so schöner, einladender, heiterer wurden die wenigen Stunden, die der langsam hereinbrechenden

Nacht vorangingen. Die Sonne sank allmählig ihrem heutigen Ziele entgegen und färbte den weiten Himmelsrand, den sie zuletzt zum Abschiede küßte, mit purpurnen und goldenen Strahlen, wie sie ihn nur färben und vergolden kann. Still war es um ihn her, so heimlich still, wie er es so überaus gern hatte, so daß er sich aus dem Wirrsal des Neuen und Ungewohnten selbst wieder fand und beinahe mit heimatlichem Frieden begrüßt fühlte. Er saß auf einer steil absteigenden Felskuppe und schaute weit in das rings um ihn liegende felsengespaltene Wunderland hinein. Rechts, links, vor ihm, hinter ihm – beinahe unzählbar stiegen fabelhaft gebildete Steinrippen hervor, die im Hintergrund der violette Duft schattiger Hochberge begränzte, und beinahe eine jede von ihnen sah er mit ragenden Zinnen, einem alterthümlichen Schlosse oder auch einer verödeten Ruine gekrönt. Aber auf einen dieser breiten Felskegel heftete sich fester sein Blick, und als er lange genug hinübergeschaut, fühlte er ein wunderbares Gefühl in seiner Brust aufsteigen, als hebe sich selbst ein innerer Fels aus ihm hervor und strebe nach Freiheit und Luft, nach der unbegränzten Höhe und Weite des darüber lagernden Himmels.

»Was ist das da drüben für ein verwittertes Schloß?« hatte er einen Landmann gefragt, der so eben, von der Arbeit heimkehrend, an ihm vorübergegangen war.

»Es ist der alte Dingelstein, mein Herr!« hatte die freundliche Antwort gelautet.

»Es ist gut, mein Freund, ich danke Euch!« Der Landmann war langsam davon geschritten und unser Freund

saß wieder einsam vor dem Ziele seiner diesmaligen Reise und berührte es schon mit dem Auge, wie ihm der unbekannte Schreiber der seltsamen Briefe vorausgesagt hatte.

Lange verweilte sein Blick auf den grauen Mauern, den hoch emporstrebenden Zinnen und den im Abendsonnenscheine blinkenden Fenstern des alten Schlosses, lange betrachtete er es mit dem kräftigen Strahl seines nie ermüdenden Auges. Endlich aber hatte er so viel davon gesehen, als dieses gute Auge ihm zu sehen erlaubte, und er suchte sich einen Beistand auf, der ihm das unbekannte Gebäude noch näher vor die Seele rücken sollte. Er holte sein schönes Fernglas hervor, welches er noch als eine Erinnerung von seinen früheren Reisen bewahrte, und richtete es auf das ferne Gemäuer. Aber er konnte anfangs nicht viel besser und mehr sehen als vorher, denn seine Hand zitterte und sein Blut wallte heftiger, als das lange Erstrebte ihm nun plötzlich so nahe gerückt war. Allein auch diese innere Bewegung ging vorüber und endlich hatte er es in allen seinen Theilen beschaut, so daß er sogar die dunkelen Krähenschwärme bemerkt, die sich in der abendlichen Luft um die beiden Thürme auf den Ecken tummelten. Und was hatte er gesehen? Ungefähr dasselbe, was wir schon vorher angedeutet haben, nur um ein Weniges klarer und deutlicher. Er sah ein augenscheinlich mittelalterliches Schloß, grau von Farbe, düster in fast allen seinen Theilen, in einem

Viereck erbaut, drei Stockwerke hoch, auf jeder ihm entgegengekehrten Ecke einen vorspringenden, spitz zulaufernden Thurm. Umgeben war dieses alte Schloß von einem wohlgepflegten Parke oder Garten, der sich beinahe bis tief hinab an den Fuß des kegelförmigen Felsens erstreckte und reizende Wege, Lauben, Alleen, vor Allem aber einen prächtigen uralten Baumwuchs zeigte.

»Das ist Alles so, wie ich es dachte!« sagte sich der einsame Wanderer. »Meine Phantasie hat längst der Wirklichkeit vorgearbeitet. Diese gute, fleißige Phantasie! Aber was quält sie mich weiter, warum zeigt sie mir mehr, als ich zu sehen wünsche, es ist ja schon alt, düster und traurig von Ansehn genug! Aber sie, die Phantasie, flüstert mir wider Willen schaurige, abenteuerliche Dinge zu. Es scheint mir ein Adlerhorst, eine Geierwohnung zu sein, die vor mir liegt. Jahrhunderte hindurch stand sie schon so auf den Felsen gegründet, und Blut, Mord und Tod haben vielleicht stets in ihren ergrauten Mauern gehaust. Wie oft hat der weitschauende Falke, der da oben sein Bett gemauert, unschuldige Beute heimgebracht und in dem unzugänglichen Neste gierig verschlungen – ach! und ich bin vielleicht auch seine Beute, nach der er schon verlangend die Fänge streckt, jetzt nicht mehr mit Gewalt mich erjagend, denn er ist alt und schwach geworden, der hungrige Falke, aber mit List mich heranziehend, durch girrende Töne, wie eine lockende Sirene den harmlosen Wanderer an sich reißend. Soll ich diesen Tönen folgen und mich ihm auch als willkommene Speise darbieten? O, was denke ich so Trauriges, so Kindisches. Auf

denn, betrachten wir uns den alten Falken, Geier oder Adler, was er auch sei, aus der Nähe, wir fürchten ihn nicht, wir trotzen ihm, er hat keine Gewalt über uns.«

Er erhob sich schnell, kletterte den schmalen Felsenpfad hinunter, durchschnitt das enge Thal, in welchem ein schäumender Gießbach brodelte und zischte, und betrat kühn und leicht die jenseitige Höhe. Aber nicht gerade hinauf konnte er auf diese Weise gelangen. Ein weiter Umweg stand ihm bevor und es war beinahe Nacht geworden, als er in ein Städtchen gelangte, wohin er seine Koffer voraus gesandt hatte, den er auch wohlbehalten an dem bezeichneten Orte vorfand.



In dem Gasthause dieses kleinen Städtchens, worin wir mit unserm Freunde die nächste Nacht zubringen müssen, war es diesen Abend, wenn nicht immer, sehr öde und leer. Ein jüdischer Kaufmann, wie man sie überall findet, wo man sie nicht braucht, saß allein am Tische und ließ es sich wohlschmecken. Ihm gegenüber nahm unser Wanderer Platz. Sogleich begann der Kaufmann mit der seiner Nation so eigenthümlichen zudringlichen Schwatzhaftigkeit den Nachbar anzureden und ihm verschiedene Fragen vorzulegen, wie man sie im gewöhnlichen Leben nur an einen guten Freund zu richten pflegt, die man aber einem Kaufmanne, und einem Juden obendrein, verzeihen muß. Dennoch schien dieser langweilige Mann unserm Freunde von der Vorsehung nicht ohne

Absicht in den Weg geworfen zu sein; denn, von seiner Zudringlichkeit auf das Höchste befremdet und in seiner jetzigen Stimmung nicht aufgelegt, die Herzensergüsse über Handel und Wandel eines reisenden Leinwandhändlers, für welchen er sich zu erkennen gab, indem er die Feinheit seiner Wäsche pries, geduldig entgegenzunehmen, verließ er, sobald er seinen Abendimbiß genossen; das Gastzimmer und zog sich auf sein eigenes zurück. Wäre dies nicht vorgefallen, so dürfen wir nicht zweifeln, daß er noch länger an der Speisetafel geblieben und dann mit einer Gesellschaft junger Leute aus der Umgegend zusammengetroffen wäre, die gleich nach seinem Abgang in's Zimmer traten und von dem Grafen Dingelstein und seiner Familie so unterrichtet sprachen, wie sie es nur von ihrer eigenen sein konnten. Wahrscheinlich wäre nach dem Anhören dieses sonderbaren Gesprächs der Reise unsers Freundes eine gänzlich unerwartete Wendung gegeben worden und er wäre vielleicht ohne Säumen in die Stille seiner Wälder zurückgekehrt, ohne sich jemals wieder um die Neigung oder Abneigung von Seiten eines an seiner Person Antheil nehmenden Lesers zu bekümmern. So hat jedes Ding in der Welt seine gute und seine schlimme Seite. Ob diese frühzeitige Umkehr nun aber gut oder schlimm für unsern Freund gewesen wäre, das wollen wir hier nicht zu enträthseln versuchen, da der Verlauf unserer Erzählung darüber den besten Aufschluß geben wird.

Am nächsten Morgen sah sich Moritz Brand genöthigt, den zwei Stunden langen Weg nach Dingelstein zu Wagen zurückzulegen, weil in der Nacht ein heftiger Regen gefallen war und Weg und Steg theilweise ungangbar gemacht hatte. Da aber im ganzen Umkreise des Landstädtchens kein besseres Gefährt aufzutreiben war, so mußte er sich bequemen, einen kleinen zweirädrigen Bergkarren zu besteigen, was er auch ohne alle Geringschätzung that und nun bergauf, bergab in langsamem Trott von dem trägen Pferde sich fortschleppen ließ. Indeß hatte er gegen den Bergmann, der sein Kutscher war, den Wunsch ausgesprochen, zunächst in das Gasthaus der Stadt Dingelstein gefahren zu werden, da er in seinem Gebirgswägelchen füglich nicht vor dem stolzen Schlosse des erlauchten Grafen unlangen mochte. Nach einer etwa halbstündigen Fahrt hielt der Bergmann seinen Karren vor einem roh gezimmerten Gitterwerk an, um dasselbe zu öffnen und hinter sich wieder zu schließen. Hier fing der Wildpark des Herrn Grafen an, erwiderte er dem fragenden Reisenden, und endige erst dicht vor der Stadt, hinter dem Schlosse auf der Höhe befände sich ein zweites Gitter, und wenn dieses passirt wäre, sähe man die Stadt dicht vor und unter sich liegen.

So war es denn auch. Der Wildpark selbst öffnete sich allmählig und zeigte einen sanft ansteigenden, mit geschlagenem Holze gefüllten und mit schönen Laubbäumen reichlich bepflanzten Raum, in dessen Gebüschen zu beiden Seiten sich mancher edle Hirsch und manches Rudel flüchtiger Rehe blicken ließ. Endlich tauchte auch

das Schloß zur Linken des auf die friedliche Umgebung aufmerksamen Reisenden auf und er bemerkte sehr bald, daß es sich in der Nähe stattlicher und zierlicher darstellte, als von jenem Felsen aus, wo er es am vorigen Abende zuerst gesehen. Indessen konnte er nur die höheren Stockwerke des Hinterbaues wahrnehmen, da die unteren von hohem Gebüsch verdeckt und die vorderen seinem Blicke ganz abgewendet lagen. Da zeigte sich ihm, während das knarrende Fahrzeug auf abschüssigem Wege wieder rascher weiter rasselte, das schon vorher erwähnte zweite Gitterwerk, in dessen Nähe eine schöne Hirschkuh mit ihrem springenden Kalbe weidete. Die munteren Thiere mit fröhlichem Zuruf begrüßend, wollte er eben dem Führer seinen Wunsch langsamer zu fahren, aussprechen, als ein neuer unerwarteter Anblick seine Augen in eine andere Richtung lenkte. Unmittelbar vor dem rasselnden Gefährt, bisher durch eine Wendung des Weges dem Beschauer verborgen, schritten zwei Damen dicht neben einander, die, sobald sie den Karren mit dem Reisenden näher kommen sahen, ihre Schritte beschleunigten und einen seitwärts nach dem Schlosse führenden Weg einschlugen. Beide waren groß, von schönem Wuchse, so weit es ihre verhüllende Kleidung zu sehen erlaubte, und vornehm in ihrer ganzen Erscheinung. Die eine der Damen trug einen grünen Schleier auf ihrem Hute, den sie vor ihr Gesicht herabgezogen hatte, die andere einen weißen, der bei ihrem lebhaften Gange und der bewegten Luft weit hinter ihr her flatterte.

In diesem Augenblick kam ihnen das Gefährt am nächsten; der Reisende zog ehrerbietig seine Kopfbedeckung und verbeugte sich auf seinem bretternen Sitze, so gut es dieser erlaubte, welchen Gruß die Dame mit dem weißen Schleier eilfertig erwiderte. Dabei aber wollte es Ersterem bedünken, als fliege ein seltsam lächelnder Ausdruck über ihr bleiches Gesicht, dessen Grund er natürlich in seinem sonderbaren Aufzuge zu finden glaubte. Gleich darauf aber waren beide Damen im Gebüsche verschwunden und eilten schnellen Schrittes dem Schlosse zu.

»Wer waren diese Damen?« fragte Moritz Brand seinen Fuhrmann.

»Ich habe sie nicht gesehen,« erwiderte dieser, »sie werden aber wohl zum Schlosse gehören.« Darauf stieg er von seinem Sitze herab, öffnete das Gitter und, nachdem er es hinter dem Wagen wieder geschlossen, fuhr er in scharfem Trabe seinen Gast in das Städtchen hinein, welches am Abhange des Berges lag und freundlich und nett dem Beschauer entgegentrat. In kurzer Zeit war das in der Nähe des Schlosses gelegene Gasthaus erreicht, Moritz Brand war zur Stelle und von dem Hausknechte, der vor der Thüre stand und den Gast nach seinem Fuhrwerk zu beurtheilen schien, nachlässig begrüßt.

Aber man sollte sehr bald eines Besseren über den bescheiden herangekommenen Fremden belehrt werden; denn kaum war dieser in das nächste Zimmer des Hauses getreten, um den Bergmann für seine Fahrt zu bezahlen

und dem Kellner einen Auftrag wegen des Koffers zu erteilen, als beinahe in athemlosem Laufe ein reich gekleideter Diener erschien und nach einem etwa eben angekommenen Herrn forschte. Er wurde in's Zimmer gewiesen und stand unserm Freunde selbst gegenüber.

»Mein Herr,« sagte er ehrerbietig, den Hut steif in der Rechten haltend, »habe ich vielleicht die Ehre, Herrn Moritz Brand vor mir zu sehen?«

»Der bin ich – wie konnten Sie vermuthen, daß ich so eben gekommen sei?«

Der Diener lächelte bescheiden und schien sich auf eine Antwort zu besinnen. Endlich sagte er ehrlich:

»Ich glaube, man hat vom Schlosse aus einen ankommenden Fremden bemerkt, und da man Herrn Brand seit einigen Tagen erwartete, so hat man mich zur Anfrage hierher geschickt. Wenn Sie es aber sind, so bin ich beauftragt, Ihnen zu melden, daß sogleich ein Wagen vorfahren und Sie zum Schlosse abholen wird.«

»Soll denn der Herr im Schlosse logiren?« fragte nicht eben freundlich der Wirth, der eben in's Zimmer getreten war und den kaum angekommenen Gast schon wieder zu verlieren fürchtete.

»Im Schlosse, Herr Meier – ja – ich habe die Ehre, mich Ihnen einstweilen zu empfehlen, Herr Brand!« Zehn Minuten später rollte eine elegante gräfliche Chaise mit zwei herrlichen Rappen bespannt vor das Haus, deren Diener dem Besuch seiner Herrschaft einsteigen half, den Koffer auf den Bock legte und sich selbst zum Kutscher setzte. Kaum saß er fest, so zogen die Rappen an und

trugen im Galopp den fast beschämten und keines bestimmten Gedankens fähigen Gast auf ebenem Wege die Anhöhe hinauf, und wenige Minuten später hielt der Wagen vor einem breiten Portale, wo man ihn auszusteigen bat und eine schöne steinerne Wendeltreppe hinauf in ein großes, eben so bequem wie prachtvoll ausgestattetes Prunkgemach führte.



Der menschliche Geist kann sich gewöhnlich nicht so rasch an eine gänzliche Umgestaltung seiner Umgebungen und Verhältnisse gewöhnen, wie der in dieser Beziehung viel gewandtere Leib mit seinen irdischeren Bedürfnissen; verwundert steht er in seiner Betrachtung still und begreift schwer, wie eine so blitzschnelle Verwandlung möglich gewesen ist. Denn der Geist als das elastischste, sprungfertigste Fluidum der Schöpfung, sieht von jedem Dinge nur den Anfang und das Ende, den Willen und die That, während er den zwischen beiden liegenden Raum, die ungemessene Zeit, leicht überspringt und daher, am Ziele angelangt, die eigentliche Bahn, die er durchlaufen hat, nicht mehr sieht oder kennt.

Moritz Brand hatte in diesem Augenblicke, da er sich allein in dem Zimmer des gräflichen Schlosses wieder fand, und ein prachtvoller alter Spiegel ihm sein eigenes Bild strahlender als je zurückwarf, nur den ersten Brief

des Herrn Stahr und die unerwartete Endfolge desselben, seine Anwesenheit in eben diesem Schlosse vor Augen; was er aber in der Zwischenzeit erlebt und erfahren, wie er mit sich selbst gekämpft und was er zu überwinden gehabt, um zu dem Entschlusse der Reise zu gelangen, das sah er nicht mehr, das war ihm beinahe ganz aus der Erinnerung verwischt. So sehen wir ihn jetzt still und erwartungsvoll in dem geschmückten Raume stehen; sein Auge, obgleich geöffnet, erblickte dennoch bis jetzt nichts von dem, was ihn umgab, denn sein Geist arbeitete noch immer an einem und demselben Gedanken, der ihn gegenwärtig allein beschäftigte.

»Da bin ich,« sagte er zu sich, »wo ich noch vor wenigen Wochen niemals zu sein glauben konnte. Wie ist das Alles möglich geworden, wie hat es sich so rasch entwickelt, daß ich es kaum fassen und begreifen kann! Da bin ich in dem Neste des alten Falken selber, seine steinernen Mauern umschließen mich, seine Pforten haben sich schon wieder hinter mir geschlossen – wann werden sie sich wieder öffnen, um mich hinaus zu lassen? Sonderbar! Tausend nie empfundene Gefühle drängen hier mit einem Male auf mich ein und ich kann gar keinen bestimmten Gedanken fassen. Was wird sich mir nun zunächst offenbaren und wer wird mir zuerst vor die Augen treten? Ein guter oder ein böser Geist? Ah, ich will doch einmal untersuchen, welche Lage eigentlich mein Zimmer hat –«

Und er traf an ein großes Fenster und blickte forschend hinaus. Aber sogleich fühlte er sich freudig überrascht,

denn vor ihm lag weit geöffnet, eine zaubervolle Landschaft; hinter einem tiefen, grünen Thale die himmelanstrebenden Felsen, auf deren Spitzen er vor einigen Tagen gewandert, die im Augenblick aber ein halbdurchsichtiger, bläulicher Nebel geheimnißvoll umschleierte. Er glaubte sogar die Stelle wieder zu erkennen, auf der er am vorigen Abend gesessen und von dem alten Falkenschlosse geträumt hatte.

Von da aus flogen im Geiste von Ort zu Ort, den weiten Weg verfolgend, den er eilig durchschritten, und der ihn endlich dahin geführt, wo er sich jetzt befand. In der That, das Schloß lag auf seiner waldigen Höhe so schön, wie es nur liegen konnte, und das Herz ging dem Schauenden weit auf, als er zuerst die Ferne, dann die nähere Umgebung und endlich die nächste Nähe durchforschte, denn dicht unter seinem Fenster erschloß sich der reizendste Blumengarten, von dessen Grunde glühende Rosen ihren köstlichen Duft emporsendeten, während herrliche Baumgruppen, dem samntenen Rasen entsteigend, lebendige Kraft und feste Begränzung in den zauberischen Reiz der lieblichen Blumen brachten.

Da, nachdem er außerhalb genügend umhergeschweift, wandte er sich um und ließ den Blick auch innerhalb der ihn umgebenden Mauern schweifen. Das Zimmer, worin er sich befand, war sehr hoch, breit und lang. Der Fußboden zeigte sich mit weichen Teppichen belegt und die Decke mit alter Stukkatur verziert, deren Mitte ein schönes Bild von ovaler Form, Amor und Psyche darstellend, in sonnig schillerndem Fresko schmückte. Um

die Wände lief ein altes, buntfarbiges, aber höchst geschmackvoll eingelegetes Holzgetäfel von schön polirter brauner Grundfarbe, eine so künstliche Arbeit darstellend, wie sie die jetzige Zeit kaum noch zu liefern versteht. Dieser alterthümlichen allgemeinen Ausstattung entsprach die übrige Einrichtung im Einzelnen bis in's Kleinste hinein. Der hohe Kamin von grau geadertem Marmor, über welchem der schon erwähnte bis an die Decke reichende Spiegel tief in die Wand gelassen war, die mit dunklem Sammt überzogenen Polster, Sessel und Lehnstühle, die Tische, deren kalte Steinplatten ebenfalls leuchtende Sammtteppiche bedeckten, alles dies brachte einen ernsten und doch unglaublich wohlthueden Eindruck hervor. Was den Beschauer aber noch wohlthueder berührte, das war die Wahrnehmung, daß dieses schöne Zimmer besonders für ihn, für seinen Geschmack wenigstens, halb durch Zufall vielleicht, halb aber gewiß mit freundlicher Absicht eingerichtet war. Denn nicht allein bemerkte er auf einem dicht vor ein Fenster gerückten alterthümlichen Schreibtische, von wo aus sich die schönste Fernsicht bot, alles zum Schreiben Nothwendige und Angenehme aufgestellt und ausgebreitet, sondern, was seiner Lieblingsneigung zumeist entsprach, waren auch überall, wo es anging, die schönsten Porzellengefäße mit wohlriechenden Blumen in bunter Ordnung an einander gereiht. Der auf so auserlesene Weise schon durch leblose Gegenstände willkommen Geheißene überließ sich eben dieser angenehmen Betrachtung, als ein Diener die Flügelthür nach dem Corridor öffnete und ein

anderer, ihm folgender, auf einer großen silbernen Platte verschiedene Speisen und Getränke hereinbrachte. Noch zweimal ging er hinaus, noch zweimal kehrte er eben so reich beladen zurück. Endlich schien er Alles beisammen zu haben und stellte es zierlich auf einem Speisetische auf, wobei er besonders darauf zu achten schien, zwei silberne Körbchen mit den herrlichsten frühzeitig gereiften Früchten, den Augen des Gastes nahe zu rücken. Dann rollte er einen breiten Lehnstuhl heran, deutete mit der Hand auf die Vollendung seiner Arbeit und lud den Gast zum Genusse ein.

»Soll das Alles für mich allein sein?« fragte dieser und mußte unwillkürlich dabei lächeln, denn die Tafel konnte den Appetit von wenigstens sechs hungrigen Menschen befriedigen.

»Ja mein Herr! Ich habe den Auftrag, Sie um Entschuldigung zu bitten, daß Sie bis jetzt noch allein geblieben sind. Herr von Stahr ist zufällig auf einem kurzen Ritte begriffen, indessen ist ihm schon ein Bote nachgesandt und es steht zu erwarten, daß er in wenigen Augenblicken zurückkehren wird.«

Der so freundlich Eingeladene setzte sich und goß in ein schönes krystallenes Kelchglas von dem funkelnden Weine, der vor ihm stand. Der Diener bot ihm die Speisen dar und blieb lautlos hinter ihm stehen, jede Bewegung aber, jeden möglichen Wunsch, jeden unwillkürlichen Antrieb des Fremden mit wachsamem Auge errathend und sogleich vollziehend. Moritz Brand, seit Jahren an einsames Essen gewöhnt, was nur wenige Menschen

mit Muße verstehen, aber darum auch um so leichter befriedigt, war in zehn Minuten gesättigt, und länger, als er hierzu bedurfte, saß er niemals bei Tische. Er stand daher auch jetzt von seinem Stuhle auf und bewies damit, daß sein Mahl zu Ende sei.

Der Diener blickte ihn erstaunt an; er war bei seiner Herrschaft an längeres Tafeln gewöhnt.

»Befehlen Sie nichts mehr?« fragte er höflich.

»Ich danke – ich bin fertig.«

Augenblicklich wurden die Speisen hinausgetragen; nur der Wein, das Kelchglas, die Früchte und die Blumen blieben zurück.

Nach einer Weile kam der Diener wieder, öffnete eine Seitenthür zur Linken des Zimmers und deutete mit der Hand hinein. »Wenn Sie zu ruhen wünschen, mein Herr – dort ist Ihr Schlafgemach.«

»Auch dafür danke ich für jetzt – ich schlafe nur des Nachts.«

Als der Diener wieder gegangen war, trat unser Freund durch die zuletzt geöffnete Flügelthür in ein beinahe eben so großes Gemach, wie das erste war. Auch war es ähnlich getäfelt und mit alten Möbeln versehen, nur statt der hellblauen Seidenvorhänge im Wohnzimmer, waren die Fenster durch dunkle karmoisinrothe Damastfalten beschattet, gleich wie das Himmelbett, welches, dem marmornen Kamine gegenüber, in der hintersten Ecke des Zimmers stand und sich bis zur Decke empor hob, breit und groß, als wäre es für einen Riesenmenschen

bestimmt, wie ihn vielleicht das Jahrhundert geboren, in welchem es selbst entstanden war.

Eben war er noch mit der Betrachtung der Drapirung desselben beschäftigt, die ein goldner Falke aus dem Schnabel wie eine schwere Wolke herabfallen ließ, als die Thür im Nebenzimmer sich öffnete und der hereintretende Diener Herrn von Stahr meldete. Rasch und lautlos schritt Moritz Brand über den weichen Teppich der auch den Boden des Schlafzimmers bedeckte, und stand gleich darauf Auge in Auge vor einem alten, schwarzgekleideten Herrn mittlerer Größe, dessen Haupt ergraut war, dessen edles Gesicht aber einen eben so wohlwollenden wie angenehm erstaunten Ausdruck trug. Sobald er des unbekanntes Gastes ansichtig wurde, blieb er stehen, ließ einen seltsam prüfenden Blick über seine ganze Gestalt laufen und zuletzt einen Augenblick auf seiner Stirn ruhen, worauf er dann schnell und gewandt das Auge des Gastes suchte.

»Mein Herr, mein theurer, lieber Herr!« sagte er mit einer gütigen, ernst und mild klingenden Stimme, die aber eine große innere Bewegung verrieth, – »Da sind Sie! Ja, Sie sind es, der lange Erwartete, – ich sehe es, Sie sind der Rechte – hier haben sie meine beiden Hände, lassen Sie sich durch ihren Druck sagen, was ich nicht mit Worten aussprechen kann, wie ich Sie herzlich begrüße und so willkommen heiße, wie uns nur irgend ein Mensch willkommen sein kann.«

»Sie sind sehr gütig, Herr von Stahr – hier sind auch meine Hände, ich begrüße Sie eben so herzlich – aber

wie vermögen Sie zu sagen daß ich – der Rechte bin, da Ihnen doch unmöglich Jemand eine Beschreibung meiner Person hat zu Theil werden lassen können –«

»Sie haben Recht – o lassen Sie uns hier niedersitzen – so – beschreiben konnte Sie uns freilich Niemand, aber – wir haben uns Sie so gedacht, gerade so, wie Sie sich darstellen – o, wenn Sie wüßten, wie oft wir von Ihnen gesprochen, wie wir Ihre Bücher verschlungen – wie wir uns das Alles so schön ausgedacht – aber lassen Sie uns keine peinlichen Redensarten machen – plaudern wir rasch ein wenig, denn viel Zeit haben wir nicht für uns, da ich Sie sehr bald der Gräfin vorstellen muß, die ein noch größeres Verlangen hat, Sie zu sehen, als ich.«

»Aber der Graf, Herr von Stahr – das drückt mich einigermaßen, darum sage ich es gleich – Sie haben mir von seiner Zurückgezogenheit geschrieben – werde ich ihm als Gast seines Hauses eben so willkommen sein?«

Der alte Mann schien etwas verlegen zu werden; er faßte sich an's Kinn und rieb sich dasselbe, als wüßte er nicht recht, wie er seine Antwort einrichten sollte. Endlich sagte er: »Nein – das werden Sie vielleicht nicht – ich sage Ihnen das ehrlich, weil Sie selbst das Gespräch darauf bringen, worauf ich nicht gleich gefaßt war – indessen, – das wird sich ja finden. Sie sehen ihn vielleicht nicht einmal, denn, wie gesagt, er lebt ganz für sich.«

»Aber er wird doch bei Tische oder zu einer anderen Zeit in der Nähe seiner Gemahlin sein?«

»Auch das nicht, mein Herr – sehen Sie, da, den linken Flügel des Schlosses mit dem westlichen Thurme, den bewohnt er mit einem alten Freunde allein, mit dem speis't er auch – seine Gemahlin sieht er nur selten – die wohnt hier zu Ihrer Rechten im östlichen Flügel. Es muß Ihnen dies sonderbar erscheinen, ich gestehe es, aber es ist einmal so. Doch, das wird Ihnen ja später Alles klar werden. Für's Erste bitte ich Sie, daran gar nicht zu denken. Der Grund, warum wir Sie zu uns eingeladen, ist ein so durchaus anderer, davon abweichender, daß er uns besseren und reicheren Stoff zur Unterhaltung bieten wird als dieser. Und wenn die Frau Gräfin nicht aus eigenem Antriebe von ihrem Gatten mit Ihnen spricht, so bitte ich – thun Sie seiner mit keiner Sylbe Erwähnung.«

Moritz Brand schwieg und blickte träumerisch aus dem Fenster, in dessen Nähe er mit dem alten Manne saß. Das, was er eben vernommen, war das Erste, was er sich anders im gräflichen Schlosse vorgestellt, und der erste gute Eindruck, den er bisher durch alles Gesehene empfangen, war nahe daran, dadurch wieder verwischt zu werden. Aber der Haushofmeister weckte ihn sehr bald aus seinem Nachsinnen und führte seinen Geist in ein anderes Geleise, indem er von seinem schönen Talente und der stillen Zurückgezogenheit, in der er lebte, sprach.

»Ihnen wird also die Einsamkeit,« sagte er, »die uns hier umgiebt, nicht lästig fallen, da Sie daran gewöhnt sind?«

»Im Gegentheil, sie ist seit Jahren meine theuerste Gefährtin, und ich fühle mich eigentlich nur vollkommen glücklich, wenn ich allein und ungestört bin.«

»Demgemäß haben Sie also nicht gern unserer Einladung Folge geleistet?«

»Das will ich nicht sagen. Indessen ist diese Reise so ganz gegen meine Gewohnheit, daß ich mir noch nicht recht erklären kann, was mich vermocht hat, meinen stillen Aufenthaltsort so rasch zu verlassen.«

»So hat es Ihnen Mühe gemacht, davon zu scheiden?«

»Sehr große Mühe, und nur nach ernstem Kampfe mit mir selbst habe ich mich dazu entschlossen.«

»Sie werden uns aber doch den Zwang nicht fühlen lassen, den wir Ihnen mit unserer Bitte auferlegt?«

»Im Gegentheil, jetzt danke ich Ihnen dafür. Die Trennung ist vorbei und die Reise im Gebirge da drüben hat mir wohlgethan; auch denke ich, mit für lange Zeit günstigen Eindrücken wieder von hier scheiden zu können –«

»An eine so baldige Trennung denken Sie nur nicht –«

»Höchstens acht Tage kann ich und werde ich hier nur verweilen –«

»Das glaube ich nicht – Sie werden länger hier bleiben –«

»Länger? Woraus schließen Sie das?«

»Weil wir hoffentlich Mittel finden werden, Sie zu fesseln, ebenso gut, wie wir stärkere angewendet haben würden, Sie hierher zu ziehen, wenn Sie uns nicht auf die erste Bitte gefolgt wären.«

»Sie irren in Beidem. Es giebt kein Mittel auf der Welt, welches mich hier zu fesseln vermöchte, wenn ich abzureisen den Willen hege, und eben so wenig hätten sie eins besessen, mich herbeizuziehen, wenn ich entschlossen gewesen wäre, nicht zu Ihnen zu kommen.«

Der ältere Mann sah den jüngeren mit unverkennbarem Wohlgefallen an; sein festes, ernstes und männliches Wesen hatte ihn bald, wie man am Ausdruck seiner Mienen wahrnehmen konnte, für ihn gewonnen. Dennoch aber lächelte er ungläubig und schüttelte wiederholt den grauen Kopf.

»Sie sprechen sehr bestimmt und ich glaube Ihnen, daß Sie einen festen, unbeugsamen Willen besitzen, es sieht Ihnen gleichsam auf der Stirn geschrieben – Sie brauchen darüber nicht zu erröthen, wir lieben und ehren einen so männlichen Charakter – aber Sie kennen uns und unsere Macht nicht; auch wir haben einen festen Willen und – gütige Feen stehen uns zur Seite, unsere Wünsche schleunigst in Erfüllung zu setzen.«

»Ich glaube das gern. Aber auch ich bin im Besitze einer Fee, wenn Sie doch von übernatürlichen Kräften sprechen wollen, und gerade dieser Fee, die meinen Willen zur That befähigt, verdanken Sie, daß ich hierhergekommen bin, denn nur auf ihr Geheiß habe ich mich zu dieser Reise entschlossen.«

Der alte Mann erröthete bis tief in seine weiße Cravatte hinein und erhob erstaunt den ehrwürdigen Kopf. »Eine Fee?« fragte er, tief Athem schöpfend. »Die haben Sie

wirklich? Darf man wissen, wer dieselbe ist und warum sie so große Gewalt über Sie hat?«

Ueber das ausdrucksvolle Gesicht des also Gefragten verbreitete sich ein dunkler Schatten. Er seufzte und hob beschwichtigend die Hand gegen den Frager aus. »O!« sagte er, »fragen Sie nicht weiter. Die Fee, die *ich* meine und die *meine* Führerin ist, weilt nicht sichtbar auf der Erde – sie ist bei Gott und schwebt nur des Nachts als Stern über mir.«

»Ah – so! Sie sprechen von Gottes Fürsorge – ich dachte schon – wunderbar!« Und er räusperte sich absichtlich und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

»Wann werden Sie mich der Frau Gräfin vorstellen?«

Herr von Stahr sah nach der Uhr. »Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit!« sagte er dann.

»So will ich mich rasch ankleiden.«

»Ich werde in diesem Zimmer warten, bis Sie fertig sind, wenn Sie es erlauben –«

Der Gast begab sich in sein Schlafgemach, wo sein Koffer aufgestellt war und kleidete sich wie gewöhnlich in sehr kurzer Zeit an. Als er bald darauf in einem feinen schwarzen Anzuge wieder hervortrat, lächelte ihn der alte Herr an und schien sich seines edlen Aussehens zu freuen.

»Wo wird die Frau Gräfin mich empfangen, Herr von Stahr? Vielleicht hier unten in diesem schönen Garten?«

»Im Garten? O nein, den werden Sie in den ersten Tagen nicht betreten, hoffe ich.«

»Sie hoffen das? Das ist ja eine sonderbare Hoffnung. Warum sollte ich nicht in den Garten gehen?«

»Sie bringen mich hier von selbst auf einen Wunsch der Frau Gräfin, den ich Ihnen auch ohnedies bald ausgesprochen haben würde. Sie wünscht eben, aus Gründen, die ich nicht kenne, aber immer gern befolge, weil sie von ihr kommen, daß Sie den Garten nicht eher betreten mögen, als bis Sie die Genehmigung dazu von ihr selbst oder von mir erhalten haben.«

»Das ist eigenthümlich, Herr von Stahr, aber auch ich gehorche. Indessen liebe ich einen so schönen Garten; so herrliche Bäume und so lieblich duftende Blumen –«

»Das haben wir vorausgesehen; diese Vorliebe haben wir aus Ihren Büchern herausgelesen und eben darum befinden sich diese Blumen in Ihrem Zimmer. Die herrlichen Bäume aber sehen Sie von diesem Fenster aus und obendrein den weitesten, schönsten Horizont, innerhalb dessen Gränzen sich Ihr reicher Geist nach allen Himmelsgegenden nach Belieben tummeln kann.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Erlaubniß, aber ich bin gewohnt, häufig im Schatten dieser Bäume selbst zu ruhen und unter ihren ehrwürdigen Stämmen sinnend umherzuwandeln.«

»Da theilen Sie eine Lieblingsneigung der Frau des Hauses; auch sie thut das sehr oft und gern –«

»Und dennoch verbietet sie mir, es hier zu thun?«

»Sie verbietet Ihnen nichts, nur *wünscht* sie, daß Sie ihren Wunsch ohne Säumen und Widerstand erfüllen mögen. Auch wird Ihre Haft nicht lange dauern.«

»Meine Haft? Werde ich denn in diesem Zimmer gefangen gehalten?« rief der umgarnte Gast laut und voller Erstaunen aus.

»Vollkommen, Herr Brand! Und da Sie mich auch hierin auf den zweiten *Wunsch* der Gräfin bringen, so füge ich zu meiner vorigen Bitte, den Garten nicht zu besuchen, auch die hinzu, selbst Ihr Zimmer nicht zu verlassen, so lange Sie nicht die Erlaubniß dazu erhalten und ich, oder ein Anderer von uns, Sie irgend wohin im Schlosse führt.«

»Sie sehen mich immer mehr in Erstaunen! Sie kehren eine Schattenseite dieses Hauses nach der andern allmählig hervor – haben Sie vielleicht noch einen dritten Wunsch der Frau Gräfin auf dem Herzen, den ich als *Befehl* betrachten muß!«

Der alte Her lächelte freundlich und schüttelte dem jungen Manne, der nicht wußte, warum ihm so Seltsames geschah, herzlich die Hand. »Es ist herrlich,« sagte er, »ich habe Ihr ganzes jetziges Erstaunen vorhergesehen und mich im Voraus auf Ihren Widerstand gefaßt gemacht, ich kann aber dennoch, selbst beim besten Willen, Ihnen dienstbar zu sein, meinen Aufträgen nicht zuwiderhandeln. Indessen bin ich jetzt mit denselben zu Ende. In allem Uebrigen soll Ihnen die Freiheit, zu thun und zu lassen, was Sie wollen, unbenommen sein, nur begeben Sie sich nicht in den Garten, noch weniger in's Weite, und hüten im Schlosse das Zimmer – das ist Alles.«

»Nun, es ist eben genug für mich; das heißt mit einem Worte: ich bin ein Gefangener! Das ist ein eigenthümliches Gastrecht, allein – ich füge mich, da mir nichts Anderes zu thun übrig bleibt.«

»Das wußte ich wohl. So geben Sie mir aber Ihr Wort darauf, daß Sie jene Wünsche erfüllen –«

»Mein Wort? Ich werde sie erfüllen, Herr von Stahr, das ist Alles, was ich sagen kann.«

»Damit bin ich auch zufrieden. Und gleich jetzt will ich Ihre Gefangenschaft eine Zeitlang lösen – haben Sie die Güte, mir zu der Frau Gräfin zu folgen, die Stunde dazu ist gekommen.«

Er machte dem jungen Gaste eine höfliche Verbeugung, deutete einladend mit der Hand auf die Thür und schritt ihm selbst dahin voran. Ruhig und fest, aber dennoch auf das Höchste über das Vernommene erstaunt, folgte Moritz Brand dem voranschreitenden Haushofmeister, der in den breiten Corridor trat, an zwei Thüren auf dem östlichen Flügel vorüberschritt und endlich eine dritte öffnete, die sich leicht und ohne das geringste Geräusch zu verursachen, in ihren Angeln drehte und die beiden Männer in den Raum einließ, welchen sie verschloß.

Das Zimmer, in welches sie traten, war nicht gerade groß und geräumig, aber im Geschmack jener feinen aristokratischen Gemächer ausgestattet, in denen man sich so behaglich fühlt, obwohl man nicht behaupten kann,

daß Alles, was darin liegt und steht und soviel zum Genuße eines ausgesuchten Lebens beiträgt, zum unmittelbaren Gebrauche vorhanden ist. Gemälde, Krystalle, Statuetten, Blumen und tausenderlei verschiedene Prunksachen und Spielereien füllten die Wände, die Tische, die Fenster. Die von altem Stukkaturwerk strotzende Decke war ähnlich wie die des Zimmers des Gastes bemalt, das Wandgetäfel eben so reich, die Teppiche eben so kostbar und einladend. Die Vorhänge der zwei großen Fenster waren von Seide und weiß wie eben gefallener Schnee. Nur an der Stelle einer breiten Thür, die in ein Nebengemach führte, dicht neben dem marmornen Kamme, war ein dunkelfarbiger seidener Vorhang angebracht, der bis auf die Erde reichte, das Nebengemach abschloß und doch mit dem Hauptzimmer in leichte Verbindung setzte. Sonst war Alles, was man ringsum sah, hell, freundlich, lichtvoll, ganz wie die Seele eines unschuldigen und schönen Weibes auf Erden sein soll, also vollkommen zu seiner irdischen Wohnung geeignet.

»Da sind wir, Herr Brand!« sagte Herr von Stahr laut und rollte dem erstaunt sich Umschauenden einen reich verzierten Sessel hin. »So, setzen Sie sich gefälligst und bleiben Sie so lange allein, bis die Frau Gräfin Ihnen Gesellschaft leistet, was wahrscheinlich sehr bald geschehen wird.«

»Wollen Sie mich verlassen?«

»Wenn Sie es erlauben, ja! Leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen eine recht angenehme Unterhaltung; Sie werden eine geistreiche Dame, die Sie hoch verehrt, kennen

lernen.« Dabei verneigte er sich und schritt zu derselben Thür hinaus, durch welche beide Männer kurz vorher eingetreten waren.

Moritz Brand war wieder allein. Anstatt sich aber auf den Sessel niederzulassen, blieb er mit dem Hut in der Hand stehen und sah mit großer Spannung dem Eintritt der gemeldeten Dame des Hauses entgegen, von der er sich keine rechte Vorstellung zu machen wagte. Alles was er in der letzten halben Stunde vernommen, beschäftigte seine Phantasie so ganz und gar, daß er den Kopf senkte und die Augen auf den geblühten Boden heftete, wobei es ihm entging, daß sich dicht vor ihm die schweren Falten des erwähnten Vorhanges auseinanderbreiteten und eine hohe, schöne Gestalt, auf den stolzen Schultern einen ausdrucksvollen Kopf mit einem milden und lächelnden Gesichte tragend, in dem leeren Zwischenraume erschien.

Endlich störte das knisternde Geräusch, welches das gedrückte seidene Gewebe verursachte, den Nachsinnenden aus seinen Gedanken auf; er hob den Kopf empor und fand sich der Gräfin gegenüber. Aber in demselben Augenblick, als er sich ehrerbietig verneigen wollte, blieb er verwundert stehen und schaute ohne alle Bewegung die immer noch in ihrer ersten Stellung unter dem Vorhange verharrende Dame an. Wo in aller Welt hatte er dieses zarte Gesicht gesehen? Oder woran erinnerten ihn diese sanften und doch so ausdrucksvollen Züge? Er konnte sich weder jetzt noch später davon Rechenschaft geben, denn es flimmerte in diesem seltsamen Schlosse

von Augenblick zu Augenblick eine neue und verworrene Welt vor seinem Geiste auf. Wohl erinnerte ihn der Kopf und das bleiche Gesicht an Mariannen, seine Jugendfreundin, die er ach! schon so häufig mit seinen Gedanken in allen Theilen der Erde aufgesucht – denn wie diese zierte die Gräfin ein reiches, blondes Haupthaar, ein helles, blaues Auge, wie diese hatte sie ein seelenvolles, mild lächelndes Gesicht. Aber ihre Gestalt war bei Weitem voller, reicher, an Gesundheit und innerer Kraft, obwohl Marianne, die sich in etwa gleichem Alter mit ihr befand, seit jener Zeit vielleicht auch kräftiger geworden sein mochte. Das Alles aber, was wir hier angedeutet, war es nicht, was ihn zumeist beschäftigte. Es war ein anderer Zug, ein anderen Ausdruck in dem edlen Gesicht der Dame, welcher ihn durchaus nicht an Mariannen erinnern konnte und welchen zu entziffern er sich, wie gesagt, augenblicklich vergebens bemühte.

Da holte er durch eine lange und tiefe Verbeugung nach, was er durch die kurze Zögerung verschuldet, und als er seinen dunklen Kopf wieder erhob, war die Dame in das Zimmer getreten, stand dicht vor ihm und musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen, wie ihn kurz vorher Herr von Stahr gemustert, wobei sie ebenfalls mit hastigem Blick einen Augenblick auf seiner hohen Stirn verweilte und ihm dabei Zeit genug ließ, sich zu versichern, daß sie dieselbe sei, die vor einigen Stunden im Parke den weißen Schleier getragen und die er im Vorbeifahren flüchtig begrüßt hatte.

Beide standen auf diese Weise längere Zeit stumm vor einander und man konnte nicht entscheiden, wer von ihnen den anderen, die Frau den Mann, oder der Mann die Frau, aufmerksamer und durchdringender betrachtete. Endlich hatte sich der ernste Gast seiner schönen Wirthin gegenüber zuerst gesammelt.

»Gnädigste Frau,« sagte er mit seiner tiefen und wohlklingenden Stimme – »Sie haben mich zu sich beschieden. Hier bin ich und spreche meine Dankbarkeit für Ihre Güte aus.«

»Mein Herr! Ich heiße Sie herzlich willkommen, die Dankbarkeit aber, für Alles sowohl, was Sie mir gaben, als auch dafür, daß Sie meiner Einladung folgten, ist allein auf meiner Seite gerechtfertigt. Doch vor allen Dingen« – und sie deutete mit der Hand nach dem Sessel, während sie sich auf einen daneben stehenden niederließ – »vor allen Dingen das Wichtigste: Ihr Name ist *wirklich Moritz Brand?*«

Der so offenherzig Gefragte, der diesen Eingang am wenigsten erwartet hatte, hob den Kopf hoch auf und blickte die Fragende eine Zeitlang stumm und staunend an, denn es lag in ihrer hörbar bebenden Stimme eine Art gerechten Zweifels. Auch erröthete er stark, was ihm seit langer Zeit nicht bei Nennung seines ihm nicht gehörenden Namens geschehen war. Denn er haßte die Lüge über Alles und seine Zunge stockte jedesmal unwillkürlich, wenn er gelegentlich in Kleinigkeiten nicht immer die ganze Wahrheit sprechen konnte. Hier aber ging es

nicht anders, die Antwort mußte heraus und also die Lüge laut und deutlich gesprochen werden. Mit innerer Anstrengung daher brachte er endlich die Worte hervor:

»Ja, Erlaucht, – so heiße ich. Moritz Brand ist mein Name – ich habe es Ihnen ja schon geschrieben –«

»Sagen Sie mir die Wahrheit, mein Herr?«

»Zweifeln Sie an mir?« fragte er beinahe stotternd, indem er immer tiefer erröthete.

»Ach, mein Herr, Lug und Trug spielen leider in der Welt eine große Rolle. Jeder Mensch wird mehr oder weniger von einem anderen belogen und betrogen. Der eine von seinem Diener, der andere von seiner Frau, der dritte von seinem Freunde; und derjenige hat noch von Glück zu sagen, der nicht von Allen, die mit ihm verkehren, zugleich belogen und betrogen wird. Mancher Mensch sogar belügt und betrügt sich selbst und weiß es nicht einmal. Das ist ein *sehr* schlimmer Fall! – Ich nun, mein Herr, wünsche von Niemandem belogen zu sein – und am meisten würde es mich schmerzen, wenn auch Sie es versuchen wollten, mir gerade hierin die Unwahrheit zu sagen.«

Sie lächelte heiter, indem sie dies sprach und milderte dadurch bedeutend den strafenden Inhalt ihrer strengen Worte; gleich darauf aber hielt sie inne, als erwarte sie eine bestimmte Antwort auf ihre in's Gewicht fallende Rede.

»Ich kann Ihnen nichts Anderes entgegen,« lautete diese leise und mit niedergeschlagenen Augen gegebene

Antwort, »als daß ich es bedaure, wenn Sie so früh schon so traurige Erfahrungen in der Welt gemacht haben.«

»Nun gut, so glaube ich Ihnen denn – Sie sind also Moritz Brand! Für mich aber sind Sie mehr – ein lieber Freund und ich hoffe, Sie werden meine Meinung von Ihnen in den Briefen Herrn von Stahr's gelesen haben.«

»Sie schlagen meine überaus schwachen Leistungen zu hoch an, gnädigste Frau; ich möchte wohl höher fliegen, aber ich kann nicht, denn mir fehlen – eben die Flügel dazu.«

»Die fehlen uns Allen, wir sind Erdgeborene. Ich sollte aber meinen, Sie könnten mit den Gaben zufrieden sein, womit die Vorsehung Sie beschenkt. Uns – ich wiederhole es Ihnen mündlich, – haben Sie hoch erfreut. Daß dies wenigstens vollkommen wahr ist« – und sie lächelte höchst schelmisch bei diesen Worten – »hat die Mühe bewiesen, die wir uns gegeben haben, Sie auf einige Zeit für unsern Kreis zu gewinnen. Doch lassen Sie uns die kostbare Zeit nicht mit gegenseitigen Mißtrauensäußerungen und Beifallsversicherungen verbringen. Ich erhebe Sie nicht höher mit meinem Lobe und Sie erniedrigen sich nicht durch Ihre ablehnende Bescheidenheit. Ich habe Ihnen vielmehr recht viele *ernste* Dinge mitzutheilen und hoffe, Sie werden mir Zeit und Raum genug lassen, meinen ganzen Vorrath davon Ihnen genau und klar entwickeln zu können.«

»Beginnen Sie damit, wann Sie wollen; ich bin jeden Augenblick bereit, Ihre Ergüsse dankbar in mich aufzunehmen.«

»Sie sind sehr gütig, aber das geht so geschwind nicht. Erst müssen wir uns verstehen und einander genügend kennen lernen, damit wir wissen, in welchen Schranken wir uns gegenseitig gemächlich und bequem bewegen können. Aber eine Frage liegt mir doch zunächst auf dem Herzen, wahrscheinlich weil ich – eine Frau bin, und darum soll sie die erste sein, die Sie hören und hoffentlich genau beantworten werden. Wie lange schreiben Sie schon für die Welt?«

»Ist dies die eben erwähnte Frage, die Ihnen zunächst auf dem Herzen lag, gnädigste Frau?«

»Nein, mein Herr, es ist nur – wie soll ich sagen, – eine Vorfrage, die jener vorhergeht. Also, wie lange schreiben Sie für die Welt?«

»Seitdem mir jeder andere Broderwerb in meiner Sphäre und nach meinen Fähigkeiten durch – wie soll auch ich sagen – einen Unglücksfall entzogen ist.«

»Durch einen Unglücksfall! Also Sie haben den traurigen Begleiter des Menschen, das Unglück, auch schon kennen gelernt?«

»Auch schon? Ich bin beinahe vierunddreißig Jahre alt, gnädigste Frau; das ist alt genug, um des Lebens vollsten Schmerz und das höchste Weh der Welt erfahren zu haben.«

»Das höchste Weh der Welt? Sie scherzen wohl nur – Sie sehen nicht so unglücklich aus, wie Sie sich nennen.«

»Dennoch bin ich es, gnädigste Frau!«

»Ah! Sie wollten ja nur die Wahrheit sprechen –«

»Die spreche ich eben – so wahr mir Gott helfe!«

»Dann haben Sie aber in Ihrem Briefe nicht die Wahrheit gesagt – Sie priesen sich glücklich – so habe ich wenigstens gelesen.«

Moritz Brand sah sich gefangen. Es schien, als sollte er dieser Frau gegenüber aus dem Erröthen nicht heraus kommen. »Ich gestehe es ein,« sagte er, »ich habe Ihnen damals nicht die *volle* Wahrheit gesagt, aber doch eine Wahrheit – denn ich habe mein Unglück innerlich bezwungen und mir das Glück, welches ich auf der Welt noch erringen konnte, dadurch mit Gottes Hülfe erworben. Insofern also war ich unglücklich und glücklich zugleich.«

»Sie sprechen recht traurig, mein lieber Herr Brand, wissen Sie das wohl? Es liegt mehr noch in Ihrem Tone, als in Ihren Worten die Wahrheit, welche Sie mir verheißen haben. Ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Aber – darf ich bei unserer kurzen Bekanntschaft wohl so dreist sein, zu fragen, welches Unglück Sie so frühe ereilt, daß Sie sich noch jetzt nicht wieder vollkommen glücklich fühlen?«

»Vollkommen glücklich werde und kann ich mich *nie* wieder fühlen –«

»Das glaube ich Ihnen nicht – ich *hoffe* es wenigstens nicht.«

»Ich weiß es aber und – Gott weiß es!«

»Ihr Schmerz ist tief und wahr – Ihre Miene ist aufrichtig – aber dennoch, ich weiß nicht, wie es kommt, glaube ich Ihnen nicht Alles, was Sie sagen – vielleicht deshalb nicht, weil ich Ihnen so großes Unheil nicht wünsche.«

»Hierin,« in diesem Punkte können Sie mir ganz glauben – ich schwöre es Ihnen zu!« rief er mit erhobener und die innerste Ueberzeugung seiner Seele bekundender Stimme

»Gut, ich will nicht streiten; es wäre Vermessenheit von mir, da ich Ihr Schicksal nicht kenne; doch erlauben Sie mir, die Hoffnung auszusprechen, daß Sie recht bald wieder glücklich werden.«

»Ich danke Ihnen für diese wohlgemeinte Hoffnung, obwohl ich ihre Erfüllung sehr bezweifeln muß.«

»Nun gut – aber ich komme jetzt zu meiner schon erwähnten ersten Frage zurück. Dies Gespräch hat uns, auf einem kleinen Umwege zwar, aber sicher darauf geführt. Sie sagen, Sie hätten recht viel Unglück erlebt. Das mag sein. Das größte und schmerzlichste aber von allem haben Sie gewiß nicht kennen gelernt –«

»Und welches wäre das?«

»Sie haben gewiß einmal recht glücklich geliebt –«

»Frau Gräfin – wie kommen Sie darauf! Ja – o, unaussprechlich glücklich!«

»Und haben nie die getäuschte Liebe kennen gelernt?«

»Nein, Gott sei Dank, nie – aber dafür die verlorene, die unwiederbringlich verlorene –«

»Wie so?«

»Meine Liebe ist bei Gott –«

»Ist sie todt?«

Er nickte mit dem Kopfe, denn er konnte nicht reden. Die Thränen, die mehr fühlbar als sichtbar aus seinen Augen quollen, füllten ihm Seele, Herz und Mund an –

die Gräfin erschrak vor der heftigen Innigkeit seines Gefühls. Mit einer leichten Wendung aber beherrschte sie ihn, indem sie das Gespräch augenblicklich auf eine andere Bahn leitete.

»Wunderbar!« sagte sie. »Das dachte ich nicht –«

»Warum dachten Sie das nicht?«

»Man liest es in Ihren Büchern nicht – alle Ihre weiblichen Gestalten, so zart, so sinnig, so edel, so rein und keusch gehalten, wie das Sonnenlicht –«

»Ich habe keine anderen kennen gelernt –«

»Sie Glücklicher! aber ich wollte sagen – alle Neigungen Ihrer weiblichen Helden nehmen ein günstiges Ende –«

»Gnädigste Frau – was man am tiefsten fühlt, schreibt man nicht –«

»Ich dachte mir gerade das Gegentheil – aber ich habe freilich keine Erfahrung darin, weil ich nicht selbst Schriftstellerin bin, wie meine gute Lassow –«

»Wer ist diese Dame?«

»Eine Freundin, die mir seit Jahren Gesellschaft leistet und die Sie kennen lernen werden; ein liebenswürdiges Geschöpf – sie war in meiner Nähe, als Sie heute Morgen im Wildpark an uns vorüber fuhren –«

»Die Dame mit dem grünen Schleier?«

»Ja – haben Sie das bemerkt? Sie scheinen mit guten Augen begabt zu sein –«

»Ich habe nichts von ihr als eben nur den grünen Schleier gesehen – Sie sind aber selbst nicht mit schlechteren Augen begabt, da Sie mich sogleich wieder erkannt haben –«

»O, was das betrifft – die *Augen* sind bei den meisten Frauen gut – wir verstehen zu unterscheiden – Lug und Trug von Wahrheit und Licht – Herr *Brand!* Doch wir kommen von unserm Gegenstande ab – Sie sagten, was man am tiefsten fühlt, schreibt man nicht. Haben Sie noch nie daran gedacht, Ihr Leben zu beschreiben, was sehr interessant sein muß, da Sie so viele Schicksale erlitten haben –«

»Das habe ich gethan, gnädigste Frau!«

»Ihr Leben? Wann? Wo ist es gedruckt?« fragte sie hastig und mit einer sichtbaren inneren Bewegung.

»Es ist gar nicht gedruckt und wird mit meinem Willen nie gedruckt werden –«

»Warum nicht?«

»Weil es Dinge enthält, die nicht für die Augen der öffentlichen Welt bestimmt sind –«

»Aber für die von Freunden doch?«

»Das mag sein, vielleicht, wenn ich mir solche erwerben werde, die meines vollsten Vertrauens würdig sind –«

Die Dame schwieg und schien sich auf etwas zu besinnen. Plötzlich erhob sie sich von ihrem Sessel und trat dicht an ihren Gast heran, der sogleich ebenfalls von seinem Sitze aufgesprungen war. »Herr *Brand!*«, sagte sie,

»noch eine herbe Frage will ich mir erlauben, ehe ich Ihnen meinen Hauptwunsch zu erkennen gebe. Haben Sie nach jener ersten Liebe nie wieder geliebt?«

»Nie wieder? Ich liebe ja immer noch –«

»Wen?«

»Jene, meine erste Liebe –«

»Ah! Aber mit anderen Empfindungen – nicht so glühend mehr – man ändert seine Gefühle mit den Jahren –«

»O nein, Frau Gräfin. Oberflächlich urtheilende Leute glauben immer, man könne und dürfe nur lieben, so lange man jung ist. Das ist eine arge Täuschung. Viel richtiger könnte man behaupten, daß der Mensch jung sei, der liebt, denn eine wahre Liebe, eine solche, wie ich sie empfinde, kann in allen Lebensaltern stattfinden, und die beste, reinste, edelste Liebe sogar findet nur statt, wenn man über die flüchtige, unerfahrene Jugend hinaus ist. Und mit dieser Liebe bin ich, Gott sei Dank, noch jetzt ausgerüstet.«

»Dann sind Sie doch glücklicher, als Sie vorher sagten –«

»Wie Sie es nehmen wollen; von diesem Glücke schrieb ich, und von dem verlorenen Glücke sprach ich vorher zu Ihnen.«

»Jetzt verstehe ich Sie! Ich danke für Ihre Aufrichtigkeit. Thun Sie mir nun noch einen Gefallen? Oder mehr als das – erfüllen Sie mir eine große Bitte?«

»Gern, so bald es mein Gewissen erlaubt.«

»Wo haben Sie Ihre Lebensbeschreibung?«

»Die habe ich bei mir – es ist mein theuerstes Besitzt-  
hum, ich trenne mich nie von ihm –«

»Lassen Sie mich sie sehen –«

Der mit dem freundlichsten Blick und leuchtendem  
Gesicht Angeredete schüttelte leise den Kopf.

»Wer verbietet es Ihnen?«

»Mein Herz – und vielleicht auch andere Gründe«

»Herr Brand! Ich bitte Sie dringend – herzlich – ich –  
schwöre Ihnen zu, daß ich keinen üblen Gebrauch von  
Ihrem schätzbaren Vertrauen machen werde – geben Sie  
mir Ihre Handschrift –«

»Gnädigste Frau – fordern sie Alles von mir. Das aber  
kann ich Ihnen *nicht* gewähren. Sie kennen mich noch  
nicht hinreichend –«

»Sie wollen sagen, daß Sie mich noch nicht hinrei-  
chend kennen, um mir Ihr volles Vertrauen zu schenken  
– ah! ich glaube Ihnen. Aber gehen Sie einmal darüber  
hinweg, daß unsere persönliche Bekanntschaft sich erst  
von so kurzer Zeit herschreibt, erfüllen Sie vielmehr die  
Bitte einer Frau, die Sie inständigst darum ersucht – ich  
werde Sie ja am besten durch Ihre Schrift kennen lernen  
– geben Sie sie mir – aus diesen Händen soll sie nur ge-  
langen, um in die Ihrigen zurückzukehren.«

Moritz Brand stand da mir gesenktem Haupte und  
überlegte. Er fand eigentlich nichts, was ihn hinderte,  
dieser Frau, die ihm durch ihr Entgegenkommen selbst so  
großes Vertrauen bewies, das seinige zu schenken. End-  
lich lächelte er.

»Sie geben sie mir –«

»Ja, unter einer Bedingung.«

»Ich gestehe es zu – welche Bedingung dies?«

»Daß Sie mir eine Unwahrheit verzeihen.«

»Ah! Welche ist das?«

»Ich habe Sie *auch* belogen!«

»Sagen Sie wohl – womit, wenn ich fragen darf?«

»Ich habe wirklich früher einen anderen Namen geführt. Jetzt nenne ich mich freilich Moritz Brand. Und die Folge jener ersten Bedingung ist die zweite: daß Sie es gegen Niemanden verrathen, daß ich diesen meinen jetzigen Namen – gestohlen habe.«

»Ah! also doch! Ich dachte es mir. Aber hier haben Sie meine Hand, bester Herr! Ich verspreche Alles, was Sie verlangen, ich verzeihe Ihnen auch diese Lüge.« Und sie reichte ihm ihre schöne Hand hin und drückte die seinige mit einer Heftigkeit, die von der Gährung ihres inneren Gefühls Kunde gab. »Nun aber, wo ist diese Schrift?«

»In meinem Koffer. Soll ich sie holen?«

»Darf ich Sie begleiten?«

»Sie haben hier zu befehlen!« – Und schon schritt sie zur Thür und ging rasch nach dem Zimmer ihres Gastes voran, der ihr die Thür öffnete und sie einließ. In einer Minute hielt sie das Heft in der Hand, blätterte hastig darin und rief: »Es ist gut, ich danke Ihnen im Voraus. Leben Sie wohl – ich lese sogleich bis Mittag. Um drei Uhr speisen wir. Sie werden auch Fräulein von Lassow sehen – bis dahin bleiben Sie in Ihrem Zimmer –«

»Wie?«

»Ich bitte darum –«

»Soll ich wirklich ein Gefangener bei Ihnen sein?«

»Ja, mein Herr, bis ich selbst, oder ein Anderer, Ihnen die Bande löse – aber es soll nicht lange dauern – höchstens bis morgen Abend –«

»Warum schließen Sie mich ein?«

»Frauen haben immer Geheimnisse – Sie wissen es ja –«

»Geben Sie mich jetzt frei, ich gab Ihnen ja mein größtes Geheimniß – das Buch da – ich bin jetzt ganz in Ihren Händen –«

»Sie sollen darin wohl aufgehoben sein – ich will Ihnen künftig noch ein größeres Geheimniß anvertrauen – so lange aber bitte ich – ich *bitte*« – und sie sah ihn mit einem Blick an, wie nur schöne Frauen ihn haben, wenn sie ihrer Ueberredungskraft gewiß sind – »mir diesen einen Wunsch zu erfüllen.«

Und freundlich grüßend, mit Augen und Hand winkend, schlüpfte sie aus dem Zimmer und unser Freund hörte mit einem wunderbaren Erstaunen, wie sie draußen mit eigener Hand den Schlüssel im Thürschlosse hinter sich herumdrehte.

## ZWEITES KAPITEL. DER AHNENSAAL.

Kaum hatte die Gräfin das Zimmer verlassen und der gefangen gehaltene Gast sah sich nach dem eben beendigten und in mehrfacher Beziehung für ihn aufregenden Gespräche wieder allein, so fingen die Folgen, die dasselbe gehabt hatte und noch ferner haben konnte, an, ihn mit einer unbestimmten Besorgniß zu erfüllen,

die einer Art Reue über seine Nachgiebigkeit und Zugänglichkeit gleichkam. Aufgeregt und gegen sich selbst mißtrauisch geworden, weil einige schmeichelhafte Worte aus dem Munde einer gewandten Frau ihn zu so vertraulichen Zugeständnissen fortgerissen hatten, ging er heftigen Schrittes in seinem Zimmer auf und nieder und wiederholte sich Wort für Wort und Zug für Zug, was gesprochen und geschehen war.

»Welche unbekannte Macht,« sagte er, »ist es, die über meinen Geist und meine Zunge hier gebietet! Wer ist diese Frau, daß sie die Gewalt hat, mich in allen Dingen nach ihren Wünschen zu lenken? Was will sie von mir, was hat sie über mich beschlossen? Denn daß sie nicht bei diesem Anfange stehen bleiben wird, sehe ich schon deutlich im Voraus. Nicht allein ist es ihr gelungen, mich, der ich so wenig reiselustig war, meiner Einsamkeit, meinem Frieden, meiner Heimat zu entreißen, nein! sie entlockt mir Schritt für Schritt alle meine Geheimnisse, entwindet mir das Theuerste von allen meinen Besitzthümern, entzieht mir obendrein die Freiheit, mich zu bewegen, wie ich will und wie ich meiner Natur nach es nicht anders kann. Bin ich nicht ein Thor, daß ich dies Alles ohne Widerstand dulde? Ist ihre Güte und Herrschaft über mich so groß, daß sie mir alle meine Kraft raubt und mir nichts als eine duldende Ohnmacht läßt? Ja, es ist nur zu sicher und gewiß; ich bin vollkommen in ihren Händen, was ein Spielball in denen eines Knaben ist, und sie macht mit mir, was sie will, wozu sie Lust und Trieb hat. O Anna, Anna! vergieb mir, Dein und mein unschuldiges,

heiliges Geheimniß ist zum ersten Male fremden Augen und Herzen preisgegeben. Meine mir so theure Jugend, die ahnungslose Zeit der Kindheit und des voranschreitenden Jünglings, die Leiden des Mannes, keinem Menschenauge bisher erschlossen, Alles, Alles liegt jetzt offen vor ihren Blicken – sie sieht, sie liest, sie erfährt das Einzelne und das Ganze! O wie mich dieser Gedanke lähmt, wie er alle meine geistigen Kräfte erlöschen macht, wie ich mich nichtig und gebrochen gegen sonst fühle! – Was bin ich heute noch gegen frühere Tage! O, wo ist die schöne Zeit meiner elastischen, thatkräftigen Jugend geblieben! Wie ist sie so schnell dahingegangen, ohne kaum eine Spur in meinem Wesen zurückgelassen zu haben. Sonst, wenn ich durch die Felder und Wälder strich, wie leicht, hüpfend, fast fliegend war mein Schritt! Eine innere Lust und Behaglichkeit, nur der Schwungkraft eines Vogels zu vergleichen, schien mich in die Lüfte zu erheben, und mir fehlten bloß Flügel, um mich in den Himmel über mir schwingen zu können. Jetzt schleicht schwer und träge mein müder Fuß dahin, jeder kleine Stein, dem ich begegne, ist ein Stein des Anstoßes, des Hindernisses, den ich nicht überwinden kann. O, und was ist mir von allen meinen Hoffnungen und Einbildungen geblieben? Nichts als ein düsterer, unaussprechlicher Schmerz über so viele Verluste, die niemals, niemals wieder einzubringen sind!

Aber was jammere ich? Ist das nicht unmännlich, nicht kindisch? Habe ich nicht mit freiem Willen gethan, was man von mir verlangte, oder eigentlich nur erbat? Ich bin

gekommen, ich habe geredet, ich habe gegeben, was ich reden und geben konnte – damit sei es für diesmal genug – der Himmel, der den Ausgang auch hiervon lenkt, mag ihn herbeiführen, wie er will – ich beuge mich ihm – tief – demuthsvoll, denn abermals scheine ich an einen Wendepunkt meines Schicksals gelangt zu sein.

In diesem Augenblick klopfte es draußen an die Thür.

»Wer ist das?« rief der Gefangene mit herbem Tone.

»Darf ich eintreten, Herr Brand?« erwiderte des Haushofmeisters freundliche Stimme.

»Thun Sie, was Ihnen beliebt, ich bin ein Gefangener!«

Sogleich trat der alte Mann herein und begrüßte herzlich den unwillig blickenden jungen Mann.

»Sie scheinen nicht bei so guter Laune zu sein, wie die Frau Gräfin, Herr Brand ist Ihnen vielleicht etwas Unerwartetes widerfahren?«

»Ich kann mich in meine neue Lage nicht finden, das ist Alles. Ich komme mir vor wie eine Maus, die man durch Naschwerk in eine Falle gelockt – oder sehen Sie es anders an?«

Herr Von Stahr lächelte heiter. »Ich dachte mir wohl,« sagte er, »daß Sie sich langweilen, und darum komme ich zu Ihnen. Die Gräfin hat sich in ihr Cabinet eingeschlossen und studirt mit einem Eifer, wie sie ihn selten entwickelt. Haben Sie irgend einen Wunsch, den ich erfüllen könnte?«

»Ich – einen Wunsch? Was sollte ich wünschen, wenn es nicht die Freiheit wäre, die mir ja verschlossen ist.«

»Gedulden Sie sich. Damit Sie nicht ganz der frischen Luft und der Bewegung entbehren, so ist die Tafel im Gartenpavillon, der da vorn am Abhang des Felsens steht, angeordnet. Dahin führe ich Sie, wenn Sie mir erlauben, so lange bei Ihnen zu bleiben; und nachher gehen wir Alle zusammen auf den Bergen spazieren. Das ist doch keine vollkommene Gefangenschaft, nicht wahr?«

»Keine ganz gewöhnliche wenigstens. Auch langweile ich mich gerade nicht, denn ich langweile mich nie.«

»Da sind Sie sehr glücklich. Ein Kopf, wie der Ihrige, macht sich immer zu thun. Aber nun – wie hat Ihnen die Gräfin gefallen?«

Der alte Mann hob die Augen bei dieser Frage scharf in die Höhe, als wolle er genau die Meinung des jungen Freundes erforschen.

»Sie hat mir sehr gut gefallen, Herr von Stahr, sie ist eine schöne Frau und ich habe in meinem Leben nur *eine* schönere gesehen.«

»Haben Sie das bemerkt? Ei! Ich dachte, dafür hätten Sie keinen Sinn.«

»Habe ich keine Augen? Die wenigstens hat man mir gelassen, nachdem man mir beinahe alles Uebrige genommen.«

»Sie scheinen in der That unwillig zu sein – hm! Nehmen sie es doch nicht so ernst. Blicken Sie heiter – sehen Sie die freundliche Sonne da oben –«

»Sie geht nur über die Freien auf –«

»Auch über die Gefangenen, haha! Das scheint Sie am meisten verwundet zu haben. Warten Sie nur noch eine Stunde, jetzt ist es zwei Uhr. Um drei sind Sie frei.«

»Für immer?«

»Das wage ich nicht zu behaupten. Spielen Sie vielleicht eine Partie Schach?«

»Ich spiele kein Spiel – meine Zeit habe ich stets mit ernstesten Dingen verbracht.«

»So wollen wir plaudern.« – Und sie plauderten in der That, und der alte Haushofmeister wußte so vortrefflich zu erzählen, von Diesem und Jenem zu sprechen, daß die Stunde verging, ohne den Gast ihren langsamen Flug fühlen zu lassen. Endlich schlug die alte Schloßuhr dreimal an.

»Da schlägt es!« rief der Haushofmeister und stand von seinem Sitze auf. »Nehmen Sie Ihren Hut und folgen Sie mir, die Damen werden uns wohl bereits erwarten.«

Er nahm seinen Gast beim Arme, führte ihn die Treppe hinab und trat mit ihm in den schönen Blumengarten. Moritz Brand athmete freier, als er die Schatten der Bäume in der Nähe sah und die Vögel darin zwitschern hörte, es wehte ihn ein milder, heimatlicher Gruß wohlthuend aus ihnen an. Er warf einen stummen Blick nach seinem Fenster hinauf, welches er offen gelassen hatte, und wälzte vielleicht einen sonderbaren Gedanken dabei in seinem Hirn herum. Aber bald entließ er den summenden Schwarm dieser geflügelten Gäste und folgte mit freierem Geiste dem freundlichen Führer, der ihn durch die geschlängelten Wege des Gartens nach dem Rande des

Abhangs zog. Da öffnete sich plötzlich die Aussicht und Beide standen vor einer bezaubernden Landschaft. Ferne Städte, Dörfer und einzelne Höfe, von Baumgruppen, Aeckern und Feldern umgeben, zeigten sich bunt durch einander gestreut, wie Blumen auf einem grünen Teppich künstlich eingewebt. Das gegenüberliegende Gebirge hatte seinen violetten Vorhang aufgerollt und ließ klar und nackt seine wunderbaren Klüfte und Spitzen in die goldene Luft ragen. Ueber allen aber thronte königlich und siegreich die Sonne des Tages und lachte Felsen und Thäler gleich liebevoll und wonniglich an.

»Das ist schön, nicht wahr, mein junger Freund?« fragte der Haushofmeister.

»Sie haben Recht – es ist sogar sehr schön!«

»Das freut mich. Sehen Sie, hier werden wir speisen.«

»Wo? – Hier?«

»In jenem kleinen Pavilon unter dem Akaziengebüsch, dort. Kommen Sie, lassen Sie uns ihn näher betrachten.«

Moritz Brand folgte behenden Schrittes, und bald traten sie in ein zeltartiges Bauwerk ein, welches hinten geschlossen, vorn offen war und dies ganze wunderbar schöne Gegend dem staunenden Auge frei von aller Verhüllung zeigte. Im Innern des Provillons, der mit einfachen, aber um so einladenderem Prunke ausgestattet war, stand eine reich gedeckte Tafel, die für vier Personen bestimmt zu sein schien.

»Ah!« sagte der Fremde, »wer wird mit uns speisen?«

»Da kommen unseres beiden Gefährten,« erwiderte Herr von Stahr und deutete auf zwei Damen, die langsam und, wie es schien, in eifrigem Gespräch begriffen, durch den Garten daher wandelten. Es waren ohne Zweifel dieselben beiden Gestalten, die der Reisende an diesem Morgen schon von Weitem begrüßt hatte; die eine trug einen weißen, die andere einen grünen Schleier auf ihrem Hute. In Kurzem war die Vorstellung beendet, und Moritz Brand sah außer der Gräfin von Dingelstein und Herrn von Stahr noch Fräulein von Lassow vor sich.

Wenn man mit Recht sagt, daß ein Mann so alt, das heißt nicht jünger und nicht älter ist, als er sich fühlt, so kann man mit demselben Rechte behaupten, daß eine Frau stets so alt ist, wie sie aussieht. Fräulein von Lassow, eine nicht nur gebildete, sondern künstlerisch ausgebildete Dame, denn sie war Malerin und Schriftstellerin zugleich, mochte beinahe dreißig Jahre zählen, aber sie schien ihrer äußeren Erscheinung nach bedeutend jünger zu sein. Ein milder Gesichtsausdruck eine sanfte jungfräuliche Stimme und ein unglaublich zartes und inniges Wesen in Geberde und Bewegung erhöhte den angenehmen Eindruck, den ihre schöne Gestalt auf den Beschauer hervorbrachte, und ließ sie als eine eben so liebenswürdige wie seltene Gefährtin erscheinen. Sie und der Haushofmeister führten fast allein das Gespräch bei Tische, während der Gast ungewöhnlich still war und bei Weitem mehr hörte und beobachtete, als sprach. Dasselbe konnte man von der Gräfin behaupten. Sie war, das bemerkte man sehr bald, mit ihren Gedanken nicht recht

bei der allgemeinen Unterhaltung, ihre Augen flammten oft unwillkürlich auf, wenn sie sie zu dem ernstesten Gesichte des Gastes erhob, und länger als es sonst wohl gewöhnlich ist, ließ sie ihre forschenden Blicke auf seinen ausdrucksvollen Mienen haften. Nur einzelne Worte sprach sie zustimmend dann und wann gegen die Uebri- gen aus, vielmehr richtete sie augenscheinlich ihre ganze Aufmerksamkeit auf den jungen Mann, dessen Wesen und Benehmen sie immer mehr und mehr mit stiller Verwunderung zu erfüllen schien.

Vor Förmlichkeiten kommt man im Leben selten zum wahren Genusse. Das ist ein alter Satz, der besonders im Umgange mit vornehmen Leuten seine Bestätigung findet. Hier, in dieser auserlesenen Gesellschaft, konnte man ihn nicht anwenden, denn bei allen vier anwesenden Personen herrschte mehr das sinnige, gefühlvolle Wesen, als die kalte und steife Form vor, und dieser Umstand wirkte so angenehm und behaglich ein, daß die Folgen davon sehr bald an dem trüb blickenden Gaste sichtbar wurden. Denn als die Tafel beendet war und man gesondert, die Gräfin mit ihm voran, der Haushofmeister mit der anderen Dame hinterher, auf den Bergen spazieren ging und die schöne Gegend nach allen Richtungen und von besonders günstig gelegenen Punkten aus betrachtete, da öffnete sich sein Herz allmählig wieder und eine fröhlichere Stimmung sprudelte in ihrer natürlichen Frische aus seiner Unterhaltung hervor. Zwei Stunden vergingen auf diese Weise sehr schnell, ohne daß man es merkte. Dann entschuldigte sich die Gräfin, daß sie

durch eine gewisse Beschäftigung an längerem Verweilen gehindert sei, und man kehrte insgesamt nach dem Schlosse zurück.

Nachdem die Damen sich von den Herren getrennt, geleitete der Haushofmeister den Gast nach seinem Zimmer. »Wollen Sie allein sein oder ziehen Sie meine Gesellschaft vor?« fragte er ihn dann in seiner gewöhnlichen freundlichen Weise.

»Wenn Sie es mir gestatten, so bleibe ich bis zum Abend allein; ich habe mehrere Gedanken niederzuschreiben, die ich nicht gern verlieren möchte.«

»Wohlan, ich gehorche! Um neun Uhr speisen wir zu Nacht, bis dahin also lasse ich Sie allein.«

So ging er, nachdem er vorsichtig und leise hinter sich die Thür geschlossen. Moritz Brand befand sich nie allein, wenn er bei der Arbeit war; in ihr seine beste Gesellschafterin zu finden, hatte ihn Jahre hindurch Gewohnheit und Neigung gelehrt. Schneller als einem Menschen sonst die Zeit verfließt, verstrich ihm die seine auch heute beim Nachdenken und Schreiben, und als Herr von Stahr ihn wieder aufsuchte, war er sogar viel heiterer und mit seiner Lage zufriedener geworden als zuvor. »Das ist der Segen der Arbeit!« sagte er zu dem ihn darüber ausforschenden Freunde. Als die Abendtafel um zehn Uhr vorüber war, befand er sich mit diesem wieder in seinem Zimmer.

»Sie müssen sich schon noch einen Tag auf diese Weise gefallen lassen,« sagte Herr von Stahr, bevor er sich verabschiedete. »Die Frau Gräfin aber hat mich beauftragt,

Ihnen anzuzeigen, daß sie bis morgen gegen Abend Ihre Gesellschaft leider entbehren muß. Sie hat nothwendig zu thun und ist anhaltend beschäftigt. Vertreiben Sie sich nun morgen die Zeit mit mir oder mit sich selbst; und wenn es Ihnen bei dieser Einschränkung zum angenehmen Troste reichen kann, so habe ich hinzuzufügen, daß morgen Abend, von demselben Augenblicke an, wo die Frau Gräfin Sie zu einem Spaziergange abrufen wird, Ihre Haft ihr Ende erreicht hat.«

»Also wirklich? Nun dann war sie ja noch zu ertragen.«

»Das denke ich auch.«

»Werde ich auch den Grund erfahren, warum man mir diese unerwartete Gunst erwiesen hat?« fragte der mild gestimmte Gast lächelnd.

»Ohne allen Zweifel. Die Gräfin wird Ihnen wahrscheinlich ihre Ansicht der Dinge selbst darlegen – darf ich Ihnen unterdeß eine gute Nacht wünschen?«

»Schlafen Sie wohl, mein lieber Herr von Stahr. Ich bin selbst müder, als ich nach so geringer Bewegung voraussetzen durfte.«

Der Haushofmeister ging, der Gast blieb allein. Nach einer kurzen Wiederholung des ganzen merkwürdigen Tages im Geiste, nach einem Blick auf den Horizont, wie er ihn jeden Abend entsenden, um seinen Lieblingsstern zu begrüßen und ihm einige süße Worte aufzutragen, begab er sich in sein schönes Nachtzimmer. Und der Gott des Schlafes mußte es diesmal gut mit ihm meinen, denn kaum lag er auf dem seidenweichen Lager, so war er entschlummert, und wonniglich süße Träume mochten ihn

in der kurzen Nacht umwogt haben, denn als er plötzlich wieder erwachte, blickte das junge Tageslicht schon in sein Fenster herein und warf einen lieblich rosigen Schimmer durch die schweren Vorhänge, die seine Fenster dicht verhüllten. Er sprang empor und gab sich den neuen Erwartungen eines vielleicht ergebnisreichen Tages mit frischem Lebensmuthe hin.



Den Morgen verbrachte er fast ganz, mit Ausnahme einer kurzen Zeit, wo ihm Herr von Stahr seinen Morgengruß sagte, bei seiner Arbeit. Die Zeit verstrich dabei rasch, denn die Gedanken strömen dem Schreiber heute in einer Fülle zu, wie er sie selten wahrgenommen. Sein Geist war geweckter als gewöhnlich, seine Unterscheidung klarer, seine Phantasie wärmer und reicher, ohne erhitzt und überschwänglich zu sein. Mittags zwei Uhr speiste er mit Herrn von Stahr allein im Gartenpavillon, denn die Damen waren, wie berichtet wurde, zu sehr beschäftigt, um sich heute so früh blicken lassen zu können. Nach der durch köstlichen Wein mehr als gewöhnlich belebten Tafel spazierten die beiden Männer auf den Bergen und im Parke, wie am vergangenen Tage, herum. Um vier Uhr endlich betrat Moritz Brand sein Zimmer wieder und blieb von da an allein. Aber nun vermochte er nicht länger bei der Arbeit zu sitzen. Die Erwartung der Gräfin, die ihm die Gründe seiner Einkerkering mittheilen sollte, wie er wenigstens glaubte und hoffte, ließ ihn

nicht mehr zu der Ruhe gelangen, deren er zum Denken und Schreiben bedurfte. »Was mögen das für sonderbare Gründe sein,« fragte er sich wiederholt, »die diese schöne Dame zu einem so seltsamen Beginnen veranlaßten?« – Wie sehr er sich aber auch bemühte, im Voraus das Räthsel zu lösen, er fand die Lösung nicht, wenigstens befriedigte ihn keine, die er sich als möglich eingestand. Endlich schlug es fünf Uhr. Der einsame Mann stand mit unterschlagenen Armen am Fenster und schaute harrend und sinnend in die bläuliche Ferne hinaus. Noch summete der lange nachhallende Schlag der Uhr in seinem Ohre, als er leise Jemand an seine Thür klopfen zu hören glaubte. Er wandte sein Ohr hin und horchte genauer. Es klopfte lauter. »Herr Brand,« rief Herr von Stahr's Stimme, »darf ich eintreten?«

»Inmer, zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht!« antwortete der Eingeschlossene heiter.

Der alte Herr trat fröhlich lächelnd herein. »Ah, Sie sind heute anders gestimmt, als gestern, mein guter Herr, oder irre ich mich?«

»Sie irren sich nicht; aber das kann Sie doch nicht verwundern – ich bin ja von jetzt an frei!«

»Noch nicht. Ich komme nur, Sie zu fragen, ob sie geneigt sind, die Frau Gräfin in Ihrem Zimmer zu empfangen?«

»In *meinem* Zimmer? Warum thut sie sich den Zwang an, hierherzukommen – sie hat ja nur zu befehlen, und ich folge Ihnen sogleich zu ihr.«

»Nein, Herr Brand, sie hat es ausdrücklich betont: in *Ihrem* Zimmer!«

»So mache ich Ihnen meine Verbeugung und werde es mir zur Ehre schätzen, die Frau Gräfin bei mir zu empfangen.«

Der Haushofmeister entfernte sich, kam aber in zwei Minuten wieder, öffnete die Thür und ließ die Gräfin ein, worauf er sich sogleich wieder zurückzog.

Der Gast stand erwartungsvoll vor seiner Wirthin und verneigte sich ehrerbietig. Aber die Worte, die er sprechen wollte, erstickten ihm im Munde, als er den eigenthümlichem Gesichtsausdruck der Gräfin auffaßte. Offenbar hatte sie geweint, denn ihre Augen waren noch schwimmend und ihre Wangen von jener schönen aber traurigen Röthe umschrieben, welche die unläugbare Spur vergossener Thränen ist. Dennoch leuchtete ihr Auge heller als am vorigen Tage und ihre Miene war womöglich noch freundlicher, liebevoller als zuvor. Als sie zu sprechen anfang, bebte ihre Stimme und sie gab sich augenscheinlich Mühe, in gewöhnlichem Tone die Worte hervorzubringen, denn eine tief innere Bewegung sprach sich in ihrem ganzen Wesen und namentlich in ihren Stimmlauten aus.

»Herr Brand!« sagte sie, »zwei Gründe sind es, die mich zu Ihnen führen, statt daß ich Sie zu mir zu kommen, bitten ließ. Zunächst ist es eine hergebrachte Sitte der Billigkeit, daß der Gefangenwärter in die Zelle seines Gefangenen kommt, wenn er ihm seine Freiheit verkündigt –«

»Wie – ich bin frei?«

»Ja, mein Herr, Sie sind frei. Sie können jetzt gehen, wohin Sie wollen, vorausgesetzt, daß Sie im Bereiche des Schlosses bleiben. Indeß hege ich den Wunsch, diesmal wirklich nur den bescheidenen Wunsch – daß Sie von dieser Freiheit im ersten Augenblicke noch nicht den weitesten Gebrauch machen, sondern es in Güte verziehen, mir einige Stunden Gesellschaft zu leisten.«

»Ich danke Ihnen aufrichtig, Erlaucht, und weiß Ihre Güte vollkommen zu schätzen. Ihre Gesellschaft wird mir stets die angenehmste sein.«

»Auch ich danke Ihnen für diese Gesinnung. Sodann aber, Herr *Brand*, komme ich zu Ihnen, in Ihre eigenen Hände wieder ein Buch niederzulegen, welches Sie mir gestern auf dieser Stelle überliefert haben. Hier ist es. Nehmen Sie es in Augenschein und prüfen Sie, ob es dasselbe und unbeschädigt ist.«

Moritz Brand ergriff das dargebotene Buch, betrachtete es oberflächlich und legte es auf seinen Schreibtisch. »Es ist vollständig,« sagte er mit edlem Stolze, »von Ihnen war keine Beschädigung zu befürchten. Haben Sie es gelesen?«

»Ja! Ich habe es gelesen, von Anfang bis zu Ende, und da der Tag zu kurz dazu war, so habe ich die Nacht zu Hülfe genommen.« Sie hielt im Reden inne, als erwarte sie eine weitere Frage von dem ernst und nachdenklich blickenden Manne. Er aber schwieg wie ein Angeklagter, der von seinem Richter den Spruch erwartet. Nur seine Augen leuchteten hell auf und drangen tief, wie nur die

seinigen es konnten, in die mit warmen Tropfen gefüllten der vor ihm stehenden Dame.

»Sie fragen mich nicht, Herr Brand,« fuhr diese nach längerer Pause fort, »wie mir das Buch gefallen hat?«

»Nein, ich frage nicht, denn ich habe genug dabei empfunden, meine schönen und schlimmen Tage zu erleben, ich liebe es nicht, sie noch zu besprechen.«

»Ach, mein Herr, wie viel sagen Sie mit diesen wenigen Worten. Auch ich, glauben Sie mir, empfinde tief, tief, was Sie erlitten haben, und hier in meinem Herzen wird ewig die Erinnerung daran ruhen. Darf ich Ihre Hand berühren und Ihnen mit einem warmen Drucke sagen, was in meinem Herzen für Sie geschrieben steht?«

Schweigend, obwohl zögernd reichte Moritz Brand seine Hand hin, während eine heiße, einsame Thräne über seine gebräunte Wange rollte. Die Gräfin ergriff hastig die Hand, die rechte, und ehe er es verhindern konnte, hatte sie einen raschen aber warmen Kuß darauf gedrückt .

Beinahe heftig zog er die Hand und trat selbst einen Schritt zurück, während sein Auge von einem wunderbaren Ausdruck leuchtete und düstere Flammen zu sprühen schien.

»Mein Herr,« sagte sie ernst und feierlich, »das, was ich eben gethan, scheint gegen allen Anstand und jede zarte Sitte zu sein, ich weiß es sehr wohl, denn ich kenne und übe Beides. Aber beruhigen Sie sich – ich habe damit nur ein längst gethanes Gelübde erfüllt.«

»Ein Gelübde? Wie soll ich mir das erklären?«

»Weil die Hand, mein Herr, die ich eben geküßt, mich und – viele Menschen gesegnet hat.«

»Wie so?« brachte der immer erschrockener blickende Mann stammelnd hervor. »Wie *konnte* meine Hand – Sie segnen?«

»Davon später – haben Sie mir sonst nichts zu sagen?«

»Ich wüßte nicht, als daß ich mir die Frage höchstens erlauben könnte, ob mein Geheimniß bei Ihnen sicher bewahrt ist?«

»O, Herr *Brand*, so *sicher!* daß ich selbst Ihnen den Eindruck verschweige, den es auf mich hervorgebracht hat. Aber nur Eins möchte ich von Ihnen wissen.«

»Fragen Sie, ich werde Ihnen jetzt keine Antwort mehr vorenthalten.«

»Haben Sie niemals wieder etwas von der guten *Marianne* gehört?«

»Nein,« erwiderte der Gefragte traurig – »nie! Mein Herz hat sie vergeblich gesucht und erwartet; da ich aber ein Einsiedler geworden bin, der von aller Welt zurückgezogen lebt, so konnte ich ihr wohl nicht leicht auf den Bahnen des Lebens begegnen.«

Die Gräfin sann über etwas nach, oder schien wenigstens nachzusinnen. »Das Schicksal des lieben Mädchens,« fuhr sie endlich fort, »bewegt mich sehr – wohin mag sie mit ihrer bösen Mutter gerathen sein?«

»Gott weiß es!«

»Haben Sie nicht den Wunsch, ihr noch einmal zu begegnen?«

»O gnädigste Frau – woran mahnen Sie mich! Auf den Knieen wollte ich Gott danken, wenn er mir noch einmal sie zu sehen gestattete – ihr, ihr allein kann ich Alles – Alles sagen, was dieses volle, blutende Herz Jahre lang – ach! und es waren bittere Jahre – durchzittert hat.«

»Ich glaube es Ihnen gern. Aber bei Gott ist kein Ding unmöglich – Sie hatten ja stets einen so schönen sicheren Glauben auf ihn – vielleicht begegnen Sie ihr einst, wo Sie es am wenigsten denken; des Menschen Schicksale sind oft so wunderbar, daß auch dies möglich werden könnte.«

»Gäbe es Gott! Ich bitte ihn täglich darum!«

Die Gräfin wandte sich ab, um sich eine wieder rascher hervorbringende Thräne zu trocknen. Dann aber sagte sie plötzlich fester und heiterer, wobei sie sich in dessen eine Art Zwang aufzuerlegen schien: »Herr Brand! Uns verbindet jetzt ein Geheimniß! Man sagt, daß dieser Umstand die Freundschaft zwischen Menschen und Menschen fester und schneller schließt, als irgend etwas sonst. Darf ich hoffen, daß Ihnen meine Freundschaft so erwünscht ist, wie ich sie Ihnen gern und willig darbrachte?«

»Gnädigste Frau – ich bin ein armer, elender Mann, ich lebe von der Arbeit meiner Hände und meines Kopfes – meine Herkunft –«

»Still! Die kenne ich – was sonst noch?«

»Von Kummer und Einsamkeit gebeugt –«

»Die Einsamkeit lassen Sie bei Seite, Sie werden fernhin nicht mehr einsam sein, wenn Sie es sonst nicht wollen –«

»Wie?«

»Ziehen Sie zu uns, zu mir. Ich biete Ihnen mein Schloß zu Ihrer Wohnung an –«

»Nein, Erlaucht, nie und nimmer! Und wenn Sie ein Engel wären, wie Sie nur ein edles und hochherziges Weib sind – niemals, niemals wieder verlasse ich meine Heimat – mit ihr verknüpfen mich unzerreißbare Bande – mein Fuß schreitet nur dann einer herrlichen Ewigkeit entgegen, wenn er jenen Boden betritt, mein Angesicht nur Gott, wenn ich bei ihr bin, die unter diesem Boden schlummert.«

»Gut. Ich sehe, Ihre Gefühle sind noch zu heiß und Ihr Geist noch nicht stark genug, die Vergangenheit über die Gegenwart zu vergessen –«

»Das wird nie und nimmer geschehen –«

»Ich glaube Ihnen – aber – däucht es Ihnen nicht im Zimmer zu warm – wollen wir nicht das Freie aufsuchen?«

»Gern!« Und er ergriff sogleich seinen Hut. Als sie auf dem Corridor waren, legte sie ihren Arm vertraulich in den seinigen. »Darf ich?« fragte sie dabei heiter lächelnd – »Nicht wahr, wir sind Freunde geworden?«

»Freunde, ja, das sind wir, wenn Sie vergessen können, daß ich – ein Gebrandmarkter bin –«

Sie blieb stehen und sah ihn betroffen an. Ihre Augen hefteten sich fest auf die breite Narbe auf seiner Stirn

und senkten sich dann in seine Augen hinab, deren Glanz heute ein ungewöhnlicher war, obgleich sie fast immer kräftig und offen in die Welt schauten.

»Wissen Sie,« sagte sie ehrlich und ernst, »daß Ihnen diese Narbe sehr gut kleidet? Daß ich Sie darum beneide?«

»Gut kleidet? Sie beneiden – das Kainszeichen?«

»Ja, ich beneide Sie darum; diese Narbe spricht mehr zu Ihren Gunsten in meinem Herzen, als Sie denken können.«

Während sie diese Worte wechselten, waren sie in den Garten gelangt. Die Gräfin, fest und vertraulich auf den starken Arm ihres Begleiters sich stützend, führte ihn rings um das Schloß herum und machte ihn auf die alterthümlichen Schönheiten und Merkwürdigkeiten seines Aeußern aufmerksam, so daß sie sehr bald auf sein Alter, seine Ueberlieferungen, überhaupt auf seine Geschichte im wechselnden Gespräche übergingen.

»Wer hat es gebaut?«

»Der Ahnherr meines – meines Gatten, Herr Brand!«

»Sind keine Urkunden darüber vorhanden?«

»Sehr vollständige und unserer Familie überaus heilige. Sie liegen im Ahnensaal, einem feuerfesten alten Gewölbe – wollen Sie vielleicht diese Denkwürdigkeiten mit mir besichtigten? Ich setze voraus, daß dies alte Schloß schon wegen seiner jetzigen Besitzer hinreichenden Antheil daran in Ihnen erregt, um Ihnen die Mühe dieses Ganges zu lohnen.«

»Sie werden mich damit sehr erfreuen. Ich liebe dergleichen Alterthümer und versenke mich gern in ihre halb vergessenen Geheimnisse.«

»So folgen Sie mir.« Und sie führte ihn wieder in das Schloß zurück, stieg eine Treppe hinauf, welche der Gast noch nicht betreten hatte, schritt einen langen Corridor hinab und bezeichnete endlich ihren jetzigen Standpunkt als den westlichen Thurm, innerhalb dessen sich der Ahnensaal befinde.

»Der westliche Thurm?« fragte der Gast mit einiger Befremdung. »Wohnt – wohnt hier nicht – Ihr Herr Gemahl?«

»Ja, mein Freund, der wohnt hier.«

»Werden wir ihm auch nicht begegnen?«

»Warum nicht? Weshalb stehen Sie still?«

»Ich hege eine unbestimmte Besorgniß – er weiß vielleicht nicht, daß ich hier bin und –«

»Und was? Wohl weiß er, daß Sie hier sind, und es werden keine zwei Stunden vergehen, so werden Sie ihm sogar vorgestellt werden, das ist sein ausdrücklicher Wunsch. Vor meinem – meinem Gemahl konnte ich es doch nicht verbergen, daß ein befreundeter Mann unser einsames Schloß besuchte?«

»Ich gehorche, wie in Allem, auch hierin. Nur, glaubte ich, lag es in unserem Plane, den alten Herrn nicht mit meiner Gegenwart zu belästigen.«

»Sie belästigen ihn nicht – der alte Herr ist von Ihrer Anwesenheit unterrichtet und wünscht aus eigenem Antriebe Sie zu sehen. So – treten wir hinein – das, Herr Brand, ist unser Ahnensaal.«

Während sie dieses sprach, öffnete sie eine alte, mit Eisen beschlagene, in gothischer Form geschnitzte Thür von schwerem Eichenholz und schritt ihrem Gaste durch dieselbe voran. So traten Beide in einen großen, hohen und tiefen regelrecht viereckig gebauten Raum, dessen feuerfest gemauertes Spitzgewölbe sechs riesenmäßige Strebepfeiler trugen, an deren achtkantigen Seiten Harnische und Waffen jederlei Art, aus verschiedenen Jahrhunderten und von verschiedenen Völkern stammend, in wohlgeordneter Aufstellung prangten. Erleuchtet war dieser etwas düstere, weniger einer Waffenhalle als einer mittelalterlichen Klosterkapelle gleichende Saal durch vier, auf jeder Seite je zwei, breite, spitzbogige Fenster, deren zahllose, kleine und runde in Blei gefaßte Scheiben nur ein gedämpftes Licht auf die strahlenden Waffen und die an den Wänden hangenden lebensgroßen Ahnenbilder fallen ließen. Inmitten jener sechs Strebepfeiler war ein schwerer eiserner Kasten in die Quadern des Fußbodens eingesenkt, dessen Deckel augenblicklich abgehoben war und unter einem dicken Glasfenster verschiedene Dokumente, Pergamente und anderweitige Merkmale vergangener Zeiten sichtbar werden ließ, denen man die Spuren ihres hohen Alters an ihrem vergilbten und halb verwitterten Aeußern auf den ersten Blick ansah.

Obgleich die Sonne draußen noch hell und freundlich schien, denn man befand sich ja in den Nachmittagsstunden eines Julitages, so herrschte doch inmitten dieses altherthümlichen Raumes ein dämmerndes Zwielight, welches mit der unheimlichen Erscheinung der ehrwürdigen Ueberbleibsel einer vergangenen Zeit vollkommen übereinstimmte und den düsteren Eindruck erhöhte, den Inhalt und Ausstattung des Ganzen auf den Beschauer hervorbrachte, der nur an das helle und klare Licht des Tages gewöhnt war. Auch war die Luft darin feucht und kühl, wie in dem unterirdischen Raume eines Grabgewölbes, und Moritz Brand fühlte sich, als er kaum den Fuß auf den hohl klingenden Steinboden gesetzt hatte, von einem innerlichen Frostschauer durchschüttelt und bebte einige Male unwillkürlich zusammen. Auch die Gräfin hatte sich fester in ihre Sammethülle gewickelt und sprach es aus, daß eine unerquickliche, grabesähnliche Luft in dem stets verschlossenen Raume sich fühlbar mache.

»Ja,« erwiderte Moritz Brand, »man sollte versucht sein, hier an Moderduft zu denken, der von unten emporsteigt, als wolle er uns einen Gruß von den Gräbern heraufbringen, in denen die Verstorbenen schlafen, während doch ihre lebensfrohen Gesichter, wie wir sie hier vor uns sehen, nicht vergessen zu können scheinen, daß sie einst warm und frisch waren, wie wir. Sind Sie auch hinreichend geschützt, gnädigste Frau, vor den Einwirkungen dieser kalten Luft?«

»Ich bin an den Aufenthalt hierselbst gewöhnt, denn es ist dies der Ort, wo alle unsere wichtigen Familienverhandlungen abgeschlossen werden und wohin wir uns also häufig zurückziehen. Selbst heute schon bin ich mit – meinem Gemahl hier gewesen und habe diese alten Ahnherren da um ihren Rath und ihren Beifall gefragt.«

»Hatten Sie etwas so Wichtiges von ihnen zu fordern?«

»Etwas sehr Wichtiges, Herr Brand!«

»Und haben sie Ihnen einen guten Rath und eine verständliche Antwort ertheilt, Erlaucht?«

»Den besten Rath und die deutlichste Antwort, die Ehrenmänner geben konnten – denn ich will hoffen, daß es sämmtlich solche gewesen sind, die Sie hier versammelt erblicken. Sehen Sie, das ist der älteste Urahn des Dingelstein'schen Hauses, dessen Bildniß der Gegenwart bewahrt ist. Er schloß sich Gottfried von Bouillon auf seinem Kreuzzuge an, wie Sie bemerken, denn er trägt auf seinem purpurnen Mantel das heilige Zeichen. Diese Reihe hinunter reicht bis zum fünfzehnten Jahrhundert – die zweite Reihe bis in's achtzehnte, und die Hinterwand, die wir zuletzt betrachten werden, zeigt uns die Besitzer des Hauses und Namens bis auf den heutigen Tag.«

»Es ist sonderbar,« sagte Moritz Brand, der aufmerksam und mit scheuer Bewunderung die wettergebräunten Gesichter der Streiter Gottes und ihrer Nachkommen betrachtet, »es ist sonderbar, welchen tiefen und seltsamen Eindruck die Beschauung solcher alter Herren auf das Gemüth des Lebenden hervorbringt. Schauen Sie auf, Erlaucht, ist es nicht, als ob Alle ihre funkelnden Augen

auf uns gerichtet hätten und mit ihren Ohren behorchen wollten, was wir sprechen? Sehen Sie hier diesen prüfenden, fragenden Blick, dort die drohend erhobene Hand; da den lächelnd verzogenen Mund – ist es nicht, als ob sie im Geiste sich mit uns beschäftigten und persönlich mit uns zu reden und zu verkehren trachteten?»

»Es ist so, wie Sie sagen. Mir ist es schon oft so vorgekommen und eben das stimmt unsere Seele ernst und zieht unser Herz von den oberflächlichen irdischen Dingen ab, wenn wir die heilige Stätte unsrer todtten Vorfahren besuchen.«

»Diese hier sind nicht todt, denn sie leben alle in unser, oder vielmehr in Ihrem Gedächtniß. Kein Einziger von ihnen macht auf mich wenigstens den Eindruck, als ob er schon aus dem Leben geschieden wäre, ich nehme nur kräftig blühende, lebenswarme Gestalten wahr. Für sich selbst freilich sind sie Alle todt, für Sie aber, Erlaucht, und für Ihre Nachkommen leben sie und werden sie leben bis in alle Ewigkeit.«

Die Gräfin erröthete wie eine Purpurrose, als ihr Begleiter dies sprach und dabei ernst in ihr edles Angesicht blickte. Sie antwortete auch nichts, sondern schritt langsam weiter, die Augen zu den folgenden Bildern erhoben, die, dicht an einander gedrängt, als ständen sie zum harten Kampfe brüderlich vereinigt, die weißen Wände des Ahnensaals bedeckten.

So gelangten sie an die zweite Reihe. Moritz Brand betrachtete mit Wohlgefallen die männlichen Züge, die

stählernen Rüstungen, die schweren Waffen, mit denen die alten Ritter fochten, als wäre es Spielwerk für Kinder.

»Aha!« sagte er. »Hier merkt man schon die fortschreitende Cultur der milderen Jahrhunderte, sogar in ihren Kleidungen und Bewaffnungen. Die schweren Rüstungen werden allmählig leichter, die Kleiderstoffe lebhafter gefärbt, die Waffen weniger faustgerecht und doch vielleicht mörderischer. Nur der Ernst der trotzigen Gesichter, der Ausdruck des Adels, das stolze Selbstgefühl eines großen Geschlechts bleibt sich überall gleich. Es ist auffallend, Viele haben mit einander eine gewisse Aehnlichkeit, dann bricht sie plötzlich ab und fremde Gesichter treten an die Stelle der schon bekannten.«

»Ganz richtig, das ist jedesmal der Fall, wenn eine neue Linie der vorangegangenen folgt. Sehen Sie zum Beispiel hier – bis dahin zeigen fast alle ein dunkles, schlichtes Haar – hier beginnt ein Nebenstamm und augenblicklich stellen sich die Nachfolger in blonden Lockenköpfen dar, von denen einige sogar in's Röthliche hinüberspielen.«

»Richtig! Aha! Jetzt gerathen wir in das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert, da kommen die Perücken zum Vorschein – welcher Unsinn! Wenn dem lieben Gott nun mit einem Male einfallen sollte, eine zweite Erde auf die erste zu stülpen, wie diese Herren auf ihr natürliches Haar ein zweites und künstliches gestülpt haben, was würden wir dazu sagen?«

»Wenn wir bei solchem Unfalle noch lachen könnten, so würden wir gewiß recht herzlich darüber lachen. Es ist eben so, wie wenn man über einen Handschuh noch

einen zweiten ziehen wollte, nicht um sich zu wärmen, sondern den Glanz des ersten durch den Prunk des zweiten zu bedecken.«

»Freilich. Aber jetzt beginnt die dritte Reihe: die modernen Herren werden Beschützer der Welt.«

»Ja,« erwiderte die Gräfin kurz und richtete immer schärfer ihr Auge auf den langsam vorschreitenden Gast an ihrer Seite, dessen Seele für jetzt allein die Stammväter ihrer Familie beschäftigten. So kamen sie zuletzt an die jüngsten Mitglieder derselben.

»Uebereilen Sie sich nicht,« sagte die Gräfin gedehnt. »Bemerken Sie nicht, daß die neuere Zeit auch ihnen ihren unverkennbaren Stempel aufgedrückt hat?«

»Ohne Zweifel. Das also sind die letzten Grafen von Dingelstein?«

»Ja – und dieser da –«

»Ha!« rief plötzlich Moritz Brand und fuhr wie von einer Natter gestochen zurück, beugte den Kopf, dessen Haare sich zu sträuben schienen, hinten über und starrte mit funkelndem Blicke das letzte Bild an, während sein Gesicht sich mit Leichenblässe bedeckte und seine Hände, gleichsam abwehrend, sich gegen dasselbe ausstreckten. »Ha! Was sehe ich!«

»Was ist Ihnen?« rief die Gräfin mit laut sich erhebender Stimme. Und da der fortwährend das Bild Anschauende einige Schritte rückwärts zu taumeln schien, fuhr sie mit scharfer Betonung fort: »Stehen Sie fest, *Walther Lund* – Sie haben vor Niemandem zu zittern!«

Diese mit so sicherer Stimme mehr ausgerufenen als gesprochenen Worte gaben dem überraschten Manne seine ganze Männlichkeit wieder, die er im ersten Augenblicke dieser unerwarteten Begegnung sichtbar verloren hatte.

»Ja, er ist es, es ist Bruno von Marchfeld!« keuchte es mit gedämpfter Stimme aus dem Innersten seiner Brust hervor.

Und in der That – auf einem karmoisinrothen Sessel ruhte mehr liegend als sitzend, eine gebrochene Gestalt, die in ihren schönen, von der Kunst veredelten Zügen zwar den Ausdruck des Lebens trug, aber in ihrer zusammengeknickten Haltung, trotz aller gemalten Fülle unverkennbar den Stempel der Auflösung und des nahen Verfalles zeigte. Es war sein rein geschlitztes Auge, seine hohe Stirn, sein schön geschnittener Mund, aber es waren auch seine hohlen Wangen, die die Bleiche des nahenden Todes bedeckte, seine eingesunkenen Schläfe, sein sparsam mit weißem Haar besetzter Scheitel.

Dies Augen Walther Lund's richteten sich auf die Augen der Frau des Hauses, ihre Blicke senkten sich tief in einander, fragend und antwortend zugleich.

»Sie haben ihn erkannt!« sagte die Gemahlin des einstigen Bruno von Marchfeld. »Ja, es ist, oder es war wenigstens Bruno von Marchfeld – jetzt ist er der Reichsgraf von Dingelstein.«

»Wie ist das möglich geworden?« stammelte der unfreiwillige Gast des Grafen.

»Durch eine Erbschaft. Die alte Linie der Dingelsteins starb aus; Bruno gehörte einer jüngeren an, und so bezog er das Schloß seiner Ahnen und bestieg den Stuhl seiner Väter. Aber warum zittern Sie noch, Walther Lund?«

»Frau Gräfin – wie – Sie fragen noch? Soll ich nicht zittern, wenn ich *diesen* sehe? Haben Sie es nicht gelesen, was er mir, und was ich ihm gewesen? Sehen Sie nicht die Narbe auf meiner Stirn, die mir jetzt wie Feuer brennt, wie damals, da seine jähzornige Hand sie mir schlug? Und mich – mich hält er für todt, für erschlagen –«

»Nein, Walther Lund, das thut er nicht. Obgleich er Jahre lang behauptet, und auch beklagt und beweint hat, daß Sie todt seien – jetzt weiß er bestimmt, daß Sie leben und daß Sie in seiner Nähe sind.«

»Er weiß es, er weiß es und erhebt seine Hand nicht noch einmal, sie gegen mein armes Haupt zu schleudern?«

»Wenn er sie noch einmal erhebt, so erhebt er sie nicht zum Schläge – denn er ist alt geworden, dieser Bruno von Marchfeld, sehr alt, und mit dem frühen Alter ist die späte Weisheit gekommen, und Sie selbst haben dazu beigetragen, ihm diese letztere einzuimpfen.«

»Wunderbare Vorsehung! Wohin hast Du mich geführt! Ich senke mein Haupt in Demuth vor Dir!«

Und der frühzeitig verwais'te und verlassene Mann stand mit gebeugtem Kopfe und gefalteten Händen da, seine Seele in die Vergangenheit versenkend, und nicht sehend, nicht fühlend, wie die Gräfin ihren schönen Arm

um seine Schulter gelegt hatte und ihm liebevoll in die verdunkelten Augen schaute.

»Folgen Sie mir,« sagte die Gräfin endlich und ergriff den widerstandslosen Arm des erschütterten Freundes, der keine Gedanken hatte für Das, was mit ihm geschah, sondern nur den Sturm der Gefühle zu beschwichtigen versuchte, der in seinem Innern tobte und wühlte. Rasch, so rasch er zu gehen vermochte, denn seine Sehnen schienen erschlafft und seine Nerven gelähmt, führte die Gräfin ihren Gast durch die langen Corridore des Schlosses zurück, bis sie ihr Zimmer erreichte. Bald saßen Beide darin, dicht vor einander; die Gräfin hielt seine Hände und flüsterte ihm Worte der Freundschaft und Zuneigung zu, die allmählig Eingang in sein erschöpftes Herz fanden, bis er endlich zum Unterscheiden Dessen gekommen war, was um ihn her vorging, und er verstehen konnte, was die Gräfin von ihm verlangte: noch heut, noch in der nächsten Stunde zu ihrem Gemahl zu gehen und von diesem selbst zu hören, was er ihm, dem so schwer Geprüften, zu sagen habe.

### DRITTES KAPITEL. EIN UNERWARTETES WIEDERSEHEN.

Es war gegen acht Uhr Abends, als Moritz Brand am Arme der Gräfin, die sein ganzes Vertrauen gewonnen zu haben schien, wieder durch die langen Corridore nach dem westlichen Flügel des gräflichen Schlosses schritt. Die hohen Pappeln, die dicht aneinander gereiht vor den Fenstern im Garten standen, warfen tiefere Schatten in das ohnehin etwas düstere Gebäude und so begann die

Nacht in diesen altersgrauen Hallen stets früher als an anderen Orten hereinzubrechen. Daher wunderte sich der wieder stolz und sicher schreitende Gast nicht, die langen Vorsäle schon mit künstlichem Lichte erleuchtet zu finden. Außerdem aber herrschte tiefes Schweigen in diesem ältesten Schloßflügel, und selbst den Schritt der Gehenden vernahm kein horchendes Ohr, denn wollene Friesdecken waren überall auf Gängen und Treppen ausgebreitet. Endlich stand die Gräfin vor einer Thür still, öffnete sie und ließ ihren jungen Freund allein eintreten.

»Hier in diesem Zimmer,« sagte sie freundlich, »müssen Sie warten, bis Sie gerufen werden. Ich empfehle Ihnen noch einmal Ruhe und Nachsicht an, denn eine Besorgniß brauchen Sie in keiner Art zu hegen, ich würde Sie sonst nicht allein lassen. Gehen Sie mit Gott, und da Ihre Unterredung nicht lange dauern wird, denn Bruno liebt keine langen Unterhaltungen, so erwarte ich Sie demnächst in meinem Zimmer, sobald Sie hier fertig sind.«

Nach kurzer Begrüßung war sie davon gegangen und unser Freund befand sich allein in einem von der nahenden Abenddämmerung mäßig erhellten, kleinen Gemache.

Aber er sollte nicht lange allein bleiben. Eine zweite Thür öffnete sich und Friedrich, der ehemalige Leibdiener des Grafen, den wir aus früherer Zeit her kennen und der immer noch den Dienst bei seinem Herrn versah, trat vor Aufregung bleich, aber doch sichtbar von Freude bewegt, schnell, in das Zimmer. Als er des Gastes ansichtig

wurde, schlug er die Hände über den Kopf zusammen und rief:

»Guter Gott, was muß ich sehen! Sie sind es, Herr Lund, Sie leben noch und sind also nicht todt? O, wie sehr, wie sehr freue ich mich!« Und er eilte auf den so lange Zeit Todtgeglaubten zu und umfaßte ihn liebevoll mit beiden Armen, während seine alten Augen Thränen der Rührung und Freude vergossen.

»Ja, Friedrich, ich bin es und lebe noch!« erwiderte, von der Anhänglichkeit des Dieners ebenfalls gerührt, Moritz Brand und schüttelte herzlich seine beiden Hände, »und Sie sind auch noch in dem alten Dienste?«

»Immer noch, Herr Lund, wie Sie sehen, und ich ver-lange auch keinen anderen. Wir haben es gut hier, Herr Lund, sehr gut. Ach, wie haben sich die Zeiten geändert! Wissen Sie noch in Warschau – o, wie sollten Sie nicht wissen –«

»Ich weiß Alles, Friedrich; aber haben Sie einen Auf-trag für mich?«

»Ja wohl, ja wohl, ach Gott! ich habe ihn vor Freude beinahe vergessen – ich soll Sie zum Herrn Grafen holen – na! was wird der für Augen machen wenn er Sie so ge-sund und rüstig sieht – ach Gott! ach Gott! aber kommen Sie nur – dies ist der Weg.«

Moritz Brand folgte dem voranschreitenden Diener durch einige, wie es schien, unbewohnte Gemächer. Endlich trat er in eins, welches unzweifelhafte Spuren ei-nes menschlichen Aufenthalts trug, denn verschiedene Gebrauchsgegenstände lagen zerstreut auf den Tischen

umher. Eine Seitenthür, die in ein Nebengemach führte, stand weit offen und man hörte deutlich in letzterem reden. Moritz Brand blieb einen Augenblick stehen und schien zu horchen.

»Zum Teufel!« rief eine ihm nur zu wohlbekannte Stimme. »Ist er schon da? Dann habe ich mich verspätet oder er ist eine halbe Stunde zu früh gekommen.«

Der heiter derbe Ton dieser Stimme zog unsern Freund unwillkürlich an; mit einigen Schritten stand er im Nebenzimmer und sah – ein altes bekanntes Bild vor sich.

Es war ein Badezimmer, in welches er so eben getreten war. In einer metallenen Badewanne, bis an den Rand beinahe mit Milch gefüllt, saß ein kleiner Mann, von dem jetzt nur der eben so weiße Kopf, wie die Milch selber sichtbar war. Dieser Kopf mit dem steifen Schnurrbart aber, wenn er auch nicht gesprochen, hätte hingereicht, unsern Freund, den alten Baron von Malte erkennen zu lassen, dessen Gesicht noch eben so leutselig, aber auch noch eben so komisch krankhaft erschien, wie ehemals, denn der gute Baron von Malte gehörte zu jenen spaßhaft unglücklichen Hypochondern, die für diese Welt unverbesserlich und unheilbar sind.

»Donnerwetter, da ist er schon!« rief des Barons schmetternde Stimme, und die ganze Scene, die er vor sich sah, zwang dem Eintretenden ein heiteres Lächeln ab, obgleich er sich nicht gerade scherzhaft gestimmt fühlte.

»Lund, Walther Lund – in's drei Teufels Namen – kommen Sie her – o, Sie sind zu früh aus Ihrem Grabe erstanden, also nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich Ihnen nicht um den Hals fallen kann, denn, wie Sie sehen, bin ich eben beschäftigt, meinen alten schwachen Körper ein wenig zu stärken!« Und er streckte seine nassen und von Milch triefenden Arme hervor und ergriff mit kräftigem Drucke die Hände des so lange todtgeglaubten jungen Mannes. »Wissen Sie, Freund,« fuhr er jubelnd fort, ohne die Anrede desselben zu erwarten, »die große Freude, die Sie mir erregen, wird mir sehr schädlich sein – aber das thut nichts, ich freue mich dennoch – also Sie leben? Himmel, ich frage noch und sehe Sie – Herr! Sie leiden an einer verteufelten Gesundheit, Gott soll mich strafen! Es ist eine wahrhafte Schande, daß so etwas auf der Welt möglich ist! Vergleichen Sie sich einmal mit einem von uns armen Teufeln! Wie fangen Sie das an, Liebster, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ich glaube, Sie werden ewig leben, wenn Sie fortfahren, so gesund zu sein, wie Sie es jetzt sind.«

»Unter dieser Bedingung könnten Sie Recht haben, bester Herr von Malte!« lächelte Moritz Brand freudig und drückte wiederholt dem Baron die nasse Hand. Aber auch an Louis, seinen früheren Diener, mußte er sich wenden, der neben dem Baron stand und schon ein großes Glas warmer Milch bereit hielt, um es dem armen Patienten zu reichen.

Allein der Baron duldete nicht viele Fragen und Antworten zwischen Beiden. »Nun Sie, Lund, alter Freund!«

rief er. »Mir geht es recht schlecht. Wissen Sie noch, damals, als wir uns leider trennten, ohne Abschied von einander zu nehmen, stand ich gerade bei der Citronenkur – eine verteuflte Kur, so wahr mir Gott helfe! O, wenn ich damals so klug gewesen wäre wie heute! Die hat mich so recht eigentlich heruntergebracht –«

»Ich habe es Ihnen ja vorhergesagt –«

»O, wäre ich doch folgsamer gewesen! Aber jetzt, sehen Sie – jetzt bin ich bei der Milchkur; das ist die beste, die natürlichste, die kindlichste, die ich in meinem ganzen Leben durchgemacht habe. Morgens und Abends ein Bad, und dazwischen fünf bis sechs Maaß warmer Milch getrunken« – er hielt inne und sah seinen alten Freund mit verwunderten Augen an, denn dieser lachte, so laut er in seiner Stimmung lachen konnte. »Warum lachen Sie so mörderlich?«

»Weil Sie über sechs Wochen diese Kur auch wieder verwünschen werden –«

»Ganz gewiß nicht, Herr – Sie kennen mich schlecht. Sie glauben nicht, wie wohl mir diese milde Flüssigkeit thut, der ganze teuflische Druck in der Leber ist weg – ganz weg. O, man erlangt mit den Jahren erst Praxis und die habe ich jetzt.«

Moritz Brand's Antwort, die er eben geben wollte, wurde unterbrochen durch ein lautes, anhaltendes Schellen, welches aus dem Nebenzimmer hereintönte. Der Leibdiener des Grafen sprang in die Höhe und machte sich von Louis los, mit dem er sich über den wiedergefundenen ehemaligen Begleiter seines Herrn unterhalten hatte.

»Der Herr Graf schellt!« sagte er ängstlich – »Herr Lund, wenn es Ihnen gefällig ist – wir dürfen nicht zögern.«

Der so dringend Aufgeforderte erhob sich ernst, beinahe feierlich, ihm war trotz der beruhigenden Versicherung der Gräfin doch nicht ganz leicht zu Muthe. Nachdem er sich aber kurz von dem badenden Baron verabschiedet, folgte er stolz und schnell dem voraneilenden Diener. Eine Minute später stand er auf der Schwelle des Grafen von Dingelstein, und wir können es ihm gewiß nicht verargen, wenn sich seine Brust schwer und beklommen dabei hob.

Es erregt Schrecken und hat für das menschliche Gefühl etwas Widerwärtiges, wenn wir sehen, wie ein unbewaffneter Mensch in den Käfig eines Tigers geht und seine menschlichen Glieder den mächtigeren Gliedern des wilden Thieres nahe bringt. Jeden Augenblick glauben wir den König der Wälder auf den schutzlosen Menschen losstürzen, ihn zerreißen und verschlingen zu sehen. Wenn aber ein Mensch selber dieser Tiger und seine edlere Natur in der bestialischen des Thieres untergegangen ist, und dann ein sanfter, ahnungsloser Mensch zu ihm tritt – welche heftige, schaudererregende Scene erwarten wir dann? Auch heute ging ein schutzloser weicher Mann, an dem nur das Herz stählern war, in den Käfig eines Tigers, der schon einmal seine scharfen Klauen in das Gebein dieses Menschen geschlagen hatte. Aber dieser Tiger war unterdeß alt, seine Zähne stumpf und seine Klauen matt geworden. Nur das Funkeln seines unersättlichen Auges verrieth noch die alte

Wollust nach Menschenblut, das seine Lippen aus Ueberdruß nicht mehr trinken mochten. Mit einem Worte, der ehemalige Bruno von Marchfeld war kein Tiger mehr, nur eine Ruine, das Skelett eines solchen. Denn auch in seinem Herzen war eine Veränderung vorgegangen; das wilde Thier war durch den Umgang mit gesitteten Menschen veredelt worden, es war vollkommen und für immer gezähmt, vielleicht aus Uebensättigung, vielleicht aus Mangel an Kraft, wahrscheinlich aber war Beides zugleich der Fall.

Aehnliche Gedanken mochten unsers Freundes Hirn durchziehen, als er in das prachtvolle Gemach des jetzt so mächtigen Grafen trat. Seine Brust aber war gegen jeden Angriff gewappnet, sein Geist – und der Geist ist Kraft – thronte auf jedem Zuge seines edlen Gesichts, und der kühne Blick, den er vorwärts warf, und die ganze erhobene Haltung, mit der er seinen kräftigen Körper dem Grafen entgegen bewegte, gaben Zeugniß von der Gewalt seines Innern, mit der er die Gefühle bezwang und niederhielt, die bei diesem schmerzlichen Besuche wohl in der Tiefe seines Busens toben mochten.

Das weite Gemach, worin der Graf auf seinem Rollstuhl saß, oder eigentlich lag, war durch viele Kerzen bereits erhellt, da die Vorhänge schon lange vor den Fenstern herabgelassen waren. Bruno von Dingelstein hatte immer mehr die Kunst, als die Natur geliebt, selbst in der Erzeugung des Lichtes. Wie wir vorher im Bilde den jüngsten Erben des gräflichen Hauses gesehen, so lag er

auch jetzt vor uns. Nur fehlte hier der schmeichelhaft verjüngende und verschönernde Hauch, den dort der Pinsel des Malers hervorzubringen gewußt. Seine Gesichtsfarbe war bleicher, sein spärliches Haar schneeweiß. Wangen, Mund schlaff und kalt, und nur das neugierig hervorge-drängte Auge verrieth die letzte Spur seines ehemaligen und allzu früh entwichenen Geistes. Zwei Jahre jünger als der ungebrochene kräftige Mann, der vor ihm stand, hätte man ihn vollkommen für den Urheber seines Da-seins halten können.

Als Moritz Brand leise, aber mit festem Schritte und stolzer Haltung in's Zimmer trat, erhob der hingesunke- ne junge Greis seinen schwachen Körper ein wenig und streckte den Kopf vor, so weit sein gedehnter Hals es erlaubte. Er schien sich versichern zu wollen, ob der, den er sah, auch wirklich Der wäre, den er erwartete, denn noch immer zweifelte er an der für unmöglich gehaltenen Wahrheit, daß der so sicher und lange Todtgeglaubte noch lebe. Als er ihn aber fest in das Auge gefaßt und unläugbar erkannt hatte, bebte er heftig zusammen und schüttelte sich, wie ein Mensch, den ein innerer Fieberfrost durchschauert, dann aber faßte er sich, streckte beide Hände aus und deutete damit auf einen Sessel, der dicht vor seinem Lehnstuhle stand und absichtlich dahin gestellt zu sein schien. Moritz Brand folgte der Einladung, schritt langsam darauf zu und setzte sich.

Da ergriff der Graf, ohne ein einziges Wort zu sprechen, des Gastes rechte Hand; und während er seine eigene Linke auf die Stirn des einst tödtlich verletzten Mannes legte und darauf ruhen ließ, führte er jene durch die geöffneten Falten seines Hemdes nach der eigenen Brust, auf welcher der fühlende Finger des so seltsam Begrüßten eine tiefe und durch die Wandung der Brust führende Narbe wahrnehmen konnte.

»Walther Lund,« sagte der Graf mit leiser, aber tief ernster Stimme, »fühlen Sie das da? Wohlan, Sie nicken mir mit dem Auge zu und ich verstehe Sie – sehen Sie, das hier oben habe ich *Ihnen* gethan und das hier haben Sie *mir* gethan. Blut ist um Blut geflossen und Schmerz um Schmerz getragen worden, – zürnen Sie mir noch?«

»Nein, Herr Graf Ich zürne ihnen nicht mehr. Mein Zorn, wenn ich je welchen empfunden, ist in den Abgrund der Zeiten versenkt, und höchstens das Gefühl des Wehes ist geblieben, daß dergleichen überhaupt möglich war.«

»Sie sind der Alte geblieben, ich sehe es – aber nehmen Sie meine Hand an, wenn ich sie Ihnen aufrichtig und um Versöhnung bittend biete?«

»Hier ist sie, und von ganzem Herzen, Herr Graf!«

Und der Graf, den eine sichtbare Rührung übermannete, drückte die dargebotene Hand des Mannes, den er einst so schwer verwundet hatte, und sah ihm innig und liebevoll in die strahlenden Augen.

»Walther Lund,« fuhr er fort, »ich freue mich sehr, Sie bei mir zu sehen. Jahre lang habe ich von Gott – denn,

Lund, ich glaube jetzt an Gott – die Gelegenheit erfleht, um wenigstens eins von all' dem Bösen, was ich so viel im Leben gethan, wieder gut machen zu können, und gerade an Ihnen that ich das Schlimmste. Und wunderbar! Gerade da, wo ich es am wenigsten vergelten zu können hofften durfte, wird mir die Gelegenheit dazu geboten. Und jetzt, Lund, ist die Stunde gekommen und ich danke Gott innig dafür, den ich tausendmal gelästert habe. Walther Lund, wir haben schwere Zeiten durchlebt; so schwer Ihnen aber die Ihrigen geworden, die meinigen sind mir in nichts leichter gewesen. Nun denn, indem ich Ihnen die Sorgen des Lebens nehme und vielleicht einige mehr dafür auf mein eigenes Haupt lege, wird doch mein Herz leichter und freier werden. Vielleicht verstehen Sie mich heute noch nicht, aber dann werden Sie mich morgen verstehen. Und wissen Sie, Lund, woher diese Wandelung in mir stammt? Aus dem Schmerze und den körperlichen Leiden, die ich dieser Ihrer Hand da verdanke. Ach, Gott hatte Sie, gegen meinen Wunsch und Verlangen, zum Werkzeuge erwählt, mir eine ernste Lehre zu geben, die mein brausendes Leben in ein geordnetes umgewandelt und mir für die liebgewonnene Thorheit die lange verschmähte Weisheit gegeben hat. Ich habe diese Lehre verstanden und befolgt und stehe also vor Ihnen als ein anderer Mensch, denn damals, wo wir uns trennten. Sind Sie zufrieden mit diesem Bekenntniß?«

»Herr Graf, ich habe keine Worte für die Fülle meiner Empfindungen. Aber nur Eins kann und will ich sagen. Vergessen wir freudig das Vergangene und erkennen

wir dankbar das Gegenwärtige. Auch ich habe Ihnen ja Schmerzen bereitet, obgleich es ohne meinen Willen und gegen meine Absicht geschah –«

»Ja, freilich, große und lange Schmerzen, denn lange Jahre habe ich mit dem Tode gerungen – meine Lunge war durchbohrt – aber sehen Sie die gerechte Strafe – Sie sind ein junger Mann in der Blüthe Ihrer Kraft – und ich bin ein Greis, der nur in gebückter Lage seinem Grabe entgegenschreitet, denn meine Lebenstage sind gezählt. Aber ich beklage mich darüber nicht, ich habe es nicht anders gewollt, und dem Menschen wird stets zu Theil, was er sich selber baut. Sie haben sich das bessere Theil erwählt.«

Walther Lund seufzte und lächelte schmerzlich, erwiderte aber nichts.

»Ich verstehe Ihren Seufzer, Lund,« fuhr der Graf fort, »und Ihr Schweigen. O, Beides klagt mich schwerer an, als Worte es vermöchten. Ich habe Ihre Lebensbahn durchkreuzt – nicht wahr, so ist es – denn ich habe es ja gelesen –«

»Sie haben es gelesen?« rief Walther Lund verwundert aus.

»Ja, erstaunen Sie darüber nicht, ich *mußte* es lesen, man hat es mir wenigstens vorgelesen, denn das war nothwendig, sage ich, nothwendig so gut für Sie wie für mich« – und er ließ seine erloschenen Augen auf die Stirn des Gastes gleiten und verweilte mit einem unaussprechlichen Blicke auf der Narbe derselben, als freue er sich trotz seiner inneren Wandelung darüber, daß seine Hand

es gewesen, die Walther Lund verhindert – ein Pfaffe zu werden. So wenigstens legte dieser sich den eigenthümlichen Blick des Grafen aus.

»Jetzt aber,« fuhr dieser wieder fort, »nachdem Sie mir verziehen und wir uns innerlich versöhnt haben, bleibt mir nur noch Eins zu thun übrig« – und er hielt wieder inne.

»Was bleibt Ihnen noch zu thun übrig?« fragte Walther Lund erstaunt.

»Ich muß Ihnen Genugthuung geben – das Kainszeichen da, wie der fromme Mann in Berlin es nannte, und den Verlust, den es brachte, vergüten – denn darum sind Sie doch wohl zu mir gekommen, nicht wahr?«

»Genugthuung – eine Vergütung –? Bei Gott, da verkennen Sie mich, denn ich verlange weder das Eine, noch vermöchten Sie, wenn ich es verlangte, das Andere mir zu Theil werden lassen.«

»Und doch hoffe ich es zu vermögen –«

»Nein, Sie sind nur ein Mensch und können also nur leisten, was ein Mensch zu leisten vermag. Und wenn Sie auch ein Reichsgraf, ein reicher, vornehmer und mächtiger Mann geworden sind, – Das, was hinter mir liegt, können Sie mir niemals wiedererstaten. Die Jugend, ihr heiliges Streben, ihre frommen Wünsche sind auf ewig dahin, und selbst Götter vermögen es nicht, dem Menschen das Einzige noch einmal zu geben, was für ihn unwiederbringlich verloren ist – eben seine Jugend und ihre Lust.« –

Der Graf schwieg und schien nachzudenken. Das Bittere im Tone Walther Lund's war ihm nicht entgangen. Endlich sagte er langsam und beinahe finster: »Sie verfahren strenge mit mir – und ich habe es wohl verdient. Ich murre nicht dagegen. Aber besinnen Sie sich – könnte ich Ihnen vielleicht nicht dennoch Etwas wiedergeben, was Sie verloren haben, Lund?«

»Was wäre das?«

»Einen guten, ehrlichen, unbescholtenen Namen –«

»Ha! Woran erinnern Sie mich – wie könnten Sie das? Wollten Sie etwa laut und öffentlich widerrufen, was jenes lügnerische Blatt in Warschau einst behauptet hat, daß ich ein Mörder und Dieb zugleich gewesen sei?«

»Ja, das will ich!« rief Bruno von Dingelstein. »Das ist sogar noch das Wenigste, was ich für Sie thun kann und muß – es soll wahrhaftig geschehen, so wahr mir Gott helfe, und wie Sie es selbst nicht besser wünschen können.«

Ueber Walther Lund's bleiches Gesicht flog ein rosiger Freudenstrahl. Er erhob sich stolz und blickte den Grafen dankbar an.

»Das ist abgemacht,« sagte dieser – »aber was kann ich Ihnen außerdem wiedergeben?«

»Nichts, Herr Graf, gar nichts, denn ich bedarf weiter Nichts.«

»Sie sprechen das so ernst aus, aber Sie wissen nicht, was ich vermag. Ich bin ein reicher Mann geworden, ein reicherer, als Sie vielleicht denken mögen – besinnen Sie sich und fordern Sie –«

»So viel ich mich auch besinne, ich finde nichts, was Sie mir geben könnten, am wenigsten aber wüßte ich Etwas zu fordern –«

»Es ist gut, so muß ich allein nachdenken, was Ihnen das Heilsamste und Nützlichste wäre – wir wollen morgen weiter darüber reden. Darf ich Sie jetzt bitten, mich zu verlassen? Ich fühle, daß ich mich mehr angestrengt habe, als mir gut ist; mein Krampfhusten wird sogleich eintreten und dann muß ich allein sein« – und er griff nach der veröderten Brust, die sich schon schwer zu heben begann.

Walther Lund sprang auf. Noch einen Blick, der sein ganzes Mitleid und sein volles Bedauern aussprach, warf er auf den Unglücklichen, dann verabschiedete er sich von ihm.

»Leben Sie wohl,« keuchte dieser hervor – »auf Wiedersehen – morgen!« Und ein heftiger Hustenanfall erschütterte seinen ganzen morschen Körper.

Walther Lund schritt aus der Thür. Sein alter Diener Louis empfing ihn und führte ihn zu dem Baron, der jetzt angekleidet war und ihn herzlich begrüßte. Nach einer Viertelstunde aber hatte er auch diesen verlassen und sich zur Gräfin begeben, der er den Auftritt mit ihrem Gemahl erzählte und sich dann mit ihr zur Tafel setzte, zu der sich auch Fräulein von Lassow und Herr von Stahr eingefunden hatten.

Es war gegen elf Uhr Nachts, als Walther Lund, denn so können wir ihn ja von jetzt an wieder nennen, nachdem kein Grund ferner für ihn vorhanden war, der Welt seinen Namen zu verschweigen, sein Zimmer betrat. Obgleich er sich äußerlich über die Vorgänge dieses merkwürdigen Tages beruhigt zu haben schien, so war doch die innere Stimmung seiner Seele noch lange nicht so weit geglättet, daß er sich versucht fühlen konnte, sein einsames Lager zu suchen. Er gehörte zu den Menschen, die nur dann schlafen können, wenn der Kampf des Lebens, der in ihren Herzen wühlt, beendet und der Sieg vollkommen errungen ist, das heißt, wenn sie ihre Gedanken klar und rein in sich geordnet, die zurückgelegte Bahn prüfend überschaut und die vorliegende mit neuen Entschlüssen gangbar gemacht haben. Mit verschränkten Armen stand er am Fenster und schaute in die beinahe tageshelle Nachtluft hinaus. Der Mond, noch nicht ganz zur vollen Scheibe gerundet, war dennoch klar und golden über den fernen Gebirgen aufgestiegen und schwamm wie ein hellerleuchtetes Schiff auf spiegelglatter, durchsichtiger See, Nähe und Ferne mit seinem milden Lichte beherrschend. Nur der weiteste Horizont verschwamm in Nebelgebilde der thauichten Nacht, dicht vor und um ihn war, so weit sein Auge reichte, Alles hell, licht und von seinem scharfen Blicke wohl zu unterscheiden.

Wir finden ihn in dem Augenblicke, wo wir zu ihm treten, beschäftigt, den Zusammenhang seines früheren Lebens mit der Aufklärung, die ihm an diesem Tage zu Theil geworden war, in Verbindung zu setzen, und es war ihm

endlich möglich geworden, das Ganze in allen seinen einzelnen Theilen so ziemlich zu durchschauen. Bruno von Marchfeld hatte ihn wirklich für todt gehalten, die Nachricht, die man ihm vom Kloster aus auf amtlichem Wege überbracht, ließ in ihm keinen Zweifel darüber aufkommen. So weit war Alles klar. Wie aber die Gräfin auf ihn aufmerksam geworden, wie sie ihn herbeigewünscht und endlich wirklich herbeigezogen, das war ihm noch theilweise dunkel geblieben, so sehr sie sich auch selbst bemüht hatte, ihm auseinandersetzen, wie die göttliche Vorsehung oder vielleicht auch der Zufall ihrem Bemühen förderlich gewesen war.

»Bei alle dem,« sagte er jetzt zu sich, »kommt mir das ganze Begegniß wunderbar und beinahe ängstlich vor. Ich weiß nicht, was die Ursache hiervon ist, aber es ist so. Bei aller Liebe und Güte, die man hier auf mich häuft, fühle ich mich nicht behaglich und heimisch in diesen geschmückten Räumen. Bei mir war es besser, freundlicher, wohlthuender für Herz und Gemüth. Dennoch bereue ich nicht, hierher gekommen zu sein; Bruno wird sein Wort halten und meinen Namen reinigen von der Schmach, die möglicher Weise in manches Menschen Sinne an ihm haften. Ich fühle mich, wie ich mich schon lange rein gefühlt, jetzt vollkommen der Unschuld meiner früheren Tage wiedergegeben. Damit ist eigentlich meine Aufgabe an diesem Orte vollendet, ich sehne mich fort von hier, eine wehmuthsvolle Empfindung reißt mich hinaus, denn ich entbehre hier des wohlthuenden Friedens, der in meinem stillen Häuschen, an meinem wallenden See, in dem

Schatten meiner Wälder immer über und um mich wehte. Ah, nun ist mir auch klar, warum man mich gefangen hielt. Ich sollte wahrscheinlich nicht zufällig dem Auge des Mannes begegnen, der auf mein Erscheinen erst vorbereitet werden mußte, man wollte mich vom Umherschweifen, was ich so überaus liebe, abhalten, damit ich meinen Fuß nicht in seine beängstigende Nähe brächte. Darum, also darum – ich begreife es. Nun aber bin ich frei, ich kann beginnen, was ich will, gehen, wohin ich mich sehne – und ich werde bald und den weitesten Gebrauch davon machen. Am liebsten ginge ich gleich jetzt und ließe den Dank freiwillig hinter mir, den man mir, wie aus allen Reden hervorgeht, morgen aufdringen zu wollen scheint, denn ich will keinen Dank, ich mag ihn nicht; ich besitze Alles, was sie mir geben können, einen ehrlichen Namen und ein beruhigtes Gewissen, denn der Mann, den ich beinahe getödtet hätte, lebt, wie er leben kann – der Unglückliche! Dahin, ja dahin führt ein Leben, wie er es sich geschaffen; nein! ich will mein Leben nicht verschleudern, ich will meine Kräfte gebrauchen, so lange ich welche besitze, will arbeiten an meiner Vollen dung, so lange mir Gott die Mittel dazu verleiht!

Sieh, wie der Mond so freundlich mich anblickt, als lächelte er mir zu und wollte mich in meinen Vorsätzen bestärken – und da – da ist er, mein Stern, mein Lieblingsstern! Du trauter Gefährte bei Nacht, sei mir gegrüßt! Du segelst langsam heran zu mir, bis Du jenseits wieder verschwindest – morgen aber, und immer, wenn ich

Dich suche, kehrest Du wieder. Sei mir von Herzen begrüßt, Du lieblicher Stern! O, wie oft schon habe ich zu Dir aufgeblickt, wenn mein Herz trübe und traurig war; aber jetzt, mein Stern, bin ich es nicht, ich bin heiter und fröhlich, denn ich kann auf eine dunkle Epoche meines Lebens nicht allein mit Ergebung, sondern auch mit Befriedigung zurückblicken. – Wie der Stern flimmert und flackert – als wenn er mit den Augen blinzelte und mir etwas zu sagen hätte. Was hast Du mir zu sagen, liebliches Auge Gottes; sprich deutlich, daß ich Dich verstehe! – Er winkt mir – fort von hier! sagt er. Ja, ich verstehe Dich und gehorche Dir bald, ich komme! O, mich erfaßt eine glühende Sehnsucht nach meiner friedlichen Stille – meinen Gräbern! Wäre ich erst wieder dort, wie will ich glücklich, wie will ich – ich selber sein! Morgen, Stern, morgen komme ich, dann finde ich Dich da, wo ich Dich immer und am liebsten fand – über *ihrem* Hügel! O Anna! Hier bist Du nicht – aber Gott sei Dank! ich weiß, wo ich Dich finde. Vielleicht noch eine kurze Spanne Zeit und ich bin Dir ganz nahe – da eben, wo es keine Trennung mehr giebt und wo Menschen, wenn nicht als Menschen, doch als Wesen höherer Art glücklich und heimisch, also unzertrennbar sind!« –

Die Träumerei war zu Ende. Er trat vom Fenster zurück und schritt einige Male im Zimmer auf und ab, denn er fühlte, daß er sein Tagewerk vollendet, daß er den Kampf ausgekämpft und nun zur Ruhe bereit und geneigt sei. »Noch eine Nacht werde ich so wohl gebettet sein,«

sprach er, als er in's Schlafzimmer trat und die Vorkehrungen erblickte, die man so sorgsam für die Ungestört-heit seiner Ruhe getroffen hatte. Die Vorhänge waren dicht geschlossen, Alles stand am geeigneten Platze und ein helles Nachtlicht, welches einen traulichen Dämmer-schein durch das große Gemach verbreitete, brannte hinter einem grünen Schirme auf einem Nebentische. »Das mag ich nicht!« sagte er und löschte das Licht aus, wäh-rend er seine Kerze auf den Nachttisch vor seinem Bet-te stellte. »Ich liebe nicht die flackernde Flamme, wenn ich schlafe; die Nacht bringt und verlangt Dunkelheit – nur aus ihr erzeugt sich das Licht, und wir erkennen und würdigen es um so besser, wenn wir es lange vermißt und erhofft haben.«

Langsam entkleidete er sich. Ehe er sich aber nieder-legte, zog er die Thür seines Schlafgemachs, die sich leise in den Angeln drehte, wie alle Thüren des Schlosses, fest an. »Soll ich mich einschließen?« fragte er sich, als er noch damit beschäftigt war.

»Nein, das wird nicht nöthig sein, ich habe einen leisen Schlaf und würde eine Maus hören, wenn sie über den Teppich des Nebenzimmers läuft.«

Gleich darauf löschte er seine Kerze und legte sich nieder. Als er sich genügend gesammelt, sprach er sein Abendgebet, wie er es alle Abende sprach, aber er hatte heute besonderen Grund, dem Schöpfer für seinen Bei-stand zu danken, und er that dies mit reinem, hingeben-dem, tief ergriffenstem Herzen.

Mochte es das weiche üppige Lager sein, welches ihn schwellend umfing, wie er nie ein ähnliches unter sich gefühlt, oder war es eine geistige Erschlaffung, die ihn nach einem so aufregenden Tage unwiderstehlich dem Schlummer überlieferte, genug, kaum hatte er die letzten Worte seines Gebetes geflüstert, so war er auch schon in den tiefsten Schlaf gesunken.

Der menschliche Geist aber, mag er auch noch so ermattet und übermäßig angestrengt sein, schläft nie und bedarf des Schlafes nicht, er arbeitet immer langsam in der einmal begonnenen Richtung fort; nur der Leib ruht, in den dieser Geist während seines irdischen Lebens eingeschlossen ist. Je fester dieser Leib aber ruht, um so wachsamer und reger ist in der Regel der Geist, und auch bei Walther Lund war dies heute der Fall. Die Vorfälle und Gespräche des vergangenen Tages hatten längst ruhende Zeiten und Ereignisse in seinem Geiste wach gerufen, und in diesen einmal lebendig gewordenen Erinnerungen schwelgte die Phantasie dieses regen Geistes unaufhaltsam fort. So geschah es denn, daß Walther sich in seine Jugendzeit versetzt glaubte und die schönen Stunden und Tage seines Lebens noch einmal zu durchlaufen schien. Da tauchte zum ersten Male seit langer Zeit das Bild seiner Jugendgeliebten vor ihm im Traume auf; langsam, wie man sich einen aus dem Grabe aufsteigenden Geist denkt, erhob sie sich vor seinen verwunderten Blicken; anfangs in undeutlichen Umrissen aus dem Chaos seiner Gedanken aufschwebend, gleichsam in Nebel gehüllt, trat sie immer klarer vor seine Seele hin, bis er

sie endlich ganz und vollkommen wahrzunehmen glaubte, wie er sie zum letzten Mal im Leben unter jener alten Eiche gesehen. Immer höher fluthete dabei seine Brust, immer lauter stiegen wohlthuende Seufzer aus seinem Busen hervor, denn immer näher und näher trat die liebevolle Gestalt an ihn heran. Aber sie war stumm, diese Gestalt, sie sprach kein Wort, festgeschlossen im Krampfe des Todes, blieben ihre süßen Lippen versiegelt, und auch ihr Auge war hinter den gesenkten Augenlidern verborgen.

Sehnsuchts- und liebevoll streckte er die Arme nach der herrlichen Erscheinung aus und schien sich ihr nähern zu wollen; aber er vermochte es nicht, fest war er an die Stätte gebunden, auf der er lag oder stand, keinen Fußbreit konnte er sich vorwärts bewegen. Da wollte er sprechen, sie begrüßen – auch das konnte er anfangs nicht, denn seine Lippen klebten, wie von eiserner Fessel gehalten, dicht an einander. Endlich aber rang sich seine Stimme, da die Lippen sie hemmten, aus dem Herzen los und er sprach wirklich und hörbar: »Anna! Da bist Du – da bin auch ich! Aber so sprich doch, ich bitte Dich, nur ein Wort laß mich hören, damit ich überzeugt bin, daß Du lebst. Ach! und auch das Auge schlage auf, daß ich es sehe, dieses göttliche Auge, und den erwärmenden Strahl fühle, der mir so oft tief in die Seele gedrungen ist!« –

Und sieh, da war es, als wenn sich ein Vorhang von seiner Seele höbe und sein Auge klarer und reiner würde. Es drang weit, unermesslich weit in die Ferne und sah

Alles und Jedes, Großes und Kleines. Was er aber eigentlich allein sah, das war sie, sie in ihrer ganzen unnennbaren Schönheit, Anna, wie sie durch den Schleier ihres Auges ihn immer deutlicher anschaute. »Wird sie nicht sprechen?« fragte sich der Träumende, während er in inziges, unbeschreiblich süßes Anschauen verloren war. Da öffnete sie den Mund und ließ ihn die weißen Perlen sehen, die er so oft im Leben bewundert hatte.

»Walther!« flüsterte es leise – »Walther! Hörst Du nicht? – Wach auf, Walther – ich bin es –«

»Ich wache schon,« sagte er leise – »sieh mich doch an – ich sehe und höre Dich ja –«

»Walther!« hauchte es lauter herüber und wie? schlug er erst jetzt die Augen auf – träumte oder wachte er – denn, was er sah und hörte, es war vor ihm – es war wirklich, oder es schien ihm wenigstens wirklich zu sein. In der hintersten Ecke des Zimmers, wenige Schritte von seinem Lager entfernt, erblickte er einen lichten Raum, der einer rosig hellen Wolke glich. Inmitten dieses lichten Raumes trat eine Gestalt hervor, deutlich, klar, beweglich, mit dem Kleide rauschend, so daß sein Auge und sein Ohr sie zugleich vernahm. Nein, diese Gestalt war nicht zu verkennen. Sie war es selbst, die unendlich geliebte, die ewig verlorene, Anna war es oder schien es zu sein. Wie damals unter dem alten Eichbaume streckte sie liebevoll die Hände nach ihm aus, ihn zum letzten Male zu umfassen, ihn noch einmal an's Herz zu drücken. Dunkel und lang wallte das schöne lockige Haar um die

schneeigen Schultern, das weiße Kleid umschloß faltenreich den schönen Leib, die reiche Brust und – da, da strahlte auch das Auge ihn an mit jenem unvergeßlichen Gluthblicke, in dem die ganze Seele und die vollkommene Liebe lag, die sie für ihn in Ewigkeit bewahren zu wollen versprochen hatte.

»Komm, Walther, komm! Ich erwarte Dich!« hauchte sie ihm entgegen.

»Ich komme,« sagte er, »ja, Anna, ich komme!« –

Einen Augenblick starrte er, fast bewußtlos, in's Leere. Schon wollte er aufspringen, sich erheben, aber er vermochte es nicht, eine nie gefühlte innere Gewalt fesselte und hielt ihn auf seinem Lager zurück.

Aber da kam er mehr und mehr zu sich. Er war wirklich erwacht – er betastete sich und seine Umgebung, allein – die Erscheinung war seinem spähenden Auge verschwunden. Aber auch sein Schlaf war weg, er sprang wirklich auf, zündete schnell seine Kerze an und leuchtete suchend im Zimmer umher.

Ach! es war eine Täuschung seiner Sinne gewesen; es stand und lag Alles im Zimmer, wie er es gefunden, bevor er sein Lager bestiegen. Die Thür war noch fest angelehnt, kein Fuß hatte ihre Schwelle berührt.

Auch das Wohnzimmer, welches er betrat und nach allen Richtungen durchleuchtete, zeigte ihm nichts, was er suchte; es war, es blieb nur eine unglückselige Täuschung.

Aber er kleidete sich dennoch vollständig an, obgleich er noch nicht wußte, warum; nur so viel war ihm für's

Erste klar: er hatte keine Ruhe, keine Rast mehr im Bette, im Zimmer. Er mußte hinaus, in's Freie, in die frische Lust, um den Alp, der ihn so gewaltsam niedergedrückt, in die Winde der Nacht abzuschütteln. Da kam plötzlich ein sonderbarer Gedanke über ihn, er erfaßte ihn mit der Schnelligkeit des zischenden Blitzes. Er stand still und blickte sich im Gemach um, durch welches das flackernde Wachslicht einen unheimlichen Glanz verbreitete – es war, als ob eine unsichtbare Gewalt ihn hinausjagte aus diesem Raume: als ob es ihn zöge und zerrte und er nicht länger dem geheimnißvollen Rufe zu widerstehen vermöchte.

»Ha!« sagte er, »das ist dasselbe Gefühl, welches ich heute Abend bekämpfte, ehe ich mich zur Ruhe begab, nur stärker, heftiger, unwiderstehlicher. Es ist das unsägliche Gefühl des Heimwehs, welches meine Brust beklemmt und mich jetzt unterjocht, besiegt hat. Es ist klar und bestimmt, ich muß fort von hier, keine Stunde mehr bleibe ich in diesem dämonischen Schlosse, wo Geister und Gespenster wohnen; schon zu lange habe ich darin verweilt. Ja, ja, ja, so ist es, ich begreife es! Darum nur hat sie mich gerufen, darum ist sie mir erschienen – ich verstehe sie auch diesmal!«

Und er tummelte sich, den so plötzlich gefaßten Entschluß augenblicklich in's Werk zu setzen, nur wußte er nicht, was er zuerst ergreifen, zunächst thun sollte. Er sah nach der Uhr, es war Zwei vorbei. Er hatte noch über eine Stunde Zeit, bis der Tag anbrach, und der Mond leuchtete ja noch immer am flimmernden Nachthimmel.

Bis vor Tagesanbruch aber mußte Alles vollendet sein. Rasch und, was sonst nicht seine Gewohnheit war, ohne auf sorgfältige Ordnung beim Verpacken derselben Rücksicht zu nehmen, warf er seine Kleider und Bücher in den Koffer, blickte sich dann forschend rings um, ob er auch nichts vergessen, und da er nirgends etwas umherliegen sah, schloß er ihn zu und steckte den Schlüssel in seine Tasche. Dann ergriff er sein Geld, seine Uhr, Hut und Handschuh – als ihm plötzlich ein neuer Gedanke in den Sinn kam.

»Ich kann nicht von hier fort gehen,« sagte er, »ohne eine hinreichende Erklärung meines fluchtähnlichen Aufbruchs von mir zu geben. Einige geschriebene Worte werden genügen, denn ich darf keine zehn Minuten mehr hier verweilen. Und, schon den Hut auf dem Kopfe, setzte er sich schnell an den Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier und schrieb mit flüchtigster Hand folgende Zeilen:

»Gnädigste Frau!

»Verwundern Sie sich nicht, wenn Sie bei Tagesanbruch mich nicht mehr in Ihrem Schlosse finden; ich kann nicht länger darin verweilen, denn mich zieht eine unwiderstehliche Gewalt, eine Art Heimweh, wie ich es nie im Leben empfunden, nach meiner Einsiedelei und dem Grabe meiner Lieben. Es ist mir etwas völlig Unerwartetes in dieser Nacht geschehen. Sie selbst, Anna ist mir im Traume erschienen, der so klar war, daß ich ihn anfangs für Wirklichkeit hielt, und hat mich gerufen. Ich folge ihr, wie

ich nicht anders kann; ich muß zu ihr hin, oder das tobende Wehgefühl zersprengt mir die Brust.

»Gnädigste Frau, denken Sie nicht übel von dem sonderbaren Manne, der so übereilt und seltsam von Ihnen scheidet. Er hat des Dankes mehr in seinem Herzen, als er auszusprechen im Stande ist. Er ist aufrichtig dankbar für Ihre beispiellose Güte, Ihr Vertrauen, Ihre Freundschaft – aber bleiben, bleiben kann er darum nicht. Meinen Koffer überlasse ich Herrn von Stahr; er wird die Freundlichkeit haben, ihn mit anbrechendem Tage an die bekannte Adresse zu senden. Leben Sie wohl und Gott behüte Sie und Ihren Gemahl. Meinen Namen wird er reinigen, ich verlasse mich auf sein Wort. Die übrigen Freunde grüße ich ebenfalls. Leben Sie noch einmal wohl und zürnen Sie nicht

Walther Lund.«

Der Brief war geschrieben und rasch gesiegelt. Als die Adresse darauf stand, legte er ihn auf einen in der Mitte des Zimmers leer stehenden Tisch. Dann machte er sich reisefertig. Noch einmal blickte er sich rings um, ob er nichts zurückgelassen, was er zu Hause vermissen könnte. Er bemerkte nichts. Dann öffnete er leise ein Fenster und schaute hinauf und hinab. Schon am Nachmittage hatte er die Höhe desselben gemessen und sich die Stellen gemerkt, auf denen er sicher fußen konnte. Er hatte sich dabei noch keine Flucht vorgesetzt, aber doch an eine gedacht, wenn man ihn länger eingeschlossen hielte.

In wenigen Sekunden stand er außerhalb des Fensters auf einem breiten Gesimse, auf welchem sein Fuß sicher ruhte. Noch hielt er sich am Fensterkreuz fest. Dann bückte er sich vorsichtig, suchte sich einen geeigneten Punkt auf dem Boden, ließ die Hände los und sank weich in den dichten Rasen, der sich unter seinem Fenster ausbreitete. Schnell erhob er sich wieder, und da er sich leicht und unbeschädigt fühlte, stieß er einen lauten Athemzug aus, blickte noch einmal nach dem Fenster hinauf, welches dunkel war, da er die Kerze vorher im Zimmer gelöscht und sagte dem Schlosse Lebewohl. In wenigen Minuten hatte er das Ende des Gartens und Parkes erreicht, wo er das eiserne Gitter, welches ihn umschloß, leicht überstieg; unbelästigt gelangte er so auf den Weg nach der Stadt, der er entgegen eilte, um die große Straße zu gewinnen, die nach der nächsten Provinzstadt führte, und von da aus auf der Eisenbahn in seine Heimat zurückzukehren.

#### VIERTES KAPITEL. EIN STERBEBETT.

Einem rüstigen Fußgänger, wie Walther Lund es war, boten die drei Meilen, die zwischen Dingelstein und jener Provinzstadt lagen, keine Schwierigkeit dar. Gegen sieben Uhr Morgens traf er daselbst ein, ohne bis jetzt die geringste Ermüdung zu spüren. Nach eingenommenem Frühstück stieg er in den Postwagen und rollte der nächsten Eisenbahnstation zu. Hier aber war ihm ein unvermutheter Aufenthalt zgedacht. Ein Unfall, wie er in unseren Tagen leider häufig genug vorkommt, hatte auf

der nächsten Bahnstrecke stattgefunden und schon warteten Hunderte auf die Benachrichtigung, daß der Weg wieder frei und die fernere Reise sicher sei. Aber man mußte etwas lange warten, was ein um so unerfreulicherer Aufenthalt war, weil man sich in Gedanken die Reise als eine beflügelte vorgestellt hatte. Erst gegen Mittag konnte die Fahrt angetreten werden und ging auch dann nur langsam und vorsichtig von Statten. So geschah es, daß unser Flüchtling, dem es unter den Sohlen brannte, anstatt Mittags, erst spät Abends in der Vaterstadt anlangte.

Statt in sein Häuschen am Krampnitzsee zu gehen, hatte er beschlossen, sich sogleich nach Glindow zu begeben, um so das am meisten Ersehnte zuerst zu erreichen. Er schlug daher den Weg nach Nedlitz zu Fuße ein, wo er um elf Uhr Nachts anlangte. Der alte Fischer, der ihn vor zehn Jahren gewöhnlich über das Wasser gefahren, war längst gestorben, und seine älteste Tochter, die einen Fischer aus dem Dorfe geheirathet, war an seine Stelle getreten. Aber auch das junge Paar war unserm Freunde bekannt und wohlgesinnt, so daß er sich schon erlauben durfte, die Familie aus dem Schlafe zu wecken. Als er an's Fenster gepocht und sein Begehren ausgesprochen, über das Wasser gerudert zu werden, erhob sich der junge Mann sogleich und kleidete sich an. In wenigen Minuten war sein Wunsch erfüllt und mit lebhaften Schritten eilte er auf dem kürzesten Wege durch den Wald dem stillen Dorfe zu. O wie wohl und leicht wurde ihm auf diesem

Wege zu Muthe! Die kurz vergangenen Vorfälle im gräflichen Schlosse hatten alle längst ruhenden Schmerzen seiner Seele ihm wieder frisch in's Gedächtniß zurückgerufen, die tiefe Wunde seines Herzens klappte blutend weit auseinander, und der heraufbeschworene Sturm seiner Gefühle tobte mit aller Macht durch die Fasern seines Geistes. Eine düstere Beklommenheit hatte sich seiner bemächtigt und trieb ihn mit verzweifelter Eile vorwärts, als käme er zu spät zu seinem Ziele und als wären die stillen Heiligthümer, denen er entgegenging, durch einen unnennbaren Frevel während seiner Abwesenheit geschändet worden. Als er sich nun aber wieder zu Hause fühlte – denn der Wald, den er eben durchschritt, gehörte ja mit zu seinem Hause – wurde ihm wieder leichter um's Herz. Tausend Grüße bot er den alten Bäumen dar; und sie schienen ihn zu verstehen und mit ihrem lispelnden Blättergeräusch, durch das der Nachtwind leise strich, ihm freundlich Antwort zu geben.

Es war noch nicht ein Uhr, als er das Dorf und den Kirchhof erreichte; je näher er diesem kam, um so hastiger schritt er vorwärts und zuletzt sogar stürzte er in vollem Laufe auf die Gräber zu. Kaum bei ihnen angekommen, die in nächtlicher Stille und ungestörtem Frieden unangetastet lagen, warf er sich auf Anna's Todtenhügel hin, breitete die Arme aus und machte seinem lange zusammengepreßten Wehgefühl durch einen lauten Thränenenguß Luft.

»Da bin ich, Anna,« rief er stöhnend, »da bin ich wieder bei Dir. Gott sei Dank! O, nimm mich noch einmal

freundlich auf! Sie wollten uns trennen, Anna, sie wollten mich an einen fremden Ort fesseln, aber sieh, ich lasse mich nicht fesseln, denn keine Bande giebt es auf der Welt, und wären sie auch noch so süß, die süßer wären, als die, die uns Beide vereinigen, obgleich Du im Grabe liegst und ich auf der unruhigen Erde verweile. O, Kind meiner Liebe, da bin ich. Du hast mich ja gerufen. Komm! hast Du gesagt, und siehe, ich bin gekommen. Ach, nur hier ist mir wohl, nur hier bin ich der alte, unveränderliche Walther. Und darum gehe ich auch nicht wieder von Dir fort, denn hier gehöre ich her – mag die Welt draußen so gut, so liebevoll, so schön sein, wie sie will, Du bist besser, bist liebevoller, bist schöner als Alle und Alles. – Aber nun sprich, Kind, warum hast Du mich gerufen? Drohete mir Unheil bei den vornehmen Menschen? Wollten sie mein Herz bethören, daß ich Dir untreu würde? O nein, das wäre ihnen nicht gelungen, denn Du weißt ja, – ich bleibe Dir treu bis in Ewigkeit.« Oder – hast Du mir sonst etwas mitzuthemen? Sprich und öffne mir Dein Herz – vielleicht verstehe ich Dich auch heute!«

Er hielt inne und horchte. Es dünkte ihm, es näherte sich Jemand mit eiligen Schritten dem Kirchhofe. Seine liegende Stellung aber behielt er bei, so konnte man ihn nicht wahrnehmen, denn die herabhängenden Zweige der Trauerweide bedeckten ihn fast ganz, trotzdem der glanzvolle Mond ringsum die ganze Gegend beleuchtete und sogar in weiterer Ferne Häuser, Bäume und sonstige Gegenstände erkennen ließ. Da schrak er zusammen, denn ein heftiger Schlag, wie wenn Jemand mit der Faust

gegen eine verschlossene Thür schlägt, erscholl dicht in seiner Nähe. Er hob den Kopf in die Höhe, um besser lauschen zu können. Auch hatte er sich nicht geirrt, es hatte wirklich Jemand mit voller Hand und Gewalt gegen die Thür des Predigerhauses geschlagen, und durch die lautlose Nacht drang jetzt schallend der sich von Neuem wiederholende Lärm. Endlich wurde die Thür des Pfarrhauses geöffnet und eine Magd ließ ihre ängstlich fragende Stimme vernehmen, wer denn da sei und was man mitten in der Nacht so stürmisch begehre?

»Ist der Pfarrer zu Hause?« fragte eine laute aber keuchende Stimme, die vom raschen Laufe ihren natürlichen Ton verloren zu haben schien.

»Nein, was soll er denn?«

»Ach Gott, ach Gott – der Müller will sterben und kann nicht, ohne den Pfarrer zu sprechen, er hat ihm etwas zu sagen.«

»Der Müller? Ist es möglich! Aber der Herr Prediger kommt erst morgen früh von der Reise zurück, er hat es gestern geschrieben – was ist denn jetzt die Uhr?«

»Es wird Zwei vorbei sein, denke ich –«

»Nun, um neun Uhr Morgens erwarte ich ihn – ist denn keine Hoffnung, daß der arme Müller noch so lange lebt?«

»Ich weiß es nicht – ich bin mit Joseph ganz allein bei ihm und kein Mensch hilft uns – was soll ich nun thun? Er ruft und schreit nach dem Pfarrer, als hinge seine Seligkeit davon ab, ihn zu sehen, und da bin ich gelaufen,

um zu hören, ob er vielleicht wieder da ist, denn ich weiß ja, daß er verreis't war –«

Der athemlose Müllerknecht – denn das war der Sprechende – stand rathlos vor der eben so rathlosen Magd, als eine dritte Gestalt von der Seite her zu beiden trat, ohne daß sie ihr leises Herrannahen bemerkt hätten. Auch erschraken sie anfangs heftig, als diese Gestalt so plötzlich zwischen ihnen stand.

»Der Müller liegt im Sterben?« fragte Walther Lund's ernste Stimme – »Und der Pfarrer ist nicht zu Hause?«

»Ach Gott, Herr Brand, Sie sind es – jetzt erkenne ich Sie an der Stimme!« rief das Mädchen vom Pfarrhause beruhigt aus.

»Ja, Herr,« erwiderte der Müllergesell, »er ringt mit dem Tode und verlangt geistlichen Beistand.«

»Komm, Freund, ich bin zwar kein Geistlicher, aber was ein Mensch seinem Nebenmenschen Tröstliches zu sagen vermag, will ich herzlich gern versuchen.«

»O, das ist herrlich, Sie kommen wie gerufen, Herr Brand – ja, jetzt sehe ich erst, daß Sie es sind. Aber lassen Sie uns schnell gehen.«

Rasch schritten die beiden Männer den kurzen sandigen Weg nach der Mühle hin, während das durch die Todesbotschaft aus dem Schlaf gescheuchte Mädchen sich nicht wieder in's Bett zu legen wagte und rasch an die Küsterwohnung klopfte, um sich daselbst einen Beistand für diese schreckensreiche Nacht in ihrer Base zu suchen, die die Frau des neuen Küsters war.

Walther Lund oder vielmehr Herrn Brand, wie er noch im Dorfe bei Groß und Klein hieß, schien es in diesen Tagen beschieden zu sein, aus einer Aufregung in die andere zu gerathen, kaum war die eine vorübergegangen, so tauchte schon eine neue vor ihm auf, aber er war immer willig, zu thun oder zu erleiden, was ihm das Schicksal entgegenwarf, und um so williger, wenn er irgend ein Trübsal Anderer dabei lindern konnte. Den Müller mochte er nicht leiden, so lange er am Leben und gesund gewesen, denn er war ein unverbesserlicher Säuffer geworden, der mit Niemandem in geselligem Verkehr stand und unzugänglich für jede Ermahnung war; jetzt aber lag er auf dem Sterbebette und da schwanden alle weltlichen Rücksichten, ja der Müller war sogar der Erste, dem Walther Lund in diesem Augenblick beizuspringen die Neigung fühlte.

Er hatte die Mühle seit jener Nacht nicht wieder betreten, wo er vor mehr als sechs Jahren, von Warschau zurückkehrend, zum ersten Male das Dorf besuchte, um sich nach der Art und Weise des Todes des Pfarrers und Anna's zu erkundigen. Dennoch kam ihm das alte Gebäude so bekannt vor, als wenn er es erst gestern verlassen hätte, und er schritt, dem Gesellen auf dem Fuße folgend, durch den Mühlraum, wo das Klappern der Räder heute schwieg, die enge und mit Mehlstaub bedeckte Treppe hinauf, und trat in dasselbe kleine Zimmer, in welchem er damals trostlos und verzweifelnd vor dem trinkenden

Müller gesessen. Die Zeiten hatten sich seitdem merkwürdig verändert und Vieles war im Laufe derselben geschehen, was wichtig und entscheidend für sein Leben geworden war; und dennoch beschlich den jetzt Herbeieilenden das Gefühl, als wäre diese Zwischenzeit für ihn gar nicht vorhanden gewesen und als wäre sein jetziger Besuch die unmittelbare Folge seines damaligen ersten.

Als er mit dem zagenden und laut seufzenden Gesellen in das Sterbezimmer trat, lag der alte Müller mit bleichem, wüstem Gesicht, um das sich seine langen, ungekämmten grauen Haare unordentlich ringelten, auf seinem Lager und wälzte sich unruhig, stöhnend und ächzend umher. Kaum aber waren die geräuschlos Eintretenden in seinen Gesichtskreis gelangt, so fuhr er empor und streckte eine Hand nach dem Ersten Besten aus. Aber es war nicht der, nach dem er so eifrig verlangt hatte, denn solches auf den ersten Blick zu erkennen, reichte seine abnehmende Lebenskraft noch vollkommen aus.

»Ha!« rief er mit gebrochener Stimme – »wer kommt da? Ist es der Pfarrer – Rieding – nein! er ist es nicht! Was wollt Ihr – Euch habe ich nicht gerufen!«

»Mich habt Ihr freilich nicht gerufen, Meister,« sagte Walther Lund mit warmer, weicher Stimme, »aber der, den Ihr riefet, ist nicht da, und so kam ich aus freien Stücken, um Euch vielleicht einen Trost zu sprechen, nach dem Ihr Verlangen tragt.«

Der Müller sank düster in seine Kissen zurück, hielt aber das halb erloschene Auge starr auf den unerwarteten Beistand gerichtet. Lange blieb er so liegen, als

sammle er seine Geisteskräfte, um sich zu besinnen, wenn er eigentlich vor sich habe.

»Erkennt Ihr mich, Meister?« fragte Walther Lund sanft und trat dicht an den Kranken heran.

»Ob ich Euch kenne! Ja wohl – Ihr seid Walther Lund aus der Pfarre –«

Es war das erste Mal, daß Walther Lund mit diesem Namen angeredet wurde, seitdem er in der Heimat wohnte. Seltsam daher klang dieser Name in seinen Ohren, obwohl es sein eigener war.

»Ihr habt mich aber lange nicht gesehen, Meister, und ich wundre mich daher, daß Ihr mich kennt –«

Der Angeredete schwieg, heftete aber jetzt sein Auge fest auf den Gesellen, der noch neben dem Fremden stand und sich zu wundern schien, daß sein Meister diesen mit einem Namen anredete, der ihm selbst unbekannt war, da er doch wußte, daß es Herr Brand sei, der bei Frau Wolter wohne. Walther aber verstand den Blick des Kranken und bedeutete den Gesellen, das Zimmer zu verlassen, da der Sterbende mit ihm allein zu sein wünsche. Der Geselle gehorchte auch sogleich und ging schnell hinaus, denn es war ihm schon lange peinlich gewesen, in der Nähe des Sterbenden zu verweilen. So waren der Müller und sein Tröster jetzt allein.

»Nun,« sagte Walther, »Euer Gesell ist hinausgegangen, Meister, nun könnt Ihr sprechen, wenn Ihr überhaupt mit mir sprechen wollt.«

»Was soll ich mit Euch sprechen – Euch wollt' ich nicht sehen – hier nicht wieder – nach Euch habe ich am wenigsten verlangt.«

»Ihr habt den Pfarrer verlangt, ich weiß es wohl, aber er ist verreis't und kommt erst heute am Tage wieder.«

»Verreis't ist er? Ihr lügt, er ist nicht verreis't –«

»Woher wißt Ihr das? Ich sage es Euch und ich habe nie gelogen.«

»Und dennoch lügt Ihr – denn er ist todt!«

»Todt? Wer?«

»Der alte Pfarrer Rieding –«

»Rieding!« rief Walther erschrocken – »ja, der ist freilich todt – wollet Ihr *den* sprechen?«

»Ja, dem allein habe ich Etwas zu sagen – Ihr habt nicht mit mir trinken wollen, und so sage ich Euch nichts –«

»Wie, auch das wißt Ihr noch?«

»Ich weiß Alles! Warum seid Ihr jetzt gekommen, wollt Ihr mich strafen?«

»Strafen? Nein, Meister, ich will Euch trösten, so gut ich es aus reinem Herzen vermag. Gott spricht durch den Mund jedes guten Menschen – und ich denke, ich bin das.«

Der Müller schwieg und schien über Etwas nachzusinnen. Endlich sagte er: »*Euch* aber kann ich nichts sagen, eben weil Ihr gut seid – aber was wollt Ihr *mir* sagen?«

»Daß Gott barmherzig und gütig, daß er jedem Sterbenden seine Hand entgegenstreckt und seinen Himmel

öffnet, daß Alle, die er geschaffen, seine Kinder und in seinem Hause willkommen sind – also auch Ihr!«

»Auch ich? Wißt Ihr das so gewiß?«

»Ja, ich hoffe und glaube es, also weiß ich es auch.«

»Ich glaube es nicht – ich bin ein Sünder –«

»Eben darum, weil Ihr ein Sünder seid – gerade für die Sünder ist der barmherzige Gott – die sucht er am liebsten mit seinen väterlichen Augen, und darum sucht er auch Euch –«

»Das ist nicht wahr – nicht wahr! Ihr lügt!« kreischte der todtkranke Mann und wälzte sich, wie von geheimen Gewissensbissen gefoltert, im Bette umher. Walther trat noch näher an das Bett heran und legte seine Hand beruhigend auf die Stirn des Sterbenden, die mit kaltem Schweiß bedeckt war. Der Müller richtete das unruhige Auge auf den tröstenden Nachbar und blickte ihn ungläubig, mit einer Art innerer Verzweiflung an. Seine Brust hob sich schon schwer, der Athem fing ihm an zu stocken, seine Glieder zitterten und sein klares Denkvermögen schien von Augenblick zu Augenblick abzunehmen.

»Er sucht mich nicht,« stöhnte er, »er wird mich nie suchen – ich habe zu viel gelogen –«

»Ihr habt aber nicht immer gelogen; Ihr habt auch Gutes in Eurem Leben gethan. Denkt zum Beispiel daran, wie Ihr das kranke Mädchen aus dem Feuer getragen – das war eine edle Handlung, und Gott wird Euch dafür ein gnädiger Richter sein –«

»Meint Ihr – ha! Ich sehe es noch, das Feuer – das Feuer – wie die Flammen um mich loderten, mich erfaßten – das that weh – da nahm ich sie – auf diesen Arm – das kranke Mädchen – lang hingen ihre schwarzen Haare über meinen Arm herunter –«

»Die schwarzen, Meister? Ihr wollt sagen, die blonden –«

»Nein!« schrie der sterbende Mann mit ängstlicher Stimme – »Ich sage die schwarzen – die schwarzen –«

»Es ist gut, mögen sie Euch schwarz erschienen sein, Eure Erinnerung ist schwach – Ihr glaubt das jetzt –«

»Ich glaube nichts, gar nichts – am wenigsten aber, was ich anders und besser weiß –«

Walther Lund schüttelte wehmüthig den Kopf und schaute den Sterbenden mit mitleidvollen Blicken an. Auch dieser Mann erneuerte seinen Schmerz, auch er griff mit eisenharter Hand in die weichen Empfindungen seiner traurigsten Erinnerungen zurück. Dennoch kämpfte er sich, denn er hatte jetzt nicht an sich, nur an den Unglücklichen, der vor ihm lag, zu denken.

»Nun sprecht,« fuhr er fort, »habt Ihr mir sonst noch Etwas zu sagen?«

»Nein! ich habe schon zu viel gesagt – Rieding, Rieding soll kommen – den will ich sprechen – ach! er hatte ein böses Weib.«

»Meister, hört mich an – beschäftigt Euch nicht mit den Bösen – denkt an die Guten –«

»Ich *will* nicht – sie war böse, giftig böse – obgleich sie gegen mich that, als ob sie Wunder wie gut wäre – sie

hat die ganze Welt belogen – auch mich – auch – Luft – Luft!«

»Meister – sprecht!« rief Walther, dem immer beklommener zu Muthe wurde, da er sah, daß der Sterbende im Begriff stand, das Zeitliche zu verlassen.

»Ich – kann – nicht mehr – Luft, Luft – schwarz, schwarz waren sie – schwarz – ist der Tod –«

Und einen langgezogenen Seufzer aushauchend zog sich seine Brust zum letzten Male krampfhaft zusammen und – er war nicht mehr. Walther Lund blieb eine Weile bei dem Verschiedenen stehen und heftete einen ernsten, klagenden Blick auf die ruhige Miene, die sich allmählig über das Gesicht des jetzt Glücklichen zu verbreiten anging. Dann drückte er ihm die Augen zu, legte seine Hände gefaltet zusammen, und, nachdem er, selbst ein kurzes aber inniges Gebet gesprochen, stieg er in den Mühlraum hinab, um den Gesellen zu sagen, daß der Meister gestorben sei und daß sie mit anbrechendem Tage zum Küster gehen sollten, um das Begräbniß zu besorgen. Als er dies angeordnet, verließ er das Haus und wandte sich, langsam schreitend und den eigenen inneren Sturm, den er nur halb bekämpft, weiter bekämpfend, seiner stillen Wohnung am See zu.

---

Es war noch nicht fünf Uhr Morgens, als er sie von Weitem vor sich liegen sah. Er glaubte seine Wirthin noch nicht bei der Arbeit zu finden und beschloß daher, so

lange außerhalb zu verweilen, bis er eine unverkennbare Bewegung im Innern des Hauses wahrnehmen würde. Er brachte hiermit ein großes Opfer, denn er fühlte sich vollkommen erschöpft. Er hatte zwei Nächte nicht geschlafen, viele Meilen zu Fuße zurückgelegt und dabei die heftigsten und verschiedenartigsten Gemüthsbewegungen erlitten. Langsam wandelte er unter den Bäumen in der Nähe der Einsiedelei auf und ab, da hatte der wachsame Sultan seine Nähe gewittert und, laut heulend wie gewöhnlich, stürzte er zu seiner Begrüßung herbei. Nun war der Frieden des stillen Hauses gebrochen, denn dieses laute Freudengeheul, das wußte er, drang bis in das Innere desselben und scheuchte die rastlose Frau aus ihrer Morgenruhe auf. Es dauerte auch nicht lange, so öffnete sich die Thür und ihr gutmüthiges Gesicht schaute lauschend heraus, was das Gebell des treuen Wächters, der nur vertraute Freunde auf diese laute Art zu empfangen pflegte, in so früher Morgenstunde zu bedeuten habe. Da machte sie denn ein sehr verwundertes Gesicht, als ihr guter Herr so unerwartet ihr wieder entgegentrat. Aber, guter Gott, wie sah er aus! Bleich im Gesicht, abgesspannt und erschlaft in Mienen und Haltung, und dabei waren seine Stiefel bestäubt, und sein ganzer zerknitterter Anzug deutete an daß er einen weiten und anstrengenden Weg zu Fuße zurückgelegt.

»Lieber Gott, Herr Brand!« rief sie und wurde selbst vor Schrecken bleich – »Was ist das? So früh schon und ganz unerwartet kommen Sie zurück, da Sie doch viel

länger ausbleiben wollten? Ihnen ist doch kein Unglück begegnet?«

»Nein, Frau Wolter, kein Unglück gerade, aber auch kein besonderes Glück;« – er dachte hierbei nur an die letzten Stunden der Nacht – »ist Alles zu Hause wohl-auf?«

»Was soll denn wohlauf sein – ich und Sultan sind ja allein im Hause und uns Beide sehen Sie ja – aber Ihre Augen sind ja so hohl, als ob Sie krank wären – was ist Ihnen denn geschehen?«

»Nichts, gute Frau, nichts, was der Erwähnung werth wäre. Ich bin diese Nacht am Sterbebette des Müllers in Glindow gewesen, der ist gestorben, und da habe ich nicht geschlafen, das ist das Ganze.«

»Der Müller ist todt? Der alte Säufer? Na, Gott habe ihn selig! Das ist freilich kein Unglück – wenn es weiter nichts ist – aber – aber –«

»Was denn noch aber? Was gafft Ihr mich so an?«

»Also wirklich nicht? Ich hätte mich dennoch geirrt?«

»Was denn? Sprecht deutlich, ich verstehe Eure Worte und Blicke nicht.«

»Sie sind also nicht auf die Freite gegangen, wie ich beinahe fürchtete?«

»Nein, durchaus nicht, Ihr habt Euch umsonst geängstigt. Wenn Ihr Euch aber genug von Eurem Erstaunen erholt habt, so thut mir den Gefallen und macht mir schnell einen guten Kaffee, und dann laßt mich in Ruhe, ich muß schlafen.«

»Ja, ja, wenn es weiter nichts ist, das wollen wir schon besorgen.« Und fort trippelte sie, wie vom Sturmwinde weggefegt, und bald schlug die Flamme auf ihrem Herde hoch empor und das Wasser im Kessel siedete, daß man sein Zischen durch das ganze Haus hören konnte. In kurzer Zeit stand der Kaffee auf dem Tische und einige Schnitte frischen Brodes und guter Butter daneben. Walther Lund aß und trank hurtig, so gut es ihm seine Müdigkeit erlaubte, denn diese war noch größer und überwältigender, als sein Appetit. Unterdeß hatte er sich schon entkleidet, schloß die Thür zu und warf sich in's Bett, welches er kaum berührt hatte, als ihn auch schon der festeste Schlaf umfing.

Im Hause selbst aber herrschte bald dasselbe tiefe Schweigen, was noch draußen den Wald und den See erfüllte, denn Frau Wolter hütete sich wohl, irgend Etwas zu thun, was den Schlaf ihres Herrn im Geringsten stören konnte. Sie selbst schlich auf Socken umher und fürchtete sich, irgend eine Thür oder einen Schrank zu öffnen, die knarren könnten, denn der Schlaf thue ihm wohl und sei ihm nöthiger, als das liebe Brod, meinte sie. Wo mag er aber nur seinen Koffer gelassen haben?« fragte sie sich. »Das ist doch sonderbar – so mitten in der Nacht anzukommen und ohne seine Sachen – und wie kommt er denn zu dem Müller? Dahinter steckt Etwas – nun, wenn das Frau Grothe, meine Gevatterin, wüßte die stürbe vor Neugier! Aber ich – ich – freilich, er sieht ganz sonderbar aus, als wenn ihm etwas Ernstliches begegnet

wäre – na! wir werden es ja wohl noch erfahren. Eigentlich ist er doch ein seltsamer Mann – aber was geht mich das an, ich bin seine Wirthin, weiter nichts.«

Als es aber Mittag wurde – sie hatte ihren Herrn noch nie um Mittag schlafen gesehen – und noch keine Bewegung über ihrem Kopfe lautbar wurde, fühlte sie sich ernstlich besorgt. Zehnmal schlich sie die Treppe hinauf und horchte an der Thür, aber immer noch blieb es still im Zimmer, nicht das leiseste Geräusch ließ sich vernehmen, er mußte also noch schlafen. »Mag er schlafen,« sagte sie, »das ist gut – wenn er nur nicht krank wird, er sieht mir ganz so aus.«

Das Mittagessen schien sie vergebens gekocht zu haben, denn die Speisestunde war längst vorüber und immer noch blieb die Thür im Oberhause verschlossen. Endlich um vier Uhr Nachmittags hörte sie den Schlüssel umdrehen und Herr Brand rief nach seinem Essen.

»Sogleich, Herr, sogleich!« Und augenblicklich war Alles bereit, sein Bedürfniß zu befriedigen. Nach einer Viertelstunde war auch das vorüber, Herr Brand hatte gespeis't. Aber er hatte auch wieder die Thür geschlossen und verhielt sich ruhig, als arbeite er. Aber er arbeitete nicht, er dachte gar nicht daran, er fühlte sogar nicht die geringste Neigung dazu. Er hatte etwas ganz Anderes zu thun. Als er aus seinem langen und ungestörten Schlaf erwacht und aufgestanden war, fühlte er sich wie neu geboren. Seine Kräfte waren wiedergekehrt, seine Erschöpfung vollständig gewichen. Aber eine merkwürdige Umwandlung war in ihm vorgegangen, so merkwürdig, daß

er sich nicht entsinnen konnte, schon jemals etwas Aehnliches erlebt zu haben. Wenn er seine jetzige Stimmung mit der gestrigen und vorgestrigen verglich, so kannte er sich kaum wieder. Ein nie empfundenes Gefühl von Verlassenheit und Oede hatte sich seiner bemächtigt, und er wußte eigentlich nicht, was das bedeuten sollte und woher es kam. Was hatte er gewollt, als er Dingelstein so schnell verließ, und was hatte er damit erreicht? Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen in keinerlei Weise. Er hatte Ruhe und Frieden gewollt und – beides hatte er nicht erlangt. Das begegnet uns oft im Leben. Gerade Das, was wir bisweilen zu Hause suchen, finden wir da am wenigsten, so sicher wir es uns auch vorgestellt. Es ist, als wenn wir uns in uns selbst, in unsern Wünschen getäuscht, als wenn wir einen Flug unternommen haben, den wir nicht ausführen können. So greift man oft in die Räder des sausenden Schicksalswagens und glaubt, ihn in seinem Laufe aufhalten zu können; er aber, der sich nie aufhalten läßt, erfaßt uns unerwartet und wirft uns zermalmt unter seine davon donnernden Räder. So war es Walther Lund in dieser einsamen, trostlosen Stunde zu Muthe, ähnlich fühlte er, und zum ersten Male ergriff ihn die Ueberzeugung, er habe etwas gethan, was ohne die erwünschte und nothwendige Folge geblieben war. Die Freundschaft, die Hingebung, das Vertrauen, mit denen man ihm im gräflichen Schlosse entgegengekommen war, tauchten in glänzenden Farben vor ihm auf, und es fehlte nicht viel daran, so empfand er ein tiefes Bedauern, diesmal zu schnell und voreilig gehandelt zu haben.

Da fiel ihm plötzlich der Müller auf dem Sterbebette ein. Es war ein merkwürdiges Begegnen gewesen, das konnte er sich nicht verhehlen. Hatte der Mann wirklich etwas auf dem Gewissen gehabt? Und was mochte das gewesen sein? Daß sein mit in das Grab genommenes Geheimniß ihn selbst und noch eine andere Person zumeist betreffen könnte, fiel ihm am wenigsten ein; die wunderbaren Anspielungen auf das kranke, aus dem Feuer getragene Mädchen verstand er nicht oder hielt sie für gespenstisch auftauchende Bilder einer kranken Phantasie, er dachte nicht im Entferntesten an einen schauerlichen, ihn tief berührenden Zusammenhang zwischen damals und jetzt – und darum gab er sich darüber auch keinen Untersuchungen hin. Es hätte ja doch zu nichts gefruchtet er war ja todt. Aber halt! Da blitzte ihm ein neuer Gedanke auf – wer gab ihm den mit einmal ein? Der Pfarrer von Glindow kehrte heute wieder, oder war vielmehr schon wiedergekehrt, denn der Tag, der auf die Nacht am Sterbebette folgte, war ja während seines langen Schlafes beinahe ganz verstrichen. Jener hatte ihm ja eine wichtige Mittheilung vor seiner Abreise machen wollen und er war damals nicht aufgelegt gewesen, dieselbe entgegenzunehmen. Wunderbarer Weise brachte er diesen Umstand mit dem Geheimnisse des Müllers in Verbindung – indessen, ob das richtig war, konnte er jetzt auf keine Weise enträthseln. Diese vielleicht zu lange hinausgeschobene Mittheilung aber mußte er endlich erfahren – für heute freilich nicht, heute wollte er den kränklichen Pfarrer noch in Ruhe lassen, morgen früh aber, das nahm

er sich fest vor, wollte er ihn aufsuchen und hören, was er ihm denn so Wichtiges zu sagen habe.

Endlich, um sich zu zerstreuen und wo möglich in eine behaglichere Stimmung zu versetzen, beschloß er, einen kleinen Spaziergang zu unternehmen. Die Römerschanze wollte er noch begrüßen, dann aber frühzeitig nach Hause zurückkehren und sein Lager wieder suchen, denn alle Müdigkeit war noch nicht ganz aus seinen Gliedern gewichen. Rasch nahm er Hut und Stock und wanderte hinaus in den Wald. So gelangte er an den Ort, der ihm so oft freundlich gelächelt, ihn stets ruhig und friedlich gestimmt hatte, und auch heute, so dachte er, ihm denselben Dienst erweisen sollte. Aber er hatte sich wiederum geirrt. Wie er sich heute selbst nicht verstand, so verstand er auch die Stimmen der Natur nicht, die doch wie gewöhnlich zu ihm sprachen und sich in nichts verändert hatten. Ein Beweis, daß wir die Natur betrachten, wie unsere inneren Augen zur Betrachtung aufgelegt sind. Für heute waren alle Gegenstände für ihn stumm geworden, sie schienen zu schlummern und alle Uebereinstimmung mit seinen Gefühlen verloren zu haben. Die Bäume warfen zwar ihren freundlichen Schatten wie immer, aber der Schatten war nicht kühl; das Wasser floß zwar sanft und glänzend dahin, aber sein Auge erblickte nur einen trügerischen Spiegel in seiner Fläche, von wo ihm sonst der Himmel mit seinen tanzenden Wolken entgegengelacht. Was war das? Todt, ausgestorben war es um ihn und in ihm, und er fühlte sich zum ersten Mal in seinem Leben von sich selbst und allem außer ihm Liegenden

verlassen. Unwillig über sich selbst und Alles, was ihn umgab, ein ihm ganz unbekanntes, schaudererregendes Gefühl, kehrte er nach Hause zurück, als eben der Vollmond hinter den Wipfeln emporstieg und sein silbernes Licht schon über Wald, See und Land breitete, so schön, so klar, so voll unbeschreiblicher Milde und friedlicher Labung in der warmen Nacht, daß er entzückt gewesen wäre, es zu schauen und zu empfinden, wenn er augenblicklich Sinn dafür gehabt hatte.

Da aber sollte etwas geschehen, was ihn aus der dumpfen Gefühllosigkeit, die sein ganzes Herz umspann, wie mit einem Donnerschlage erweckte, und von einer Seite her sollte das Ereigniß kommen, von der er es diesmal am wenigsten erwartet hatte.

#### FÜNFTES KAPITEL. UNTER DER ALTEN EICHE.

Er öffnete eben die Thür seines Hauses, als ihm Frau Wolter mit einer höchst befriedigten Miene, die ganz bedeutend von ihrem heutigen Tagesgesichte abwich, entgegentrat.

»Ach, Herr Brand,« sagte sie außerordentlich heiter, »nun bin ich zufrieden, jetzt ist Alles wieder in Ordnung.«

»Womit seid Ihr zufrieden und was ist wieder in Ordnung?« fragte er, über Aussehen und Sprache der Frau ernstlich verwundert.

»Nun, ich konnte es heute Morgen nicht begreifen, warum Sie so plötzlich und ohne Ihre mitgenommenen Sachen ankamen, ich dachte mir schon allerlei Unheil dabei – jetzt aber hat sich die Sache aufgeklärt.«

»Wie so denn, ich verstehe Euch noch nicht –«

»Nun, sie sind da –«

»Wer ist da?«

»Der Koffer, Herr Brand, und es scheint nichts daraus verloren gegangen, denn er ist eben so schwer, als da Sie fortgingen; ich habe ihn selbst die Treppe hinaufgetragen.«

»Der Koffer ist da?« Und Walther Lund stand auf das Höchste betroffen vor der lächelnden Frau, die nicht begreifen konnte, wie man sich über eine so natürliche Sache so unnatürlich verwundern könne.

In der That, es war darüber gar nicht zu staunen; und dennoch staunte er, er wußte selbst nicht warum, ob über die Schnelligkeit, mit der man seinen Wunsch erfüllt, oder über etwas Anderes, was er in Folge dessen vermuthete. Denn daß man seinen hinterlassenen Brief beantwortet haben würde, war doch wohl zu erwarten, und vor dieser Antwort, sagen wir es geradezu, hatte er einige Besorgniß, denn er fühlte voraus, daß man ihm seiner Flucht wegen Vorwürfe machen würde, und eine innere Stimme sagte ihm, daß er dieselben vollkommen verdient habe.

»Wer hat den Koffer gebracht?« fragte er endlich.

»Wie Sie sonderbar fragen, Herr Brand; – derselbe Mensch, den Sie damit beauftragt haben –«

Walther Lund blickte seine Wirthin mit immer größer werdenden Augen an – jetzt wurde die Angelegenheit wirklich des Staunens werth.

»Wer sagt Euch denn, daß ich einen Menschen damit beauftragt habe?«

»Nun, mein Gott, derselbe, der ihn brachte.«

»Ich frage noch einmal, Frau Wolter, *wer* hat den Koffer gebracht? – Ich erwarte eine bestimmte Antwort –«

»Ja wohl, ich sage es ja schon. Ein Bauer, wie er heißt und wo er wohnt, weiß ich nicht, denn ich kannte ihn weder, noch habe ich ihn danach gefragt. Er trug den Koffer vor die Thür und sagte ganz einfach, was jeder Kofferträger sagen würde: Wohnt hier Herr Brand? – Ja, mein Freund, der wohnt hier, sagte ich. – Nun, hier ist sein Koffer, den er mir zur Besorgung übergeben. – Es ist gut, sagte ich wieder, hat er Euch schon bezahlt? – O, das ist Alles richtig! – Und er ging wieder seines Weges und ich trug den Koffer die Treppe hinauf.«

Walther verließ die Frau, die ihm, wie er jetzt wohl einsah, keine genauere Auskunft zu geben vermochte. Langsamem Schrittes, mehr grübelnd als sinnend, stieg er die Treppe hinauf und fand wirklich seinen Koffer auf dem Flure stehen. Er öffnete die Thür, zündete seine Lampe an und trug ihn dann in's Zimmer. Ja, es war sein Koffer, darüber waltete kein Zweifel. Wer hatte ihn aber gebracht und von wem war der Bauer damit beauftragt? Er konnte sich den Zusammenhang nicht erklären, so viel er auch sann, daher gab er das Grübeln darüber auf, nur fühlte er eine gewisse Beklommenheit, daß man ihn nicht einmal einer Antwort gewürdigt hatte, was doch so leicht mit der Uebersendung des Koffers möglich gewesen wäre.

»Ich bin selbst daran schuld,« sagte er endlich, »daß man mich so bald vergessen hat, warum – warum – ach! was ist das heute für ein trübseliger Tag! Es ist der erste meines Lebens, den ich durch meine eigene Schwäche und Unfügsamkeit verloren habe.«

Und er suchte den Schlüssel zum Koffer hervor, um ihn zu öffnen, denn er erinnerte sich jetzt deutlich jedes einzelnen Vorfalles bei seiner Flucht, also auch, daß er seine Kleider wüst durch einander in den Koffer geworfen hatte, um nur so schnell wie möglich aus dem Schlosse zu kommen. Aber – war die so räthselhafte Ankunft des Koffers schon ein Gegenstand des Erstaunens für ihn gewesen, wie sollte erst der Inhalt desselben ihn aus der Fassung bringen! Denn kaum hatte er den Deckel emporgehoben, so bemerkte er, daß der Koffer in seiner Abwesenheit geöffnet worden war. Wie war das möglich? Er hatte ihn ja selbst verschlossen, das wußte er bestimmt. Und doch war daran nicht zu zweifeln, denn alle seine Kleider, seine Wäsche, seine Bücher und Schriften waren mit einer so großen Sorgfalt, ja Zierlichkeit, über einander gelegt, daß er schon daraus erkennen konnte, wie eine fürsorgende Hand dabei im Spiele gewesen. Wie sollte er sich aber diesen Vorgang erklären? Er fand nichts, was seine Vermuthungen bestätigte. Vorsichtig hob er ein Stück nach dem andern heraus und beseitigte es sogleich, denn er liebte vor allen Dingen Ordnung in seinem eigenen Zimmer. Da war er beinahe bis auf den Grund des Koffers gedrungen. »Was ist das?« fragte er sich, und schon streckte er die Hand nach etwas aus, was gewiß

nicht darin gewesen war, als er selbst den Koffer verschloß. Zwischen mehrere vorsichtig gelagerte Bücher, so daß ein freier Raum in ihrer Mitte entstanden, war eine Rose gelegt, eine so schöne, so volle und noch fast ganz frische Rose, daß sie augenscheinlich erst vor kurzer Zeit hinein gethan sein konnte. Er ergriff die Rose, fürchtend, sie werde sich als ein Spiel seiner Phantasie in Nichts auflösen, wenn er sie berührte – aber das war nicht der Fall. Er roch daran – ach! wie süß duftete sie! – Was war das? Sollte das die Antwort auf seinen Brief sein? Das wäre freilich eine liebliche Antwort gewesen. Wer aber konnte sich erlauben, seinen verschlossenen Koffer heimlich zu öffnen, alle seine geringen Besitzthümer zu untersuchen, zu ordnen und dann endlich die Blume hinzuzufügen? – Indessen über eine solche Gabe murrte man nicht gern und nicht lange – er murrte auch, wenn er überhaupt murrte, nicht über die Rose, sondern über sein eignes schwaches Ahnungsvermögen, daß er nicht zu errathen vermochte, wer ihm diese Ueberraschung zu Theil werden ließ. Sonst war, so genau er jedes Behältniß, sogar alle Taschen der Kleider umersuchte, nichts Fremdes im Koffer vorzufinden, kein Brief keine Zeile, kein Wort, das ihn auf die unbekannte wohlwollende Hand hätte schließen lassen können.

»Ohne Zweifel ist es die Gräfin gewesen;« sagte er endlich, stellte die Rose vorsichtig in ein Glas Wasser, wodurch sie sich bald wieder gänzlich erholte, und trug den Koffer an seinen bestimmten Platz, so daß nichts im Zimmer war, was ihn an die kaum vollendete Reise erinnerte,

als eben die Rose und sein vor wie nach bewegtes und gequältes Herz.

Da klopfte es an die Thür und Frau Wolter trat herein. »Herr Brand,« sagte sie, »ich möchte wohl nach dem Forsthouse gehen, ich habe mit meinem Vetter etwas zu besprechen.«

»Gehet, in Gottes Namen – ich bedarf Eurer nicht.«

»Bleiben Sie zu Hause, Herr Brand?«

»Gewiß, heute gehe ich nicht mehr aus.«

»So kann ich wohl den Sultan mitnehmen – ich gehe nicht gern allein bei Mondschein durch den Wald – die Bäume sehen so gespensterhaft aus –«

»Gewiß, nehmt ihn nur mit.«

»So wünsche ich Ihnen eine gute Nacht, Herr Brand.«

»Gute Nacht, Frau Wolter!« Gleich darauf sah er die Frau das Haus verlassen und hörte den Hund ein endloses Freudengeheul ausstoßen, da es selten geschah, daß er seine Herrin auf einer weiteren Wanderung begleiten durfte. Noch lange dauerte das Gebell des treuen Thieres, endlich verscholl es in der Tiefe des Waldes, welcher zwischen der Einsiedelei und dem Forsthouse lag. So war Walther Lund allein im Hause geblieben. Er trat an das Fenster, und da er es schwül im Zimmer fand, öffnete er es. Ach, und die hereinströmende Nachtluft war so köstlich warm und doch zugleich erfrischend, daß er seine Brust ungemein erleichtert fühlte, als er sie mit langen Zügen einsog. Draußen wehete kein Lüftchen, alle Sterne funkelten wie diamantene Punkte am krystallreinen Himmel, und der von dem Fenster des einsamen Mannes

nicht sichtbare Vollmond streute sein Licht so voll und glänzend über die ruhende Landschaft aus, wie er es nur unter Italien's Himmel gesehen zu haben sich erinnerte.

Dicht unter ihm auf dem Fensterbrett, woran er lehnte, stand das Glas mit der übersandten Rose. Sie duftete bis zu ihm hinauf, und mehrere Male bückte er sich, um ihren süßen Hauch so oft wie möglich einzuathmen. »Das war noch das Beste von diesem ganzen Tage,« sagte er leise, »er schließt also besser, als ich dachte. Ach, was war das für ein ängstlicher trübseliger Tag! Wie bin ich durch einander geschüttelt worden von meinen hin und her streitenden Gefühlen. O! daß ein solcher Tag niemals wiederkehre, und Gott sei Dank, daß er vorüber ist!«

Nachdem er diese Worte mit einem von Herzen kommenden Seufzer ausgesprochen, schaute er, ohne etwas Bestimmtes zu denken, auf den im Mondenlicht glänzenden See hinaus, der sanft ohne hörbares Geräusch, wenige Schritte von dem einsamen Hause entfernt, auf und nieder fluthete. Da schien es ihm, als ob ein leichter Fuß leise und vorsichtig den Kies beträte, der dicht unter seinem Fenster den Weg um das Haus bedeckte. Anfangs zwar horchte er nicht genau darauf, denn es war ihm gleichgültig, ob irgend Jemand aus der Nachbarschaft des Weges zog, als er aber zu bemerken glaubte, daß der nächtliche Wanderer seinen Schritt zu verbergen suchte, da horchte er schärfer auf. Allein, obgleich

er sich aus dem offenen Fenster wiederholt herauslehnte, er konnte nichts erspähen. Endlich wurde er der vergeblichen Bemühung überdrüssig, hielt das vermeintliche Geräusch vielleicht auch für eine Täuschung seiner Sinne und setzte sich still am offenen Fenster nieder, um in seinen Betrachtungen ungestört fortzufahren. Da schienen sich ein leises Lüftchen auf dem See zu erheben, denn die blinkenden Wellen kräuselten sich mit harmonischem Gemurmel. Das hörte er so gern, sie sprachen so traulich, so verworren und doch so zärtlich und liebevoll. Jetzt zuerst merkte er, daß die Stimmen der Natur wieder für ihn zu erwachen anfangen. Plötzlich bebte er zusammen, wie von einem überirdischen Geiste unvorhergesehen angesprochen.

»Walther!« tönte es ganz deutlich zu seinem Fenster herauf. Was war das? War es Täuschung seiner Sinne, seiner Phantasie, seiner von mancherlei Versuchungen angegriffenen Seele?

»Walther!« rief es leise noch einmal.

»Mein Gott!« dachte der Gerufene und sprang auf. »Wer kann mich so rufen – hier –«wo Niemand meinen Namen kennt, als der gestern Nacht entschlafene Todte.«

»Walther!« sagte es zum dritten Mal und diesmal lauter und deutlicher als vorher. Und diese Stimme – drang sie vom Himmel hernieder oder hauchte sie aus dem Wehen des Windes hervor – denn in dem Tone, wie er ihn so eben vernommen, konnte nur ein abgeschiedener Geist zu ihm sprechen.

»Wer spricht da?« fragte er endlich zum Fenster hinaus, während er selbst fühlte, daß ein heftiges Zittern alle seine Glieder bis in's Mark erschütterte.

»Komm!« lautete der antwortende Ruf jetzt. »Komm! ich bin es!«

Der immer so besonnene Mann fing an zu taumeln, es schien, als wäre plötzlich seine Besinnung gewichen. Er stürzte zur Thür – mit einem Sprunge war er die Treppe hinunter und stand im Freien, an derselben Stelle, wo die Stimme unter seinem Fenster so eben erschallt war; aber, so viel er auch den Kopf nach allen Seiten wandte, er sah und hörte nichts.

Schon währte er, es sei eine innere Stimme gewesen, die die Täuschung hervorgebracht – schon folgte dem bebenden Rausche einer unbestimmten Freude ein um so niederschlagenderes Gefühl – da rief die Stimme abermals deutlich, diesmal jedoch von der Waldseite des Hauses her: »Walther!«

»Wie,« dachte er, »neckten mich Geister – rufen sie mich da und rufen sie mich hier?« Aber schnell folgte er dem freundlichen Tone und schon stand er an der hinterm Seite des Hauses, von wo aus der schmale Fußpfad in den dunklen Wald führt. »Walther!« rief es nun wieder – »komm, folge mir!« Und schon war er hinter der Stimme her, ohne nur ein einziges Zeichen zu haben, daß diese Stimme einem sicht- und fühlbaren Leibe angehöre. Aber sein Geist begann in der Irre zu kreisen – diesmal,

bei dem letzten Rufe hatte die Stimme eine Saite in seinem Busen angeschlagen, die nur einen, aber einen unverkennbaren Ton anklingen ließ – das Blut stieg ihm zu Kopfe, wallte siedend von da nach dem Herzen zurück, so daß er den heftigen Schlag an beiden Stellen zugleich pulsiren fühlte, und wie von einer dämonischen Gewalt fortgerissen, deren er nicht im Geringsten Meister war, schoß er, vorwärts stürzend, der wohl lautenden Stimme nach. Da – so schien es ihm wenigstens – erblickte er in der Ferne, vom Mondenschein, der in dünnen Streifen durch die Gebüsche fiel, geisterhaft beleuchtet, ein helles Gewand.

»Wäre es möglich,« dachte er, gäbe es einen Geist, der diese Stimme angenommen, die nur *einem* Menschen auf Erden angehören konnte!« Und plötzlich lief er, was er laufen konnte, denn das bisweilen verschwindende, bisweilen wieder heller leuchtende Gewand war weit vor ihm vorauf. Eine bedeutende Strecke hatte er so zurückgelegt, da stand er still, denn er hörte und sah nichts mehr – es war am Ende doch nur eine Täuschung gewesen. Mit keuchender Brust und fliegenden Haaren, den Kopf weit vorgebeugt, lauschte er in die Weite, ob ihn nicht wieder die Stimme rief. »Walther!« drang es abermals deutlich zu ihm und noch einmal stürzte er, seinen Athem zusammenraffend, vorwärts. Dann sah er wieder das weiße Gewand, dann war es verschwunden – dann tönte der Ruf, dann war er erloschen – er aber immer rastlos hinter her, achtete nicht des stechenden Schlages

seines Herzens, das, von innerer Aufregung und äußerer Anstrengung zur höchsten Thätigkeit gespornt, laut und fühlbar an die Wandung seiner Brust klopfte, bis er sich mitten im Walde befand, wo nur ein spärliches und häufig durch die tiefen Schatten unterbrochenes Licht durch die dicht verschlungenen Wipfel der Bäume fiel. Da stand er still, er konnte nicht weiter; er mußte Luft schöpfen der Schreck, die Wollust, die ihn durchwühlten, hatten seine physischen Kräfte gelähmt. Er lehnte sich an einen Baum und erholte sich, indem er seinen kochenden Athem allmählig zur Ruhe kommen ließ.

»Walther!« rief es plötzlich laut vor ihm, und deutlicher als vorher sah er das helle Gewand auf dem ausgetretenen Fußpfade, der zwischen hochstämmigen Föhren dahin führte, vorwärts schlüpfen. Wieder raffte er sich auf und lief eine lange Strecke hinter der davon Eilenden her. Aber die vor ihm flüchtende Gestalt – er sah jetzt deutlicher, daß er eine solche vor sich hatte, – war schneller als er; pfeilschnell glitt sie dahin, wie eine Wolke, ein Schatten, der nur eine Sekunde braucht, um vom Himmel auf die Erde zu fallen, wenigstens kann ihm in seiner Aufregung die Schnelligkeit derselben zauberartig vor. So war er, ohne es zu wissen, schon weit von seinem Hause entfernt und allmählig wurde es im Walde um ihn herum lichter, indem die Baumstämme weiter und weiter auseinander traten. Schon sah er das freie Gefild vor sich, an dessen äußerster Gränze das Dorf Glindow liegt; die Gegend kam ihm plötzlich bekannt vor, denn er schien in der That seine Besinnung im Rausche der auf ihn

einströmenden Empfindungen bisher verloren gehabt zu haben. Ja, er war unter den letzten Bäumen des Waldes und da – dort vor ihm stand die alte Eiche, die wohlbekannte, in deren Schatten sich das Hünengrab erhob. Aber was gewahrte er da? Auf demselben stand eine hohe, weiße Gestalt mit ausgebreiteten Armen. – Was war das? War es ein Spiel des unergründeten Schooßes der Nacht, oder war es Wirklichkeit? Waren die Jahre vergangen vor seinem Geiste wie ein rasch hinsterbender Windhauch – oder hatte er zehn Jahre gar nicht gelebt, nur geträumt, und wachte nun plötzlich zu einem neuen Dasein wieder auf – denn wie damals, als er zum letzten Male Abschied von ihr nahm, streckte sie ihm die Arme entgegen, wie damals flogen die dunkelen Locken um Schultern und Gesicht – wie damals hauchte es verständlich und liebesehnsüchtig zu ihm herüber: »Walther!«

Da raffte er seine letzten Kräfte zusammen, oder wunderbar, sie schienen ihm plötzlich in reichster Fülle wieder gewachsen zu sein: »Anna!« schrie er in fast bewußtloser Angst, sie möchte ihm nochmals verloren gehen – »Anna! bist *Du* es?«

»Walther – ich bin es!«

Und wie ein Rasender stürzte er auf die Erscheinung zu. – aber sie stand diesmal still und erwartete ihn ruhig. Schon war er ihr ganz nahe, da sah und fühlte er, daß es ein wirkliches, menschliches Wesen war, welches er vor sich hatte, denn, ohne zu wissen, wie ihm geschah, umschlangen ihn zwei lebensvolle Arme und preßten ihn leidenschaftlich und fest an eine hochklopfende Brust.

»Walther!« schluchzte es da an seinem Herzen.

»Anna! Ich bitte Dich – bin ich lebendig oder todt – bist Du es – bin ich es? Ich weiß nicht, was ich denken soll!«

Aber das menschliche Wesen gab keine Antwort, denn es hatte keine mehr. Fester umschlang es den liebenden Mann, fester umschlang er es wieder, und lautes, weithin vernehmbares Schluchzen war der einzige Ton, der sich aus Beider Brust hervorrang.

Endlich, er wußte nicht, wie lange er so gestanden, schlug er die Augen auf und sah, Lippe an Lippe hängend, ein anderes Auge vor sich, welches er nicht verkennen konnte. Tief, wie damals, wie immer, wenn er es anschaute, senkte sich der dunkele Strahlenblick dieses Auges in seine Seele, und seine Seele sandte wonnebeerauscht dieselbe Botschaft zurück.

Endlich gewann er wieder die Stimme, die Sprache:

»Träume – lebe – wache ich – ich weiß es nicht – o sprich Du mit mir, daß ich nicht irre werde an mir selber!«

»Ich spreche ja mit Dir, Walther, Du siehst es ja – denn ich küsse Dich ja, ich bin es, Anna, die todt geglaubte; die wiedererstandene – ich bin gekommen, habe Dich gerufen, und Du bist mir gefolgt unter unseren Baum – und siehe, da ruhst Du an meinem Herzen, und über uns steht hellleuchtend unser Stern – da – und die Jahre sind spurlos an uns vorübergegangen, alles Weh und Leid ist vergessen, und wir sind wieder beieinander unzertrennlich auf ewig!«

»Anna! ist es möglich – ist es wahr – ich vermag es ja nicht zu glauben – Du liegst nicht in jenem Grabe? Wie

ist denn das geschehen, wie kann denn ein Mensch zum zweiten Male geboren werden und noch dazu für mich, der ja keine Hoffnung auf Erden hatte – keine –«

»Das zu erläutern überlaß einer späteren Zeit, Du mein theurer Freund; erst überzeuge Dich, daß ich es bin – da, berühre meine Hand, mein Herz; meine Lippen, meine Wangen – siehst Du, fühlst Du, daß ich es bin?«

»Ich sehe, ich fühle und ich glaube es!« Und er hing unzertrennlich an ihrem Halse; und seine Lippen schlürften von den ihren den süßen Thau, den die Götter der Liebe darauf gelegt. Die kosenden Nachtwinde aber, die lind und leise über ihren Häuptern rauschten, waren das einzige Lebendige in der Natur, dessen Stimme man in der tiefen Einsamkeit ringsum vernahm, denn ihnen, den Liebenden, ach! verdanken wir es nicht, daß sie im Hochgefühl ihrer Seligkeit die eigene Sprache auf lange Zeit verloren hatten. –

Seele des alten Baumes, die du Jahrhunderte schon in den Wurzeln und Zweigen dieses einsamen Waldriesen wohnst, und ihr Lüfte, die ihr zärtlich und liebevoll in seinen Blättern säuselt, hörtet ihr wohl, was die Liebenden unter euch flüsterten! Und Du, goldner Mond, der Du Dich wonniglich über ihnen in dem freien Elemente des Aethers wiegst, und ihr Sterne daneben mit den treuen und funkelnden Engelaugen – sahet ihr, was sie nach so langer Trennung bei diesem unverhofften Wiedersehen einander in unendlicher Liebe thaten? Ach! wohl mußten es höhere Wesen sein, die erspähen wollten, was in

dem geheimnißvollen Schweigen, in welches Beide versunken waren, und in der ersten Wonne ihres Beisammenseins geschah, denn sterbliche Augen und Ohren hätten nichts wahrgenommen, nichts wahrnehmen können. Es genügte ihnen, fest umschlungen, dicht an einander geschmiegt, sich gegenseitig nur zu fühlen; schon der bloßen Nähe sich bewußt zu sein, Auge in Auge wechselweis zu tauchen und über die unaussprechlich glückliche Gegenwart die ganze, unermeßlich lange und bittere Vergangenheit zu vergessen, war ihnen Segen und Seligkeit genug. –

Endlich schien sich Anna zuerst zu fassen, denn sie war vorbereiteter auf den gegenwärtigen Augenblick, also weniger gewaltsam erschüttert, als der sein volles Glück unmöglich ahnende Freund. Er, ja, er hatte ganz die Sprache verloren; die Wonne, die ihn vom Wirbel bis zur Fußspitze erfüllte, war ihm zu neu, zu angemessen groß, sie verrieth sich an ihm nur durch ein bisweiliges Zucken seiner Glieder, durch jenen unbeschreiblichen Schauer, der den sterblichen Menschen die Wollust des unsterblichen ahnen läßt, und durch den strahlenden Gluthblick seines dunkelen, jetzt nur Licht und Leben schauenden Auges.

»Nun, Walther,« flüsterte Anna's liebliche Stimme, »hast Du Dich überzeugt, daß ich es bin, Deine Anna, die Du wiedergewonnen hast? Weißt Du nun, daß ich lebe und nicht unter jenem grünen Hügel schlummere?«

»Wer liegt dann darunter, wenn Du es nicht bist?« hauchte eine wehmüthige Stimme dicht an ihrer Brust.

»Marianne, die gute sanfte Marianne, mein Freund, ruht an der Seite ihres edelen Vaters.«

»Marianne! Ach, und ich habe immer im Gebet zu ihr gesprochen und mir mein inneres Gefühl als Deine Antwort gedeutet – aber wie bin ich so arg betrogen worden!?!«

»Freilich! Auch ich konnte mir lange nicht Deinen Irrthum erklären, als ich Dein häufiges Verweilen an jenem Grabe erfuhr und den mit einem falschen Namen bezeichneten Stein sah – erst aus Deiner Lebensgeschichte habe ich erfahren –«

»Aus meiner Lebensgeschichte? – Hast Du denn die gelesen?«

»Wer denn sonst als ich – hast Du sie mir nicht durch Helene, meine theuerste Freundin, die Du für die Gräfin Dingelstein hieltst, geschickt?«

»Ach, ich habe keine Ahnung davon gehabt, daß sie in Deinen Händen war. Also Du wohntest auf jenem alten Schlosse?«

»Frage mich noch nicht nach diesen Einzelheiten, Du sollst Alles und Jedes bald genug erfahren. Die Aufklärungen, die ich Dir über mein und Dein Schicksal zu geben habe, wirst Du erst morgen empfangen – heute, heute wollen wir nur glücklich und weiter nichts sein, und höchstens ein Einziges wirst Du von mir hören, da es sich nur für mich allein ziemt, Dich gleich damit bekannt zu machen –«

»Und was ist das, meine Anna? Deine Sprache stockt und Deine Hand zittert in der meinen – hast Du mir etwas Herbes mitzutheilen?«

»Nein, mein theurer, vielgeliebter Freund, nichts Herbes, etwas Unerwartetes freilich, aber dennoch etwas Gutes, etwas Edeles sogar. Zwar klingt es für den ersten Augenblick etwas hart und rauh, und Du möchtest erschrecken, wenn ich Dich nicht vorsichtig darauf vorbeitete. Aber gerade darum muß ich es Dir gleich sagen, denn es will zu allererst von meiner Seele herunter. Zunächst aber versprich mir, ruhig zu bleiben, nicht zu erschrecken und zu erbleichen, wenn Du etwas gewiß ganz Unerwartetes hörst –«

»Ach, ich bin schon auf den Tod erschrocken; es ist also doch etwas Schlimmes?«

»Nein, nein, es scheint nur auf den ersten Augenblick so, aber wirklich und wahrhaftig – da, befrage mein Herz – es ist nicht schlimm. Sieh, Walther,« und sie faßte seine bebenden Hände mit den ihrigen und drückte sie gegen ihre Brust – »sieh, Walther, das Weib, das jetzt an Deiner Schulter lehnt, Deine Hände faßt und Dir mit ganzer Seele in's Auge blickt, wird *Dein* Weib sein, ganz und vollkommen, wie es ein Mensch auf Erden nur besitzen kann.«

»O, das ist freilich nichts Trauriges; aber sollte es etwas Unerwartetes sein?«

»Ruhig, mein Freund! Niemand also wird mich Dir streitig machen, ich gehöre Dir ganz allein, wie ich Dir

immer gehört – verstehst Du mich wohl – denn ich bin *Dein* geblieben, *wie* ich es war. Aber dennoch –«

»Nun, aber dennoch? Jetzt kommt es – ach!«

»Aber dennoch trage ich jetzt den Namen des Weibes eines Anderen –«

»Anna! soll ich noch einmal sterben? Was heißt das?«

»Siehst Du, Du erschrickst dennoch und ich bat Dich so innig, es nicht zu thun. Ja, ich heiße das Weib eines Anderen, aber bin es nicht in dem Sinne, wie man es gewöhnlich auffaßt und wie Du es zu nehmen scheinst – ich *heiße* bloß Gräfin von Dingelstein, aber ich *bin* es nicht.«

»Gräfin von Dingelstein – gerechter Gott! Bruno's Weib –!«

»Still, mein Freund, sage ich. Ich trage vor der Welt seinen Namen, ja, eben *weil* er Bruno von Marchfeld-Dingelstein ist, aber sieh, Walther, und Du kannst mir glauben, seine Hand hat nur so lange in der meinen gelegen, als der Priester, der unser wunderbares Verhältniß kannte, über uns seinen zweifelhaften Segen sprach – später hat er nie, nie wieder meine Hand berührt und selten sogar hat er nur von ferne mein Auge erblickt –«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Wie ich es Dir sage – morgen, o wäre es doch erst morgen! sollst Du Alles erfahren. Jetzt aber, mein Freund, laß uns aufbrechen, wir müssen zur Pfarre in Glindow hinabsteigen.«

»Zur Pfarre? Warum denn dahin?«

»Weil dort unsere Wohnung für jetzt ist. Das aber kann ich Dir gleich auseinander setzen. Sieh, ich war vor etlichen Wochen schon einmal hier, aus Gründen, die Du kennen lernen wirst – Du hast auch gewiß von dem Besuche fremder Damen gehört?«

»Das warst Du?«

»Ich und Helene, die Schwester des Grafen, die Du für seine Gattin hieltest –«

»Heiliger Gott! Jetzt verstehe ich es – ja, ja, ihm, ihm allein sieht sie ähnlich – o wie war ich so blind!«

»Höre mich weiter an. Damals besuchte ich den Pfarrer in Glindow und Mariannens und ihres Vaters Grabhügel. Und da las ich mit dem größten Erstaunen meinen Namen auf dem Stein der Todten. Damals zuerst wurde mir klar, daß Du mich für gestorben hieltest, denn der junge kränkliche Pfarrer erzählte mir, daß ein Mann von Deinem Alter und Aussehen die beiden Gräber heilig hielte, daß er sie schmückte und in stiller Nacht oft und heimlich über ihnen betete. Ich erkundigte mich näher nach diesem Manne und erfuhr Deinen jetzigen Namen und Wohnort, ohne indessen zu wissen, daß Moritz Brand niemand anders als Walther Lund war. Ich suchte also diesen Moritz Brand auf, fand ihn aber nicht. Den Pfarrer jedoch hatte ich gebeten, sich näher nach Deinen Verhältnissen zu erkundigen und Dich selbst zu befragen, wen Du unter jenem Steine schlafend glaubtest. Der Mann besuchte Dich und fand Dich ebenfalls nicht. Am nächsten Tage reis'te er ab und in seiner krankhaften Zerstretheit

hatte er meinen Besuch und Auftrag sehr bald vergessen, bis er mir gestern, von seiner Reise zurückkehrend, auf der Eisenbahn in \*\*\* begegnete. Ich erkannte ihn sogleich wieder, setzte mich eine Stunde lang an seine Seite und erkundigte mich nach seinen damaligen Erfolgen. Er gestand ein, daß er den Auftrag vergessen, bot mir aber dagegen von Neuem seine Dienste an. Deren bedurfte ich aber jetzt nicht mehr, denn unterdessen war etwas Anderes, viel Wichtigeres geschehen. Jedoch konnte er mir eine andere Gefälligkeit erweisen und er that es sehr freundlich, indem er dadurch seinen früheren Fehler wieder gutzumachen hoffte. Er lud mich, Bruno's Schwester und Herrn von Stahr, der uns begleitet, ein, so lange seine Wohnung als die unsrige zu benutzen, bis die Angelegenheit beendet wäre, die uns hierhergeführt und die ich ihm in so weit vertraute, als es nöthig war. Da sind wir denn hergekommen und wohnen bei ihm, und so müssen auch wir uns jetzt dahin begeben, denn es ist unterdessen tiefe Nacht geworden und unsere Freunde werden unruhig über mein langes Ausbleiben sein, zumal ich ihre Begleitung, die sie mir anboten, zurückwies. Und wie, habe ich daran nicht Recht gethan, mein Walther, mußten wir nicht allein sein, wenn wir uns hier unter der alten Eiche wiederfanden?«

Walther nickte bloß mit dem Kopfe und lächelte ihr innig zu, sonst erwiderte er nichts mehr. Schweigend aber erhob er sich, da sie die Neigung zu gehen verrieth, schlug seinen Arm fest um ihren Leib und, sie auf diese Weise an sich pressend, schritt er langsam mit ihr den

Weg zur Pfarre hinab. Der Prediger aber und seine junge Frau, von der Reise ermüdet, waren schon längst zur Ruhe gegangen, und die Fremden störten sie nicht, denn da das junge Paar keine Kinder hatte, war es um so eher möglich gewesen, ihnen die ganze unbewohnte Hälfte des großen Pfarrhauses einzuräumen. Diese Gäste nun waren noch nicht zur Ruhe gegangen. Hell schimmerte das Licht aus ihren Zimmern durch die halbgeschlossenen Läden, und die beiden mitgekommenen Diener standen vor der Thür, ihre junge Gebieterin angstvoll erwartend, denn so lange hatten sie sie nicht allein in dem fernen Walde weilend vermuthet. Als sie daher das glückliche Paar von Weitem kommen sahen, traten sie ihm rasch entgegen und begrüßten die Herrin und ihren Begleiter, den sie ja auch kannten, denn es waren dieselben, die Walther Lund auf dem Schlosse zur Bedienung zuertheilt gewesen waren.

Da that sich die Thür des Zimmers auf und ein neues und erhebendes Schauspiel versetzte den träumerisch seligen Walther in eine abermalige Freude. Denn voran trat ihm Herr von Stahr entgegen und begrüßte herzlich den jungen Freund, der, keines Wortes mächtig und von seinen Empfindungen beinahe überwältigt, nur stumme Händedrucke und Dankesblicke hatte. Auch die Gräfin von Marchfeld, Bruno's Schwester, kam den Beiden liebevoll entgegen, und mit dem ersten Blicke, den sie auf die Glücklichen richtete, erkannte sie, in welcher Stimmung sie waren und welche süßen Erschütterungen ihre Herzen in Bewegung gesetzt hatten.

»Herr Walther Lund,« sagte die schöne Helene, »glauben Sie nun an den Lug und Trug, der die Welt erfüllt, da ich sie an Ihnen selbst geübt?«

»O, gnädigste Frau,« stammelte Anna's Geliebter, »in dieser Beziehung wußten Sie freilich besser als ich, daß die Welt voll Lug und Trug sei, als ich, Ihre Schwelle ahnungslos und hoffnungsarm betrat. Wenn aber aller Lug und Trug sich in ähnlicher Weise enthüllte, würde ich nicht unzufrieden damit sein.«

»Und Sie verzeihen, daß ich mich für Diese da in Ihr Vertrauen stahl?«

»Ob ich verzeihe? O, verzeihen Sie mir lieber, daß ich ein so undankbarer und kurzsichtiger Gast war, der sich sogar Nachts ohne Abschied von Ihrem Hause entfernte.«

»Sie haben sich dadurch am meisten selbst geschadet, mein lieber Freund, denn hätten Sie es nur die eine Nacht noch bei uns erträglich gefunden, so wäre Ihnen mit dem nächsten Tageslichte eine Morgenröthe aufgegangen, wie sie Ihnen wahrscheinlich in Ihrem Leben bisher noch nicht geleuchtet hat. Doch – Sie haben eine Abendröthe, oder vielmehr ein Licht der Nacht verlangt, welches vielleicht schöner gestrahlt hat, als jene – nicht wahr, Anna, mein Kind?«

»Still – das kümmere Dich nicht, meine Liebe; wir sind Beide damit zufrieden gewesen und nun sage ihm weiter nichts mehr, das Uebrige soll er morgen von mir selber erfahren.«

»Morgen?« rief Walther. »Ach, das ist eine lange Zeit!«

»Nicht so lange, mein lieber Walther, als Du bis jetzt auf mich gewartet hast. Nur eine kurze Nacht liegt zwischen uns und dann wirst Du die Beruhigung empfinden, daß gar nichts mehr zwischen uns liegt.«

»Und wann kann ich das Glück haben, Sie morgen früh wieder zu sehen, meine Damen?« fragte Walther, der instinktmäßig fühlte, daß die Scheidestunde für heute geschlagen hatte. »Du wirst uns frühzeitig genug bei Dir finden, mein Freund,« erwiderte Anna, »denn morgen früh um acht Uhr besuchen wir Dich, nicht Du uns; wir wollen in der Einsiedelei bei Dir sein, um uns auch einmal Deine Gäste zu nennen.«

Walther zuckte zusammen, er hatte keinen Ausdruck mehr, seine Freude zu zeigen, das menschliche Maaß der Anspannung seiner Empfindungen war längst überschritten, denn nur bis zu einer gewissen Gränze der Möglichkeit reicht das Gefühl für Freude und Schmerz in dem aus zarten Fäden gesponnenen Herzen des Menschen.

Wie er nun Allen eine gute Nacht sagte und sie ihn vor die Thüre begleiteten; was Anna ihm zuflüsterte, als sie sich zum letzten Male von seiner Brust riß – er hatte Alles, Alles vergessen, als er wieder draußen in Gottes freier Natur und allein war. Langsam schwankte er fort, nur einen kleinen Umweg machte er noch. Denn ehe er aus dem Dorfe schritt, begab er sich auf den Kirchhof, knieete bei den Gräbern nieder, wo er so oft in seinem Schmerze glücklich gewesen, und dankte Gott laut und innig für all' das wunderbare Gute, was er heute an ihm gethan. Dann aber schlich er, halb im Taumel der Freude

halb in Bewußtlosigkeit auf dem bekannten Pfade seiner stillen Heimat zu.

Aber je länger er ging und je näher er seinem Häuschen kam, um so mehr belebte sich unwillkürlich sein Schritt. Allmähig hob sich sein Kopf empor und seine Arme wurden wieder der Herrschaft seines Willens unterworfen, denn er hatte bisher einer Maschine geglichen, die ihre Schuldigkeit auf Geheiß ihres Meisters, nicht aber aus innerer, angeborener Nothwendigkeit erfüllt.

Er stand still und blickte sich in der stillen Nacht um. Tiefes Schweigen herrschte rings um ihn; nur die Sterne und der Mond über ihm wachten und blickten ihn mit ihren leuchtenden Augen voll und heiter in das bewegte Gesicht. »Gott im Himmel!« rief er laut und sank in die Kniee – »ist es denn wahr? Träume ich nicht? Ist hier nicht auch Lug und Trug im Spiele? Nein, nein, nein, es ist Wahrheit; ich habe sie wieder, sie ist mir zurückgegeben – o Du lieber Gott im Himmel, wie habe ich diese Seligkeit verdient!«

Und als hätte ihm dieses kurze aber inbrünstige Gebet wieder neue Spannkraft verliehen, erhob er sich ruhiger und schritt mit belebterem Schritte der Einsiedelei zu. Da lag sie schon in der Ferne vor ihm – o wie ganz anders trat sie ihm jetzt entgegen, als wenige Stunden zuvor! War es das frühere kleine Gebäude, was er da so still und heimlich vor sich sah? Nein, es war ein köstliches Schloß, voller Schätze und Reichthümer, deren alleiniger Besitzer und Gebieter er von nun an sein sollte.

»Halloh!« rief er mit schmetternder Stimme, als er näher gekommen war – »halloh! Auf! Ich komme, Sultan, hierher – sieh mich an!«

Augenblicklich war der treue Hund an seiner Seite und sprang hoch an seinen Herrn heran, »Heute aber wehrte dieser ihn nicht von sich ab, sondern er umfaßte, er umhals'te ihn vielmehr. »Sultan!« rief er, vom inneren Freudengefühl wie im Rausche sich aufraffend, »Sultan, freue Dich mit mir – ich habe sie wieder – ach! Du dummes Thier – Du verstehst mich ja doch nicht. Aber Frau Wolter, die soll mich verstehen – Halloh! halloh! Frau Wolter, Frau Wolter!« –

Obgleich schon Mitternacht vorüber, so war Frau Wolter doch wach geblieben, denn sie konnte vor Angst und Unruhe nicht schlafen gehen. Sie hatte einen ungeheuren Schreck gehabt. Gegen elf Uhr war sie, ruhigen Gemüthes, wie immer, nach Hause gekommen und hatte die Hausthür weit geöffnet vorgefunden. Sogleich hatte sie irgend einen unbestimmten Verdacht geschöpft, daß etwas Außerordentliches vorgefallen, und der war gestiegen, als sie ihren Herrn vergeblich gesucht und gerufen, und endlich auch sein Zimmer offen gefunden hatte. Sein Hut lag im Zimmer und auch sein Stock stand daneben, er mußte also in der Nähe sein. Als sie ihn nun eine Stunde vergeblich gesucht und erwartet, hatte sie der furchtbare Gedanke ergriffen, er sei ertrunken. Sie war an's Wasser gelaufen und hatte ihn auch da gesucht. Von dort war sie vor einer Viertelstunde in's Haus zurückgekehrt

und hatte sich weinend und schreiend in ihre Stube gesetzt – und so finden wir sie, als Walther voll jubelnder Freude in sein Haus zurückkehrte.

Kaum hörte sie den Hund sein Freudengebell ausstoßen und nun auch ihren Namen rufen, da kam sie herausgestürzt, denn sie wußte ja nun, daß ihr Herr am Leben und wohlauf sei. Da trat er schon in die Hausthür und sie hielt ihm in angstvoller Spannung das flackernde Licht entgegen. Aber wie sonderbar sah er aus – was war denn schon wieder mit ihm geschehen? Seine Haare hingen verworren über sein Gesicht herab und das Gesicht selbst war bleich und von Thränen naß, wie das ihrige, aber in seinen Augen lag eine unaussprechliche Rührung, eine freudige Gewalt, der sie keinen Namen zu geben wußte.

»Herr Brand, Herr Brand – Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind« – waren ihre ersten Worte.

»Ach was, Frau Wolter!« antwortete er ihr und umfaßte sie und zog sie an sich. Sie aber wurde plötzlich ganz still und sah ihn mit namenloser Verwunderung an, denn so war er ja nie gegen sie gewesen.

»Mein Gott, was ist Ihnen denn, Herr Brand? Sie kommen mir ganz wunderbar vor.«

»Ich mir auch, liebe Frau, das ist das rechte Wort. Aber glücklich bin ich, glücklich, Frau Wolter, wie ich es nie gewesen. – Denn seht, Ihr habt doch recht gehabt, ich bin doch auf die Freite gegangen und habe mir eine Braut geholt.«

Frau Wolter schüttelte ungläubig und noch immer angstvoll den Kopf. Ihr Herr kam ihr wie nicht ganz bei

Verstande vor, sein Wesen war so himmelweit von seinem früheren verschieden, daß sie ihn gar nicht wieder erkannte.

»Glücklich?« fragte sie, als er bei ihr unten in der Stube saß, was er seit Jahren nicht gethan, und sie lächelnd, aber wieder sprachlos anstarrte.

»Sind Sie wirklich glücklich und haben Sie sich eine Braut geholt, Herr Brand?«

»Ach, lassen Sie den Namen Brand fahren, Frau Wolter – ich heiße nicht Brand – ich will nicht mehr so genannt sein!«

Die Frau sprang auf; nun war sie ernstlich besorgt. »Er hat wahrhaftig den Verstand verloren!« sagte sie zu sich, »er kennt seinen Namen nicht mehr. »Ach Gott, es ist also wirklich ein Unglück geschehen!«

Die letzten Worte sprach sie wider Wissen laut aus.

»Nein, Frau, nein,« rief Walther Lund. »Es ist ein Glück geschehen – ach, und so groß, daß ich es Euch kaum sagen kann!« Und nochmals von seinen Gefühlen überwältigt, fing er laut zu weinen an, und erst als dieser Sturm eine Weile gedauert hatte, konnte er ihr, die mit ihm weinte, obgleich sie nicht wußte, warum, in wenigen abgerissenen Worten erzählen, daß ihm ein unerwartetes Glück begegnet, daß er morgen früh um acht Uhr vornehme Gäste erwarte und daß bis um diese Zeit das Frühstück bereit sein müsse.

Als er vom Frühstück sprach, glaubte ihm Frau Wolter erst vollständig. Das war ihr Fach. Sie erkundigte sich noch nach Mehrerem und erfuhr die Wahrheit, so weit sie

für sie geeignet war. Dann leuchtete sie ihrem Herrn die Treppe hinauf und zündete ihm die Lampe an. Er aber, von übermenschlichen Regungen vollkommen erschöpft, warf sich auf sein Bett, ohne sich zu entkleiden, und war glücklich genug, fast augenblicklich vom tiefsten Schläfe ergriffen zu werden.

#### SECHSTES KAPITEL. EIN MORGENSPAZIERGANG AUF DER RÖMERSCHANZE.

Sechs Stunden ununterbrochenen und nur von den süßesten Träumen durchwebten Schlafes hatten vollständig hingereicht, Walther Lund's rüstigem Körper die durch ungewöhnliche Gemüthserschütterungen ihm ent-rissene Spannkraft und Geistesfülle wiederzugeben, die ihm von jeher in allen Lebenslagen zu Gebote gestanden hatten. Als er um sechs Uhr am nächsten Morgen erwachte, sich nach dem Fenster umwandte und die fröhlich murmelnden Wellen im jungen Strahle der Morgensonne glitzern sah, sprang er unruhig empor, als hätte er die wichtigste Stunde seines Lebens verschlafen, denn, merkwürdig genug, er war sich im ersten Augenblick des Erwachens aller vorgefallenen Einzelheiten vollkommen bewußt, dafür hatte der gütige Traumgott gesorgt, der sein Erinnerungsvermögen rege und wach erhalten hatte. Erst das neue Tageslicht erfüllte ihn wieder mit Zweifeln und er mußte sich rasch Wort für Wort wiederholen, was ihm die nächtliche Erscheinung gestern unter der alten Eiche gesagt, um sich wieder vollständig in sein Glück zurecht finden und mit Ergebung die kommenden Stunden

erwarten zu können, die ihm der Verabredung gemäß jederlei Aufklärung bringen sollten. Rasch war er daher in die nothwendigsten Kleider geschlüpft, um, an der bereits thätigen Frau Wolter vorübergehend, das Seeufer zu gewinnen. Hier stieg er in seinen Kahn, ergriff die Ruder und mit ein paar kräftigen Zügen brachte er sich so weit in den See hinein, daß ihn vom Lande aus kein Menschenauge mehr erkennen konnte. Mit einem Jubelschrei sprang er darauf in die silbernen Wellen, schwamm einige Male dem davongleitenden Nachen nach, holte ihn zurück und tauchte dann tief auf den Grund des Sees; denn ihm war zu Muthe wie einem Uebergelücklichen, der seine herrlichsten Erwartungen über alles Maaß hinausgerückt sieht und der, da er nicht in die Wolken springen kann, um in seinem Freudensturm, den Himmel zu gewinnen, doch den Grund des Sees suchen muß, um wenigstens in einer Richtung ein unabsehbares Ziel zu erreichen.

Als er nun in den frischen Morgenlüften und dem kühlen Bade seine Lebensgeister genügend erquickt hatte, kehrte er schnell in sein Haus zurück und begann, sich mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt anzukleiden. Denn er glaubte zu fühlen, daß es nöthig sei, einen besseren und ruhigeren Eindruck auf die Begleiter Anna's hervorzu- bringen, als wahrscheinlich am vergangenen Abends geschehen, wo er mit fliegenden Haaren und verworrenen Kleidern vor sie getreten war. Als er auch damit zu Stande gekommen, ging er in das Unterhaus und begrüßte Frau Wolter wie ein vernünftiger Mensch, um auch ihr sich wieder von seiner gewöhnlichen Seite zu zeigen. Aber

sie stieß dennoch einen Verwunderungsschrei aus, als sie ihn, wie sie sagte, ›so schön‹ vor sich sah.

»Ach, was werden die vornehmen Damen sagen –«

»Wenn sie einen schlechten Kaffee bekommen,« unterbrach sie der ungemein heitere Herr Brand.

»Ja, das sollte mir wohl noch in meinen alten Tagen begegnen! Wenn Sie sich noch nie geirrt haben, Herr, darin haben Sie sich gewiß geirrt!«

»Das sollte mir lieb sein. Aber nun ordnet auch den Tisch, wie es sich gebührt, wenn man liebe Gäste erwartet. Wir frühstücken im Schreibezimmer.«

»Im Schreibezimmer?« fragte ungläubig Frau Wolter; denn daß dies Heiligthum von Fremden betreten werden sollte, konnte sie sich unmöglich vorstellen.

»Wie ich Euch sage!« rief der unruhige Mann, den es nicht länger im Zimmer duldete und die frohste aller Erwartungen in's Freie trieb.

Er trat hinaus und erreichte den Wald. Da schaute er hoch auf. Welch ein herrlicher Morgen umstrahlte ihn und umwehte seine Schläfe, die schon wieder anfangen, sich von der inneren Flamme zu erhitzen, die in seinem Herzen brannte. Diamantene Thautropfen glänzten auf allen Blättern und Gräsern, erfrischt, neu geboren war die ganze ihn begrüßende Natur, als wenn auch sie sich durch belebenden Schlaf gestärkt hätte und durch ihren reichsten Schmuck Antheil an seinem Glücke nehmen wollte. Leise, kaum fühlbar strich ein balsamischer Südwind durch die lispelnden Wipfel, und ihm nach zuckte der blitzende Sonnenstrahl, als wollte er den Füchtigen

einholen und küssen, der sich aber nichts aus seiner Liebe zu machen schien und spurlos dahin wehte und auch kein Strahl des goldenen Lichts ihn erreichte.

»Das ist ein Morgen,« sagte der noch Einsame, »ganz zum Spaziergange geschaffen, wie mir einer bevorsteht – aber ich wünsche doch, sie kämen bald, mir wird die Zeit schon lang. Ich bin recht einfältig gewesen, mich nicht nach dem Wege zu erkundigen, den sie wählen wollten, aber ach! Was habe ich nicht alles vergessen, und was werde ich nicht noch erfragen müssen! O« – und wieder einmal zog zur Abwechslung, damit er nicht ganz in Seligkeit vergehe, eine rauhe Besorgniß durch seine Brust und stellte so nach Fug und Recht das menschliche Gleichgewicht zwischen Furcht und Hoffnung wieder in ihm her.

Es war einige Minuten nach acht Uhr. Er schaute sehnsüchtig alle Wege des duftigen Waldes hinab, ob er nicht schon von Weitem die herannahenden Gäste erspähe. Wenn er es sich aber recht überlegte, so konnten sie noch nicht gut zur Stelle sein, denn sie hatten einen weiten Weg vor sich und man konnte doch nicht wohl annehmen, daß sie, die auch ermüdet und spät zur Ruhe gekommen waren, schon um sieben Uhr sich wieder auf den Weg gemacht haben würden. Aber, Augen wie Anna's Augen, und ein Herz, wie das ihrige, bedürfen nur geringer Erholung, um wieder munter und frisch zu sein, das sollte Walther sehr bald erfahren. Denn nicht lange hatte er nach der Seite hingeschaut, woher sie des Weges ziehen mußten, so sah er die strahlenden Gewänder der

Frauen von Weitem durch die Gebüsche schimmern. Da konnte er nicht länger ruhig auf seinem Wachtposten stehen bleiben; aller weislich gefaßten Vorsätze, sich mit vollkommener Seelenruhe zu wappnen und zu zeigen, im Augenblicke des erscheinenden Glücks sich entschlagend, flog er mit offenen Armen der Wiedergefundenen entgegen, und sie, weit den Ihrigen voraus, kam ihm eben so zugelaufen, und noch einmal fielen sie Brust an Brust und fanden dadurch die Wahrheit bestätigt, die ihnen die vergangene Nacht so süß verkündigt hatte.

Da lös'ten sie sich von einander los und schauten sich nun bei'm vollen klaren Tageslichte, so ruhig wie sie konnten, an.

»Anna!« rief Walther entzückt, »wo bist Du die zehn vergangenen Jahre Deines Lebens gewesen? Du hast nicht in gewöhnlicher Luft geathmet, sondern im viel verschönerndem Aether, denn Du bist, stattlicher nicht allein und vollkommener, sondern auch schöner und lieblicher geworden.«

»Meinst Du, mein Lieber, daß ich auch darin so glücklich wäre, wie jetzt in allen übrigen Dingen? Nun, es ziemt sich wohl nicht, daß ich Dir diese, einer Frau immer angenehme Begrüßung mit Wucher zurückgebe, aber – wenn Du etwas von mir dagegen hören willst, so muß ich Dir sagen, daß ich mit Dir auch ganz zufrieden bin!« Und sie hing sich nach einem liebevollen Blicke, den sie über seine schöne Gestalt laufen ließ, fest in seinen Arm und führte ihn der langsam näherschreitenden Gräfin Helene von Marchfeld zu.

»Gnädigste Gräfin!« redete Walther diese an, indem er tief den Hut vor ihr zog. »Erst jetzt kann ich Sie mit Ruhe begrüßen, wie ich es Ihnen so tausendfach schuldig bin – gestern war ich kein Mensch – ich war aus mir selber gerückt. Darf ich hoffen, daß Sie mir Verzeihung angedeihen lassen?«

»Herr Walther Lund,« erwiderte die schöne Dame und reichte ihm, die Hand, die er ehrfurchtsvoll küßte, »Männern, wie Sie, sind, und in einer Stimmung, wie Sie sie gestern hatten, verzeiht ein weibliches Herz Viel, denn Sie waren, wie Sie auch waren, nur zu Ehren unseres Geschlechtes aus sich selber gerückt. Wollte Gott, daß alle Männer auf gleiche Weise von ihrer Liebe durchdrungen wären, dann könnte man ihnen schon verzeihen, daß sie alle übrigen Frauen über die eigene Geliebte vergessen. Jetzt aber lassen Sie uns weiter ziehen, denn wir zwei nüchterne Menschen wenigstens, Herr von Stahr und ich, bringen Ihnen Appetit in's Haus, nachdem wir früher als gewöhnlich einen so weiten Weg zurückgelegt.«

Nachdem Walther auch den alten Herrn von Stahr herzlich begrüßt, setzte sich der kleine Zug in Bewegung und bald hatte man die Einsiedelei erreicht, die so lieblich und harmlos in ihrer Einsamkeit den Gästen entgegen lächelte, daß man sogleich und zuerst ihr Aeußeres von allen Seiten in Augenschein nahm. Die Damen waren von der Stille der Waldwohnung und dem Frieden, der um sie her ausgegossen war, entzückt. Da störte die Frohen Frau Wolter, die in ihrem besten Sonntagsstaate herausgetrippelt kam, um sich den vornehmen Besuchern

ihres Herrn vorzustellen. Kaum aber hatte sie ihr Auge auf die beiden Damen und die Bekleidung der folgenden Diener geworfen, so schrie sie laut auf: »Ach Gott, ach Gott, Herr Brand; was sehe ich!«

»Nun, was seht Ihr denn, Frau Wolter? Ich hoffe doch nicht etwa – Gespenster!«

»Das ist ja der geheimnißvolle Besuch von neulich – Sie wissen doch noch, als Sie nach der Stadt gegangen waren – ich erkenne die beiden schönen Damen sogleich wieder.«

Die beiden schönen Damen aber lächelten, begrüßten die gute Frau herzlich und folgten den Herren, die bereits in Walther's Schreibzimmer getreten waren. – Hier aber fand abermals ein Aufschub des Frühstücks statt. Für Anna war dieses Zimmer ein Heiligthum – hier hatte ihr armer Freund mehr als drei der besten und doch traurigsten Jahre seines Lebens verbracht und doch so schöne, herrliche Worte geschrieben. O, das fiel ihr schwer und süß zugleich auf's Herz. Jeden Winkel durchforschte sie beinahe, jedes Buch nahm sie in die Hand, und an der herrlichen Aussicht auf den See, und den jenseitigen Wald hinaus und hinüber schien sie sich nicht sättigen zu können.

Während sie sich aber mit Walther und dieser sich nur mit ihr beschäftigte und Beide sich mit wenigen Worten Alles verständlich machten, nahmen die beiden Anderen Platz und langten von dem herrlichen Brode und der frischen Butter zu, welche ihnen Frau Wolter, neben dem besten Kaffee aufgetischt hatte. Alle aber stimmten darin

überein, nie ein so einfaches und so wohlschmeckendes Frühstück genossen zu haben.

»Mir scheint,« sagte die Gräfin Helene, »Ihr Einsiedlerleben ist nicht so reizlos gewesen, wie ich mir dasselbe oft vorgestellt. Ihre Wohnung ist eben so schön gelegen, wie Ihr Tisch wohl bestellt.«

»Sie haben Recht; wenn der Kummer nicht im Herzen gewesen wäre, hätte ich mich im Paradiese träumen können, denn hier mit einem süßen Weibe in stiller Wald-einsamkeit zu leben, müßte selbst einem Epikuräer eine Wonne erscheinen.«

Anna lächelte der Freundin heimlich zu, griff aber schon nach ihrem Strohhut. »Ihr bleibet hier,« sagte sie, zu Herrn von Stahr und der Gräfin gewandt. »Ihr genießt die schöne Aussicht und den Frieden, den mein Freund so lange genossen, während Walther und ich einen Spaziergang antreten, wie wir ihn lange nicht zusammen unternommen haben.«

»Wirst Du aber auch die Stunde nicht vergessen, Anna?« erinnerte leise die Gräfin.

»Nein, meine Liebe, nein! Um zwölf Uhr spätestens sind wir wieder da; soviel Zeit müßt Ihr uns gönnen – verlaß Dich auf mich.« Und Beide grüßend und Walthern mit sich fort winkend, entschwanden die Glücklichen und ließen die Freunde voll schweigender Theilnahme zurück.

Anna aber, am Arme Walther's hängend, schritt langsam mit ihrem Freunde in den Wald hinein, und ohne daß sie es sich gesagt, wählten sie den schattigen Weg,

der nach der Römerschanze führte. Beide schwiegen anfangs, denn es mochte wohl schwer sein, die Fülle der Wonne zu eröffnen, von der ihre Herzen überschwollen. Endlich zog Anna den Arm Walther's näher an sich und schaute ihm liebevoll lächelnd in's Angesicht.

»Walther,« sagte sie – »Du schweigst –«

»Auch Du schweigst, Anna! Das kommt daher, weil wir uns so viel zu sagen haben, daß wir nicht wissen, wo wir beginnen sollen. Ach, Jahre werden vergehen, ehe ich Dir Alles mitgetheilt, was ich für Dich in meinem Innern gesammelt habe.«

»So geht es auch mir, mein theurer Freund! Aber da, stecke mir die Handschuhe ein und nimm meine Hände, wie Du sie sonst gefaßt hast – o welche Wonne, Walther, wieder so ganz bei einander zu sein!«

»Es war uns ja immer das höchste Glück, Anna, uns innig zu erfassen, zu –«

»Nun was? So thue es doch –«

Er schüttelte leise den Kopf. »Du hast zu kostbare Kleider an,« sagte er zögernd – »ich wage nicht, Dich zu umschlingen –«

Aber schon lag sie an seinem Halse und achtete der kostbaren Kleider nicht, die sie zerknitterte.

»Da, Walther, da hast Du mich – halte mich fest so – ich halte Dich auch fest – jetzt soll uns kein Mensch mehr aus einander reißen –«

»Das dachte ich mir früher auch, Anna –«

»Da gab es noch eine Scheidewand zwischen uns –«

»Giebt es jetzt keine mehr, wirklich nicht, Anna –«

»Nein, mein Freund, keine – ich sage es Dir und Du magst mir glauben.«

So erreichten sie in liebevollem Geplauder die Schanze, und Anna stand an den geliebten Mann gelehnt, fest an seine Brust gepreßt, wieder auf der alten bekannten Stelle und begrüßte die Bäume, das Wasser und die dahinter rosig hervortauchende Landschaft. Da überkam Beide ein hochherrliches Gefühl, das sie lange nicht genossen hatten. Schweigend gingen sie wieder wie damals, von ihren Armen umschlungen, dicht neben einander auf und nieder und nur ihre trunkenen Blicke flüsteren sich die innere Wonne zu, die sie ganz und vollkommen erfüllte. Endlich sagte Anna zuerst wieder:

»Walther, mein Freund, hier sieht uns Niemand, als wieder Gott allein, der so oft Zeuge unseres Glückes und unserer Seligkeit gewesen. Hier hänge ich also meinen Hut an den Baum und lasse meine dunklen Locken fliegen, wie damals, als ich noch ein junges Mädchen war. Ich trage sie nicht mehr so wie früher, wie Du siehst, aber heute, wo ich wieder jung und bei Dir bin sollst Du die Empfindung haben, als wäre noch Alles so wie sonst, und Du mußt wieder mit meinen Haaren spielen können wie damals, weißt Du es noch?«

Rasch hatte sie gethan, wie sie sagte, und der leichte Hut, mit dessen seidenen Bändern der Morgenwind spielte, hing schon an dem schwankenden Zweige und bewegte sich hin und her, als sei er unwillig darüber, den schönen Ort, auf dem er eben so zierlich geruht, so bald wieder verlassen zu müssen. Lang herunter dann ließ sie

die schweren, glänzenden Locken fallen, die ihre Wangen und Schultern dicht umringelten. Ach, und er küßte diese Haare, diese Wangen, diese Schultern und hatte das unbeschreibliche Gefühl, als wäre wirklich die ganze Zeit, wo er sie nicht geküßt, ein Traum gewesen, und er wäre eben erst mit Anna erwacht zum ersten und ungestörten Vollgenusse ihres gegenseitigen Lebensglückes.

»So,« sagte sie, »nun komm – wie damals wollen wir auf dem Walle umhergehen, als Du mir Deine Neigung enthülltest – weißt Du auch das noch?«

»Ich weiß es und bin zur Wiederholung desselben bereit –«

»O, ich nehme es dankbar an, wie zu jener Zeit – da, nimm meine beiden Hände und mache es noch einmal so. So, mein Freund, das *war* schön und *ist* noch viel schöner. Heute aber will *ich* sprechen und Dir meine kurzen Schicksale erzählen.«

Und ihre Arme um einander schlingend und lange auf- und niederschreitend, bereiteten sich Beide vor, sie – zu erzählen, und er – zu hören, was ihm noch bis jetzt verborgen war.

»Du warst auf der Reise, mein Freund,« begann Anna ihre Erzählung, »und nur von Zeit zu Zeit langten die traulichen Boten Deiner Liebe in unserer Einsamkeit an; wie wohl sie mir thaten, welchen Muth und welche Hoffnung ich aus ihnen schöpfte, brauche ich Dir heute wohl nicht mehr auseinander zu setzen. Die Verhältnisse im Pfarrhause sind Dir bekannt, auch habe ich Dir geschrieben, daß sich die Pfarrerin damals in so fern geändert

oder wenigstens ein anderes Benehmen angenommen hatte, als sie häufiger mit uns Mädchen und selbst ihrem Manne Umgang pflog und auf diese Weise, freilich zu spät, ein traulicherer Ton im Verkehr und Gespräch unter uns zu herrschen anfang. Ob das eine natürliche Umwandlung oder ob das nur eine künstliche Berechnung ihrerseits war, wie Du es auffaßtest, wurde mir damals nicht sogleich klar, obgleich ich niemals ganz vom dem Ersteren überzeugt war; jetzt aber weiß ich gewiß, daß sie eine Verrätherin an uns Allen war, denn der schurkische Brief, den sie an Dich nach Warschau schrieb, hat sie mir gänzlich und für immer entlarvt. So vergingen beinahe anderthalb Jahre, ohne daß etwas Bemerkenswertes bei uns geschah. Der Pfarrer setzte sein gewohntes Leben mit uns fort und die Pfarrerin entwickelte immer mehr Aufmerksamkeit gegen uns, namentlich aber gegen mich. Nur einen Schmerz empfand ich außer Deiner Abwesenheit damals – Deine Briefe kamen immer seltener und seltener –«

»Wie?« rief Walther. »Ich habe ja immer an ganz bestimmten Tagen, unserer Verabredung gemäß, an Dich geschrieben.«

»Höre nur weiter, mein Freund – und in mir stieg der seltsame Verdacht auf, daß sie auf irgend eine von mir nicht zu enträthselnde Weise von der Pfarrerin unterschlagen würden. Ich deutete dem Pfarrer leise, um dem guten Manne nicht wehe zu thun, diesen meinen Verdacht an; er sprach auch mit seiner Frau darüber, aber endlich beruhigte er mich selbst, indem er sich auf ein

heiliges Versprechen derselben berief, daß sie an den ausbleibenden Briefen schuldlos sei. – Doch nun trat ein wichtiger und bedeutungsschwerer Zeitpunkt für uns Alle ein. Du warst damals in Warschau, es kam Dein erster Brief, den ich von dort aus empfang, ach! und Dein letzter überhaupt –«

»Nur *einen* Brief hast Du aus Warschau von mir empfangen? Und ich habe wenigstens viermal von dort aus geschrieben!«

»Das stimmt vollkommen mit meiner Vermuthung überein. Also Du warst in Warschau. Ich befand mich in Unruhe, daß Du so selten schriebst, aber der Vater und Marianne trösteten mich, indem sie alle möglichen Gründe erschöpften, die ausbleibenden Briefe oder das Hinderniß, welches Dich vom Schreiben abhielt, zu erklären. Die Pfarrerin vorzüglich schob die Schuld davon auf das Verhältniß, in welchem Du zu dem Grafen standest. Du würdest nicht hinreichend Dein eigener Herr sein, die Zeit würde von Deinen Pflichten in Anspruch genommen, und was sonst noch für wohlklingende Gründe sie erfinderisch anzuführen wußte. Die Abscheuliche! Und doch wußte sie bestimmt, wie oft und fleißig Du mir schriebst, denn ich weiß es nun gewiß, daß sie mir Deine lieben Briefe entwendet hat.

Da brach plötzlich jene schreckliche Krankheit in unserm Dorfe aus, von der auch in dem Schreiben der Pfarrerin an Dich wahrheitsgemäß die Rede ist. Ach! das war eine traurige Zeit für uns und alle Familien der Umgegend. Haus bei Haus kehrte allmählig der Plagegeist ein

und tödtete Groß und Klein. Der arme Pfarrer litt am meisten dabei. Er fing schon an gebrechlich zu werden und war ja, wie Du weißt, immer schwächlich gewesen, nun sollte er Tag und Nacht an die gefährlichen Krankenbetten gehen und Sterbenden und Ueberlebenden Trost und Beistand sprechen. Wir fürchteten alle für ihn und das leider nicht umsonst.«

»Aber warum zoget Ihr Frauen denn nicht aus dem verpesteten Dorfe fort?«

»Tausendmal bat uns darum der Pfarrer, aber wir konnten uns nicht entschließen, ihn inmitten der Gefahr und der allgemeinen Trostlosigkeit allein zu lassen, obgleich die Pfarrerin sehr dazu geneigt schien. Da sie aber erkannte, daß wir Mädchen den Vater nicht verlassen wollten, schämte sie sich allein zu gehen, und so blieb sie – leider! zu unserem Verderben!

Plötzlich erkrankte der Vater. Marianne und ich wichen nicht von seinem Lager, wir wechselten uns stündlich in seiner Pflege ab, und auch die Pfarrerin war häufiger als sonst in seiner Nähe. Sie und ich trugen die damaligen Mühen und Sorgen am leichtesten, denn wir waren an Körper die stärksten und an Geist die muthigsten. Marianne aber erlag sehr bald ihrer kindlichen Sorgfalt. – In wenigen Tagen ergriff auch sie die böse Krankheit, und der Arzt erklärte sie und den Vater in gleicher Gefahr. Nun erst erfaßte mich eine namenlose Angst. Sollte ich diesen theuren Mann und die geliebte Schwester und Freundin zugleich verlieren und dann mit der Pfarrerin allein in der Welt zurückbleiben? O, mein Freund,

das war ein schrecklicher Gedanke, und ich wage nicht, Dir meine damalige Lage vollkommen zu enthüllen. Genug, ich war der Verzweiflung nahe und wurde ihr ganz zur Beute, als der Pfarrer und Marianne, Beide in einer Nacht, fast in derselben Stunde, ihren Geist aufgaben. Schreiend, meiner Besinnung nicht mehr mächtig, warf ich mich über den Sarg Mariannens und beschwor sie, mich mitzunehmen; sie aber hatte kein Erbarmen mit mir, sie ließ mich zurück.«

»Wie,« sagte Walther, »Du lagst wirklich, vielleicht mit aufgelös'ten Haaren, über dem Sarg der Schwester?«

»Ja, mein Freund, so that ich in meinem unbeschreiblichen Schmerz.«

»Dann hat der alte Küster doch nicht im Wahnsinn zu mir gesprochen,« erwiderte Walther sinnend, »dann hat ihm das richtige Bild vor Augen geschwebt. O, warum habe ich nicht mehr auf seine Worte geachtet!«

»Das ist vorbei, Walther, Du änderst es nicht; aber höre mich weiter an. Kaum waren der Pfarrer und Marianne zu ihrer Ruhestätte im Kirchhofe getragen, das fühlte auch ich mich von der bösen Krankheit ergriffen. Doch ging Alles damals so schnell und übereilt vor sich, daß ich mich nur in geringem Grade auf jedes Einzelne besinnen kann. Ich weiß nur noch, daß ich in seiner Nacht, an heftigen inneren Schmerzen leidend, in meinem Bette lag, als eine große Unruhe im Hause entstand. Es war in Folge eines einschlagenden Blitzes das Feuer ausgebrochen, wovon Du ebenfalls aus dem Briefe der Pfarrerin erfahren. Wie schnell auch das geschah, in welcher

Gefahr ich schwebte, lebendig zu verbrennen, wußte ich glücklicherweise nicht. Plötzlich schlug ein Mann mit einer Axt die Thür meines Zimmers ein und sprang, geschwärzt vom Qualme und von einem glühenden Rauchwirbel gefolgt, an mein Bett. Trotz meines Schreckens, meiner unverständigen Bitten, mich liegen zu lassen, ergriff er mich mit derber Faust und trug mich durch züngelnde Flammen und über stürzende Balken hinweg, aus dem Haus.«

»Der Edle! Schade, daß er durch eine so schmachvolle Lüge nachher die schöne That befleckte! Nicht wahr, es war der Müller, der Dich gerettet?«

»Er war es – und die Pfarrerin schien ihm sehr dankbar für seine Aufopferung zu sein, denn – sie hatte lange Zwiegespräche mit ihm, die leider, wie ich aus Deiner Schrift ersehen, abermals Lug und Trug im Gefolge hatten, denn er wußte sehr wohl, daß ich, die schwarze Anne, das gerettete Mädchen, die weiße aber die gestorbene war. – Von meinem damaligen Befinden in der Nacht nach dem Brande habe ich nur noch eine schwache Erinnerung bewahrt, denn, wie gesagt, ich war sehr krank. Der heftige Eindruck aber, den meine Nerven durch die neue Gefahr erhielten, mußte ein günstiger für meine Krankheit gewesen sein; denn als ich mich ruhig und gesichert in dem Bette des Küsters befand, wohin mich der Müller getragen, fühlte ich mich außerordentlich erleichtert, und in der That genas ich sehr schnell, so daß ich

schon an einem der nächsten Tage in einen Wagen gesetzt werden und mit der Pfarrerin eine kurze Reise antreten konnte. Aber ach! obgleich ich bald ganz genes, befand ich mich doch in einem trostlosen Gemüthszustande. Der Verlust Mariannens und des theuren Vaters hatte mir eine unheilbare Wunde beigebracht. Wunderbar gütig, trostreich und beinahe mütterlich betrug sich damals die Pfarrerin gegen mich. Und das hatte wohl seine guten Gründe, denn ich war ja diejenige, von deren Vermögen sie sich erhielt; hätte sie auch mich verloren, so wäre sie von fast allen Hülfemitteln entblößt gewesen, denn die Gelder, die von meinen Verwandten für meine Erziehung und Unterhaltung vor wie nach gezahlt wurden, flossen pünktlich und reichlich in ihre Kasse, wovon ich in meiner Jugend nie eine rechte Vorstellung gehabt habe und erst später die ganze Wahrheit erfuhr.

Von Berlin aus, wohin sie wirklich mit mir gegangen setzte sie sich mit allen möglichen verwandten und bekannten Menschen in Verbindung; allen theilte sie unsere Schicksale mit und von fast allen Seiten flossen reichliche Beisteuern herbei. Eines Tages aber erhielt sie zwei Briefe, einen aus Wien und einen aus Warschau. Ersteren schrieb ihr eine entfernte Verwandte und bot ihr ein Asyl bei sich an; letzterer kam von meinen Verwandten, die mich, da ich erwachsen war und meine Erziehung ihnen also keine Sorge mehr verursachte, ernstlich in ihre eigenen Hände zurückverlangten.

Sie beschloß beides, eins nachdem andern, auszuführen. Ach, und so mußte ich unsere Heimat verlassen, ohne auch nur noch einen einzigen Brief von Dir erhalten zu haben. Ich weinte, ich klagte, ich bat die Pfarrerin fußfällig, dafür zu sorgen, daß mir die Nachrichten von Dir unverkürzt zukämen, und sie, sie tröstete mich mit so warmer Theilnahme, mit so aufrichtig klingenden Worten und einer so herzlichen Zuversicht, daß sich Alles zu meinem Besten wenden würde, daß ich ihr vollkommen glaubte und beinahe dadurch wieder aufgerichtet wurde.

So gingen wir nach Wien und wurden von den Verwandten der Pfarrerin gastfrei genug aufgenommen. Aber diese Aufnahme entsprach den glänzenden Erwartungen des hochmüthigen Weibes durchaus nicht; ihre Verwandten waren nicht reich, ja nicht einmal wohlhabend, wir mußten uns beschränken in Wohnung, Kost und Vergnügen, und das ertrug ihr eitles Herz nicht lange. Daher beschloß sie nach Warschau zu reisen und meine reicheren Angehörigen aufzusuchen. Zuvor aber erfüllte sie mir den Wunsch, den ich so oft und so innig ungehört vor ihr ausgesprochen hatte, und ging mit mir nachdem Bankierhause, durch dessen Vermittelung unsere Briefe bisher besorgt wurden. Ich werde den Unglückstag nie vergessen, an welchem dies geschah. Ich war voller Hoffnung, wie nie, und mein Herz hüpfte vor Freuden, denn ich bildete mir ein, der gütige Mann werde im Stande sein, mir Auskunft über Dich zu geben und vielleicht überdieß noch Deine liegen gebliebenen Briefe einhändigen.

Ach ja, er gab mir Auskunft über Dich, aber was für welche! Er händigte mir auch Briefe ein, aber es waren meine eigenen, die er an Dich nicht mehr hatte absenden können.

Wir traten bei ihm ein und nannten unsere Namen. Der anwesende Geschäftsführer, ein ältylicher Mann, nahm uns wohlwollend genug auf. Kaum aber hatten wir Deinen Namen genannt, so wurde er betreten, zuckte mit den Achseln und sah uns mitleidsvoll an. ›Also, Sie wissen es noch nicht?‹ fragte er. ›Darum, darum auch senden Sie mir noch immer Ihre Briefe an ihn! O! Sie haben mir aber nicht Ihren letzten Aufenthaltsort genannt, meine Damen, sonst hätte ich Ihnen diese Schreiben längst zurückgeschickt.‹

›Und warum denn das?‹ fragte ich aufgeregt und voll geheimer Furcht, etwas Schreckliches zu hören.

Der alte Mann sah mich erbleichend an und trat an sein Pult. Hier nahm er meine Briefe heraus, die ich zuletzt an Dich geschrieben, und endlich mit zögernder Hand ein Zeitungsblatt aus Warschau, worin jene fürchterliche Anzeige stand, die Du ja selbst kennst. Nachdem er sie uns, die wir starr und unbeweglich vor ihm standen, vorgelesen, sagte er: ›Aber er ist todt, jener Walther Lund, meine Damen, ich bedaure es; aber ich kann es leider nicht ändern.‹

›Das ist nicht wahr, mein Herr!‹ rief ich mit herzhaft unterdrückten Thränen aus. ›Walther Lund ist niemals ein Dieb gewesen, und kann keiner sein, und eben so

wenig ein Mörder. Das ist Lug und Trug – das ist eine Abscheulichkeit – ich kenne ihn besser!«

Woher mir der Muth kann, so zu sprechen, weiß ich nicht, aber von jenem Augenblicke an, wo ich diese niederträchtige Anzeige las, gab mir Gott die Kraft und die Einsicht, die Wahrheit derselben nimmer mehr, und ebensowenig an Deinen Tod zu glauben. Vielmehr stieg in mir ein schrecklicher Verdacht auf, daß die Pfarrerin, um uns auf ewig zu trennen, die Veranlassung zu diesem Betrüge gegeben habe, und daß ich gegen sie wie gegen eine Schlange auf meiner Huth sein müsse. Freilich täuschte ich mich darin, aber ein instinktartigtes Gefühl in meiner Brust lehnte sich gegen diese Frau immer ernstlicher auf und von dieser Zeit an glaubte ich ihr nichts mehr, was sie auch sagte und so sehr sie sich bemühte, mir in Vertrauen und Neigung täglich näher zu treten. Ich bat mir von dem Bankier das verhängnißvolle Blatt aus und trieb die Pfarrerin nun selbst zu der Reise nach Warschau an, um mich mit meinem eigenem Sinnes von der Unwahrheit jener Nachricht zu überzeugen.

Mit welchen Gefühlen ich die Reise nach Warschau zurücklegte, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Innerlich gebrochen und doch einen Muth empfindend, dessen Ursprung ich nicht anzugeben vermag, langte ich in der polnischen Hauptstadt an. Ach, wie theuer war mir die sonst so gleichgültige Stadt geworden! Dein letzter Brief war von hier aus an mich gerichtet, ich währte also wenigstens noch einen Schatten von Dir daselbst zu finden.

Wir suchten sogleich meine Verwandten auf und wurden mit ausgezeichnete Herzlichkeit aufgenommen. Sie waren reiche, unabhängige Leute und von ihnen erfuhr ich sogleich, daß Aussicht für mich vorhanden sei, durch die Gnade des Kaisers zu einem bedeutenden Theil meines confiscirten Vermögens wieder zu gelangen. Das war mir sehr gleichgültig, so lange ich Dich für mich verloren glaubte, aber sehr wichtig, sobald ich die Ueberzeugung gewann, daß Du noch lebstest. Denn keine Gewalt auf der Welt hätte mich in letzterem Falle abgehalten, Dir, auch ganz allein, nachzureisen, wo Du auch sein mochtest, und Dir mein ganzes Vermögen augenblicklich zu Füßen zu legen.«

Walther drückte das edle Geschöpf fester an seine Brust und ließ ihre Hand nicht mehr von seinen Lippen.

»Von diesem Augenblick an behandelte mich Katharina von Bilbeck, wie sich die Pfarrerin wieder nannte, mit einer ungemeynen Achtung und Zärtlichkeit, ich war in ihren Augen eine wichtigere Person geworden, als ich ihr je gewesen war. Ihr hochmüthiges Wesen und eiteles Gebahren aber gefiel meinen Verwandten sehr wenig und es dauerte nicht lange, so gab man ihr zu verstehen, daß man die Sorge für meine künftige Existenz ihren Schultern abzunehmen und auf die eigene zu legen gesonnen sei. Weniger durch diese Mittheilung berührt, als ich anzunehmen geneigt war, fügte sie sich sehr bald in den Willwn meiner Angehörigen, und mit einer bedeutenden Stimme, die man ihr in Gnaden für ihre lange Mühewaltung übergab, verließ sie unser Haus, um es nie wieder

zu betreten. Sie richtete sich selbst in Warschau auf einem vornehmeren Fuße ein, als ihre Verhältnisse es gestatteten. So war ich denn von dieser entsetzlichen Frau getrennt und nie, mein Freund, habe ich sie wiedergesehen.«

»Und hast Du auch nichts über ihr ferneres Schicksal erfahren, meine theure Anna?«

»Doch, mein Freund. Aber es ist nichts Erfreuliches, über das Unglück bekannter Menschen zu sprechen, so sehr sie dasselbe auch verdient haben mögen. Katharina von Bilbeck sollte sehr bald den Lohn erndten, den sie sich durch eine zu reichliche Saat des Unheils selbst bereitet hatte. Sie war immer noch hübsch in ihrer Art und dabei äußerst gefallsüchtig, auch verstand sie es, was manchen Menschen angeboren zu sein scheint, sich bei vornehmeren Leuten, als sie selbst war, durch Schmeicheleien und geringe knechtische Dienste beliebt und unentbehrlich zu machen. Das konnte meiner Erfahrung nach, alle jene Leute, denen keine eigene Würde angeboren ist, und die zu schwach sind, auf ihren eigenen Füßen zu stehen sich daher aus Eigennutz auf die Schultern Gewaltigerer stützen. So gelang es ihr sehr bald, einen alten sehr reichen Russen in ihr Netz zu ziehen und den einfältigen Mann so sehr zu umgarnen, daß er ihr seine Hand antrug, die sie auch begierig annahm. In wenigen Wochen aber schon sah der gutmüthige Russe zu seinem Bedauern ein, welches Glück er sich errungen, und da sie ihm trotzig entgegentrat und auf ähnliche Weise mit

ihm verfahren zu können glaubte, wie sie mit dem guten Pfarrer verfahren, so ergriff der Russe ein ernsteres Mittel, ihr ihren Standpunkt ihm gegenüber klar zu machen. Das Verhältniß war also sehr bald ein trauriges geworden; Katharina lebte fast ganz für sich und schloß ihren Mann, dessen Güter sie rücksichtslos verschwendete, von ihrem Umgange aus. Das dauerte indessen nur kurze Zeit, denn der Bär war in dem alten Russen ingrimmig erwacht. Eines Tages, als sie ihn auf ihre gewöhnliche Art beleidigt, erlag er einem Anfalle nationaler Selbständigkeit; er ließ sie von zwei Leibeigenen ergreifen und auf jene barbarische Weise behandeln, wie sie in der Tradition jenes Volkes liegt.«

»Das heißt, sie bekam die Knute, nicht wahr?«

»Ja, mein Freund, dies traurige Schicksal war ihr vorbehalten und wurde ihr sogar öfter zu Theil. Damit aber noch nicht zufriedengestellt, trennte sich der reiche Russe von ihr und ließ ihr nur so viel von seinem Besitze zurück, um ein höchst dürftiges Leben führen zu können. Ich selbst, als ich dieses erfuhr, habe ihr später eine kleine Unterstützung bewilligt, die sie vielleicht nicht an mir verdient hat. Das ist Alles, was ich von ihr weiß, und niemals seitdem habe ich wieder ein Wort von ihr erfahren.«

»Gott ist gerecht!« sagte Walther und erhob den Blick zu dem reinen Himmel. »Gutes und Böses belohnt und bestraft er, je nach Verdienst. Laß uns schnell hierüber hinweg eilen, Anna, Du hast Recht, es ist nicht erfreulich, bei dem traurigen Schicksale Bekannter zu verweilen. Fahre fort in Deiner Erzählung.«

»Ich komme jetzt, mein Freund, auf einen wichtigen Punkt meines Lebens zurück. Meine Verwandten waren ein Oheim und eine Tante, die kinderlos in der Welt standen und mich mit uneigennütziger Liebe zu umfassen schienen, was auch von Seiten des Oheims wenigstens gewiß der Fall war. Dennoch hatten sie kein richtiges Herz für die Nichte, die sie erst in späterem Lebensalter kennen gelernt hatten. Denn als ich ihnen in kindlichem Vertrauen mein Verhältniß mit Dir erzählte, schwiegen sie, und von dieser Stunde an entstand eine Kluft zwischen ihnen und mir, die von Tage zu Tage wuchs und niemals ganz ausgefüllt werden sollte.«

»Warum das, meine Liebe?«

»Sie waren stolze, auf ihr Herkommen eingebildete Aristokraten, also herzlos, und hatten keinen Begriff von dem Edelmuth, der Bildung, überhaupt den Tugenden eines Mannes, wie Du sie besitzt. Und ich wundere mich nicht, daß es Leute giebt, wie sie waren. Aufgewachsen und erzogen in dem nichtigen Dünkel, ein integrierender Theil der Beherrscher der Erde zu sein, haben sie keine Kenntniß und Erfahrung von Dem, was das menschliche Leben Köstliches und Erhabenes bietet. Sie sehen nur immer sich und was über ihnen liegt, den Kaiser, die Fürsten, den mächtigen Adel – was neben oder gar unter ihnen liegt, kennen sie nicht, also es existirt auch für sie nicht. Sie sind mithin eigentlich Unwissende, denen man ihr trauriges Erbtheil verzeihen muß. Doch nichts mehr darüber, es ist schon ohnehin genug. – Endlich hatte ich meine Tante durch Bitten so weit gebracht, mit mir

nach jenem Kloster zu gehen, wo Du ein so frühes Ende gefunden haben solltest. Ach, mit welchen Gefühlen betrat ich jenes dunkle Haus, welches Deine Gebeine beherbergen sollte! Laß mich schnell darüber hinwegzueilen, es frißt noch jetzt an meinem Herzen, wenn ich daran zurück denke. Der alte Geistliche, den Deine Geschichte so rührend hervorhebt, lebte nicht mehr, er war wenige Monate vor meiner Ankunft gestorben. Deine Pflegerin Martha und der Arzt, die Dir so hülfreich zur Seite gestanden, waren nach ihrer Heimat abgereis't, ohne daß man genau sagen konnte, wo sie sich aufhielten. Die Priorin, an die wir uns wandten, beantwortete unsere Frage kurz und einfach dahin: daß sie sich allerdings erinnere, von einem gewissen Walther Lund im Kloster gehört zu haben, daß sie aber der Meinung wäre, er sei an seiner Wunde gestorben. Ach, mein Freund, Dein Geheimniß war nur zu gut bewahrt. Sie schlug die Bücher des Klosters nach und da las ich mit eigenen Augen: ›Walther Lund, ein Deutscher aus der Mark Brandenburg, gestorben den 2. Oktober 1839.«

›Das ist nicht wahr,‹ rief ich aus, »das kann nicht sein! So schnell stirbt mein Walther nicht, er kann mir nicht sterben!‹ Meine Tante und die Priorin blickten mich verwundert an, denn aus mir sprach ein so drohender Geist, daß er sie erbeben machte, dessen Ursprung ich aber selbst nicht kannte; ich fühlte nur, daß ich so sprechen mußte, und darum sprach ich so.

›Hier steht es aber doch geschrieben, mein Fräulein,‹ sagte die barmherzige Schwester – ›die Bücher können doch nicht lügen und ich lüge auch nicht.‹

›Wo ist seine Hinterlassenschaft?‹ fragte ich ernst, denn ich hatte gehört, daß dies Kloster stets der Erbe der darin Gestorbenen sei, ›wo sind seine Papiere, seine Kleider und was er sonst besessen hat?‹

›Ach, mein Kind, wie soll ich das wissen,‹ erwiderte die Nonne. ›Es ist beinahe schon ein Jahr her, daß er gestorben ist, und hier wechseln die Menschen und Begebenheiten so oft, wie die Jahreszeiten wechseln.‹

›Aber sein Grab können Sie mir doch ohne Zweifel zeigen?‹

›Auch das nicht, mein Fräulein, denn die in diesem Kloster Sterbenden werden ohne Bezeichnung neben einander eingescharrt, wie das Verhängniß sie wegrafft.‹

›Das ist ja schrecklich! Erinnern Sie sich sonst an nichts Besonderes in diesem Falle?‹

›An gar nichts, meine junge Dame, ich weiß sogar sehr wenig davon, ich war damals krank und deshalb waren die beiden fremden Schwestern verschrieben. Wenn Ihnen aber so viel daran liegt, so werde ich mich danach erkundigen.‹

Das war Alles, was ich im Kloster der barmherzigen Schwestern über Dich erfuhr, mein armer Walther! In einer sonderbaren Gemüthsstimmung fuhr ich mit meiner Tante nach Hause. Nach Dem, was ich erfahren, hätte ich verzweifeln und Dich für immer verloren betrachten müssen, aber keins von beiden that ich. Eine Kraft

und eine Fassung waren über mich gekommen, deren Ursprung ich vergebens zu enträthseln versuchte. Er ist nicht todt, er kann nicht todt sein, sagte mir immer wieder eine innere Stimme, und ich glaubte ihr so gern. Um diese Zeit, in der Alles um mich herum trübe und düster erschien, wurde mir unerwartet ein neues Glück zu Theil. Herr von Stahr, ein deutscher Edelmann, aber arm und mit meiner Tante, die ebenfalls eine Deutsche war, weitläufig verwandt, zog in unser Haus ein. Er war in verschiedenen Stellungen lange in der Welt umhergeirrt, hatte manche Täuschungen erfahren und schließlich den Frieden nicht finden können, den er gesucht. Dieser alte, treue und edle Mann wurde in kurzer Zeit mein Freund, ihm theilte ich meine Lebensgeschichte mit und er fühlte sich durch mein Vertrauen hoch geehrt. Die nächste Folge davon war für mich eine sehr wohlthätige, ich besaß wieder ein Herz, dem ich mein ganzes Innere und namentlich meine Leiden ohne Hehl eröffnen konnte. Von meinen Trostgründen, die ich ihm mit der Beredtsamkeit glühender Liebe vortrug, wunderbar überzeugt, glaubte er gleich mir an eine Täuschung in Bezug auf Walther's Tod; er redete mir trostreich zu und versprach überdieß, sich so viel in seinen Kräften stand, nach der wahren Sachlage zu erkundigen. Auch that er es heimlich und wiederholt, und meine Verwandten erfuhren von Allem, was uns unaufhörlich und ganz im Stillen beschäftigte, kein Wort mehr. Mehrere Male begab er sich nach dem Kloster und stellte die genauesten Nachforschungen an;

ich selbst ging eines Tages allein und heimlich dahin, um noch einmal mit der Oberin zu sprechen.

›Mein Kind,‹ sagte diese, durch so viel Anhänglichkeit an einen vermeintlich Gestorbenen gerührt, ›Etwas ist allerdings in dem vorliegenden Falle, was mir ein Bedenken einflößt und mich nicht ganz klar darin sehen läßt. In dem Verzeichnisse der hinterlassenen Papiere des Verstorbenen ist nichts eingetragen, was auf eine Hinterlassenschaft desselben hinweist, die Rubrik steht leer, und nicht die geringste Spur von Dem, was ihm gehört haben könnte, ist im Kloster aufzufinden. Das ist allerdings eine auffallende Erscheinung.‹

›Sehen Sie wohl,‹ rief ich mit erneuerter Hoffnung aus, ›er ist hier nicht gestorben, ach! daß man nicht weiß, wo der Arzt, der ihn behandelt, und die Schwester, die ihn pflegt, zu finden sind!‹

›Der Schwester Martha Aufenthalt, meine junge Dame, könnte ich vielleicht erfahren, wenn Ihnen so viel daran liegt –‹

›O, Sie erweisen mir einen außerordentlichen Dienst damit – ich werde Ihnen einen alten Herrn senden; dem mögen Sie Alles anvertrauen, was Sie entdecken.‹

›Ich kenne ihn wohl, er hat sich schon eifrig genug, nach Ihrem Verstorbenen erkundigt –‹

In einigen Tagen hatte Herr von Stahr in Erfahrung gebracht, in welches Kloster sich Martha begeben, und sogleich schrieb er dahin. Er bekam aber die Antwort, daß die barmherzige Schwester Breslau verlassen habe und

nach dem Rhein ausgewandert sei, wo man ihren jetzigen Aufenthaltsort nicht kenne. Ueber den Arzt konnten wir gar keine Nachricht erhalten, und so war uns auch diese Quelle versiegt, die uns anfangs so lauter und reichlich erschienen.

Da erkrankte mein alter Oheim und die Aerzte verlangten, daß er nach Baden-Baden sich begeben. Augenblicklich waren wir zur Reise gerüstet und in wenigen Wochen langten wir in dem reizenden Kurorte an. Herr von Stahr begleitete uns dahin, und so hatte ich wenigstens den Trost dieses wackeren Mannes zur Seite.

Hier in Baden begann für mich ein ganz neues, aber wahrlich nicht angenehmeres Leben. Meine Tante trat mit der großen Welt in Verkehr und, ehe wir es uns träumen ließen, befanden wir uns in einem wahren Strudel mir bisher unbekannter Vergnügungen. Keine von allen aber berührte mich tiefer, als auf der äußersten Oberfläche meines Wesens; ich blieb ernst, kalt, zurückhaltend, was ganz außerordentlich gegen Neigung und Wunsch meiner Tante verstieß, denn sie hatte sich in den Kopf gesetzt, mit einer Nichte, wie ich war, vor aller Welt zu glänzen. So geschah es denn, daß ich auf eine ganz unerwartete Weise von jungen Männern umlagert und in Anspruch genommen wurde. Trotz meiner Bitten, mich vom Umgange mit diesem lebenslustigen Kreise entfernt halten zu dürfen, drang meine Tante, die eine Lebedame wie je eine, und daher von hohlem Herzen und kaltem

Verstande war, um so eifriger in mich, demselben meinen Beifall zu schenken. Der Widerstreit unserer Ansichten und Empfindungen erzeugte sehr bald unangenehme Auftritte, die ein kühleres Verhältniß zwischen uns herbeiführten, und Herr von Stahr setzte sich selbst sehr vielen Unbequemlichkeiten aus, indem er den Vermittler zu spielen sich bemühte. Aber ich widerstand allen Versuchen hartnäckig, eben so hartnäckig jedoch beharrte meine Tante auf den ihrem Geiste eingewurzelten Ansichten. Da geschah es eines Tages, daß ich vor den Stuhl meines kranken Oheims gefordert wurde, um die Mittheilung entgegenzunehmen, daß ein junger Mann, ein Graf oder Baron, so und so geheißen, um meine Hand werbe.

›Das mag er thun,‹ sagte ich kalt, ›aber er wird sie nicht erhalten.‹

›Du wirst verständig sein, Anna,‹ sagte mein Oheim.

›Das bin ich, Oheim, und eben darum weise ich ihn ab.‹

›Du kennst ihn ja aber noch gar nicht –‹

›Darum weise ich ihn um so eifriger ab – denn ich kenne Jemanden, den ich liebe; er hat mein Wort und meine Treue – ihm nur allein kann und werde ich angehören.‹

›Dem Todten? Armes Kind! Du dauerst mich, das wirst Du nie, auch wenn er lebte –‹

›Nicht?‹ rief ich. ›Wollt Ihr mich daran hindern? Versucht es und erfahret, wie Euch das bekommt; ich gehöre nicht zu den Mädchen, die sich von ihren Verwandten zu einer Ehe zwingen lassen, die ihrem Herzen zuwider ist.‹

Meine nachdrückliche Weigerung fand für den Augenblick Eingang, man ließ mich gewähren und begnügte sich, mich thöricht zu schelten. Es dauerte fast ein halbes Jahr, ehe man wieder vor meinen Ohren von meiner Verheirathung sprach. Wir blieben den ganzen Winter im Bade, den nächsten Sommer ebenfalls und nochmals den Winter. Unterdessen war ich mündig geworden und man konnte mir die Mittheilung nicht vorenthalten, daß ich die Erbin eines ziemlich beträchtlichen Vermögens sei. Ich freute mich nur insofern darüber, als ich daraus erkannte, daß ich, wenn ich Dich wieder fand, woran ich noch immer nicht zweifelte, doch wüßte, was ich mit meinem Vermögen anzufangen hätte. Dagegen wurde mir in dieser Zeit ein für den Augenblick ungleich größeres Glück zu Theil, und nun, mein liebster Walther, bin ich an meinen letzten und wichtigsten Lebensabschnitt gelangt. Ich lernte nämlich im zweiten Jahre meines Aufenthalts zu Baden eine schöne Dame meines Alters kennen, deren Aeußeres, noch bevor ich ihr näher getreten, mich schon angenehm berührt hatte. Als ich sie eines Tages von ferne mir entgegenkommen sah und Jemanden fragte, wer sie wäre, erfaßte mich zuerst ein großer, mein Herz fast niederbeugender Schreck. »Es ist die Gräfin Helene von Marchfeld!« sagte man mir. »Marchfeld!« rief ich laut aus und fühlte alle meine Pulse stürmisch auf und nieder jagen. »Hat sie einen Bruder?« – »Ja, in dessen Begleitung verweilt sie hier, denn er ist krank, sehr krank,

obgleich er auf dem Punkte steht, ein großer Herr zu werden, denn er ist der einzige Erbe der erledigten Reichsgrafschaft Dingelstein.◀ Das Letztere kümmerte mich sehr wenig, seine schöne Schwester zog mich aber desto mehr an. Ich näherte mich ihr mit aller ersinnlichen Zuvorkommenheit und bald hatte ich sie mir gewonnen. Sie wurde meine einzige vertraute Freundin, wie Herr von Stahr mein einziger zuverlässiger Freund schon lange war. Du kannst Dir wohl denken, Walther, daß eine meiner ersten Fragen an sie die war: ob ihr Bruder nicht in Gesellschaft eines Herrn Walther Lund auf Reisen gewesen sei? Sie bejahte es, obwohl mit innerem Widerstreben, wie ich deutlich bemerkte.

›Dann muß ich Ihren Bruder kennen lernen, Helene,◀ rief ich entschlossen aus.

Sie lächelte matt und sagte weder Ja, noch Nein. Bald jedoch hörte ich, daß ihr Bruder so leidend sei, daß er nicht einmal das Zimmer verlassen könne und wie ein Kind von Ort zu Ort getragen werden müsse. Ich wurde allmählig dreister und entdeckte Helenen mein ganzes Geheimniß. Das brachte uns unvermerkt einander viel näher und sie enthüllte mir, daß gerade dieser Walther Lund ihrem Bruder wie ein Stein auf dem Gewissen liege und daß er über dessen räthselhaftes Schicksal trostlos sei, obgleich er in Warschau in Unfrieden von ihm geschieden wäre. So erfuhr ich nach und nach Alles, was ich wissen wollte, wenigstens Alles, was mir Helene mittheilen konnte und mir damals sehr viel erschien, obgleich ich die eigentliche und vollständige Aufklärung erst vor

Kurzem aus Deiner Schrift erhalten habe. Nur Eins muß ich hier vor allen Dingen erwähnen.

Mit Bruno von Marchfeld war seit der Zeit, wo Du ihn verlassen, eine große Veränderung vorgegangen. Sein langes Krankenlager, die fürchterlichen Schmerzen, die er in Folge der Verwundung eines edlen Organs erlitt, und endlich der ihm oft nahe tretende Tod hatten sein Inneres aus dem geistigen Schlummer geweckt, in den es so lange fast ohne Bewußtsein versunken war. Klar und unverhüllt lagen vor ihm alle seine Irrthümer und Thorheiten; er wußte, welch' ein wahnsinniger Verschwender mit Leib und Seele er nach allen Richtungen gewesen war und was er demnach zu bereuen hatte. Dieses Alles theilte mir seine Schwester offenherzig mit. ›Wenn er den unglückseligen Vorfall mit Walther Lund zurückkaufen könnte,‹ sagte Helene eines Tages zu mir, ›so würde er freudig das ganze Vermögen hingeben, was ihm durch die zu erwartende Erbschaft zufallen wird.‹

Dieser Ausspruch gewann mich für den unglücklichen Mann. Nach längerer Zeit vernahm ich, daß sein Zustand sich allmählig bessere, daß er bald wieder ausgehen und mit ruhigen Menschen in Verkehr treten dürfe. Ich bat Helenen inständigst, mich zu ihm zu führen. Dies wurde in's Werk gesetzt, als oh es zufällig geschehe und fand in Helenens Zimmer statt. Anfangs machte ich keinen günstigen Eindruck auf ihn, denn er war lange über die Zeiten hinweg, wo er die Frauen liebte und verfolgte. Sein

greisenartiges Aussehen bei seiner Jugend aber und seine große Körperschwäche flößte mir Mitleid ein. Ich sagte ihm das offen und er fing an, mich gern sprechen zu hören. Wiederholt bat er seine Schwester, ihm zu gestatten, mich wieder zu sehen. Dieser Wunsch wurde ihm bei Helenen insofern erfüllt, als er in unserer Nähe auf seinem Stuhle sitzen und eine Tasse Thee mit uns trinken durfte. Endlich faßte ich mir ein Herz und bat um eine ernste Unterredung mit ihm. Er war erstaunt, dennoch aber willigte er sogleich ein. Aber wie erschrak er, als ich auf den Gegenstand kam, der mein ganzes Herz erfüllte. Lange schwieg er, nachdem ich ihm meinen Kummer mitgetheilt, und ich merkte dabei sehr wohl, daß ein unaussprechliches, inneres Schmerzgefühl seine Seele folterte. Endlich, da ich mit unablässigen Bitten in ihn drang, erzählte er mir die Wahrheit, die ganze Wahrheit, so weit er sie erzählen konnte und selbst wußte. Er habe immer mit Dir in Frieden gelebt, sagte er, denn Du seiest ein vortrefflicher Mensch gewesen hättest Dich stets in ihn zu finden und ihn auf bessere Wege zu leiten gewußt; eines Tages aber in Warschau habe er Geld von Dir verlangt und Du habest es ihm verweigert. Es hätte ein Wortwechsel stattgefunden, wodurch er sich gedemüthigt gefühlt. Er wäre nicht ganz seiner Sinne mächtig gewesen, weil er viel Wein getrunken, und so sei es zur Ergreifung daliegender Waffen gekommen. ›Der arme Walther hatte einen Hieb über den Kopf erhalten,‹ sagte er, ›aber auch ich wurde für ewig gezeichnet. Sehen Sie meine Brust, wie schwer sie athmet, die hat seinen eisernen Arm gefühlt,

und zum Theil die Folge dieses Leidens wird mich in die Grube bringen. Daß Walther Lund gestorben, ist mir versichert und ich kann es nicht anders glauben, so wenig ich es auch wünsche. Wäre er lebendig und hier bei uns, ich wollte ihm sogleich meine Hand reichen und um seine Freundschaft bitten, die ich jetzt höher zu schätzen wüßte, als damals, wo ich ihm eben so viel Unrecht, wie er mir Recht gethan. Das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann, mein Fräulein – verlangen Sie mehr?«

›Also Sie haben keinen Groll mehr auf ihn?‹ fragte ich nochmals.

›Nicht einen Funken – im Gegenteil, ich achte ihn, wie ich ihn früher nie geachtet habe, denn ich verdanke ihm alle Einsicht, die ich jetzt besitze.‹

Das war unsere erste Unterredung; ich dankte ihm für seine Aufrichtigkeit und ging einigermaßen getröstet von dannen. Getröstet, sage ich, denn was ich von ihm gehört, bestärkte meinen Glauben, daß Du lebst, noch mehr, obgleich ich, wie gesagt, nicht wußte, warum.

Späterhin mußte er mir hundertmal alle Reisen, Gespräche, Erlebnisse mit Dir erzählen, so genau er sich deren erinnerte, und stets ließ er Dir in allen Dingen Gerechtigkeit widerfahren, indem er mit Achtung, ja mit Ehrerbietung von Deinem Geist, Deinem Charakter und Deinem edlen Herzen sprach.

Um diese Zeit wurden die Werbungen um meine Hand von verschiedenen Seiten mit einem Eifer und einer Wärme fortgesetzt, die mich mit Sorge und Kümmerniß mancherlei Art erfüllten. Namentlich war es meine Tante, die

mich mit Bitten, Verschwörungen und endlich mit Vorwürfen in einer Weise verfolgte, daß ich noch heute ein Grauen empfinde, wenn ich daran zurückdenke. Keinen Tag, keine Stunde am Tage hatte ich vor ihren Auseinandersetzungen Ruhe, und alle meine Mittel, mich ihren Anforderungen zu widersetzen, waren erschöpft, wenn ich mich nicht mit Gewalt ihrem Einfluß entziehen und also unserem verwandtschaftlichen Verhältniß ein Ziel setzen wollte.

›Willst Du Dich nie verheirathen?‹ fragte sie mich eines Tages, als ich ihr ernstlich und nachdrücklich widerstrebt hatte.

›O ja, wenn der rechte Mann kommt, bin ich gern dazu bereit.‹

›Denkst Du noch immer an Deinen verstorbenen Geliebten?‹

›Ich denke Tag und Nacht an ihn und nichts auf der Welt wird mich von diesen Gedanken losreißen.‹

›Du Thörin – Du trottest so lange, bis Dir ein Unglück widerfährt.‹

›Welches Unglück soll mir widerfahren?‹

›Du wirst endlich einen Mann nehmen müssen, um nur überhaupt einen zu bekommen, der Diejenigen, die Du von der Hand gewiesen hast, rächen wird. Ich kenne die Welt – das ist schon manchem eigensinnigen Mädchen widerfahren. Wer den Lohn nicht will, muß endlich mit der Strafe zufrieden sein.‹

Dieser und vieler ähnlicher noch viel heftigem Bestürmungen war ich endlich überdrüssig geworden; ich dachte ernstlich daran, mich der Bevormundung meiner Tante zu entziehen, und würde ich jedes Mittel für gerechtfertigt gehalten haben, wenn ich meines guten Oheims wegen nicht bedenklich gewesen wäre. Dieser arme Mann aber hatte weder Gewalt über, noch Einfluß auf seine Frau, litt aber unter ihrem Drucke sehr und war daher glücklich, wenn er mit ihr in kein Aergerniß gerieth; ich dagegen war sein Trost, sein Augapfel, aber helfen konnte weder er mir, noch ich ihm.

Da sollte mir Hülfe von einer Seite kommen, woher ich sie am wenigsten vermuthete. Helene war es, die sie mir brachte oder wenigstens vor der Hand von ferne zeigte. Ihr hatte ich alle meine Bekümmernisse auch dieser Art mitgetheilt und sie hatte oft hin und her überlegt, wie mir zu helfen sei, bis sie eines Tages zu mir kam und sagte: ›Anna, ich habe ein Mittel, Dich von Deinen jetzigen Leiden zu befreien.‹

›Ist es ausführbar, bewahrt es mir meine Freiheit?‹

Helene schien zu überlegen. Endlich sagte sie: ›ich glaube, es wird möglich sein.‹

›So laß Dein Mittel hören; wenn es mir gefällt, nehme ich es ohne Zaudern an.‹

›Gut. Heirathe meinen Bruder – dann wirst Du frei.‹

›Helene! Ich soll Deinen Bruder heirathen – der meinen Geliebten vielleicht erschlagen hat?‹

›Du wolltest ja frei sein –‹

›Thörin! Werde ich frei und bleibe ich meinem Walther getreu, wenn ich einen anderen Mann heirathe?‹

›Ja! Denn höre, Anna, die Sache liegt hier etwas anders als gewöhnlich, ich muß Dir Alles enthüllen. Ich habe mit meinem Bruder von Deinen Hoffnungen in Bezug auf Walther und von Deinen Sorgen in Bezug auf die Tante gesprochen. Erstere zwar theilt er nicht, von letzteren aber will er Dich aufrichtig befreien. Und er kann es in der That. Sieh, er befindet sich in einer eigenthümlichen Lage. Er erbt die Herrschaft Dingelstein, aber nur unter der Bedingung, daß er verheirathet sei. Nie darf der Erbe dieser reichen Güter ein eheloser Mann sein, das ist durch den Urahn des Hauses in Folge eines Vermächtnisses bestimmt, wahrscheinlich aus der Besorgniß hervorgegangen, seine Familie könnte einst aussterben. Dennoch ist sie schon oft dem Verlöschen nahe gewesen, wie auch dann wieder, wenn mein Bruder sein Leben beschließt. Nun merke auf. Mein Bruder ist also gezwungen, der Form wegen sich zu vermählen, wenn er Reichsgraf werden will. Nun weißt Du aber sehr wohl, daß meines Bruders Gesundheitszustand keine lange Lebensdauer verspricht und daß er keine Neigung hat, ein anderes lebensfrohes Wesen mit seinem dunkelen Schicksale durch unzerreißbare Bande zu verknüpfen. Er liebt kein Weib, er will keins besitzen, er will nur seinen Familiengesetzen genügen, damit ihm sein Recht widerfahre. Ueberlege Dir das und sage mir Deine Meinung.‹

Ich that, was sie verlangte und fand die Sache sehr einfach und klar. Ich fragte sie also, welche Gewalt dem Weibe der Wahl ihres Bruders zu Gebote stehen würde, ihn von seinem Unrecht zu überzeugen, falls es ihm einfallen sollte, die Rechte eines Gatten in Anspruch zu nehmen?

›Darüber, meine liebe Anna,‹ antwortete sie, ›haben wir Beide nachgedacht und, wie ich glaube, den richtigen Ausweg gefunden. Ihr legt Eure Uebereinkunft hinsichtlich Eures Verhältnisses gerichtlich nieder; Du wiligst ein, unter den vorher ausgesprochenen Bedingungen, seine Gattin zu heißen, nicht aber es zu sein, – mit einem Wort, Gräfin von Dingelstein zu werden.‹

›Ist das aber kein Betrug, Helene?‹

›Gegen wen denn? Können nicht Eheleute vor ihrer Vereinigung einen Vergleich schließen, wie sie wollen; die Folge davon trifft ja nur sie allein – wen geht ihr Glück oder Unglück etwas an?‹

›Wohl!‹ sagte ich nach kurzem Besinnen. ›Wenn nun aber mein Geliebter noch lebt – wenn er wieder auf den Schauplatz der Welt tritt – wie dann?‹

›Auch daran haben wir gedacht, meine theure Freundin, und gerade daraus wirst Du erkennen, wie aufrichtig Bruno es mit Deinem Glücke meint und wie liebevoll er an seinen früheren Begleiter denkt. Er ist zwar vollständig überzeugt, daß die amtliche Bestätigung seines Todes unverfälscht, derselbe also todt ist; für den Fall aber, daß Du auf sein Leben und sein Wiedererscheinen ernstlich hoffst, will er sich noch eine, für einen anderen Mann

schreckliche, für ihn weniger bedeutungsvolle Bedingung von Dir auferlegen lassen.«

›Und die wäre?‹

›Sich augenblicklich von Dir zu trennen, sobald Walther Lund vor sein Angesicht tritt.««

»Ha!« rief Walther und sah Anna erstaunt in die vor Wonne blitzenden Augen. –

»Das, mein Freund, war die Vorverhandlung, die ich mit Helenen über meinen wichtigsten Lebensschritt abhielt. Wir zogen Herrn von Stahr zu Rathe und dieser erkundigte sich nach allen vorliegenden Verhältnissen, sprach mit verschiedenen Gerichtspersonen darüber und erhielt von allen Seiten die Bestätigung, daß ein solcher Vergleich zwischen zwei Leuten verschiedenen Geschlechts von keinem Gesetze umgestoßen werden könne.

Das entschied alle meine Bedenklichkeiten. Um aber ganz sicher zu gehen, erließen wir einen Aufruf nach Walther Lund in allen möglichen Zeitungen –«

»Wann, in welchem Jahre geschah das?«

»Vor drei Jahren ungefähr –«

»Ach, da las ich keine Zeitungen mehr, sie waren mir zum Ekel geworden, denn ich kenne kein lügenhafteres, den Lauf natürlicher Dinge entstellenderes Ding, auf der Welt, als eine Zeitung – und in meine Einsamkeit drang niemals eine Nachricht davon.«

»Höre mich weiter an. Unsere Aufforderungen blieben unbeantwortet, wie Du am besten wissen wirst. Bruno

trat persönlich mit mir in geheime Unterhandlung, wobei nur Herr von Stahr und Helene Zeugen waren, und er legte gerichtlich sein Versprechen in meine Hand, nur mein Gatte zu heißen, nicht es zu sein, und mich wieder frei zu geben, sobald Walther Lund am Leben sein und mich zurückfordern würde. Sage selbst, konnte ich diesen Vergleich nicht annehmen? Schadete er mir – oder Dir? Blieb ich auf diese Weise nicht am sichersten Dir erhalten und ersparte ich mir dadurch nicht alle Sorge und allen Kummer, die einem Mädchen, welches allein in der Welt steht und allen Angriffen schutzlos preisgegeben ist, vorbehalten sind?«

»Du konntest ihn annehmen, ja, Du hast Recht gethan. Wie aber nun wie kamst Du auf die richtige Spur nach mir?«

»O, so weit sind wir noch nicht – höre mich ruhig an. Ich trat also eines Tages vor meine Tante und sagte: ›Verehrteste Frau, ich werde jetzt Ihrem Rathe folgen und mich verheirathen.‹ – Sie war wie aus den Wolken gefallen und hielt diese Worte anfangs für Scherz. ›Wen wirst Du heirathen?‹ fragte sie. – ›Einen Grafen, liebe Tante.‹ – ›So wünsche ich Dir alles Glück dazu. Wie heißt der Glückliche, dem Du zu Theil werden wirst?‹ – ›Er wird sich Dir heute noch vorstellen, bis dahin bleibt sein Name ein Geheimniß.‹ –

Gegen Mittag dieses Tages kam Bruno von Marchfeld vor das Haus meines Oheims gefahren; zwei Diener halfen ihm aus dem Wagen und die Treppe herauf steigen. Er hustete sehr heftig, als er vor meinen Oheim und meine

Tante trat und konnte sich kaum in der geraden Haltung eines Freiers zeigen. ›Herr Graf und Frau Gräfin,‹ sagte er zu meinen Verwandten, ›ich komme, um mich der Ehre theilhaftig zu machen, ein Mitglied Ihrer hochgeehrten Familie zu werden – ich werbe um die Hand Ihrer Nichte, der Gräfin Anna Valeska.‹

Mein Oheim hatte die Sprache und meine Tante sogar das Bewußtsein verloren, ersterer blickte den Grafen, letztere in stummen Staunen den Himmel an. Endlich fand mein Oheim zuerst Fassung und Sprache wieder und entgegnete: ›Herr Graf – Ihre Abstammung ist rein und edel, also das giebt keinen Hinderungsgrund ab. Aber, meine Nichte ist selbständig, ich darf über ihr Schicksal nicht einseitig verfügen; sie mag ihre Wahl selber treffen –‹

›So fragen Sie sie, Herr Graf –‹

Mein Oheim richtete einige fragende Worte an mich, aus denen ich deutlich heraushörte, daß es ganz gewiß gegen meine Neigung sein würde, einen vollkommenen Invaliden zu heirathen; kaum aber hatte er ausgesprochen, so erklärte ich, mich bereit, die Hand des Grafen anzunehmen. Darauf machte dieser seine Verbeugung und entfernte sich, so schnell er konnte.

Lange befand er sich außerhalb unseres Hauses, so glaubte ich, Alles hätte sich bei uns auf den Kopf gestellt. Mein Oheim bat mich um Gotteswillen, nicht den Grafen Marchfeld zu heirathen; meine Tante war sogar der Verzweiflung nahe. Vorher hatte sie mich immer zu einer Verbindung getrieben, jetzt that sie das Gegentheil und

wußte tausend Gründe, mich davor zu warnen. Ich aber lachte und erklärte die Sache für abgethan. Man fand mein Benehmen unbegreiflich, ich aber fand es sehr natürlich. In vier Wochen wurde die seltsame Verbindung geschlossen und ich hieß Gräfin von Dingelstein, denn kaum hatte Bruno den Beweis geliefert, er sei vermählt, so trat er in den Besitz seiner jetzigen Herrschaft.

Ach, mein theurer Walther, von diesem Zeitpunkt an begann ein ungleich glücklicheres Leben für mich, als bisher. Wir bezogen das Schloß Dingelstein; Helene und Herr von Stahr folgten mir dahin und blieben meine treuesten, meine einzigen Freunde.«

»Und Bruno?«

»Ja, er hielt Wort. Niemals belästigte er mich; er lebte für sich, ich für mich – ich war Gast in seinem und er in meinem Hause, wenn wir uns einmal begegneten. Ich hatte alle Freiheit zu thun und zu lassen, was ich wollte, ich konnte reisen, bleiben, Gesellschaften halten, kurz, ich war vollkommen selbständig und fühlte nie, daß ich dem Willen eines Menschen unterworfen sei. Du siehst also, daß Bruno als ein Ehrenmann gegen mich gehandelt –«

»Ich sehe es; auch habe ich ihn nie für schlecht gehalten. Seine Jugend war leichtsinnig, fehlerhaft, von Leidenschaften und blinder Willkür gefesselt – an seinem Herzen – sobald es zum Durchbruch kam, habe ich nie gezweifelt.«

»Indeß reis'te ich sehr selten von meinem mit der Zeit lieb gewonnenen Schlosse fort und lud auch sehr Wenige in meine kleine Residenz ein; im Gegentheil liebte ich, wie Du, das Einsiedlerleben und brachte meine Zeit mit angenehmen Studien und im Umgange mit meinen beiden Freunden zu. Am meisten aber lebte ich mir selber und meiner süßen – süßen Vergangenheit. Jetzt aber, mein Freund, komme ich endlich auf Dich zu sprechen. Es war vor drei Jahren, als Helenen von einer Freundin ein Buch zugesandt wurde, welches diese als sehr lesenswerth bezeichnete. Der Verfasser hatte sich nicht genannt. Es waren Deine Reisebilder. Ich fing das Buch an zu lesen und war gleich vom ersten Augenblick an auf das Höchste betroffen. Denn mir war zu Muthe, als hörte ich Dich sprechen, wie Du immer zu mir gesprochen hattest; es offenbarten sich darin nicht allein Deine Lebensanschauungen, Deine Gedanken, sondern auch Deine ursprünglichen Worte und eigenthümlichen Benennungen verschiedener Gegenstände klangen mir wie alte Bekannte entgegen. Stahr mußte sogleich an Deinen Verleger schreiben und nach dem Namen des Verfassers forschen. Aber auch hier wurdest Du gut bedient, denn er erhielt eine streng abweisende Antwort, daneben aber alle erbetenen Bücher, die seitdem von demselben Verfasser im Buchhandel erschienen waren. Da war denn eine unglaublich rege Lesewuth in unser einsames Schloß eingekehrt. Tag und Nacht saß ich bei meinen Büchern, drei, vier Mal hinter einander las ich jedes einzelne durch. Das zweite aber, welches ich vornahm, machte mich an Dir

wieder irre. Ich erkannte Dich nicht mehr darin, oder meine Phantasie vielmehr hatte sich übermäßig erhitzt und mein Verstand die klare Beurtheilung verloren. Ich ließ eine Zeit vergehen, ehe ich die Bücher wieder zur Hand nahm. Unterdessen erschien eins nach dem andern und ich las sie nicht, sondern ich verschlang sie alle. Bisweilen trat mir der Verfasser wieder näher, bisweilen wurde er mir fremder; ich begegnete Dir auf ganz anderen Bahnen, als Du mit mir zusammen durchwandelt warst; ich zweifelte, ich hoffte, endlich aber schalt ich mich thöricht, so schnell Hoffnungen Raum gegeben zu haben, die doch wahrscheinlich nie verwirklicht werden sollten, denn mit der allmählig fortschreitenden Zeit fing auch ich wie alle Uebrigen an zu glauben, daß Du Deiner damaligen Verwundung erlegen seiest. Ach! Da zuerst erfaßte mich der unsäglichste Schmerz. Vergebens waren die Tröstungen meiner Freunde, die, nur um mich zu beruhigen, jetzt selbst zu glauben vorgaben, was sie mir zu glauben stets ausgeredet hatten. Nur so gelang es ihnen, meine umflorten Blicke wieder auf die Bahn des Lebens zurückzulenken, die ich schon in Gedanken verlassen hatte. Eine lange Zeit hindurch zog ich mich ganz in mein Zimmer zurück, lebte mir allein selbst und Niemand durfte mehr von Dir zu mir reden.

Da, vor ungefähr einem Jahre, begann ich Deine Schriften von Neuem zu lesen und Dein letztes Werk gelangte in meine Hände. Alle meine verlorenen Hoffnungen lebten plötzlich wieder glänzend in mir auf. ›Das hat

Walther geschrieben, < sagte ich mir, > das kann kein Anderer geschrieben haben – in allen seinen Büchern liegt der unendliche Schmerz, ein Wesen verloren zu haben, welches er niemals wieder zu finden hofft, und wenn er in diesen Büchern das Verlorene einen Andern dennoch wiederfinden läßt, so drückt er damit bloß den geheimsten Wunsch seiner eigenen Seele aus. < – Es war damals Winter. Ich berief eines Abends meine Freunde zu mir und besprach mich mit ihnen; auch Bruno wurde unsere Unterredung vorgelegt. Er schüttelte den Kopf, wie er ihn immer geschüttelt hatte, wandte aber nichts dagegen ein, Schritte zu unternehmen, die Dich wiederzufinden zur Aufgabe hatten. Herr von Stahr reis'te nach Leipzig. Seine Unterredung mit dem Verleger war folgenlos. Der Mann that vollkommen seine Pflicht, wie Du ihn geheißest. Wir gelangten in den Monat Mai. Er war blüthenreicher und schöner, als je ein Mai in früheren Jahren, die ich erlebte hatte. Mich erfaßte mit einem Male eine glühende Sehnsucht nach den Orten meiner Kindheit; ich erzählte meinen Freunden so viel davon, daß sie endlich zuredeten, eine Reise dahin zu unternehmen. Auch Bruno war bereit, sich uns anzuschließen. Unsere Vorbereitungen dazu dauerten jedoch bis in den Monat Juni. Endlich reis'ten wir ab. O, ich brauche Dir meine Empfindungen nicht zu schildern, als ich die Gegenden wieder sah, wo wir so glücklich gewesen waren, Du wirst sie ohne meine Beschreibung nachempfinden können. Am 24. Juni stand ich an der Meierei des Neuen-Gartens und schaute sehnsüchtig nach dem jenseitigen Ufer hinüber.

Da sah ich jene Frau Wolter in einem Kahne die Richtung hierher einschlagen, ohne zu ahnen, in welcher genauen Verbindung sie mit Dir stand. Ach, wenn ich gewußt hätte, daß sie zu Dir ging! – Das heraufsteigende Gewitter hielt mich an jenem Tage von dem Besuche der Römerschanze ab. Am nächsten Tage aber fuhr ich mit Helenen hinüber. Was damals erfolgte, weißt Du bereits, ich kann mich also darüber kurz fassen. Meine Hoffnungen, daß Du lebstest, wurden merkwürdiger Weise dadurch erweckt und belebt, daß ich jenen Kirchhof besuchte und daselbst den mit meinem Namen bezeichneten Todtenstein fand. Aber ich gerieth dadurch nur in neues Irrsal. ›Wer kann diesen Stein gesetzt haben?‹ fragte ich mich. ›Walther? Nein! Woher könnte er glauben, daß ich todt bin?‹ – Da gab mir der Pfarrer die Auskunft, die Du kennst, und augenblicklich schlugen wir den Weg nach Deinem Hause ein. Ein Herr Brand war mir nicht bekannt, und warum solltest Du auch einen fremden Namen angenommen haben, wenn Du dieser Brand warst? Er befand sich auch nicht zu Hause, dieser Herr Brand, nach dem ich mich so genau wie möglich erkundigte und dennoch nichts erfuhr, was mich auf die richtige Spur geleitet hätte. Es blieb mir also nichts übrig als den Weg weiter zu verfolgen, den ich bereits einige Tage vorher durch Herrn von Stahr hatte einschlagen lassen und der mir den möglichst besten Erfolg versprach, nämlich an

den unbekanntem Verfasser jener Bücher selbst durch seinen Verleger zu schreiben. Was nun geschah, ist Dir bekannt, nur muß ich hinzufügen, daß ich, als Deine erste Antwort auf Herrn von Stahr's Brief anlangte, fast mit Bestimmtheit der Ansicht war, Moritz Brand sei Niemand anders als Walther Lund, denn aus jenem Briefe ging nicht allein hervor, daß Du der Verfasser der von uns gelesenen Bücher seiest, sondern auch, daß dieser Verfasser an jenem, uns Beiden so unvergeßlichen See wohne. Deine Handschrift gab mir dabei den geringsten Aufschluß, denn sie wich so bedeutend von Deiner früheren ab, daß sie mich sogar beinahe wieder in Zweifel versetzte.

Da wurde der zweite unter uns beschlossen, den Herr von Stahr nur abschrieb, während ich die eigentliche Verfasserin desselben war.«

»Ach, hätte ich davon eine Ahnung gehabt!«

»Du kannst Dir unmöglich die Spannung und Aufregung vorstellen, in der wir lebten, als dieser zweite Brief abgesandt war. Alle meine Hoffnungen lebten plötzlich in ganzer Macht wieder auf, beinahe sah ich meinen Triumph voraus und selbst Helene war entzückt, daß wir unserem Zwecke augenscheinlich so nahe gekommen waren. Nur Bruno blickte unstät und schüttelte immer noch ungläubig den Kopf. Daß Du aber kommen würdest, bezweifelte kein Mensch.«

»Wenn ich nun aber nicht gekommen wäre?«

»Dann wären wir selber zum zweiten Male zu Dir gekommen, denn Moritz Brand mußte ich wenigstens mit

eigenen Augen sehen, da ich ja nun wußte, daß er der Schriftsteller war, dessen Bücher mich in die neue hoffnungsvolle Lage gebracht, und das waren auch die stärkeren Mittel, die wir in unserem Besitze, Dich uns zu nähern, hatten, von denen Herr von Stahr mit Dir gesprochen, wie Du Dich erinnern wirst. Doch höre weiter. Wir zählten die Stunden, die Minuten, die verfließen möchten, bis Du unser Schloß erreichst; ich hatte keine Ruhe, keine Rast mehr, mein Herz flog Dir meilenweit auf den Schwingen des Windes entgegen. Ich bedauerte, Dich nicht eifriger, nicht dringender zur schnellsten Reise unmittelbar nach Dingelstein aufgefordert zu haben. Täglich begab ich mich mit Helenen auf den Weg, von woher wir Deine Ankunft erwarteten, während Herr von Stahr Dir auf einem anderen entgegenreiten mußte. Da brach der unvergeßliche Tag herein, an welchem mir vom gütigen Vater im Himmel das Glück verliehen ward, Dich wiederzusehen. Ich ging mit Helenen im Wildparke wie gewöhnlich spazieren, als wir Deinen kleinen Wagen von Weitem heranrasseln hörten. Athemlos stand ich still und lauschte dem langsam sich nähernden entgegen. Helene wollte mich beschwichtigen und einen andern Besuch vermuthen. Aber mein Herz schlug so heftig, daß ich ahnte, ja, daß ich wußte, was mir bevorstand. Da kam der Wagen näher und ein einziger Blick reichte hin, Dich schon aus der Ferne zu erkennen, trotzdem Du Dich nicht unbedeutend verändert hattest. Ach, meine Arme sehnten sich Dir entgegen, aber ich wußte ja nicht, ob Du das

frühere Gefühl noch für mich in Deinem Busen hegstest

—«

»Wie? Daran zweifeltest Du?«

»Nein, ich zweifelte nicht gerade, aber ich wollte mich bestimmt davon überzeugen. Rasch entfernten wir uns, damit Du mich nicht vorzeitig erkennen möchtest. Wir sandten Diener und Wagen nach der Stadt und ließen Dich holen. Unterdessen war Herr von Stahr zurückgekehrt und wir hielten schnell mit ihm eine kurze Berathung, in der alle unsere früher gefaßten Entwürfe ihre Bestätigung fanden. Ein Gefangener mußttest Du sein, damit Du nicht, nach Deiner Gewohnheit im Schlosse oder Parke umherschweifend, mich oder Bruno auf irgend eine Weise entdecktest und unerwartet unsere Pläne durchkreuztest. Sowohl Herr von Stahr wie Helene berichteten mir, daß Deine Haft Dir unerträglich scheinne, aber ich konnte sie Dir nicht erlassen. Durch einen Zufall, wie ihn oft das Gespräch herbeiführt, kam die Unterhaltung zwischen Dir und Helenen, die Du für die Gräfin Dingelstein hieltest, auf Deine Lebensbeschreibung. Meine Freundin war geschickt genug, sie Dir zu entreißen. Ach, mein Freund, jene Blätter zu lesen, war für mich das höchste Glück auf Erden, welches mir nächst der Vereinigung mit Dir noch erblühen konnte. Tag und Nacht saß ich und studirte ihren für mich so köstlichen Inhalt, und das Wichtigste daraus theilte ich Helenen und Bruno mit, die davon fast eben so sehr, wie von Deinem Wiedererscheinen betroffen waren. Dennoch freute sich der Graf aufrichtig; jetzt konnte er Dir ja seine lange

Reue und glänzende Dankbarkeit durch die That beweisen. Wir hielten im Ahnensaale eine Zusammenkunft und beschlossen einstimmig die letzte Handlung, um uns Dir zu erkennen zu geben; zugleich gelobte Bruno nochmals in Gegenwart seiner Schwester, des Herrn von Stahr und des Barons von Malte, sein mir gegebenes Versprechen zu halten, mich an Dich abzutreten und auf diese Weise unser Beider Glück für immer zu begründen. So wurdest Du in den Ahnensaal geführt, um Dich zuerst mit dem unangenehmeren Theil unserer Enthüllungen bekannt zu machen. Es glückte Alles, wie wir es vorausgesehen hatten. Dein Gespräch mit Bruno belauschte ich, wie ich jedes andere vorher mit Helenen belauscht. Hinter jenem Vorhange an der Thür verborgen und von Dir unbemerkt, hörte ich Alles, was Du mit meiner Freundin sprachest. Du hättest mich dabei sehen und die Fluth meiner Gefühle wahrnehmen sollen! Ich mußte eine ungeheure Gewalt anwenden, um nicht hervor und Dir in die Arme zu stürzen; denn Du warst ganz, vor wie nach, mein edler, treuer Walther, ich erkannte aus jedem Deiner Worte Deine unveränderte Liebe zu mir. O wie unaussprechlich glücklich machte mich diese Erfahrung! Nun wurde Alles auf Deine Zusammenkunft mit mir vorbereitet. Nur allmählig solltest Du an mein Leben erinnert werden, wovon Du keine Ahnung hattest, denn Helene hatte Dich absichtlich nach Mariannen gefragt, um Dich von der Wahrheit nur noch weiter abzuleiten und Dich um so unerwarteter zu überraschen. In jener Nacht, nachdem Du mit Bruno gesprochen und Dich mit ihm ausgesöhnt, und nachdem

wir erkundet, daß Du im tiefen Schlafe lagst, begaben wir uns aus meinem Zimmer, welches unmittelbar an das Deine stieß, in Dein Wohngemach. Ein bereit gehaltenes Licht erleuchtete matt Dein Schlafzimmer, da wir sehr bald wahrnahmen, daß Du das absichtlich von uns vorbereitete Nachtlicht ausgelöscht hattest. Athemlos horchten wir Beide – Du schliefest. Ich stellte mich in die Thür, die wir leise geöffnet, ähnlich gekleidet, wie Du mich zuletzt gesehen, um Deiner Erinnerung dadurch näher gerückt zu werden, rief ich Dich mit meiner Dir gewiß noch bekannten Stimme. Es schien uns sehr lange zu dauern, bevor Dir erwachtest. Endlich sah ich Dein Auge fragend, halb in Traume, halb im Wachen, auf mich gerichtet. Du breitetest die Arme nach mir aus – o wie gern hätte ich Dich an mein Herz gedrückt! Aber ehe Du etwas Weiteres unternahmst und vollends erwachtest, beeilten wir uns, zu entschlüpfen. Das Ende des Ganzen ist Dir bekannt. O welcher Schreck durchschauerte mich, als der Diener am nächsten Morgen mit Deinem Briefe in unser Zimmer trat. Ich war wie vernichtet. Doch Helene faßte sich augenblicklich und beschloß die Reise hierher, weshalb sie sich zu ihrem Bruder begab und denselben mit den Vorfällen der Nacht und mit unserm neusten Entschlusse bekannt machte. Er wollte zürnen, daß wir Dich so lange hingehalten, aber dennoch stimmte er uns bei, denn er sehnte sich, ebenfalls mit Dir zum Abschlusse zu kommen.«

»Erlaube, Anna, wie hättest Du die Entwicklung herbeigeführt, wenn ich im Schlosse geblieben wäre?«

»Ganz einfach, mein Freund, und bei Weitem nicht so romantisch, wie sie hier durch Zufall sich gestaltet hat. Wenn Du am nächsten Morgen in Dein Zimmer getreten wärest, hättest Du mich darin Deiner harrend vorgefunden.«

»O, ich Thor – ich schrecklicher Thor! Ich fühlte wohl, sobald ich nach Hause gekommen, daß ich etwas Unverantwortliches begangen; ich war mir zum ersten Male in Betreff der hinter mir liegenden Handlungen unklar und habe namenlos in den letzten Tagen gelitten – doch Du bist noch nicht zu Ende.«

»Aber beinahe. Sobald der Entschluß zur Reise gefaßt war, begab ich mich in Dein Zimmer. Ich fiel über Dein Lager her und küßte es unter heißen Freudenthränen. Ich berührte mit einer nie empfundenen Wollust alle Dinge, die in Deine Nähe gekommen waren. Da sah ich Deinen Koffer vor mir stehen. Ich besaß einen ähnlichen. Von diesem ließ ich den Schlüssel holen. Er paßte zu dem Deinigen. Ich schloß den Koffer auf und erkannte aus seinem durch einander geworfenen Inhalte, wie eilig Du Dich auf die Flucht begeben. Ich selbst ordnete ihn nun und legte eine Rose hinein, die Du auch gefunden hast, denn ich habe sie wohl an Deinem Fenster bemerkt. Dann bereiteten wir uns selbst zur Reise vor. Schon am Abend desselben Tages fuhren wir ab. Früh morgens traf ich in mit dem Pfarrer aus Glindow zusammen. Das weißt Du aber – und da bin ich – da bin ich, Geliebter, um mich nie wieder in diesem Leben von Dir zu trennen!«

Und sie öffnete weit die Arme und drückte ihn, in einen lauten Thränenstrom ausbrechend, an ihr von Wonne überfließendes Herz.

»Nur eine Frage noch habe ich auf den Lippen, Anna,« sagte Walther, als dieser süße Auftritt vorüber war. »Wenn nun der Mann, an welchen Ihr geschrieben hattet, dieser Moritz Brand, nicht Walther Lund gewesen wäre, was hättet Ihr dann angefangen?«

»Mein Freund! Er *war* es. Ist das nicht ein genügender Beweis, daß mein Herz das Richtige im Voraus geahnt und gefühlt hatte? Es konnte, es durfte kein Anderer sein und, Gott sei Dank! es *war* auch kein Anderer. *Wenn* es aber ein Anderer gewesen wäre, wie Du so fein und listig fragst, so sei überzeugt, wir hätten ihn, als er kam, artig begrüßt, höflich bewirtheet und an dem reinen Geist und dem edlen Herzen eines so einzigen und hochbegabten Mannes unsere Freude gehabt, minder zwar, als ich sie jetzt empfinde, da ich Dich wiederholt an mein Herz drücke, aber nicht weniger, als seine edlen Eigenschaften, die in seinen Werken offen zu Tage liegen, uns vorgeschrieben hätten. Bist Du nun mit meiner Erzählung zufrieden? Hast Du noch einen Zweifel, ein Bedenken – so sprich es aus.«

»Nichts von dem Allen, Anna, gar nichts! Ich bin glücklich, selig wie ein Unsterblicher, der das ewige Leben erschaut – o Anna!« Und er sank zu ihren Füßen und umklammerte ihre Kniee, wie damals, als er sich unter der alten Eiche von ihr auf so lange Zeit getrennt hatte.

Als Beide wieder ruhig genug geworden waren, um ihre Gefühle beherrschen zu können, nahm Anna ihren Hut vom Baume und setzte ihn auf die leicht geordneten Locken. »Jetzt komm, mein Freund,« sagte sie, »laß uns nach Deiner Wohnung eilen.«

»Warum denn schon so früh? Ach, wir sind ja kaum eine Minute allein gewesen!«

»Sind Dir die Minuten mit einem Male so lang geworden, mein Freund? Wisse, es muß bald Mittag sein und wir haben einen weiten Weg vor uns.«

»Ihr wollt doch nicht schon zur Pfarre zurückkehren?«

»Nein, Walther, heute Abend, ja, aber nicht früher. Wir müssen nach der Stadt –«

»Nach der Stadt? Warum denn das?«

»Weil Bruno uns erwartet.«

»Bruno? Ist denn der mitgekommen?« rief Walther, auf's Neue erstaunt, aus.

»Gewiß ist er mitgekommen. Er wohnt in einem Gasthofe, denn er will – das ist sein fester Entschluß – seine Angelegenheit mit Dir noch heute zu Ende gebracht sehen.«

»Muß das schon heute sein? Ach, wir sind ja so glücklich!«

»Je eher das beendet ist, um so vollkommener werden wir glücklich sein – meinst Du nicht auch?«

»Ja – ich meine wie Du – Du Herrliche, Unvergleichliche!«

Und sie schritten Arm in Arm den schattigen Weg zurück, den sie gekommen waren, .ald war Anna zur Reise

nach der Stadt gerüstet, wie die Anderen, die sie bereits erwarteten, es schon lange waren. Ein großer Kahn, von des Grafen Dienern herübergerudert, erwartete die Damen und Herren, und die prächtige Julisonne, die über ihren Scheiteln emporstieg, hatte kaum ihren höchsten Punkt am Himmel erreicht, als sie in Nedlitz landeten und einen vorgefundnen Wagen bestiegen, der sie mit sausender Schnelligkeit nach der Stadt brachte.

### SIEBENTES KAPITEL. DIE EINSIEDLERFAMILIE.

Der Gasthof in der Stadt war bald erreicht. Der Name desselben: Zum Einsiedler! brachte auf Walther Lund's weiches Gemüth einen tiefen Eindruck hervor, indem sich ihm die Betrachtung dabei aufdrängte, daß der Mann, zu dem er sich jetzt begab, um aus seinen Händen das höchste Gut in Empfang zu nehmen, was es für ihn auf Erden gab, von nun an zu derselben Einsamkeit und Abgeschlossenheit verurtheilt werden sollte, in welcher er selbst so viele trostlose Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Aber die Schicksale des Menschen sind wandelbar; kein Besitz ist dauerhaft. Heute gehören dem Einen die Schätze der Welt, die Fülle aller Freuden und das bewundertste Glück, und morgen schon dem Anderen. So tanzt die Welle des Lebens mit uns dahin, hebt uns und senkt uns, bis sie uns endlich auf den unsichtbaren Grund wirft, wo wir entweder als Perle dem Auge der Zukunft strahlen, oder als ein werthloses Atom der großen Schöpfung von den auflösenden Tropfen des Meeres vernichtet und verspült werden. –

Vor der Thür des Zimmers, in welchem sich der Graf Dingelstein aufhielt, trennte sich Herr von Stahr von der übrigen Gesellschaft und begab sich zu dem Baron von Walte, mit dem er noch Verschiedenes zu verabreden hatte, denn auch dieser alte Freund und Geschäftsführer des Grafen war zur Begleitung desselben und um den vorliegenden bedeutungsvollen Act seines Lebens abschließen zu helfen, mit auf die Reise gegangen. Anna aber trat zuerst in das Gemach ihres Scheingatten, und die beiden Anderen folgten ihr auf dem Fuße nach.

Bruno von Dingelstein saß auf seinem Stuhle, der ihn überall hin begleitete, an einem Fenster und hatte, wie es schien, schon auf das Erscheinen seiner Gäste gewartet. Er begrüßte die beiden Damen mit zärtlichem Händedruck, dann aber wandte er sich rasch von ihnen ab und faßte Walther Lund in's Auge. Dieser stand mit derselben eigenthümlichen Erregung, wie sie ihn immer ergriffen, wenn er vor den seltsamen Mann trat, den ihm das Verhängniß zum großen Trübsal, aber auch zur Belohnung seines reinen Herzens auf den Lebensweg geworfen, vor dem ihn anstarrenden Auge und blickte erwartungsvoll in dasselbe hinein, denn Bruno's Miene verrieth, daß auch in seinem Innern heftige Wallungen wogten, und so oft der Gefährte seiner Jugend das erschlaffte Gesicht des jugendlichen Greises betrachtet, niemals hatte er den unverkennbaren Zug einer weichen und ergebungsvollen Wehmuth so deutlich darauf ausgeprägt gesehen, wie heute.

»Walther Lund,« sagte er ernst und beinahe traurig, indem er dem Angeredeten seine von Schwäche zitternde Hand hinreichte, »da stehen wir wieder vor einander und vielleicht zum letzten Male in diesem Leben. Sie halten mich in Athem, mein alter Freund, das muß ich sagen, und stören mich aus meiner Ruhe und Bequemlichkeit auf, weil Sie, wie es scheint, nicht erwarten können, was man Ihnen zu sagen und zu bieten hat.«

»Nein, Herr Graf, das ist wohl nicht der Grund gewesen, der mich so eilig von Ihrer Schwelle getrieben hat, denn ich erharre seit Jahren in Geduld und männlicher Fassung, was mir Gott in seiner unendlichen Güte jetzt in die Hand geben zu wollen scheint. Ich bedaure sogar aufrichtig, Ihnen wider mein Verschulden die Last dieser Reise aufgebürdet zu haben.«

»Ach, wenn es weiter nichts wäre! Das Reisen, wie man es jetzt so bequem und schnell unternimmt und zu Ende bringt, strengt mich nicht an, im Gegentheil, es zerstreut mich und vertreibt mir die Langeweile, an der ich, wie früher, immer noch leide und – in Zukunft wahrscheinlich erst recht leiden werde. Ach ja, das Leben ist viel zu lang für ein menschliches Herz, wie das meine, Sie haben mir ein viel zu weites Ziel gesteckt – wissen Sie noch? O! – Aber, Walther Lund, lassen Sie uns zur Sache schreiten, die vor uns liegt; fassen wir einmal das Unumgängliche in's Auge und zahlen wir die Rechnung schnell, wenn das Glück genossen und die Summe gezogen ist. Nun, Walther, habe ich vor einigen Tagen nicht auch einmal Recht

gehabt, als ich sagte: ich sei ein reicher Mann, viel reicher, als Sie dächten? Kann ich Ihnen nun von meinen Gütern einen Theil geben, oder nicht? Oder sollten Sie auch jetzt noch mit Ihrem ganz eigenthümlichen Stolze zurückweisen, was ich Ihnen als einen Schatz – für Sie von namenloser Größe – Jahre lang aufbewahrt habe?«

»Wenn ich gewußt hätte, Herr Graf, was Sie neulich unter dem Ausdrücke *reich* verstanden, ich würde keinen Stolz gezeigt, vielmehr die äußerste Demuth an den Tag gelegt haben, denn in der That, Schätze von solcher Bedeutung, wie Sie besaßen, kann man nur mit kindlichster Demuth vor Gott entgegen nehmen –«

»O Walther!« unterbrach ihn Anna, er aber fuhr fort:

»Und mit dieser Demuth ausgerüstet, jetzt und immer, stehe ich vor Ihnen und erwarte, was Sie mir im Namen Gottes zu sagen haben.«

»Wohl! Sie waren immer nur stolz, wenn Sie geben konnten, und demüthig, wenn Sie nehmen mußten, das hat mich oft gereizt, weil ich nicht die Kraft fühlte, es Ihnen darin gleich zu thun. Aber, Walther Lund, ich bin Ihnen viel schuldig geworden – die Jahre haben die Zinsen zu einem Capital anwachsen lassen – und noch einmal erkenne ich laut und öffentlich an, daß ich Ihnen eine große, nie dagewesene Genugthuung schuldig bin; da ich aber nicht weiß, wie lange ich noch geben kann, so will ich gleich geben. Anna, Gräfin Valeska, ist es Ihr freier Wille, diesen Mann, Walther Lund mit Namen, zu Ihrem Gatten zu nehmen?«

»Ja, Herr Graf!«

»Walther Lund, ist es Ihr höchstes Glück, dieses schöne Weib, die Gräfin Anna Valeska, zur Gattin zu nehmen?«

»Ja, Herr Graf!«

»So gebt mir Eure Hände!« – Und indem er Beider Hände in einander legte und die seinige fest darauf gepreßt hielt, sagte er langsam und feierlich: »Da habt Ihr, was Ihr so lange wünschtet – Euch selbst. Ich fühle mich glücklich, von Gott – an den ich jetzt ehrlich glaube – auserlesen zu sein, dieses Bündniß zweier so vortrefflicher Menschen, wie Ihr seid, zu Stande zu bringen, indem ich mich selbst eines unschätzbaren Gutes beraube, um Euch, die es mehr verdienen als ich, das größte Glück des Lebens zukommen zu lassen. Wie, seid Ihr zufrieden mit mir? Habe ich meine Schuld abgetragen, Walther Lund?«

»Ja, Sie haben mehr gethan, als irgend ein Mensch thun würde, wenn er in gleichen Verhältnissen mit Ihnen wäre.«

Anna konnte nicht antworten, sie dankte dem Grafen mit einem Händedruck und fiel dann seiner Schwester weinend um den Hals. Graf Dingelstein wurde ebenfalls weich, er hustete laut und sehnte sich nach dem Ende des Auftritts. »Kinder,« sagte er – »nun laßt es gut sein – ich liebe das nicht – macht, daß Ihr fortkommt und laßt mich allein – für alles Uebrige werde ich sorgen. Die Papiere, die Euch freisprechen, sollen sobald wie möglich in Eure Hände gelangen – seid glücklich – seid zufrieden und – und – nun laßt mich allein!«

Und die eine Hand vor seine Augen haltend, als wolle er die Rührung, die ihn übermannte, damit verbergen,

winkte er mit der anderen, daß sie gingen, und sie befolgten den Wink, nachdem sie ihm noch einmal herzlich die Hand gedrückt hatten.

---

Am nächsten Tage herrschte in der Einsiedelei am See ein ungewohntes reges Leben. Verschiedene Arbeiter, durch Herrn von Stahr herbeigerufen, waren erschienen, um das Innere des kleinen Hauses in einen soartigen Musensitz wie möglich umzuwandeln, denn man hatte beschlossen, den Sommer über in ungestörter Gemeinschaft daselbst zuzubringen und die Sendung jener Papiere abzuwarten, die der Graf beim Abschiede ihnen baldigst verheißen hatte. Während die Damen und Herr von Stahr nun einstweilen im Pfarrhause zu Glindow ein Unterkommen gefunden, und Walther im Forsthouse sein früheres Zimmer bezogen, schmückten die fleißig arbeitenden Tapezierer, Tischler und Maler Frau Wolter's Häuschen auf das freundlichste und behaglichste aus. Schon in acht Tagen konnten die Damen wieder das obere Stockwerk beziehen, während Herr von Stahr ein Zimmer im Unterhause einnahm, Frau Wolter selbst aber, die auch jetzt noch zu ihrer Freude und im stolzen Gefühl ihrer Würde die Schaffnerin machte, sich nebst einer Dienerin der Damen mit einem kleinen Raume neben der Küche begnügen mußte. Walther blieb jedoch im Forsthouse wohnen, aber wir dürfen voraussetzen, daß er jetzt nur wenige Zeit daselbst und bei seiner Arbeit verlebte,

denn die Bewohnerinnen der Einsiedelei nahmen seinen ganzen Tag in Anspruch, und wohl Keines von ihnen Allen gab sich in dieser Zeit einer regelrechten Beschäftigung hin. So führten denn diese durch die innigste Liebe und Freundschaft so eng verbundenen Personen ein Leben, wie man es selten heut zu Tage führen sieht. Eine Familie bildend, in der weder Zwietracht noch Sorge haus't, in deren Mitte nur Frohsinn und Glück lebt, zurückgezogen von dem Lärm der nichtigen Welt, schufen sie sich eine Idylle, wie sie kein Dichter schöner erdenken, noch viel weniger beschreiben kann. Und rings um die einsame Hütte her war der einsame Wald plötzlich auf wunderbare Weise belebt; reizende Gestalten schritten singend und jubelnd durch die stillen Gebüsche oder lagerten im Schatten der alten Bäume, und ihre fröhlichen Zurufe, wenn sie sich liebevoll und zärtlich begrüßten, konnte man oft und weit im Widerhall über den lauschenden See hin erklingen hören. Und auch die Wellen dieses gewöhnlich in tiefer Stille ruhenden Sees bevölkerten sich. Nachen, von den willigen Händen der Diener gerudert, flogen herüber und hinüber und trugen glückliche Menschen, wie sie die Laune trieb, von Ort zu Ort, so daß sie mit den Nymphen in den Gewässern in Seligkeit und Frieden hätten wetteifern können.

So verstrichen wie im Fluge einige Monate, und der Herbst nahte allmählig heran und dunkelte die Blätter und trocknete Blumen und Gräser ein, während ein kühlerer Wind über die sich kräuselnden Wasser fuhr und ächzend in den sich beugenden Föhren und Eichen erstarb. Aber

die Bewohner der Einsiedelei bemerkten den Wechsel der Jahreszeit kaum, in ihnen glühte die ewige Frühlingswärme der Liebe und Neigung, denn ihre Herzen hatten im Leben kältere Winde und heftigeren Sturm siegreich überstanden. Obwohl in zweien dieser glücklichen Menschen noch eine innigere Sehnsucht keimte? Wir wissen es nicht, aber wir glauben es wohl annehmen zu dürfen. In Worten wenigstens verrieth sich diese Sehnsucht nie, höchstens sprachen ihre Blicke aus, was ihr Herz höher klopfen machte, aber diese Blicke, ach! sind ja nur für Die, denen sie gesendet werden, und der Lauscher, wie wir es von Anfang an gewesen sind, darf niemals verrathen, was er in ihren sprühenden Blitzen Sehnsuchtsvolles und Woneschauerndes wahrgenommen hat.

Eines Tages aber war Walther nach der Stadt gegangen, um irgend ein Geschäft zu Ende zu bringen. Als er, eiliger noch denn sonst, zurückkehrte und über den See ruderte, sah er dicht am Ufer die wohlbekannte Gestalt seiner Anna stehen, die ihn mit Sehnsucht zu erwarten schien. Sie winkte schon von Weitem herüber, indem sie mit Worten und Händen freundliche Grüße sandte. Endlich legte der Kahn an und Walther sprang leicht beschwingt an ihre Seite.

»Nun, Anna, was giebt es, daß Du so fröhlich bist? Sieh, es wird kühl am Wasser und Du hast doch schon längst die frühere Neigung verloren, ein Fisch zu sein, nicht wahr?«

»Wenn Du mich mit Deinem Netze fangen willst, mein Lieber, so bin ich auch jetzt noch dazu bereit, sonst aber

danke ich für das kalte Element. – Nun rathe aber einmal, was ich hier habe!« – Und auch sie hielt etwas in der Hand, das sie, es hinter sich haltend, den Blicken des aufmerkenden Mannes verbarg. Es war das dritte Mal für Walther, daß ein weibliches Wesen ihm in solcher Stellung vor Augen trat, aber wir dürfen wohl mit Recht voraussehen, daß ihm diesmal das verborgene Schicksal angenehmer däuchte, als in früheren Tagen.

»Was kannst Du haben?« fragte er und erröthete stark, da er bemerkte, daß auch Anna's Wangen plötzlich ein höherer Purpur überzog. Und leise sich an ihn schmiegend, ihren linken Arm voll um seinen Hals legend, überreichte sie ihm mit der Rechten ein Packet, welches bereits geöffnet war, denn es trug die Adresse Herrn von Stahr's.

»Ist es von Bruno von Dingelstein?« fragte Walther zögernd.

»Es ist von ihm –«

»Sendet er, was er versprochen?«

»Ja, und noch außerdem seinen Segen –«

»Anna!«

»Walther!«

Und als wäre es das erste Mal, daß es im Leben geschah, so innig und von gleicher Flamme durchzückt, fielen sie einander in die Arme und gaben sich, ohne weiter ihren inneren Zustand mit Worten zu bezeichnen, ohne Widerstand dem wonnevollen Bewußtsein eines neu beginnenden Lebens hin.

Nach längerer Weile schauten sie wieder auf, und da sie keinen Beobachter ihrer Gefühle wünschten, schlugen sie langsam, im Innern übereinstimmend und demselben Triebe gehorchend, den Weg nach dem einsamen Walde ein.

Lange sprachen sie nicht; mit verschlungenen Armen, ohne Ziel und Absicht, wandelten sie ruhig weiter; auch ihre Blicke suchten sich heute nicht wie sonst, vielmehr hafteten sie fest am Boden, über dessen schwellendes Moos sie voller Empfindung aber ohne Worte schritten. Endlich faßte sich Walther zuerst, erhob sein dunkles Auge zu der Geliebten seiner Seele und sagte leise:

»Anna! So wäre also unser Geschick für diese Welt entschieden und besiegelt?«

»Es ist, wie Du sagst, mein Walther!«

»Und wann – wann –?« Er konnte nicht weiter sprechen, nichts sehen, nichts begehren, denn sein Auge schwoll über von Thränen, wie immer, wenn er zu unaussprechlich selig war.

Da schaute Anna mit blitzendem Auge ihn an, ihr Busen hob sich und, indem sie ihre Hand gegen den blauen Himmel, ihren einzigen Zeugen, ausstreckte, sagte sie ruhig und fest: »Walther! Wenn Gott will – und Du willst – Anna ist Euch Beiden niemals entgegen gewesen!«

---

Schon am nächsten Tage gegen Abend, als die Schatten sich tiefer in die Wälder senkten, der See und die

Fluren schlummerten und die Menschen von ihrer Arbeit an den heimatlichen Heerd bereits zurückgekehrt waren, ging in der kleinen Dorfkirche zu Glindow eine ernste und doch überaus glückliche Feier vor sich. Der junge Pfarrer segnete ein Paar ein, wie es noch nie so schön und zärtlich vor jenem Altare gestanden, ein Paar, dessen wunderbare Lebensverwicklungen im Umkreise jenes Dorfes begonnen hatten und nun auch beendet wurden. Aber die jungen Gatten fühlten auch tief, was ihnen zu Theil ward, und dankten mit vollem und ergebenem Herzen Gott dafür. Als die Trauung zu Ende war, sah man die Gräfin Helene und Herrn von Stahr sogleich einen Wagen besteigen und davon fahren, während Walther und Anna, Arm in Arm geschlossen, den alten Kirchhof betraten und im Glanze des heraufsteigenden Mondes und ihres treuen Gestirnes, am Grabe der frühzeitig Dahingegangenen, des frommen Vaters und der theueren Schwester, ein Gebet aus tief bewegtem Herzen sprachen. Lange lagen sie neben einander auf den Knien, wo früher nur immer Einer gelegen hatte, und wir dürfen annehmen, daß ihre heutigen Gebete nicht aus weniger ergriffenen Seelen kamen, als alle früheren, die hier aus einer Menschenbrust gegen den gnadenreichen Himmel aufgestiegen waren.

Tief war die Dämmerung schon herabgesunken, als sie, zum ersten Male ohne alle Worte, durch den düster beschatteten Wald neben einander gingen und sich auf wohlbekanntem Wege ihrem Asyle, der Einsiedelei, näherten. Sie fanden die Thür offen, aber Niemand ließ sich vor ihnen sehen, denn Frau Wolter war angewiesen, zu

handeln, wie sie jetzt that. Erst heute zog Walther wieder in seine einsame Wohnung ein, aber sie war ihm nun nicht mehr einsam, denn sein Stern, der ihm bisher nur am Himmel geleuchtet, war in körperlicher Schönheit und Milde zur Erde herabgestiegen und glänzte, herrlicher als je, an seiner Seite.

Beide traten geräuschlos in die obere Wohnung, die so freundlich, so heimisch, so behaglich eingerichtet war, wie eine so einsame Wohnung an einer so schönen Stelle nur eingerichtet sein konnte. Lustig flackerte ihnen der Schein des gastlichen Feuers aus dem Kamine entgegen und färbte die Gluth ihrer strahlenden Gesichter höher und überirdischer.

»Da sind wir, Anna,« sagte Walther mit beklommenem Athem und bebender Stimme, »da sind wir endlich an die Schwelle unserer wirklichen und lange ersehnten Heimath gelangt. Darf ich mich niederlassen und ruhen von der langen fruchtlosen Arbeit meines dunkelen Lebens?«

Anna faßte seine Hand und küßte ihn. »Lasse Dich nieder und ruhe, mein Freund! Wohl mir und Dir, daß ich Dich bei mir willkommen heißen kann! Siehe, ich habe Deinen Wunsch erfüllt und eingewilligt, so lange diese kleine Wohnung mit Dir zu theilen – als – als Du sie nicht langweilig finden wirst –«

»Anna!« rief der Ueberglückliche und schloß die lächelnde Gattin liebevoll in seine Arme.

Ob Walther wohl Langeweile bei einem solchen einsiedlerischen Leben empfand? Wir wissen es nicht. Nur so viel wissen wir, daß der Herbst und auch der Winter verging, und daß die Liebenden, denn das waren sie unwandelbar geblieben, wie sie es nicht anders sein konnten, noch immer allein und abgeschieden von aller Welt am stillen See wohnten. Aber als der Frühling grüßend über die Wellen daher fuhr, die Blätter knospeten und die Nachtigallen ihr wonniges Lied hören ließen, da klopfte eines Tages auch Herr von Stahr an ihre Thür und meldete, daß die größere Einsiedelei, die er ihnen gesucht und eingerichtet, zu ihrem Empfange bereit stehe.

Nur eine gute Stunde von dem Schweizerhäuschen entfernt, war ein schönes und stattliches Gebäude, ebenfalls am Ufer der Havel und in einer nicht minder schönen Gegend gelegen, zu kaufen gewesen. Herr von Stahr hatte es im Auftrage Walther's und Anna's erworben und nach ihrem Geschmacke und ihren reichen Mitteln gemäß würdig ausgeschmückt. In dieses Haus zogen sie Alle ein, sogar Frau Wolter war die Begleitung gestattet, denn sie mochte nicht wieder allein und ohne ihren lieben Herrn bleiben, den sie immer noch wie früher als ihr unantastbares Eigenthum betrachtete.

Das kleine Häuschen am See blieb einsam, aber nicht verfallen, stehen, wie bisher. Kein dämmernder Lichtschein fiel bei Nacht aus seinen epheuumrankten Fenstern auf den schlummernden See und kein fröhliches Hundegebell hallte im dämmernden Walde wieder, denn auch Sultan war, zum Lohne seiner Treue, mit in die neue

Wohnung übergesiedelt. Nur von Zeit zu Zeit that sich seine kleine Pforte auf, wenn ein glückliches Paar einen Ausflug an den See unternahm, um in der lebensvollen Gegenwart noch einmal der dunkelen Vergangenheit zu gedenken und mit sich und seinem Schöpfer ungestört allein zu sein. Oft, sehr oft besuchten sie es, und immer wieder dufteten ihnen die Blumen ihres Glücks so lieblich und köstlich entgegen, wie von Anfang an. Wenn sie dann des Abends in ihr glänzendes Haus heimkehrten und den Freunden, die bei ihnen wohnten, erzählten, wie traulich schön es am See und im Walde sei, dann wußten diese, daß das eben so viel hieß, als: Freunde, Genossen, wir sind zwei namenlos Glückliche, wir haben das Paradies schon auf Erden gefunden. –

Eines Tages aber, es war in den ersten Wochen des nächsten Sommers, saßen die vier Freunde auf dem schönen Balkon, der über dem Havelstrom hing und die weiteste Fernsicht über die ruhenden Gewässer und die jenseitigen bewaldeten Höhen gestattete. Da hörten sie einen Wagen schnell vor das große Thor fahren, welches an der hinteren Seite des Hauses lag, und gleich darauf ein ungewohntes Geräusch auf Treppen und Fluren sich bis zu ihnen hin Bahn brechen. Verwundert schauten sie Alle auf, wer ihnen so unerwartet einen Besuch zugebracht haben möchte. Aber wie erstaunten sie, als Bruno von Dingelstein, auf zwei Diener gestützt, und von Herrn von Malte begleitet, in den Saal trat und sie schon von Weitem herzlich zu begrüßen bemüht war.

»Kinder!« rief er, zum ersten Male, so lange ihn Walter kannte, vor Rührung und innerer Bewegung in Thränen ausbrechend – »Kinder, da bin ich! Ich konnte es nicht länger aushalten, in der Welt so ganz allein zu stehen. Wo sind mir Freunde und Genossen, wenn Ihr es nicht seid! O – meine Gruft im Schlosse von Dingelstein, wo meine Väter liegen, wird meine Gebeine beherbergen, wenn ich nicht mehr am Leben bin, und die Wände meines Ahnensaals schmückt schon jetzt das Bild des letzten Grafen von Dingelstein. So lange ich aber noch lebe und athme, laßt mich bei Euch bleiben, denn seitdem ich Euch zum letzten Male gesehen, habe ich erfahren, was es heißt, Freunde auf der Erde zu haben und sie verlassen zu müssen. Also nehmt mich auf in Eurer Mitte und gönnt mir die friedliche Ruhe, die ich nimmer und nirgends im Leben gefunden habe.«

Kaum waren diese Worte gesprochen, da thaten sich genug liebende Arme auf, den gebrechlichen Mann mit aufrichtiger Neigung zu umfassen; er aber ruhte darin von seinem Kummer und seinem Elende aus, denn auch die Reichen und Vornehmen haben Beides auf der Welt, wenn die Augen dieser Welt es auch nicht immer sehen und erkennen.

Jahre lang noch lebte er heiter und zufrieden unter seinen Freunden, die mit diesem Namen zu nennen er sich wahrlich ein Recht erworben hatte. Oft sah man ihn in seinem Rollwagen durch die stillen Gänge des Neuen-Gartens fahren und die balsamische Luft seiner Blumen und Kräuter mit Wohlgefallen einathmen; gewöhnlich

aber saß er auf dem Balkone über dem Flusse und schaute träumerisch still über die fluthenden Wasser, die von Insel zu Insel zogen und Himmel und Erde in ihrem Schooße widerspiegelten. Was er da dachte und fühlte, wir wissen es nicht, aber an seine verlorene Jugend durfte ihn Niemand erinnern, denn ein inneres Grauen vor sich selber befahl ihm, wenn er an vergangene Zeiten und Erlebnisse zurückdachte. Um seinen Stuhl sah er noch den Erstgeborenen Walther's und Anna's spielen und er freute sich über das schöne schwarzlockige Kind, als wenn es sein eigenes Blut und Leben wäre, das munter und seelenvoll in ihm sprudelte. Zumeist war er in der Gesellschaft seines viel älteren Freundes von Malte, der alle Tage eine Partie l'Hombre mit ihm spielte und ihn nur verließ, um sich stundenlang in das klare Wasser der Havel zu legen, denn alle übrigen Kuren hatte er beseitigt, die Wasserkur allein war seine zuverlässige Trösterin geblieben. Ob sie ihn von seinen Leiden befreite, wissen wir nicht, doch hoffen wir es, obgleich wir es kaum glauben dürfen. Als Bruno von Dingelstein aber endlich starb und man sein Testament öffnete, fand es sich, daß er alles Gut, worüber er verfügen konnte, Walther Lund und seinen Kindern vererbt hatte, indem er es aussprach, daß er noch im letzten Augenblicke seines Lebens gefühlt habe, wie wehe er ihm einst gethan, und daß er nur die eine Freude mit in's Grab nehme, daß sein ehemaliger Begleiter durch seine Hand abgehalten worden sei, ein Pfaffe zu werden, wozu er sich so wenig geeignet, wie er selber zum Einsiedler.

Wenn nun aber die heiße Sommersonne des Abends sich auf die Fluren und Wogen senkt und die ganze Natur in süßer Wollust ruht, um sich am Thau der aufsteigenden Nacht zu laben, dann sehen wir oft eine schöne Gondel vom Ufer sich lösen und zwei namenlos Glückliche ihren Bord besteigen. Vom leichten Abendwinde getrieben, kreuzt das schaukelnde Fahrzeug auf den Wassern umher und vier Augen schauen daraus hervor, in denen das Glück des Lebens im reinsten Strahle sprüht und glänzt. Sie grüßen von ferne die grünen Gestade und schattigen Bäume und nehmen mit verständlicher Lust die Gedanken und Empfindungen entgegen, die ihnen von Jugend an diese Stimmen der Natur gesprochen und gesungen haben.

Wer von den gefühlvollen Besuchern des Neuen-Gartens hat diese Gondel nicht oft über die breite Wasserfläche des Jungfernsee's gleiten gesehen? Wohl, aber er kannte nie die Glücklichen – die weit vom Geräusche der Welt entfernt, nur sich und ihrem Frieden lebten und deren Schicksale wir hier zu beschreiben versucht haben. Ach, wenn es uns nicht gelungen ist, den Umfang und die Tiefe ihrer glückseligen Empfindungen wiederzugeben, so habe man Nachsicht mit unserer Schwäche, denn an unserm guten Willen lag es nicht, das Leben und die Herzen dieser Menschen wahr und treffend zu schildern. Wenn einem Schriftsteller, wie Walther Lund es ist, von

der Vorsehung die Gabe verliehen ward, die mannigfachen Wunder der Gottesnatur zu erkennen, zu empfinden und zu beschreiben, und wenn es ihm vergönnt war, in seinem gemüthlichen Hause, in das er, vom Schauen, Denken und Schreiben oder von einem weiten Gange ermüdet, täglich voller Sehnsucht zurückkehrt, ein so süßes Weib wie Anna an seiner Seite zu finden – dann freilich kann man von solchem Schriftsteller sagen: er führe ein beneidenswerthes Leben, denn ein herrliches Loos, an Talent und Glück gleich reich, sei ihm zu Theil geworden. Ach! aber nicht Allen, die mit ihm nach einem Ziele streben und denen das Herz von Poesie und Liebe klopft, ward wie ihm die Zauberpforte des Glücks aufgeschlossen, nicht Allen wie ihm es verliehen, aus dem Grabe das Leben erstehen zu sehen und so einen Theil des helleren Jenseits schon hier im dunkelen Diesseit zu finden.

Habet also Nachsicht, Ihr freundlichen Leser, und nehmet auch diesmal den guten Willen für die That; kritelt nicht, wie Ihr so oft gekrittelt habt, sondern empfindet, was wir empfunden haben, als wir in einer ruhigen Stunde unseres unruhigen Lebens diese Zeilen mit dem Wunsche zu schreiben unternahmen, auch Euch durch die Mittheilung eines glücklicheren Geschicks eine trübe Stunde in eine heitere umzuwandeln.